



GOEDOC - Dokumenten- und Publikationsserver der Georg-August-Universität Göttingen

2011

Gabriele Schramm

Widmung, Leser und Drama

Untersuchungen zu Form- und Funktionswandel der Buchwidmung im 17. und 18.
Jahrhundert

Die Veröffentlichung der elektronischen Ausgabe erfolgt mit freundlicher Genehmigung des
Verlags Dr. Kovač, Hamburg, 2010. Die Rechte liegen beim Verlag Dr. Kovač.

Schramm, Gabriele:
Widmung, Leser und Drama : Untersuchungen zu Form- und Funktionswandel der Buchwidmung im 17.
und 18. Jahrhundert
Göttingen : GOEDOC, Dokumenten- und Publikationsserver der Georg-August-Universität, 2011

Zugl.: Göttingen, Univ., Diss., 2000

Gedruckte Ausgabe erschienen im Verlag Dr. Kovač, Hamburg, 2003, ISBN 3-8300-0879-1

Verfügbar:

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl/?webdoc-2857>

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Es steht als freie Onlineversion über den GOEDOC – Dokumentenserver der Georg-August-Universität Göttingen bereit und darf gelesen, heruntergeladen sowie als Privatkopie ausgedruckt werden. Es ist nicht gestattet, Kopien oder gedruckte Fassungen der freien Onlineversion zu veräußern.

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Zusammenfassung:

Die Arbeit versteht sich als Beitrag zur Geschichte der Buchwidmung von Opitz (1625) bis Klopstock (1769). Anhand von Widmungen Moschenroschs und Lohensteins im 17. Jahrhundert wird der Bogen bis zu Gottsched, Klopstock und Wieland in das 18. Jahrhundert gespannt. Die Erkenntnisse zu Bücherwesen, literarischer Kommunikation, Poetik und Rhetorik der Zeit schließen eine Forschungslücke in der deutschen Literatur der frühen Neuzeit. Ergänzt wird die Arbeit durch den Abdruck der Widmungstexte.

Gabriele Schramm

Widmung, Leser und Drama

*Untersuchungen zu
Form- und Funktionswandel der Buchwidmung
im 17. und 18. Jahrhundert*

Verlag Dr. Kovač

VERLAG DR. KOVAČ

Arnoldstraße 49 · 22763 Hamburg · Tel. 040 - 39 88 80-0 · Fax 040 - 39 88 80-55

E-mail info@verlagdrkovac.de · Internet www.verlagdrkovac.de

D 7 Göttinger philosophische Dissertation



Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISSN 1610-8604
ISBN 3-8300-0879-1

Zugl.: Dissertation, Universität Göttingen, 2000

© VERLAG DR. KOVAČ in Hamburg 2003

Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, fotomechanische Wiedergabe, Aufnahme in Online-Dienste und Internet sowie Vervielfältigung auf Datenträgern wie CD-ROM etc. nur nach schriftlicher Zustimmung des Verlages.

Gedruckt auf holz-, chlor- und säurefreiem Papier Alster Digital. Alster Digital ist alterungsbeständig und erfüllt die Normen für Archivbeständigkeit ANSI 3948 und ISO 9706.

VORWORT

Die Buchwidmung war im 17. Jahrhundert so verbreitet, daß der Zeit eher ihr Fehlen als ihr Vorhandensein erklärungsbedürftig erschienen wäre. Was macht das 17. Jahrhundert zu einem Jahrhundert der Buchwidmung in der deutschsprachigen Literatur? Unter welchen Umständen lebt die Buchwidmung im 18. Jahrhundert fort und wie verändern sich ihre Formen und Funktionen?

Diese Arbeit versucht, ein detailliertes Bild der Buchwidmung des 17. und 18. Jahrhunderts in ihren historisch-politischen, sozialen, dichtungstheoretischen und gattungsspezifischen Zusammenhängen zu zeichnen. Anhand der Widmungen zum Trauerspiel im 17. Jahrhundert — der angesehensten Gattung der Literatur dieser Zeit — soll gezeigt werden, was die Widmung für die höfisch-gelehrte Literatur zu leisten vermochte. Der Würde der Gattung entspricht die Würde der Adressaten: sie waren die politischen Repräsentanten ihrer Zeit. Die mehrere Seiten umfassenden Widmungstexte in Prosa oder Versen spiegeln die Beziehungen zwischen Autor, Werk, Adressat, Leser und Publikum wider.

Der Brauch der Widmung wird im 17. Jahrhundert nicht in Frage gestellt. Im 18. Jahrhundert wird freilich die Widmungskritik unüberhörbar. Zwar wird die Widmungspraxis zur dramatischen Gattung fortgesetzt, jedoch mit veränderten Interessen und neuen Zielen. Das Selbstverständnis des widmenden Dichters wandelt sich, sein Selbstbewußtsein tritt deutlich zutage. Das veränderte Verhältnis des Autors zu seinem Publikum bewirkt einen Funktionswandel der Widmung. Das Publikum wird durch eine Vorrede angeredet, die Widmung an einen Einzelnen wird letztlich

überflüssig: man schreibt, wie Wieland und Schiller, für ein unbekanntes Publikum, die ‘Welt’. Die herausragende Bedeutung der Widmung für Autor, Leser und Publikum geht damit unwiderruflich verloren.

Die Geschichte und Entwicklung der Buchwidmung wird von Opitz (1625) bis Klopstock (1769) beschrieben und ihr Funktionswandel untersucht. Fortzufahren wäre mit Schiller, dessen Widmungen zu seinen Jugenddramen ‘Fiesko’ und ‘Kabale und Liebe’ für Tradition und Wandel der Widmung am Ausgang des 18. Jahrhunderts stehen.

Die Geschichte der Buchwidmung ist lang, wechselvoll und in einigen wesentlichen Teilen noch zu schreiben. Einen Beitrag zu dieser Geschichte der Buchwidmung im 17. und 18. Jahrhundert will diese Arbeit leisten. Sie ist von der Göttinger Philosophischen Fakultät im Wintersemester 2000 als Dissertation angenommen worden.

Der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg danke ich für die Bereitstellung unveröffentlichter Handschriften Klopstocks. Für Hinweise und freundliche Förderung danke ich Wilfried Barner und Siegmund Döpp. Vor allem aber habe ich meinem Lehrer Christian Wagenknecht zu danken, der mich mit Anregung, Rat und Ermunterung einen langen Weg begleitet hat.

Aus naheliegenden Gründen wird dieses Buch *nicht* gewidmet.

Göttingen, November 2002

Gabriele Schramm

INHALT

VORWORT	V
EINLEITUNG	1
1 DAS WIDMUNGSWESEN IM 17. JAHRHUNDERT	13
1.1 Zur Widmungspraxis	13
1.1.1 Widmungsbrauch seit der Antike	13
1.1.2 Widmungsverfahren	19
1.1.3 Belohnung	24
1.2 Widmung und andere Rahmenstücke	31
1.2.1 Die ein- und ausleitenden Formen des barocken Buchs: ‘Rahmenstücke’	31
1.2.2 Vorrede	92
2 ZUR RHETORIK DER WIDMUNG IM 17. JAHRHUNDERT	111
2.1 Schreibart der Widmung	111
2.1.1 Die Widmung als Brief	111
2.1.2 Regeln der Widmung	120
2.1.3 Kunst der Widmung: Unterscheidung, Angemessenheit und ‘gute Erfindung’	133
2.2 Zur Funktion der Widmung	140
2.2.1 Logaus Epigramm ‘Zuschriften der Bücher’	140
2.2.2 Schutz	146
2.2.3 Kritik des Schutzes: ‘Nutz’	163
2.3 Die Wahrheit der Satire	176

2.3.1	Die ‘gute Erfindung’ in Poetik und Rhetorik	176
2.3.2	Moscheroschs Widmung: der Adressat und die Fruchtbringende Gesellschaft	181
2.3.3	Die „Warheit“ der Satire	205
2.4	Erfindung und Zweck der Widmung	217
3	WIDMUNG UND TRAUERSPIEL IM 17. JAHRHUNDERT	223
3.1	Zur Theorie des Trauerspiels	223
3.2	Lohensteins Trauerspielwidmungen	251
3.2.1	Lohensteins Widmungen im Spiegel seiner Zeit: Formen und Adressaten	251
3.2.2	Spiel und Unbestand des Menschen: Lohensteins Widmung zur ‘Sophonisbe’	270
3.3	Lohensteins Widmung zum ‘Ibrahim Sultan’	302
3.3.1	Widmungsanlaß: die Hochzeit Kaiser Leopolds mit Claudia Felicitas	302
3.3.2	Bild und Bedeutung: der Kupfertitel zum ‘Ibrahim Sultan’	308
3.3.3	Der Widmungsbrief	316
3.3.4	Trauerspiel und Widmung	354
3.3.5	Zur Funktion von Trauerspiel und Widmung	374
4	WIDMUNG UND DRAMA IM 18. JAHRHUNDERT	401
4.1	Gottscheds Widmung zum ‘Sterbenden Cato’	401
4.1.1	Gottscheds Bemühungen um ein regelmäßiges deutsches Trauerspiel	401
4.1.2	Der Widmungsbrief an Gottfried Lange	412
4.1.3	Widmung, Vorrede und Kritik	430
4.2	Klopstocks Widmung zur ‘Hermanns Schlacht’	435
4.2.1	Von der ‘heiligen’ Dichtung zur vaterländischen: Klopstocks patriotische Ambitionen	435
4.2.2	Klopstocks ‘Plan zur Unterstützung der Wissenschaften in Deutschland’	441
4.2.3	Der Widmungsbrief ‘An den Kaiser’	454

4.2.4	Zur Nachgeschichte von Widmung und ‘Plan’	486
5	WIDMUNG UND LESER	519
5.1	Widmung und Leser im 17. Jahrhundert	519
5.1.1	Der Leser in der Widmung	519
5.1.2	Leser, Adressat und Nachwelt	522
5.1.3	Leser und Publikum	526
5.2	Widmung und Leser seit dem 18. Jahrhundert	533
5.2.1	Veränderungen der Publikumsintentionen des Autors	533
5.2.2	Das allgemeine Publikum in seiner Bedeu- tung für die Widmungspraxis	536
5.2.3	Intendiertes Publikum und Widmungspraxis	543
5.3	Die ‘Nebenstunden’ eines Lohenstein und Wieland	559
5.3.1	Schriftsteller und Nebenstunden	559
5.3.2	Lohensteins Leser — Wielands Leser	573
5.3.3	Utopie und Wirklichkeit	582
5.3.4	‘Arminius’ und ‘Idris’	592
6	ZUSAMMENFASSUNG	599
	ANHANG: WIDMUNGSTEXTE	613
	Moscherosch, Widmung zu ‘Gesichte Philanders von Sit- tewald’	613
	Lohenstein, Widmung zu ‘Sophonisbe’	620
	Lohenstein, Widmung zu ‘Ibrahim Sultan’	630
	Gottsched, Widmung zu ‘Sterbender Cato’	634
	Klopstock, Widmung zu ‘Hermanns Schlacht’	640
	Wieland, Widmung zu ‘Idris und Zenide’	643
	Wieland, Widmung zu ‘Musarion’	650
	BIBLIOGRAPHIE	657
	Abkürzungen	657
	Texte	657

Allgemeine Literatur	687
Anleitungen zur Kunst, Widmungen zu schreiben	700
Literatur über Widmungen und andere Rahmenstücke .	700

EINLEITUNG

„Wem sonst als Dir“

schrieb Hölderlin in den zweiten Band des ‘Hyperion’ und überreichte dieses Exemplar Susette Gontard im Herbst 1799.¹

Dies ist eine Widmung: Der Autor eignet einem Adressaten durch das geschriebene Wort und die Handlung der Übergabe ein Buch zu. Dieses Exemplar des ‘Hyperion’ ist damit der namentlich ungenannten Adressatin Susette Gontard geschenkt worden.

Dies ist eine Widmung anderer Art als alle die Widmungen, die hier untersucht werden sollen: Hölderlins Widmung ist handschriftlich, eignet nur *ein* Exemplar zu und nennt den Adressaten nicht mit Namen. Diese Widmung Hölderlins wäre sicher zu den ‘privatisierenden Herzenswidmungen’, wie Goethe sie nennt, zu rechnen.² Es handelt sich bei dieser Zueignung um eine persönliche

¹Hölderlin, *Hyperion*, 2. Bd., 1799.

Cf. Hölderlin, *Sämtliche Werke* 10, hg. D. E. Sattler, Einleitung, S. 14.

Im überlieferten Entwurf zum Begleitbrief wiederholt Hölderlin die Widmung:

„Hier un sern Hyperion, Liebe! Ein wenig Freude wird diese Frucht unserer seelenvollen Tage dir doch geben“

(Hölderlin, *Sämtliche Werke und Briefe*, hg. Michael Knaupp, 2, S. 833).

Cf. Vorrede zum 1. Band des ‘Hyperion’:

„Ich verspräche gerne diesem Buche die Liebe der Deutschen“.

(Hölderlin, *Hyperion*, 1. Bd., Vorrede [Anfang]. *Sämtliche Werke und Briefe*, hg. Michael Knaupp, 1, S. 611).

²Goethe, *An Jakob von Willemer und Marianne*, 6. Jan. 1823, Goethe, *Briefwechsel mit Marianne und Johann Jakob Willemer*, hg. H.-J. Weitz, 118, S. 134.

Schenkung *eines* Exemplars, nicht um eine gedruckte Widmung, die das ganze Werk übergibt. Nur gedruckte Widmungen, die das Buch selbst zueignen, sollen hier untersucht werden. Diese Widmungen sind gerade nicht von privatem, sondern von öffentlichem Interesse; nicht das Herz, sondern der gesellschaftliche Ehrgeiz diktiert sie den Dichtern des 17. und 18. Jahrhunderts in die Feder.

Heute bestehen viele Widmungen nur aus einer Notiz („Für XY“ oder „XY in Dankbarkeit zugeeignet“). Sie werden vom Leser zur Kenntnis genommen und wieder beiseite gelegt, und das zu Recht: denn was sagt dem Leser ein Name, der ihm unbekannt ist und dessen Beziehung zu Autor und Werk im Dunkel bleibt.

Das war nicht immer so: Die Buchwidmung des 17. und 18. Jahrhunderts hat viele Aspekte, die den Leser in die Geschichte des Buchs einbezogen haben. Wie und mit welchen Mitteln dies geschehen ist und wie die Verbindung zwischen Autor, Adressat und Leser geschaffen wurde, soll hier an Beispielen aus der Widmungspraxis dieser beiden Jahrhunderte gezeigt werden.

Diese Widmungen zeichnen sich durch einen kürzeren oder längeren Text aus, aus dem hervorgeht, *wer wem was* widmet: nämlich der Autor dem Adressaten das Buch, zumeist mit einer näheren Begründung der Widmung.

Die hier untersuchten Widmungen gliedern sich in drei Typen: Widmungsinschrift, Widmungsgedicht und Widmungsbrief.

Die Inschrift in Großbuchstaben erinnert an den religiösen Ursprung der Widmung (Weiheinschrift als Opfer für einen Gott). Die Inschrift gibt sich das Ansehen einer Tafel, sie ist ihrem Wesen nach feierlich und an sehr hochstehende Adressaten gerichtet.

Das Widmungsgedicht wird oft als Huldigung an adlige Frauen, oft sogar Fürstinnen verwendet: So widmet Gryphius seine ‘Gedichte Erster Teil’ der Herzogin Luise von Brieg und Wohlau; aber auch noch Heinrich von Kleist widmet seinen ‘Prinz Friedrich von Homburg’ (handschriftlich!) der Prinzessin Amalie Marie Anne von Preussen.

Der Widmungsbrief in Prosa ist im 17. Jahrhundert die am häufigsten verwendete Widmungsform. Wie andere Briefe kennzeichnen auch den Widmungsbrief Anrede, Datum und Unterschrift. Aber auch die anderen Widmungsformen dieser Zeit — Gedicht und Inschrift — benutzen mit Anrede und Unterschrift Elemente des Briefformulars, die Datierung kann wegfallen. Auch die Epistel in Alexandrinern war eine Möglichkeit, die Widmung zu gestalten: Beispiele sind Lohensteins Widmung zur ‘Sophonisbe’ und Ziegler und Kliphausens Widmung zur ‘Asiatischen Banise’. Die bloße Widmungsadresse besteht wenigstens aus der brieftypischen Aufschrift, der Datierung und der Angabe des Absenders.

Durch den Gebrauch der Elemente des Briefformulars wird die Verwandtschaft der Widmung mit dem Brief ersichtlich: der Briefcharakter ist jeder Art von Widmung eigentümlich. Der Widmungsbrief wird in den Briefstellern der Zeit als eine Unterabteilung der Briefe gesehen und unterliegt wie diese den allgemeinen Regeln der Rhetorik.

Unter den einleitenden textuellen Rahmenstücken des barocken Buchs wie Titelblatt, Motti, Vorrede und Ehrengedichte spielte die Widmung eine führende Rolle.³

Nach dem Titelblatt steht die Widmung an der Spitze des barocken Buchs, und oft diese allein, wenn andere einleitende Rahmenstücke fehlen. Widmung und Vorrede können in das barocke Buch einführen, oft übernimmt auch die Widmung allein diese Aufgabe, die Vorrede allein ist seltener. Hier deutet sich an, wie wichtig die Widmung als ‘Schwellentext’ des barocken Buchs war. Die Widmung stellt für den Leser das Tor zum Buch vor.

„Man findet leicht ein Hauß/ kennt man zu erst die Thür.“⁴

Der Dichter des 17. Jahrhunderts, der als „Gelehrter“ bezeichnet

³Diese einleitenden Rahmenstücke nennt Genette ‘Paratexte’, „jenes Beiwerk, durch das ein Text zum Buch wird“.

Genette, *Paratexte*, 1992, S. 10.

⁴Alles mit Bedacht, hg. Bircher/Bürger, 1979, Herzog Anton Ulrich 1658, S. 7.

wird, widmet seine Schriften. Der Autor will mit seinem Namen in der Unterschrift der Widmung selbst für sein Werk eintreten. Der Name des Adressaten als ein Name von Rang und Ansehen diene auch dazu, vor unerlaubtem Nachdruck des Buchs abzuschrecken. Untersucht werden nur Widmungen, die die Autoren selbst zu ihren Werken verfaßt haben (Autorwidmungen). Buchhändler-, Herausgeber- und Verlegerwidmungen, die in dieser Zeit ebenfalls vorkommen, werden nicht berücksichtigt.

Wie wichtig dem Autor die Widmung als Medium der Selbstdarstellung war, deutet schon die Tatsache an, daß Widmungen zu anonymen Veröffentlichungen anderer Natur sind: Adressat und Autor verstecken sich hinter fiktiven Namen und der Widmungstext kann gar zur Parodie des Genres werden. Widmungen an inzwischen verstorbene Adressaten werden bei einer Neuauflage gewöhnlich gestrichen.

Nur die Buchwidmung als verbindender und zum Werk hinführender Text zwischen einem realen Autor und einem realen Adressaten soll hier Gegenstand der Untersuchung sein. Ein solcher Widmungstext spiegelt die vielschichtigen Beziehungen zwischen Autor, Werk, Adressat und Leser wider, die es hier zu erhellen gilt.

AUTOR, ADRESSAT UND LESER

Das Verhältnis zwischen Autor und Adressat ist für die Buchwidmungen in allen ihren Erscheinungsformen grundlegend, gemäß der Maxime

„Die erste Sorge für jemand, der schreibt, ist ja, darauf zu achten, wem er schreibt.“⁵

Nach den Regeln der Briefsteller des 17. und 18. Jahrhunderts, die die Widmungsbriefe in ihr System mit einbeziehen, soll für je-

⁵Petrarca, *An Socrates in Avignon*, Widmung, Dichtungen, hg. Eppelsheimer, S. 75.

den Adressaten „eine absonderliche Feder geschnitten werden“.⁶ Ein großer sozialer Abstand zwischen Autor und Adressat war die Regel, wie er z. B. im Verhältnis des bürgerlichen Dichters zum regierenden Fürsten zutage tritt. Dieser Abstand bestimmt im Widmungsbrief den Schreibstil: ohne gebührende Devotion darf man sich der höfischen Welt nicht nähern. Nur wenn der Dichter selbst zum Hof gehört, ist es erlaubt, weniger unterwürfig zu schreiben.

Freundschaftswidmungen von Dichter zu Dichter haben einen anderen Stil zu beachten. Diese Art der Widmung kommt in den hier ausgewählten Texten allerdings selten vor. Der soziale Abstand zwischen Autor und Adressat ist das Merkmal, das den Widmungstyp der hier vorgestellten Texte prägt. Zur Sprache kommen die besonderen sozialen Implikationen zwischen Autor und Adressat, die der Buchwidmung zugrundeliegen und ihr zugleich auch ihre Gestalt geben. Die Widmung stellt die Dichtung für alle sichtbar in den gesellschaftlichen Rahmen, innerhalb dessen sich auch die Dichtung der Zeit bewegt.

Zum höfischen Leben gehört der repräsentative Charakter der Kommunikation zwischen Autor und Adressat, denn über Autor und Adressat hinaus wird immer auch ein höfisches Publikum angesprochen. Eine Widmung, die in diesem Rahmen stattfindet, zeigt an, daß auch der Leser einbezogen wird. Der Leser erhält durch die Widmung Aufschluß über die Beziehung von Autor und Adressat, außerdem kann die Widmung wie die Vorrede eine Einführung in das Werk leisten.

Die gelungene Widmung entspricht auch den Wünschen des Lesers: Der Leser erhält über die Konstellation Autor – Werk – Adressat Zugang zum Text des Werks: über den Adressaten soll auch der Leser angesprochen werden. Am Eingang des Buchs werden in Widmung oder Vorrede die Weichen für den Leser gestellt.

⁶Stieler, *Teutsche Sekretariat-Kunst*, 1673, S. 305.

Der Autor nutzt die Widmung auch dazu, seine persönlichen Interessen anzumelden und zu vertreten. Sie zielen vor allem darauf ab, die Beziehung des Autors zu seinem Adressaten zum Nutzen für Autor und Werk fruchtbar zu machen: Gunst und Gewogenheit beim Adressaten, Ansehen und Schutz für Werk und Autor läßt sich durch gelungene Widmungen erreichen. Auch zur rechten Beurteilung einer Widmung ist die genaue Kenntnis der Beziehung des Autors zum Adressaten vonnöten.⁷

Interessant ist, daß Catulls Widmung als ästhetisches Vorbild rezipiert wurde.⁸ Als beispielhaftes sprachliches Kunstwerk wurde Opitzens Widmung der ‘Acht Bücher Deutscher Poematum’ gerühmt.⁹

DIE GATTUNG ‘TRAUERSPIEL’ IN DER WIDMUNG

Ausgewählt wurden vorwiegend Texte zur Widmungspraxis des Trauerspiels im 17. und 18. Jahrhundert: Das Trauerspiel als die im 17. Jahrhundert poetisch und sozial führende Gattung fand in der Rezeption besondere Beachtung. Die Widmungen und Vorreden zum Trauerspiel sind oft die einzig authentischen Zeugnisse

⁷ „Will man von einer Dedicacion richtig urtheilen, so muß man die Personalumstände und das Verhältniß, worinnen derjenige, der ein Buch dedicirt, mit demjenigen, dem er es dedicirt, steht, genau wissen; sonsten kann man gar leicht ein liebloses Urtheil darüber fällen.“

Deutsche Encyclopädie 7, S. 3 s. v. Dedicacion.

⁸ Cui dono lepidum novum libellum („Wem nur wid'm ich das nette neue Büchlein“)

Catull, 1, 1.

Die Widmung war so bekannt, daß sie zitiert und variiert wurde, z. B. von Paulus Melissus Schede und Kaspar von Barth.

S. Catull, Liebesgedichte lat./deutsch, hg. Weinreich, S. 186.

⁹ „Und in Warheit/ in dieser gantzen Dedicacion finde ich so eine Krafft verborgen/ daß wenn der berühmte Mann sonst nichts/ als diese wenigen Blätter geschrieben hätte/ sein Nahme gleichwol den Ort unter den fürnehmsten Helden der deutschen Sprache würde verdienet haben.“

Weise, Curiöse Gedancken von Deutschen Briefen, 1701, S.507.

für die poetischen Ziele und die persönlichen Interessen der Autoren. Widmungen und Vorreden, wie auch die Anmerkungen zum Trauerspiel machen deutlich, daß die Trauerspiele des 17. Jahrhunderts auch und besonders als Lesedramen konzipiert waren.

Die Widmung im 17. Jahrhundert kann immer auch der Gattungsrechtfertigung dienen. Die Widmung zum Trauerspiel des 17. Jahrhunderts hat in hervorragender Weise die Aufgabe, diese Gattung zu rechtfertigen und wieder zu etablieren. Die Gattung Trauerspiel wird zu einem Thema der Widmung, zumal dann, wenn eine Vorrede fehlt, die diese Aufgabe übernehmen könnte.

Opitz begann, mit Tragödienübersetzungen aus Seneca und Sophokles Muster für ein deutschsprachiges Trauerspiel zu schaffen. Gryphius fuhr mit politischen, Lohenstein mit historischen Stoffen fort, die Gattung des deutschen Trauerspiels im 17. Jahrhundert zu Ansehen und Vollendung zu bringen. Zu diesem Zweck war auch die Widmung ein willkommenes Mittel. Das gewidmete Trauerspiel wird vom Autor in den Gattungsrahmen gestellt und innerhalb dieses Rahmens charakterisiert. Trauerspielwidmungen stellen oft die einzigen Quellen dar, in denen die Autoren sich zum Trauerspiel der Zeit äußern.

Das Trauerspiel, das nach dem poetologischen Konzept der Zeit nur von Fürsten und Herren handeln soll, dessen Schauplatz der Hof ist und das geeignet ist, am Fürstenhof aufgeführt zu werden, ist für hohe und höchste Adressaten der Widmung geradezu prädestiniert. Bei Lohenstein gehört die Erziehung zum tugendhaften Fürsten zum politischen Programm des Trauerspiels: und diese Absicht wird zuerst durch die Widmung deutlich gemacht.

Gottsched benutzt die Widmung zum 'Sterbenden Cato' dann dazu, seinen Absichten, das Trauerspiel zu reformieren, Nachdruck zu verleihen. In den späteren Widmungen zum Trauerspiel des 18. Jahrhunderts ist die Gattung in der Regel nicht mehr Gegenstand der Erörterung.

WIDMUNGSKRITIK SEIT 1730

In der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts verändern sich nicht nur Widmungsbrauch und Widmungsfunktion, sondern auch die Widmungskritik. Den Schriftstellern der Aufklärung waren Dedikationen überhaupt suspekt und so findet jetzt die Widmungskritik, die schon im 16. und auch im 17. Jahrhundert geübt wurde, allgemeine Aufmerksamkeit. Die Verurteilung der Widmungsabsichten führt zu einer negativen Beurteilung der Widmungen überhaupt. Wenn eine Widmung nur noch als „Bettelbrief“ empfunden wird, ist dies ein Anzeichen dafür, daß die Widmungsmotive generell in Verdacht geraten sind.¹⁰ Lessing ist konsequent und lehnt für sich den Gebrauch der Widmung ab. Er nennt sich einen „abgesagten Feind“ des Zueignens und präsentiert seine Widmungsgabe lieber in der Vorrede.¹¹

Die Rezeptionsgeschichte eines Autors wie Lohenstein zeigt, daß nach 1730 der repräsentative und rhetorische Code der Schriftsteller des 17. Jahrhunderts dem Publikum unverständlich wurde, so daß die zuvor gefeierte Dichtung Lohensteins abgelehnt wurde. Das höfisch-elitäre Publikum der Barockdichtung war um diese Zeit schon nicht mehr vorhanden. Die repräsentative Rhetorik des Barock wurde nach 1730 generell als Ausdruck einer geistigen

¹⁰„Denn was ist diese Zuschrift anders, als ein Bettelbrief“, so Lessing über Gottscheds Einfall, seinen „Kern der deutschen Sprachkunst“ „sämtlichen berühmten Lehrern der Schulen in und außer Deutschland zuzuschreiben“.

Lessing, Briefe, die neueste Literatur betreffend, 4. Teil, 65. Brief, Sämtliche Schriften 8, hg. Lachmann u. Muncker, S. 178.

¹¹Lessing über einen „gewissen Herrn H**“, der Lessings ‘Kleinigkeiten’ für seine eigene Arbeit ausgegeben hatte:

„so will ich ihm dasjenige, was er sich wider mein Wissen angemäht hat, hier vor den Augen der ganzen Welt schenken. Ich würde dieses am besten in einer Zueignungsschrift haben thun können, und würde es auch wirklich gethan haben, wann ich von dem Zueignen nicht ein allzu abgesagter Feind wäre.“

(Lessing, Schriften 1, 1753, Vorrede, hg. Lachmann u. Muncker, 5, S. 34.)

Leere und Unaufrichtigkeit gesehen.¹² Nur folgerichtig ist es, daß zugleich auch die Widmungen der Zeit in Mißkredit gerieten, da in ihnen dieser barocke Stil besonders zur Wirkung kommt. Mit der Überwindung und Verurteilung der Barockdichtung ab 1730 geht eine Diffamierung ihrer Widmungen Hand in Hand. Die Sprache der Widmungen im 17. Jahrhundert wurde von der nachfolgenden Generation nur noch als Ausdruck einer übersteigerten Devotion aufgefaßt. Die Schreibweise des 17. Jahrhunderts hat ihre Charakteristika besonders auch im Widmungsstil entfaltet.

DAS BILD DER WIDMUNG IN DER NEUEREN FORSCHUNG

Die negative Einschätzung der Widmung, die auf die Aufklärung zurückgeht, hält sich bis in die neueste Zeit. Die Widmungen des 17. Jahrhunderts zeugten vom „Verfall“ der Widmungspraxis, die Widmungsformeln werden als „höfische Schmeicheleien“ abgetan, die zudem „überlang ihr Unwesen getrieben“ hätten.¹³ Auch Leiner glaubt die Widmungen wegen der vermeintlichen Intentionen ihrer Autoren abqualifizieren zu müssen und konstatiert für die 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts Verfallserscheinungen der Dedikation.¹⁴ „Dedikationen“ vergleicht Klenz mit „Gevatterschaften“,

¹²Martino, Lohenstein, S. 174.

¹³„Ihren Verfall erlebten die Widmungen, als sie immer mehr zu bloßem Wortgeklingel, zu Eitelkeitsergüssen, zu gewinnsüchtigen Erpressungen wurden.“

(Löffler und Kirchner, Lexikon des gesamten Buchwesens, 3, s. v. Widmungsvorreden, Schottenloher, S. 576 f.)

Ähnlich auch Heckmann: „Die Widmungen waren gewöhnlich in einem vor Ehrfurcht ersterbenden Stil verfaßt, voller Lobhudeleien und Demutsformeln“.

Heckmann, Johann Christian Günther, Genie und Geld, S. 60.

¹⁴Er unterscheidet für diesen Zeitabschnitt zwischen Autoren, die „aus opportunistischen Gründen“ sich noch „der Widmungsmode“ beugten und den „glücklicheren Zeitgenossen“, die aufgrund ihrer materiellen Unabhängigkeit auf Widmungen verzichten konnten.

„da beide im Grunde Bettelei“ seien.¹⁵ Das gesamte Widmungswesen von der Mitte des 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts belegt Kapp mit dem Wort „Dedikationsunfug“.¹⁶

Auch in der neueren Forschung wird die Widmung vielfach noch unter negativen Aspekten gesehen. Das wiedergewonnene Verständnis für die Barockliteratur hätte eigentlich schon zu einer Neubewertung des mit dieser Literatur verbundenen Widmungswesens führen müssen, aber dies ist im allgemeinen nicht der Fall. Die Widmungen müssen doch auch wie die literarischen Werke in ihrem historischen Kontext gesehen und danach beurteilt werden. Ein Wert wird den Widmungen allenfalls als biographische, kulturelle oder historische Quellen zugestanden.¹⁷

Die Widmung auch als eigenständige literarische Form in einer Monographie darzustellen hat Wolfgang Leiner mit seiner Untersuchung „Der Widmungsbrief in der französischen Literatur (1580–1715)“ unternommen. Er gewinnt damit ein detailliertes Bild der Widmungspraxis dieser Zeit in Frankreich, wobei er auch die gesellschaftlichen Voraussetzungen des Widmungsbrauchs berücksichtigt. Eine vergleichbare Untersuchung zu Widmungen in der deutschen Literatur fehlt bisher.

Das Widmungswesen im 17. Jahrhundert auf der Grundlage von historisch-politischen, sozialen und literarischen Zusammenhängen angemessen zu beschreiben und gebührend hervorzuheben, versucht diese Arbeit.¹⁸ Formen und Funktionen der Widmungen im 17. Jahrhundert darzustellen und ihren Wandel im 18.

Leiner, *Der Widmungsbrief in der französischen Literatur (1580–1715)*, 1965, S. 194.

¹⁵Klenz, *Gelehrten-Kuriositäten* 3, *Zs. für Bücherfreunde* NF 5, 1, S. 116.

¹⁶Kapp, *Geschichte des deutschen Buchhandels* 1, S. 317.

¹⁷„So sind sie [sc. die Widmungen] als biographische, die anderen Widmungen als kulturelle Quellen von größerem Wert.“

Gramsch, *Widmungsgedicht*, RL 3, S. 503.

¹⁸Dies fordert auch Jutta Breyll in ihrem kurzen Überblick: ‘Dedikationen des 17. Jahrhunderts in Text und Bild’.

(*Die Literatur des 17. Jahrhunderts*, hg. Albert Meier, 1999, S. 265).

Jahrhundert zu erklären, erscheint dazu notwendig. Diese Aspekte und Beziehungen geben der Widmung Bedeutung in ihrer Zeit und über ihre Zeit hinaus.

Eine „Geschichte der Widmung“ werde „dringend benötigt“, fordert auch Genette in seiner Untersuchung ‘Paratexte’. Ein Beitrag dazu soll durch diese Untersuchung zu den Trauerspielwidmungen im 17. und 18. Jahrhundert geleistet werden.¹⁹

¹⁹Genette, *Paratexte*, 1992, S. 134.

KAPITEL 1

DAS WIDMUNGSWESEN IM 17. JAHRHUNDERT

1.1 ZUR WIDMUNGSPRAXIS: VERFAHREN UND BE- LOHNUNG

1.1.1 WIDMUNGSBRAUCH SEIT DER ANTIKE

„Es ist wahrscheinlich, daß die Zueignungen derer Bücher ihren Ursprung von der Gewohnheit derer Heyden, die Tempel den Götter zu weyhen, haben“

Zedlers ‘Universal-Lexicon’ leitet so die Buchwidmung vom antiken Ritual der Tempelweihe her.¹ Statt des empfangenden Gottes bei der Tempelweihe („Dedicatio“) steht beim Akt der Buchwidmung der Adressat.² Das Dankopfer stellt dann — anstatt der ersten Früchte des Feldes, wie sie etwa Bauern dem Gott dargebracht haben — das Buch selbst dar.³

¹Zedler, Universal-Lexicon, 7, Sp. 384, s. v. Dedicatio.

Leiner schließt sich Zedlers Auffassung an.

(Leiner, Der Widmungsbrief, 1965, S. 17 f.)

Cf. auch Tacke, De Dedicacionibus Librorum, 1733, S. 1 f. (Dedicatio origo).

²S. RE 4, Sp. 2356, s. v. Dedicatio.

³Auf diesen Brauch wird in der Buchwidmung zuweilen verwiesen: „deswegen bringt er ihm die Erstlinge der Frucht/

Die Widmung war schon in der Antike zur Bucheinleitung gebräuchlich und verbreitet.⁴ Bei griechischen und lateinischen Autoren findet sich zunächst eine Anrede an einen Adressaten im Text der Dichtung selbst. Später erscheint die separate Widmung. Die ersten Abschriften des Textes dienten dabei als Dedikationsexemplare, z. B. bei Cicero.⁵

Die antike Buchwidmung wird zum Vorbild der Widmungspraxis in den europäischen Literaturen der folgenden Epochen. Der Name des Maecenas wird zum Inbegriff des Gönnernamens im 17. Jahrhundert.⁶

Im 16. Jahrhundert wird der lateinische Widmungsbrief als Beigabe des humanistischen Schrifttums zur festen Einrichtung. Vorausgegangen waren als früheste gedruckte Widmungstexte die Widmungen zu den Klassiker- und Kirchenväterausgaben des italienischen Humanismus.

Conrad Celtis' Widmungsbrief zur Roswitha-Ausgabe von 1501 an Kurfürst Friedrich von Sachsen wurde berühmt, nicht zuletzt durch zwei beigefügte Widmungsbilder. Beide Holzschnitte stellen den Akt der Überreichung vor: auf dem ersten erscheint Celtis selbst als gekrönter Dichter, wie er das Buch dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen überreicht, auf dem zweiten erscheint die Nonne Roswitha, von ihrer Äbtissin beschützt, wie sie ihre Dichtungen Kaiser Otto I. darbringt. Seine eigenen Werke gab Celtis mit einer Widmung an Kaiser Maximilian I. 1502 heraus, wieder

die vor der Klügelhitz so wehrten Schatten sucht“, sagt Harsdörffer zu seinem Adressaten Fürst Ludwig von Anhalt, den ‘Nehrenden’.

(Harsdörffer, Gesprächspiele 1, 1644, ND, S. 9).

Cf. unten S. 160 mit Anm. 199 (2.2 Zur Funktion der Widmung).

⁴Birt, *Das antike Buchwesen*, 1882.

Graefenhain, *De more libros dedicandi*, 1892.

⁵Birt, *Das antike Buchwesen*, 1882, S. 349 f.

⁶Der Name ‘Maecenas’ ist seit der silbernen Latinität als Appellativum belegt.

Cf. Leiner, *Der Widmungsbrief*, 1965, S. 18.

mit einem Widmungsbild: in diesem tritt der Dichter selbstbewußt dem Kaiser gegenüber.⁷

Neben der Widmung an Fürsten war im 16. Jahrhundert die Widmung an Freunde und Gelehrte üblich. Auch Opitz, „der Vater der deutschen Dichtkunst“, steht mit seinem lateinischen Widmungsbrief zu den ‘Trojanerinnen’ (1625) an August Buchner noch in dieser Tradition.⁸ August Buchner, dem Freund und Gelehrten, Professor der Poesie und Beredsamkeit („clarissimo viro“), gebührt die Ehre der Widmung zur ersten deutschen Tragödienübersetzung von Senecas ‘Troades’.⁹

Noch im 17. Jahrhundert werden die Widmungen antiker Autoren als Beispiele angeführt, um die Widmungsgepflogenheiten zu rechtfertigen. Widmen solle man, so fordert Harsdörffer,

„ nach dem Exempel Varronis und Caesaris/ die ihre Schrifften von der lateinischen Sprache/ dem Redner Tullio zugeeignet“.¹⁰

Der lateinische Begriff für ‘widmen’ = *dicare* (*dedicare*) ist zunächst terminus technicus des religiösen Lebens, erst von da aus wird er auf das profane Leben übertragen.¹¹ Ebenso verleugnet das Synonym für ‘widmen’ ‘jemandem etwas weihend darbringen’ nicht seine Abkunft aus dem religiösen Bereich. In der Bedeutung ‘ein Buch widmen’ wird der Begriff ‘widmen’ übrigens erst seit dem 17. Jahrhundert verwendet.¹²

Der Widmungstext trägt im Buch des 17. Jahrhunderts häufig eine Überschrift, die diese Textart für den Leser charakterisiert: am geläufigsten ist dafür die Bezeichnung „Zuschrift“. Außerdem

⁷Schottenloher, Die Widmungsvorrede im Buch des 16. Jahrhunderts, S. 2–4.

⁸So nennt ihn zuerst Gottsched:

Lob- und Gedächtnißrede auf den Vater der deutschen Dichtkunst, Martin Opitz von Boberfeld, 1739, Gottsched, AW 9, 1 S. 156.

⁹S. unten S. 241 (3.1 Zur Theorie des Trauerspiels).

¹⁰Harsdörffer, P. T. III, Zuschrift, S. [6].

¹¹Zedler, Universal-Lexicon, 7, Sp. 384, s. v. Dedicatio.

¹²Grimm, Deutsches Wörterbuch, 14, 1,2, Sp. 1426 s. v. widmen.

werden noch verwendet: „Dedikation“, „Zueignungsschrift“, „Zuschreiben“ u. ä. In Einzelfällen wird der Widmungstext gar mit „Vorrede“ überschrieben.¹³ Auch der Akt der Übergabe an den Adressaten, der notwendig zur Widmung gehört, findet sich in den Bezeichnungen (z. B.: „Übergebungsschrift“ oder „Überreichungsschrift“) wieder.¹⁴

Die Widmung ist ein Ausdruck einer sozialen Interaktion zwischen Spender und Empfänger.

Zur geglückten Widmung gehört notwendig die Annahme der Widmung durch den Adressaten. Wird die Bitte um Annahme der Widmung abgelehnt, so hat die Veröffentlichung der Widmung zu unterbleiben.¹⁵ Wenn die Widmung gedruckt erscheint, ist sie also in der Regel angenommen; trotzdem zählt die Bitte um Annahme zu den Standardformeln des Widmungstextes.

¹³So ist Opitzens bekannter Widmungsbrief an Fürst Ludwig von Anhalt vor den ‘Acht Büchern deutscher Poematum’ (1625) mit ‘Vorrede’ überschrieben. (Derselbe Widmungsbrief findet sich auch in der Ausgabe der ‘Weltlichen Poemata’ von 1644!)

Zu Inhalt und Bedeutung dieser Widmung cf. Weises Urteil.

(Weise, *Curiöse Gedancken von Deutschen Briefen*, 1701, S. 507).

S. unten S. 139 mit Anm. 85 (2.1 Schreibart der Widmung).

Außerdem ist das Widmungsgedicht zu Opitzens ‘Episteln der Sontage’ mit „Vorrede“ überschrieben.

(Opitz, *Geistliche Poemata* 1638, ND, S. 122 f.).

¹⁴„Übergebungsschrift“ in:

Kuhlmann, *Lehrreiche Geschichtsgemälde*, 1673, Widmung.

„Überreichungsschrift“ in:

Klaj, *Aufferstehung Jesu Christi*, 1644, Widmung, Redeoratorien, S. [4].

Außerdem noch „Übereignungsschrift“ in:

Harsdörffer, *Gesprächspiele* 2, 1657, ND, Widmung.

¹⁵Die Ausnahme bestätigt die Regel:

„Sir, obwohl Sie meine Bitte, Ihren Namen dieser Widmung voranstellen zu dürfen, stets abgelehnt haben, muß ich doch auf meinem Recht bestehen, für dieses Werk Ihre Protektion zu wünschen.“

Mit diesem Überraschungseffekt beginnt Fielding seinen Widmungsbrief zum ‘Tom Jones’.

(Fielding, *Tom Jones*, Widmung an George Lyttelton, 1749, *Sämtliche Romane* 2, S. 7).

„Ihr grossen Vätter nemt/ nemt hin diß mein Gedichte
Ach nemet es doch an mit gnädigem Gesichte“,

so beginnt Klaj seine „Überreichungsschrift“ betitelte Widmung.¹⁶ Widmung und Überreichung folgen aufeinander und gehören zum selben sozialen Akt.¹⁷ Ein Text wird schon dadurch überreicht und gewidmet, daß in ihm die Absicht, zu überreichen und zu widmen, ausgesprochen wird.¹⁸ Am Anfang des Dedicationsverfahrens steht für den Autor die Überlegung, *wem* er sein Buch widmen könne, um dem Brauch der Buchwidmung zu genügen.

„Non negandum est, quod qui librum luci exponit, de eo etiam cogitet, vt eum viro, cuiusque nominis et dignitatis sit, illico inscribat.“

So beginnt die 1718 gedruckte Dissertation über die Buchwidmung „De fatis dedicationum librorvm“.¹⁹

Der Widmungsbrauch wird zu dieser Zeit als eine Gewohnheit angesehen, die keiner Rechtfertigung bedarf. Nicht die Entscheidung, *ob* sie ihr Werk widmen sollen, sondern die Überlegung, *wem* sie ihr Werk zuschreiben können, steht für die Autoren nach Abschluß des Werkes am Anfang des Dedicationsverfahrens.²⁰ Wel-

¹⁶Klaj, Aufferstehung Jesu Christi, 1644, Widmung, Redeoratorien, S. [5].

¹⁷„Überreicht und wiedmet diesen in die Hoch-Teutsche Sprache übersetzten Roman“, heißt es z. B. in der Widmungsadresse zum ‘Pharamund’.

(Coste de Calprenedes, Pharamund 1, übers. Pernauer, 1688, Widmung an Erzherzog Joseph von Österreich).

¹⁸„Widmen“ gehört zu den performativen Verben wie „befehlen“ oder „aufordern“. S. Sprechakte, Funk-Kolleg Sprache 2, S. 113 ff.

¹⁹„Es ist nicht zu leugnen, daß, wer ein Buch an das Licht der Öffentlichkeit bringt, auch darüber nachdenkt, daß er es einem Manne, welchen Namen und Standes er auch immer sei, sofort zuschreibe.“

Janus, De fatis dedicationum librorvm (= Über die Geschicke des Bücherwidmens), 1718, S. 3.

²⁰„Restat, ut [. . .] circumspiciamus patronum idoneum, cui eam dedecimus“ („Nun bleibt noch übrig, daß [. . .] wir uns nach einem geeigneten Schutzherrn umsehen, dem wir dieses Werk widmen könnten“).

M. Virdungus G. Richtero, Reifferscheid, Quellen zur Geschichte des gei-

che Adressaten aber sind die geeignetsten? Personen hohen und höchsten Standes — so lautet die einhellige Auffassung der Autoren des 17. Jahrhunderts. Von Anfang an habe es dem

„uralten bißher in vollem löblichem Schwunge erhaltenen Gebrauch“

entsprochen,

„die Bücher und Schriften gewissen/ und gemeinlich hohen Stands-Personen zuzueignen“.²¹

Denn eben „durch die Hochheit der zugeeigneten Personen“ vermöchten die Autoren

„ihren Schrifften/ bey der eckeln Welt/ ein desto grössers Ansehen und kräftigern Zuschlag [zu] geben“.²²

Der „Namens-Schild“ „hoher Personen“ bewirke ja

„wider die giftige Lästern-zungen und spöttische Klügel-Geistere/ einen mächtigen Schutz und Schirm“.²³

Für die Widmungspraxis des 17. Jahrhunderts ist die soziale Spannung ein wesentliches Element: die rhetorische Bewegung geht vom Stand, der Dichtung produziert, zum Stand, der Dichtung protegiert.

Diese Absicht der Widmung ist auch die Absicht der Dichtung des 17. Jahrhunderts, die Dichtung ziele ja ebenfalls darauf ab, sich „bey Höhern einen Zutritt“ zu verschaffen.²⁴ So konnte der Autor hoffen, durch Dichtung *und* Widmung „den Weg zu seiner Beförderung zu finden“.²⁵ Für „grosse Herren“ zu dichten, war

stigen Lebens in Deutschland, 1, 462, 10.

²¹Biondi, Eromena 3, übers. Stubenberg, 1667, Widmung S. [1], Anfang.

²²Biondi, Eromena 3, übers. Stubenberg, 1667, Widmung S. [1], Anfang.

²³Biondi, Eromena 3, übers. Stubenberg, 1667, Widmung S. [2].

Zum Schutz gegen Tadler cf. auch unten S. 147 mit Anm. 157 und 158 (2.2 Zur Funktion der Widmung).

²⁴Besser, Schrifften, hg. König, 1732, Leben des Herrn von Besser, S. XXXVII.

²⁵Besser, Schrifften, hg. König, 1732, Leben des Herrn von Besser, S. XXXVII.

Ehrgeiz und Ziel des Autors im 17. Jahrhundert.²⁶

1.1.2 WIDMUNGSVERFAHREN

Der Autor, der seinem Buch eine Widmung beigeben will, muß sich dabei an bestimmte Konventionen halten. Er hatte sich vor dem Druck seiner Widmung vor allem zu versichern, ob seine Widmung dem Adressaten auch willkommen wäre: nur dann wird sie angenommen und kann vollzogen werden. Diese Anfrage um die Erlaubnis zu widmen geschieht oft in Form eines Briefes, der die konzipierte Widmung begleitet (Widmungsgesuch).²⁷

Davon zu unterscheiden ist der Überreichungsbrief, der anstatt einer Widmung das Werk dem Adressaten übergibt. Es handelt sich dabei um eine nicht-öffentliche Exemplarwidmung.²⁸

Je größer der soziale Unterschied zwischen Autor und Adressat ist, desto förmlicher wird das Widmungsverfahren: wenn Widmungen auf derselben sozialen Ebene (etwa unter Freunden) auch keines besonderen Zeremoniells bedürfen, so ist es doch unerläßlich, bei Widmungen an Fürsten und 'grosse Herren' die „gnädigste Erlaubniß“ einzuholen.²⁹ Bei Hof ist diese Erlaubnis nur über den

²⁶Neukirch betont in seiner programmatischen Vorrede, daß schon die alten Poeten

„entweder zu ihrer lust oder für grosse Herren“
geschrieben hätten.

(Neukirch, Anthologie 1, 1697, ND, Vorrede, S. [7]).

Cf. unten S. 153 mit Anm. 173 (2.2 Zur Funktion der Widmung).

²⁷Steinhausen, Geschichte des deutschen Briefes 2, S. 148 f.

²⁸Z. B. Wielands Brief an Kurfürst Wenzeslaus von Trier von Anfang August 1771, der einen Begleitbrief für „diejenigen meiner Versuche, welche mir diese Ehre am wenigsten unwürdig scheinen, Ew. Cfl. Drchl. zu Füßen zu legen“, darstellte.

(Wieland, Briefwechsel 4, S. 325 f.).

²⁹Auf diese „Erlaubniß“ weist der Autor mitunter explizit im Widmungsbrief hin:

„Wäre ich nicht so glücklich von Ew. Königl. Hoheit eine gnädigste Erlaubniß zu haben, daß Deroselben ich gegenwärtiges Poetisches Werk in Unterthänigkeit widmen dürfte“.

Instanzenweg zu erreichen, wie das Beispiel von Klopstocks Widmung der ‘Hermanns Schlacht’ zeigt. Diese Widmung „An den Kaiser“ redigierte am Wiener Hof der Kanzler Kaunitz; offensichtlich hat er über die Annahme von Dedikationen an das Kaiserhaus und über das weitere Verfahren in diesen Angelegenheiten entschieden.³⁰

Wenn die Widmung und ihr Wortlaut genehmigt worden war, wurde dem Autor oft noch gestattet, seinem Adressaten das Werk in einer Audienz zu überreichen, in einem (oder mehreren) für diesen Anlaß separat gedruckten Widmungsexemplaren. Das allgemeine Bestreben der Poeten nach „Zutritt“ zu hohen und höchsten Kreisen konnte durch eine Audienz für alle sichtbar befriedigt werden. Nach Opitz war es ja

„der grösseste lohn [. . .] den die Poeten zue gewarten haben; daß sie nemlich inn königlichen unnd fürstlichen Zimmern platz finden“.³¹

Hallmann gibt Nachrichten, wie es auf einer wirklichen Audienz zugeht: er hat seine beiden Reden an die Kaiserlichen Majestäten Leopold und dessen Gemahlin Claudia Felicitas, die er bei diesem Anlaß gehalten hat, veröffentlicht. Die Rede an den Kaiser Leopold nennt Hallmann „Allerunterthänigsten mündlichen Glückwunsch“, welchen er

„in allergnädigst-verstatteter Kaiserlicher Audientz zu Wien bey allerunterthänigster überreichung meines Poetischen Hochzeit Pastorells [= Adonis und Rosibella] den 27. No-

(Brockes, Irdisches Vergnügen in Gott 2, 1727, Widmung des Herausgebers Weichmann, S. [2f.]).

„Euer Königliche Majestät erlauben allergnädigst / denen in diesem Roman beschriebenen Helden / daß sie vor Dero Füßen sich allerunterthänigst niederwerffen“.

(Coste de Calprenedes, Pharamund 1, übers. Pernauer, 1688, Widmung S. [1]).

³⁰S. unten S. 456 (4.2.3 Der Widmungsbrief ‘An den Kaiser’).

³¹Opitz, Buch von der Deutschen Poeterey, 1624, ND, S. 55.

vembr. An. 1673. des Abends umb 7. Uhr in dero Kaiserlichen Zimmer demüthigst“

überbracht habe.³² In diesen Reden wird noch einmal gebeten, das überreichte Werk anzunehmen.³³

Beim gedruckten Werk ‘Adonis und Rosibella’ verweist Hallmann stolz auf die stattgefundene kaiserliche Audienz.³⁴

In einer solchen Audienz hat der Autor auch erwarten dürfen, eine *Belohnung* als Gegengabe für die Widmung zu empfangen.

Kaiser Leopold verlieh als Dank für Widmungen und Gratulationen oder auch bei anderen Anlässen als Zeichen der Hochachtung den „Gnaden-Pfennig“, eine goldene Verdienst-Medaille mit Kette im Wert von 1000 Talern.³⁵ Vielleicht ist auch Hallmann für die Widmung seines Hochzeit-Pastorells in den Genuß dieser Auszeichnung gekommen.

Der Verlauf einer solchen Audienz aufgrund einer Widmung wird im Falle Lambecks, des späteren Bibliothekars Kaiser Leopolds, geschildert.³⁶

³²Hallmann, Leich-Reden [!], 1682, S. 488.

³³„In solcher erfreulichsten Hoffnung leget meine demüthige Clio nicht allein gegenwärtiges Pastorell, nebst allerunthänigster [sic!] Bitte Allergnädigster Aufnehmung/ zu Eurer Kaiser- und Königlichen Majestät siegreichen Füßen“ (Hallmann, Leich-Reden, 1682, S. 490, Erste Rede an Kaiser Leopold).

„In solcher erfreulichsten Zuversicht leget meine demüthige Calliope nicht allein gegenwärtiges Pastorell / nebst unterthänigster Bitte allergnädigster Aufnehmung / zu Eurer Kaiserlichen Majestät Venerablen Füßen“

(Hallmann, Leich-Reden, 1682, S. 492, Zweite Rede an Claudia Felicitas).

³⁴„Auch Beyden Höchstgedachten Majestäten / In Allergnädigst verstateten Zweyfachen Kaiserlichen Audientz zu Wien / Den 27. und 29. Vembr. 1673. / Demüthigst überreichet / Von / Johann Christian Hallmann.“

(Hallmann, Adonis und Rosibella, Pastorell Auf die Allerdurchlauchtigste Kaiserliche Vermählung, [1673], Trauer- Freuden- und Schäffer-Spiele, 1684).

³⁵Lambeck erhielt diese Auszeichnung für die lateinische Widmung des „Prodromus Historiae Literariae“ (1659).

(Von Karajan, Kaiser Leopold I. und Peter Lambeck, S. 106).

Cf. die folgende Anmerkung.

³⁶„Dienstag den 16. Mai 1662 empfing ihn [= Lambeck] Leopold, nach der damals üblichen dreimaligen Kniebeugung und gestattetem Kuße der Hand,

Den Schlußpunkt unter das Widmungsverfahren nach Anfrage, (Druck-)Erlaubnis, Übergabe (in der Audienz) und Belohnung setzt das *Dankschreiben* des Autors. In ihm bedankt der Autor sich für die Ehre der erlaubten Widmung und die in Aussicht gestellten oder bereits erhaltenen Geschenke. Freilich macht das Widmungsverfahren mitunter noch eine umfangreichere Korrespondenz erforderlich, wie das Beispiel der Briefe Klopstocks im Falle seiner Widmung zur ‘Hermanns Schlacht’ zeigt.³⁷ Nach Erhalt der Belohnung, einer Medaille mit dem brillantenumgebenen Bildnis des Kaisers, schrieb Klopstock umgehend seinen Dankbrief.³⁸ Auch B. E. Krüger bedankt sich bei Gottsched für die versprochene Protektion und ein Geschenk.³⁹

Es ist üblich, daß auch der Adressat einer Widmung mit einem Antwortschreiben auf die erfolgte Widmung reagiert. Bohse präsentiert in seinem „Wegweiser“ für diesen Fall einen Beispielbrief: „Danck-Schreiben wegen eines zugeschriebenen Buchs“. In diesem erwähnt Bohse auch die gebührende Belohnung:

„Im übrigen so habe vor die mir gantz angenehme Dedication ein kleines Andencken hiebey übersenden wollen.“⁴⁰

stehend, das Haupt bedeckt, aber in freundlicher Weise. Lambeck entschuldigte sich, daß er es gewagt, sein noch unreifes und unvollkommenes Werk dem Monarchen zu weihen, und überreichte nicht nur dieses, sondern die mittlerweile erschienenen beiden Bände einer Sammlung hamburgischer Geschichts-Quellen.“

(Von Karajan, Kaiser Leopold I. und Peter Lambeck, S. 106).

³⁷Auch Gessner führte über die Widmung seiner ‘Schriften’ (1762) an die Königin von England einen umfangreichen Briefwechsel, der von der Darlegung der Motivation bis zum Dankschreiben für die angenommene Widmung reicht.

(Hamel, Gessners Briefe an Tscherner, S. 28 ff.)

³⁸S. unten S. 459 (4.2.3 Der Widmungsbrief ‘An den Kaiser’).

³⁹„Sie vergrößern diese Güte noch durch ein Geschenke, welches ich nicht verdienet.“

(B. E. Krüger an Gottsched, 30. Sept. 1746. Danzel, Gottsched und seine Zeit, S. 169).

⁴⁰[Bohse], Talanders getreuer Wegweiser zur Teutschen Rede-Kunst, 1692, S. 1210.

Sogar Lessing hat sich veranlaßt gesehen, auf eine unverhoffte Widmung mit einem Brief zu antworten.⁴¹

Als „Dancklied für die Zuschrift“ erscheint die Danksagung ‘Wahrmunds von der Tannen’ [= Jesaias Romplers von Löwenhalt] sogar im Werk gedruckt: dieses „Dancklied“ steht im „Anhang“ zu Harsdörffers Übersetzung der ‘Diana’ Montemajors.⁴²

Ebenfalls ein Dankschreiben stellt Opitzens Gedicht

„Carmen an Ihre Fürstl. Gnd. zu Brieg, als er wegen der dedication des Vesuvii 50 Ducaten empfangen“

vor. Hierin heißt es:

„Ich schütze billig für, o held, was du mir tust,
Mit was für milder hand du mich anietzt beschenkest.
Wie wol und gnädig du den schlechten dienst bedenkest,
Den ich dir leisten kann, bei dem der wunsch allein,
Der treue wille muß anstatt der Werke sein.“⁴³

(Beim „schlechten dienst“ handelt es sich um die Widmung!) Ungeachtet dieser Demutsformeln nutzt Opitz geschickt die Gelegenheit, um seine Vorstellungen des Verhältnisses Dichter – Fürst in diesem ‘Carmen’ zu propagieren. Danksagung und Fürstenlob

⁴¹Ein Herr von Ayrenhoff hatte Lessing sein Trauerspiel ‘Antiope’ (1772) gewidmet.

Lessing äußert sich darüber folgendermaßen:

„Der Herr von A[yrenhoff] hat mir damit viel Ehre erwiesen; aber mich auch zugleich in nicht geringe Verlegenheit gesetzt. Denn was soll ich dem guten Manne antworten? Sein Stück, unter uns gesagt, ist herzlich mittelmäßig; und antworten muß ich ihm doch, und muß ihm verbindlich antworten.“

(Lessing an Eva König, 10. April 1772, Lessings Briefwechsel mit Eva König, S. 167 f.)

⁴²„Daß wir mit Dienst- und Gegengrüssen/

Zu samtlicher Gesellschaft Lob

Ein Liedlein in den Brieff einschliessen.“,

heißt es in diesem „Dancklied“.

(De Monte-Major, Diana, übers. Harsdörffer, 1646, ND, S. 242f.)

⁴³Opitz, Carmen an Ihre Fürstl. Gnd. zu Brieg, 1633, Palm, Beiträge, S. 243.

bedeuten auch eine Aufforderung an den Adressaten, seine Mäzenatenpflichten weiterhin zu erfüllen.⁴⁴

1.1.3 BELOHNUNG

Die Widmung des 17. Jahrhunderts an einen Mäzenaten ist in Erwartung einer Belohnung geschrieben.

„Wenn Künste belohnt und geehret werden / pflegen sie zu wachsen und zu zunehmen / da hingegen es heißet / wie Ennodius schreibet: Wenn die Tugend ohne Belohnung seyn sollte / wen würde seine Mühe und Arbeit nicht verdriessen?“⁴⁵

Stieler will damit sagen, eine angemessene Belohnung für das gewidmete Werk gehöre zu den Spielregeln des Widmungsverfahrens. Die Entschädigung der Autoren für ihre Werke geschah im 17. Jahrhundert vor allem über die Widmungsgeschenke.⁴⁶ Die Belohnung für die Widmung konnte in vielerlei Gestalt geleistet werden: als Beförderung in ein Amt, als Titel, ein Orden oder ein ansehnlicher Geldbetrag.⁴⁷ Auch kostbare Geschenke aus Gold

⁴⁴ „Wer will denn über not der armen musen klagen?

Wer tadelt diese zeit, sie könne nicht mehr tragen

Den freien Maecenat, den gütigen August?“

(Opitz, *Carmen an Ihre Fürstl. Gnd. zu Brieg*, 1633, Palm, Beiträge, S. 243).

Cf. dazu auch Opitzens Widmung der ‘Acht Bücher Deutscher Poematum’ (1625) an Ludwig, Fürst zu Anhalt. Diese Widmung wird gar als „Programmschrift für Opitzens Konzeption des Mäzenatentums“ bezeichnet.

(Von Ungern-Sternberg, *Die Armut des Poeten*, Text und Kritik 74/75, S. 92).

Zum Verhältnis Dichter – Fürst cf. unten S. 173 mit Anm. 253 und 254 (2.2.3 Zur Funktion der Widmung).

⁴⁵ Stieler, *Sekretariat-Kunst*, 1673, S. 1000.

(Letzter Satz im Original gesperrt gedruckt!)

⁴⁶ Perthes stellt in seiner *Denkschrift* fest:

„An der Gerechtigkeit und Billigkeit einer Entschädigung der Autoren ist wohl selten gezweifelt worden“.

(Perthes, *Der deutsche Buchhandel als Bedingung des Daseins einer deutschen Literatur*, 1816, hg. Schulz, S. 8).

⁴⁷ Cf. Heckmann, *Grimmelshausen, Genie und Geld*, hg. Corino, S. 49.

oder Silber waren üblich (Klopstocks Medaille!).⁴⁸ Freilich können mit der Widmung noch andere Vorteile erreicht werden: als wichtigster Effekt wäre eine umfassende Protektion durch den Adressaten zu nennen, zu der auch der Schutz gegen etwaige Kritik gehört.⁴⁹

Die Autoren werden — satirisch überspitzt formuliert — aufgefordert zu widmen, um zu ihrem Recht zu kommen:

„Schreibet einem grossen Fürsten euer Werk zu / oder einem reichen Kauffmann / das wird euch euere Müh gnug und übergnug belohnen.“⁵⁰

Freilich hat sich diese Hoffnung auf Belohnung auch oft als vergeblich erwiesen.⁵¹

Der Wert einer Widmung war nicht gering zu veranschlagen, wie Christoph Kormarts Forderung zeigt: letzterer hat seinen Verleger Gleditsch zu 3000 Talern Entschädigung verklagt, da dieser seine eigene Widmung anstelle der Widmung Kormarts vor den ersten

⁴⁸Cf. unten S. 459 mit Anm. 221 (4.2.3 Der Widmungsbrief).

Gottsched bedankt sich mit einem Gedicht für eine silberne Gabe:

„An die Frau von Marschall, als sie mich, vor die Zuschrift eines Buches, mit einem silbernen Schreibzeuge beschenkt hatte. 1727.“

(Gottsched, Versuch einer Critischen Dichtkunst 2, AW 6, 2, S. 769 f.)

⁴⁹Zum Schutz gegen Tadler cf. auch unten S. 148 f. (2.2.2 Schutz).

⁵⁰Henning, Gepriesener Büchermacher, 1666, S. 112 f., zit. nach Wittmann, Geschichte des deutschen Buchhandels, S. 98.

Henning nennt sein Buch im Titel „lustiges und erbauliches Büchlein“ — dies zeigt seine satirischen Absichten an.

Cf. dazu auch folgende satirische Ermahnung Boileaus an den Autor:

„Im alter laß diß werck in schwartzes leder binden /
Schreibs einem knicker zu / so reich du ihn kanst finden /
Der lobt die gute that / der hält sich ritterlich /
Und zahlt dir deine müh / mit: Ich bedancke mich.“

(Neukirch, Anthologie 1, 1697, ND S. 297, Über die thorheit der menschen, aus dem frantzösischen des Boileau).

⁵¹„Fürwar, welcher heutigtes Tages der Meynung Bücher schreibet, und sie hernach dediciret auf Hoffnung viel dadurch zu erlangen, der irret weit und kann sich selbst häßlich betrügen.“

(Tacke, De Dedicacionibus Librorum, 1733, S. 48).

Teil des Romans ‘Statira’ gesetzt hatte.⁵² Die Verleger suchten den Verfassern das Dedikationsrecht des öfteren streitig zu machen, da sie hofften, durch eine größere Anzahl von Widmungsexemplaren, die der Widmungsadressat zu bezahlen hatte, ihre Kosten zu decken.⁵³

Nur über die Widmung konnte der Autor des 17. Jahrhunderts ein Entgelt für sein Werk erreichen. Die Belohnung durch Gönner war keineswegs einklagbar. Immerhin war zu hoffen, der Gönner würde sich für die Annahme der Widmung erkenntlich zeigen. Die Widmungsschreiber mußten aber auch oft

„zu frieden seyn / wenn ihr Geschenk allein mit gnädigen Händen aufgenommen wird.“⁵⁴

WIDMUNGEN OHNE BELOHNUNG

Wer Widmungen zu seinen Werken verfaßt und dabei auf eine angemessene Belohnung hofft, dürfe aber keinesfalls in den Fehler verfallen, „aus den Dedicationen ein ordentliches Gewerbe zu machen“.⁵⁵ Die Widmungen gerieten dann in Gefahr, zu „prächtigen Betteleyen“ zu werden, die nur auf das materielle Interesse, nämlich

„auf Erschnappung eines Gegengeschenks / das noch eins oder zehenfach mehr wehrt sei / als das Buch“

gerichtet seien.⁵⁶

Solche „papiernen Gaben“, überreicht, um „goldne Gegen-Verehrungen, Ketten und Perlen“ zu erhaschen, werten sich durch diese

⁵²Kormart, *Statira* 1, 1685.

S. Witkowski, *Geschichte des literarischen Lebens in Leipzig*, S. 322.

⁵³Cf. Heckmann, *Johann Christian Günther, Genie und Geld*, hg. Corino, S. 60.

⁵⁴Stieler, *Sekretariat-Kunst*, 1673, S. 1000.

Cf. unten S. 168 mit Anm. 233 (2.2.3 Kritik des Schutzes: ‘Nutz’).

⁵⁵Deutsche Encyclopädie 7, 3, s. v. Dedicaton.

⁵⁶Stieler, *Sekretariat-Kunst*, 1673, S. 999.

Cf. unten S. 143 mit Anm. 141 (2.2.1 Logaus Epigramm).

Absicht ihres Verfassers selbst ab.⁵⁷

Die Widmung sei kein Mittel zum Zwecke der Bereicherung ihres Verfassers, im Gegenteil:

„massen man die Bücher / sonder Gewinnsichtige Belohnung denen zuschreiben sol / welche derselben Inhalt verstehen / belieben und gerne lesen“. ⁵⁸

Wer nach diesen Kriterien seine Adressatenwahl trifft, gerät außerdem kaum in Gefahr, abgewiesen zu werden. Nicht wegen ihres Vermögens, die Widmungsverfasser zu belohnen, seien Adressaten hohen Standes zu bevorzugen, sondern wegen des größeren Ansehens, das diesen zukomme.⁵⁹

Bettelei bei diesen hohen Adressaten erweise sich ohnehin oft als vergeblich:

„Fürsten und Herren aber riechen diese Braten / darüm weisen sie solche Bettler durch die Ihrige meisterlich ab / oder beantworten ihre dedicationsbriefe mit Stillschweigen.“⁶⁰

Aber auch Widmungen ohne ersichtliche Bettelei blieben mitunter ohne Antwort. So hat Opitz sich bitter über das Ausbleiben jeder Reaktion auf seine Widmung der ‘acht Bücher deutscher Poematum’ (1625) von seiten Fürst Ludwigs beklagt:

„De poematum dedicatione a triennio ne leve quidem responsum accepi, id quod tibi soli fidam“
(‘Auf die Widmung der ‘Poemata’ habe ich seit drei Jahren nicht die geringste Erwiderung erhalten, etwas, das ich allein dir anvertraue’),

⁵⁷Mencke, Zwei Reden von der Charlatanerie der Gelehrten, 1716, S. 53.

Cf. unten S. 167 mit Anm. 229 (2.2.3 Kritik des Schutzes: ‘Nutz’).

⁵⁸Harsdörffer, Poetischer Trichter 3, 1653, ND, Widmung, S. [6].

Cf. unten S. 143 mit Anm. 145 (2.2.1 Logaus Epigramm).

⁵⁹Die „Hochheit“ der Widmungsadressaten bewirke ja, daß die „Schriftten“ „bey der eckeln Welt / ein desto grössers Ansehen“ gewinnen.

(Biondi, Eromena 3, übers. Stubenberg, 1667, Widmung S. [1].)

⁶⁰Stieler, Teutsche Sekretariat-Kunst, 1673, S. 999.

Cf. unten S. 167 mit Anm. 231 (2.2.1 Logaus Epigramm).

schreibt Opitz an Buchner.⁶¹

Conrad Celtis hat die Belohnung, die der Rat von Nürnberg ihm bewilligte, gar als Verhöhnung seiner Absichten empfunden: für sein Geschichtswerk hat der Rat ihm den Betrag von acht Gulden in Aussicht gestellt.⁶²

So gesehen, bringt „das zweigestaltige geflügelte Wahrzeichen“ [= Pegasus, das Dichterroß] dem darbenden Dichter nur „Schaden“.⁶³ Ein ehrgeiziges Werk, das noch dazu den Interessen des Adressaten (als Geschichtswerk!) entsprochen haben dürfte, war ohne angemessene Belohnung geblieben: dieser Verstoß gegen alle Spielregeln der Widmungspraxis wird von Celtis öffentlich angeprangert.

In den Fällen, in denen das Sujet oder dessen Darstellung das Mißfallen des Adressaten erregt, ist die Ablehnung der Widmung

⁶¹Brief vom 29. Juni 1629, Schnorrs Archiv V, 354 f., zit. nach Zöllner, Einrichtung und Verfassung der Fruchtbringenden Gesellschaft, S. 42.

Allerdings hatte sich Opitz mit dieser Widmung bereits den Weg geebnet, um später (1629) in die Fruchtbringende Gesellschaft, deren Oberhaupt Fürst Ludwig war, aufgenommen zu werden.

⁶²„Acht Gulden, hochgewichtige, hat Nürnbergs Rat Mir zugesprochen, Doch ich, ich hab’ mit gutem Grund die Annahme verweigert.

[...]

Für so viel Mühe gibt der Rat von Nürnberg mir
Den lächerlichen Bissen von acht Gulden!

[...]

Mir, dem deutschen Dichter, wollte man, ohne sich zu schämen,
Nicht so viel geben,

Daß davon die Lampe bei meiner Nacharbeit brannte,

Noch daß ich davon einen Schuh bezahlen könnte,

Um die Stadt im weiten Umkreis zu besehen,

Noch das Papier, das ich mit Feder und Tinte beschrieb.“

Conrad Celtis, Scheltrede an den Rat von Nürnberg [1495], Oden III, 11, im Original lat., übers. Günter Hess:

„An sich selbst und den Rat von Nürnberg, da dieser ihm acht Gulden für sein Geschichtswerk bewilligte“.

(Zit. nach Wittmann, Geschichte des deutschen Buchhandels, S. 67.)

⁶³Celtis, Scheltrede [1495], Oden III, 11, übers. Günter Hess, zit. nach Wittmann, Geschichte des deutschen Buchhandels, S. 68.

verständlich. So hat Königin Christine den Antrag Samuel Pufendorfs, ihr sein Werk „De rebus Suecicis“ (eine Geschichte Gustav Adolfs und seiner Tochter Christine) zu widmen, abgelehnt, da schon das erste Kapitel durch die Darstellung kirchlicher Zustände in Rom Anstoß erregt hätte. Auch die Verbindung mit Pufendorf hat Christina aus diesem Grund gelöst.⁶⁴ Der Adressat konnte freilich auch auf seinem Recht beharren, unverlangt eingesendete Widmungen abzulehnen. So sah sich der Hamburgische Senat veranlaßt, gegen die Flut von Widmungen einzuschreiten, die ihm — in der Hoffnung auf eine ansehnliche Belohnung — zgedacht worden waren. 1798 erließ er folgendes Dekret gegen Widmungen:

„Der Senat der Reichsstadt sieht sich durch die Menge der Einsendungen und Dedikationen litterarischer Produkte von sehr ungleichem Wert, womit er seither überhäuft worden, veranlaßt, hiermit öffentlich bekannt zu machen, daß er künftig jede dergleichen ohne vorherige Anfrage an Ihn gelangende Mitteilung oder Dedikation unbeantwortet lassen werde.“⁶⁵

Ohne Antwort, das hieß vor allem auch: ohne Belohnung. Dieses Dekret macht auch klar, daß die Verbindung zum Adressaten nicht erst durch eine Widmung geknüpft werden sollte: vor allem im 17. Jahrhundert ist der der Widmung angemessene Raum das Patronageverhältnis. Hier kann sich das rechte Geben und Nehmen zwischen Gönner und Dichter entfalten; hier ist eine ideelle oder materielle Belohnung die Folge der Widmung.

Die Empfehlung in die Gnade des Fürsten ist die höchste ideelle Belohnung, die die Widmung bewirken kann. Letztere ist dem gelehrten Dichter des 17. Jahrhunderts Grundlage seiner Existenz. Opitzens Äußerung in der Widmung der ‘Acht Bücher Deutscher

⁶⁴Das Werk Pufendorfs wurde als „Commentariorum de rebus Suecicis libri XXIV“ 1686 gedruckt.

Cf. Callmer, Königin Christine, S. 201.

⁶⁵Jubiläumszeitung des Hamburgischen Korrespondenten, 1880. Zit. nach Kapp, Friedrich, Geschichte des Deutschen Buchhandels Bd. 1, 1886, S. 322 f.

Poematum’

„daß gelehrter Leute Zu- und Abnehmen auff hoher Häupter
und Potentaten Gnade/ Mildigkeit unnd Willen sonderlich
beruhet“,

bestätigt diesen Zusammenhang.⁶⁶ Des Dichters Bemühung ist
„Dienst“ im Interesse des Fürsten: und letzterer hat dem Dichter
diesen „Dienst mit Gaben [zu] erwidern“.⁶⁷

Auf die „Gnade“ des Fürsten glaubt der Dichter, wenn er ihm sein
Werk mit der Widmung übergibt, Anspruch zu haben.⁶⁸ Freilich
wird dem Dichter des 17. Jahrhunderts aufgrund der Willkür des
absolutistischen Fürsten diese „Gnade“ oft verweigert:

„Fürsten schencken nach Behagen,
Gnade treibet sie allein,
Nicht Verdienst, das Sie thun sollen,
Nein, Sie herrschen frey und wollen
Hie auch ungebunden seyn.“⁶⁹

Dieser Zustand besserte sich im Deutschland des 18. Jahrhunderts
keineswegs:

„Was folgt auf fremder Leute Gnade? Er starb. – –“

So kommentierte Lessing den Tod von Christlob Mylius.⁷⁰

Bleibt die „Gnade“ aus, so hat die Widmung ihren Zweck verfehlt.
Diese Erfahrung ist auch Kleist nicht erspart geblieben: Kleist
hatte seine Widmung des ‘Prinz Friedrich von Homburg’ an die
Prinzessin Amalie Marie Anne, Gemahlin des Prinzen Wilhelm
von Preußen, mit einem Bittgesuch an Prinz Wilhelm um eine
Pension von 100 Talern verknüpft, dem freilich nicht stattgegeben
wurde.⁷¹

⁶⁶Opitz, Acht Bücher Deutscher Poematum, 1625, Widmung, S. 1.

⁶⁷Birken, Teutsche Rede-bind und Dicht-kunst, 1679, Vorrede, § 19.

⁶⁸Cf. unten S. 157 (2.2.2 Schutz).

⁶⁹Dach, Gedichte 2, hg. Ziesemer, S. 262.

⁷⁰Mylius, Schriften, hg. Lessing, 1754, Vorrede, S. IX.

⁷¹Kleists Widmungsgedicht lautet:

„Gen Himmel schauend greift, im Volksgedränge,

Die in der Patronage erteilte Belohnung wird vom Dichter als „Ermunterung“ aufgefaßt, weitere Werke (und Widmungen!) zu schreiben.⁷² Bleibt diese Art der „Ermunterung“ aus, so bleiben auch weitere Werke aus — die Belohnung ist also nicht nur als Ziel der Widmung, sondern auch als entscheidender Faktor des Literaturwesens des 17. Jahrhunderts anzusehen.

1.2 WIDMUNG UND ANDERE RAHMENSTÜCKE DES BAROCKEN BUCHS

1.2.1 DIE EIN- UND AUSLEITENDEN FORMEN DES BAROCKEN BUCHS: ‘RAHMENSTÜCKE’

„Wie führen die Dichtungen des Jahrhunderts sich ein: Widmungen, Vor- und Nachreden, eigene sowohl als fremde, Gutachten, Referenzen vor den Meistern sind die Regel. Als überladenes Rahmenwerk umgeben sie die größeren und die Gesamtausgaben ausnahmslos. Denn der Blick, der an der Sache selbst sich zu genügen gewußt hätte, war selten.“⁷³

Der Barde fromm in seine Saiten ein.
Jetzt trösten, jetzt verletzen seine Klänge,
Und solcher Antwort kann er sich nicht freun.
Doch eine denkt er in dem Kreis der Menge,
Der die Gefühle seiner Brust sich weihn:
Sie hält den Preis in Händen, der ihm falle,
Und krönt ihn die, so krönen sie ihn alle.“
(1811; E 1821)

Marie von Kleist hatte am 3. Sept. 1811 das Widmungsexemplar des ‘Prinzen von Homburg’ zusammen mit dem Bittgesuch überreicht.

Allerdings hatte die Widmung immerhin zur Folge, daß Prinz Wilhelm nach Kleists Tod dessen Schwester Ulrike eine Unterstützung zukommen ließ.

(Kleist, Werke, 2, hg. Sembdner, Lebenstafel, S. 1028 f.)

⁷²Lessing nennt Deutschland ein Land,

„wo fast alle Arten von Ermunterungen unbekannt sind“.

(Mylius, Schriften, hg. Lessing, 1754, Vorrede, S. IX).

Cf. unten S. 105 mit Anm. 368 (1.2.2 Vorrede).

⁷³Benjamin, Ursprung des deutschen Trauerspiels, S. 201 f.

In der Tat, ein Buch, das im 17. Jahrhundert

„ohne den Aufputz einer Vorrede und die Unzahl der herkömmlichen aneinandergehängten Sonette, Epigramme und Lobreden, die man an den Anfang der Bücher zu stellen pflegt“

erschienen wäre, wäre als „nackt und bloß“ angesehen worden.⁷⁴ Die Ausstattung mit einem reichen Rahmenwerk ist für das Buch des 17. Jahrhunderts typisch. Diese Stücke finden sich sowohl am Anfang als auch am Ende des Buchs; sie sollen hier mit dem Terminus „*Rahmenstücke*“ eingeführt werden.⁷⁵ Vor dem Text des Werks präsentieren sich Kupfertitel, Titelkupfer, Titelblatt, Privilegien, Motti, Widmung, Vorrede, Ehrengedichte, Geleitgedichte, um die wichtigsten dieser Stücke (= „Vorstücke“) zu nennen.⁷⁶ Auch am Buchende erscheinen Stücke separaten Charakters: Zugabe, Anhang, Anmerkungen, Register, Errata, Nachschrift. Aus- und einleitende Formen ergeben zusammen eine Art von Rahmen für das Werk. Die Rahmenstücke sind auf dem letzten Bogen des

⁷⁴Cervantes glaubt, auf diese „Vorstücke“ bei der Herausgabe seines ‘Don Quijote 1’ nicht verzichten zu können. (Cervantes, Don Quijote 1, Vorrede, Gesamtausgabe 2, S. 24).

⁷⁵Cf. dazu Wagenknecht:

„Der eigentliche Text des Werkes erscheint im Buch des 17. Jahrhunderts wie eingerahmt von einer ganzen Reihe ein- und ausleitender Stücke: Titelkupfer, Motto, Widmung, Vorrede, Ehrengedichte, Zugabe oder Anhang, Register.“

(Wagenknecht, Buchwesen und Literatur im 17. Jahrhundert, Stadt, Schule, Universität, hg. Schöne, S. 469 mit Anm. 23).

Eine neuere Untersuchung über die einleitenden Rahmenstücke des Buchs liegt mit: Genette, Paratexte, 1992, vor.

Auch neuere Untersuchungen zu einzelnen Stücken sind vorhanden.

⁷⁶Dünnhaupt bezeichnet diese Stücke als „Vorstücke, meist bestehend aus Widmung, Widmungsgedichten, Privilegien, Vorrede“.

(Dünnhaupt, Bibliographisches Handbuch der Barockliteratur 1, S. XLIII).

Auch Spellerberg nennt im Apparat seiner Hallmann-Ausgabe Motto und Widmung „Vorstücke“.

(Hallmann, Sämtliche Werke 1, hg. Spellerberg, Nachwort, S. 384).

Werks, dem Titelbogen, gedruckt.⁷⁷ Ist es „vielleicht ein Überfluß“ [= überflüssig!], „die ledigen Seiten“ mit Erklärungen zu füllen, wie Weise zu bedenken gibt, oder zeigt sich in dieser Praxis etwas anderes?⁷⁸ Gottsched, der freilich Dichtungstendenzen des 17. Jahrhunderts sehr kritisch gegenüberstand, schließt von den Rahmenstücken auf das Werk (hier: Zieglers ‘Asiatische Banise’):

„Diejenigen, so aus diesen äusserlichen Stücken [hier: Titel und Vorrede] den Geschmack zu beurtheilen pflegen, darinn ein ganzes Buch geschrieben ist, werden sich bey unsrer Banise nicht betrügen. Herr von Ziegler hat seinem Buche schon an der Stirne die Merkmale seines Geistes und seiner Zeiten eingepreget.“⁷⁹

Gewiß, barocker Geist zeigt sich auch „an der Stirne“ des Buchs, an dessen Eingang. Der Leser soll nur über die Vermittlung der Vorstücke zur Sache selbst, zum Text des Werks, gelangen. Das barocke Buch tritt als Corpus aus Rahmenstücken und Text auf; und genauso will es auch vom Leser rezipiert werden.

Die *Präsentationsweise* des barocken Buchs steht und fällt mit seinen Rahmenstücken. Schon durch ihre herausragende Stellung

⁷⁷Nicht selten seien auch die „ledigen Blätter“, die freibleibenden Seiten des letzten Bogens, noch mit Zusätzen des Autors gefüllt worden.

Cf. Wagenknecht, *Buchwesen und Literatur im 17. Jahrhundert*, Stadt, Schule, hg. Schöne, S. 464 mit Anm. 15.

Ein Beispiel dafür gibt Stieler, der seine letzte „Zugabe“ zur ‘Geharnschten Venus’ so rechtfertigt:

„Damit der Käuffer nicht ledige Blätter bezahle/ als seind (weil etwas Raum übrig) folgende Madrigalien angehengt worden.“

(Stieler, *Geharnschte Venus*, hg. Zeman, S. [289].)

⁷⁸„Und es ist vielleicht ein Überfluß/ wenn ich die ledigen Seiten mit solchen Gedancken anfülle. Doch werde ich dem geneigten Leser nicht beschwerlich seyn.“

(Weise, *Curiöse Gedancken von Deutschen Versen*, 1672, Nachricht wegen des Kupffertituls, S. [1]).

⁷⁹Gottsched, Herrn Heinrich Anshelm von Ziegler und Kliphausen *Asiatische Banise*, *Beyträge zur Critischen Historie der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit*, 2, S. 282.

am Buchanfang und -ende werden sie zu einem wichtigen Teil dieser Präsentation. Da die Bücher fast nur in Ballen ('roh', d. h. in ungebundenen und ungehefteten Lagen) verkauft wurden,⁸⁰ war es für den Händler als Käufer kaum möglich, das ganze Buch in Augenschein zu nehmen. Das Titelblatt aber war ausgestellt, und auch ein Blick auf die ersten Seiten des Buchs, die Widmung und Vorrede enthielten, sowie eine Kontrolle der letzten Seiten war möglich.⁸¹ So konnte die Vollständigkeit und die Ausstattung der Ware Buch überprüft werden. Diese Praxis läßt verstehen, warum man den Rahmenstücken besondere Sorgfalt bis hin zu „typographischer Pracht“ angedeihen ließ.⁸² Es war üblich, Rahmenstücke (vor allem Titel, Widmung und Vorrede) mit einem schöneren und größeren Schriftbild auszustatten als den Text des Werks. (An Betrug grenzte es freilich, für die ersten Seiten eines Buchs Papier von wesentlich besserer Qualität zu nehmen als für den Text des Werks!)⁸³

Nach der Wahl des Buchformats (die gebräuchlichsten: Quart und Octav), das auf den intendierten Leserkreis zugeschnitten sein

⁸⁰Goldfriedrich, *Geschichte des Deutschen Buchhandels* 2, S. 275.

Cf. Wieckenberg, Kapitelüberschrift, S. 46.

⁸¹Cf. Wieckenberg, Kapitelüberschrift, S. 47.

⁸²Die Wirkung eines Gedichts hing auch von seiner Aufmachung ab: Die „typographische Pracht“ veranlaßte die Wirkung eines Gedichtes Heynes, „nicht der Werth des Gedichts“, wie sein Biograph Heeren berichtet.

(Es handelte sich dabei um ein Jugendgedicht Heynes auf den Tod eines bekannten Predigers.)

Die „Wirkung“ des Gedichtes habe nämlich darin bestanden, daß es in dieser „typographischen Pracht“ die Aufmerksamkeit des Staatsministers Graf Brühl erregt habe, der Heyne dann auch in einer Audienz empfangen und ihn mit Versprechungen hingehalten habe. Heyne hoffte, als Sekretär des Grafen angestellt zu werden —

„Er ward aber nichts, und bekam nichts!“

(Heeren, *Christian Gottlob Heyne*, 1813, S. 33).

⁸³„Buchhändler betrügen [. . .] Wenn sie zum Titul und auswendigen Lage-Bogen sauber und weisses, zu dem übrigen aber grobes und schwartzes Papier nehmen, mithin die Bücher nur den übertünchten Gräbern gleich machen.“

(Hönn, *Betrugs-Lexicon*, 1761, ND, S. [73]).

muß,⁸⁴ ist das Erscheinungsbild der Rahmenstücke die zweite Entscheidung, die auch im Hinblick aufs Publikum getroffen wird. Anhand der Rahmenstücke soll sich ja der Käufer über das ganze Werk orientieren können. Die Gestaltung der Rahmenstücke blieb deshalb nicht nur Verleger und Drucker überlassen, sondern war auch für den Autor von Belang: z. B. haben Lohenstein und Grimmelshausen bestimmte Kupfertitel ihrer Werke mitgestaltet.⁸⁵

Einen Teil ihrer Wirkung verdankt die barocke Dichtung ihrer äußeren Erscheinung — und diesem Moment trägt man im literarischen Leben der Zeit Rechnung. Auf den repräsentativen Charakter der Rahmenstücke kann keinesfalls verzichtet werden. Die einzelnen Rahmenstücke am Bucheingang erinnern nicht von ungefähr an die Gepflogenheiten des höfischen Zeremoniells: durch die Vorhöfe von Kupfertitel, Titelblatt, Widmung, Vorrede, Ehrentitel, Motto gelangt der Leser zum Text des Werks,

⁸⁴Der heroische Roman erschien gewöhnlich in Quart, der pikareske in Octav.

Cf. Wagenknecht, Buchwesen und Literatur im 17. Jahrhundert, S. 469.

Die Oktavausgaben waren handlicher (und billiger!) als die Quartausgaben, die zu Repräsentationszwecken bevorzugt wurden (Widmungsexemplare!). Für ein größeres Publikum benutzte man neben dem Octav- auch das *Duodez*-Format, in dem z. B. Beers Romane gedruckt sind. Dieses *Duodez*-Format war angeblich

„charakteristisch für die Masse des als sublitterarisch empfundenen pikaresken und satirischen Schrifttums der Zeit zwischen 1650 und 1690“.

(Beer, *Der kurtzweilige Bruder Blau-Mantel*, 1700, ND, hg. Kremer, S. 10*).

⁸⁵Von Lohenstein ist bekannt, daß er selbst die Umschrift des Kupfertitels zur Prachtausgabe des 'Ibrahim Sultan' (1673) „in ihrer besten Druckgestalt auf dem Papiere geübt“ habe ('Custus Amor Cygnis Vehitur/ Venus improba Corvis').

S. Müller, Conrad, Lohenstein, S. 71 mit Anm. 16.

Auch Grimmelshausen hat die Beschriftung der Kupferstücke zur Felßeckerischen 'Prachtausgabe' des *Simplizissimus* (Ausgabe V, 1671) selbst vorgenommen, und auch die Illustrationen sind wahrscheinlich unter seiner Mitwirkung entstanden.

(Scholte, Grimmelshausen und die Illustration seiner Werke, *Zs. f. Bücherfreunde* N.F. 4, 1912, S. 33 ff.)

Cf. Koschlig, Grimmelshausen und seine Verleger, S. 205.

und entlassen wird er erst, wenn er die ausleitenden Stücke durchschritten hat. Ohne eine Anzahl dieser Beigaben galt ein Buch als nicht vollständig; so war es kein bloßer Scherz, wenn Cervantes sich weigerte, den ‘Don Quijote’ herauszugeben, weil er sich vorgeblich außerstande fühlte, ihn mit den üblichen Rahmenstücken auszustatten.⁸⁶ Aber nicht nur die Vollständigkeit des Buchs wird durch die vorhandenen Rahmenstücke angezeigt, sondern auch seine Authentizität: Verfasser, Verleger und Herausgeber stehen mit ihren Namen unter den einzelnen Stücken für das Buch ein. (Auch ein pseudonym erschienenen Werk wie Stielers unter dem Namen „Fildor“ herausgebrachte ‘Geharnschte Venus’ sucht seine Seriosität wenigstens durch Nennung des echten Druckers und Verlegers zu erweisen!)⁸⁷

Die Reihenfolge der einzelnen Rahmenstücke am Bucheingang war keineswegs beliebig, wobei nicht alle der genannten vorhanden sein mußten: nach dem Kupfertitel und dem — obligatorischen! — Titelblatt folgen gegebenenfalls Erklärung des Kupfertitels, Widmung, Vorrede, Ehrengedichte, Motti und schließlich kann noch ein Geleitgedicht („Der Autor an sein Buch“) den Leser einführen.⁸⁸ Die Widmung des *ganzen* Buchs erfolgt immer *vor* der Vorrede. Widmungen zu einzelnen Buchteilen folgen *nach* der

⁸⁶„Kurz und gut, mein Freund und Herr“, fuhr ich fort, „ich habe mich entschlossen, den Herrn Don Quijote in seinem Archiv in der Mancha begraben sein zu lassen, bis der Himmel jemand schickt, der ihn mit allem, was ihm jetzt fehlt, ausstattet, denn ich fühle mich meiner Unzulänglichkeit und meiner geringen Bildung wegen außerstande, hier Abhilfe zu schaffen“.

(Cervantes, Don Quijote 1, Vorrede, Gesamtausgabe 2, S. 25).

S. auch Cervantes, Don Quijote 1, Vorrede, Gesamtausgabe 2, S. 24.

Cf. oben S. 32 mit Anm. 74 (1.2.1 ‘Rahmenstücke’).

⁸⁷Stieler, Die Geharnschte Venus, [1660], hg. Zeman, Titelblatt:

„gedruckt bey Michael Pfeiffern. In Verlegung Christian Guht/ Buchhändlers im Tuhrn/ Im Jahr 1660.“

⁸⁸So nennt Johann Beer sein Geleitgedicht zu den ‘Teutschen Winter-Nächten’.

(Beer, Die teutschen Winter-Nächte & Die kurzweiligen Sommer-Täge, 1682 und 1683, hg. Alewyn, S. 10 und 11).

das ganze Buch einleitenden Vorrede und in der Regel nach neuem Einzeltitleblatt.⁸⁹ Widmung und Vorrede stehen sich dabei nicht nur räumlich nahe, sondern sind in vielfacher Hinsicht aufeinander bezogen und ergänzen einander.⁹⁰

Die schöngeistigen Bücher des 17. Jahrhunderts haben sich auf recht unterschiedliche Weise der ihnen zur Verfügung stehenden Rahmenstücke bedient. Mitunter war der Rahmen prächtiger als das Werk, das er ja eigentlich nur zur Schau stellen sollte. Die Rahmenstücke in Gestalt von „Zuschriften, Vorreden, gelehrten Abhandlungen, Zeugnissen der Gelehrten, Anmerkungen, Verzeichnisse, Register, Lebensbeschreibungen Kupfer, weitläufige Erklärungen derselben u. d. g.“ seien geeignet, so meinte Gottsched, „ein kleines Duodezbandchen in zweene grosse Quartanten zu verwandeln“. Dieser Aufwand sei auch aus Kostengründen zu verurteilen.⁹¹

Als eher abschreckendes Beispiel für den Einsatz und Umfang der Rahmenstücke sei hier die Ausgabe der ‘Gedichte’ (1727) des Freiherrn von Canitz genannt, für die Johann Ulrich König als Herausgeber verantwortlich zeichnet.⁹² Das Einleitungzeremoniell dieser ‘Gedichte’ stellt sich wie folgt dar:

⁸⁹Nach Filidors „Vorrede“ kommt

„Filidors Geharnschter Venus Erstes Zehen.

Dehm Vortrefflichem [sic!] Hirten Strefon/ Wie auch Dehm unvergleichlichem [sic!] Pranserminto übergiebet Seiner geharnschten Venus Erstes Zehen absonderlich Filidor der Dorfferer in folgendem.“

(Stieler, Die Geharnschte Venus [1660], hg. Zeman, [B]).

Die ‘Himmel-Schlüssel’, der erste Teil von Lohensteins ‘Blumen’ betitelter Gedichtsammlung, beginnt mit einer lateinischen Widmung an Johann Adam von Posadowsky und Postelwitz.

(Lohenstein, Blumen, 1680).

⁹⁰S. unten S. 100 f. (1.2.2 Vorrede).

⁹¹„So wäre es doch unverschämt, ein Buch durch so viele fremde Zusätze zu vertheuern, die ohnedem wenige lesen möchten.“

(Gottsched, Gedichte hg. Schwabe, 1736, Vorrede S. 9 f.)

⁹²E 1700. Eine — allerdings ungenaue — Aufzählung der Einleitungsstücke der Ausgabe von 1727 findet sich auch bei Ehrenzeller.

(Ehrenzeller, Studien zur Romanvorrede, S. 81).

1. Kupfertitel
 2. Titelblatt
 3. „Über das Kupfer-Bild vor den Canitzischen Gedichten“
 4. „Erklärung der Erfindung/ Zu dem Kupfer-Tittel-Blatt“
 5. „Über das Sinn-Bild vor der folgenden Zueignungs-Schrift“
 6. „Erklärung der Erfindung/ Zur Anfangsleiste vor der Zueignungs-Schrift an des Herrn Grafen von Wackerbart Hoch-Reichs-Gräfl. Excell.“
 7. Widmungsadresse und „Zueignungs-Schrift“ an August Christoph von Wackerbarth
 8. – 10. Drei Vorreden an den Leser von Canitz, Canstein und König (S. XIX–LXVIII)
 11. und 12. „Freyherrlich- Canitzisches Ehren-Gedächtniß“ (Neues Titelblatt und Kupfertitel mit dem Porträt des Dichters)
 13. „Über das Bildniß/ Des ehemaligen/ Chur-Brandenburgischen würcklichen/ geheimen Staats-Raths,/ Freyherrn von Canitz“ (von J. von Besser)
 14. „Über das vorstehende Kupfer-Bild/ Des Freyherrn von Canitz“ (von J. U. König)
- etc.

Nach insgesamt 24 Nummern und 222 Seiten heißt es dann endlich: Vorhang auf! „Des Freyherrn von Canitz eigene Gedichte“, und die arabischen Seitenzahlen beginnen. Diese „eigenen Gedichte“ füllen nur 82 Seiten. Den Schluß des Buches bildet eine „Untersuchung über den guten Geschmack“ von J. U. König (S. 306–313). Den Löwenanteil dieses Werkes beanspruchen also die ‘Vorstücke’, unter denen die Erklärung der bildlichen Darstellung auffallend oft bemüht wurde. Dies stellt freilich ein extremes Beispiel höfischer Einleitungspraxis am Ausgang des Jahrhunderts dar, und es war als solches keineswegs repräsentativ für die Gedichtausgaben der Zeit. Die Art des Werks, eine Gedächtnisschrift, erfordert einen gewissen Aufwand des Herausgebers, um die Verdienste seines Pöten ins rechte Licht rücken zu können.

Anders hat sich dagegen Opitzens berühmte Ausgabe der ‘Poemata’ von 1625 dem Leser präsentiert:⁹³

1. Kupfertitel
2. Widmungsadresse und Widmungsbrief an Fürst Ludwig zu Anhalt (11 Seiten, unpaginiert, überschrieben „Vorrede“).
3. „IN MARTINI OPITII POEMATA“
lateinische Ehrengedichte von Caspar Barth, August Buchner, Julius Zingref und Balthasar Venator (4 S.).
4. „An den Leser“ (Vorwort, 2 S.)

In einen noch schlichteren Rahmen hat Logau seine ‘Sinngedichte’ (1654) gefaßt.⁹⁴

1. Kupfertitel
2. Titelblatt
3. „An den Leser“ (Vorrede, 3 S.)

Während bei Opitz die *Widmung* schon von ihrem Umfang her das wichtigste Vorstück darstellt, fehlt diese bei Logau ganz und die Vorrede entschädigt keineswegs dafür, sondern sie ist recht knapp gehalten.⁹⁵ (Als Grund für das Fehlen der Widmung kann das Erscheinen dieser Gedichte unter Logaus Anagramm „Salomon von Golaw“ angenommen werden!) Logau gibt am Anfang seiner Vorrede dem Leser selbst die Erklärung für die ungewöhnliche Kürze seiner Einführung:

„Gunstiger/ geliebter Leser/ ich halte dafür/ daß diese meine Sinn-Getichte viel fürredens oder fürsprechens nicht bedürfen“.⁹⁶

Diese Auffassung stellt die Vorrede letztlich in Frage. Freilich ist

⁹³Opitz, Acht Bücher Deutscher Poematum, 1625.

Dieselbe Widmung an Fürst Ludwig zu Anhalt steht auch in der ‘Ausgabe letzter Hand’, den ‘Weltlichen Poemata’ von 1644.

⁹⁴Salomon von Golaw [= Logau], Sinn-Getichte, [1654].

⁹⁵Cf. zu Inhalt und Bedeutung dieser Widmung Weises Urteil.

(Weise, Curiöse Gedancken von Deutschen Briefen, 1701, S. 507).
S. unten S. 139 (2.1 Schreibart der Widmung).

⁹⁶Logau, Sinn-Getichte, [1654], Vorrede [Anfang!].

dieser Topos für ein *Epigramm*-Buch gattungsspezifisch.⁹⁷

Prächtig oder mit zweckmäßiger Kürze, je nachdem es dem Gegenstand des Werks angemessen ist, präsentieren sich die Rahmenstücke dem Leser. Zeitgeist und Gattungscharakter des Werks geben den Rahmenstücken ihr Gepräge. Durch die entsprechenden Rahmenstücke werden hohe und niedere Literatur für das Publikum kenntlich gemacht. Die Sache selbst, das Werk, soll nicht für sich stehen, sondern über die Vermittlung der Rahmenstücke Käufer und Leser beeindrucken.

Zur ‘Dispositio’ des barocken Buchs gehören dessen Rahmenstücke: dies lehrt Comenius, wenn er die Frage, wie der Stoff in einem Buch anzuordnen sei, mit den Rahmenstücken beginnend beantwortet:

„Vornenher des buchs w[ird] der Titel gesezet/ den inhalt des Buchs anzeigende: Folget die zuschreibung des buchs an einen Schuzherren. Hernach die Vorrede an den Leser/ den begriff fölliger darthuende/ und den rechtschaffnen gebrauch des Buchs unterrichtende. Dan pflegen Lobsprüche beigesezt zu w[erden]/ so von Freüden zu des Verfaßers und des buchs lob geschriben. Allererst folget das Marg des Buchs selbst/ nemlich die Handlung/ die Haup[t]theile und Untertheile getheilet. Endtlich der Beschluß/ mit dem Zeiger der Inhalten oder auch Druckfehlern.“⁹⁸

⁹⁷Das sagt schon Martial, der im Fall der *Epigramme* einen Einleitungsbrief als nicht notwendig erachtet:

„Video quare tragoedia aut comoedia epistulam accipiant, quibus pro se loqui non licet: epigrammata curione non egent et contenta sunt sua, id est mala, lingua.“

(Martialis Epigrammata, rec. Heraeus, 2, S. 40).

„Ich sehe ja ein, weshalb eine Tragödie oder eine Komödie einen Brief mitbekommen: Sie können nicht für sich selber sprechen. Epigramme brauchen keinen Herold, sie begnügen sich mit ihrer eigenen Sprache, und die ist boshaft.“

(Martialis, Epigramme Lat.-deutsch, hg. und übers. Barié und Schindler, 2. Buch, Widmung, S. 121).

⁹⁸Comenius, Spielschule (Schola ludus), lat./dt., hg. Redinger, 1659, S. 369.

Rahmenstücke *und* Werk leisten im 17. Jahrhundert zusammen, was später das Werk allein vermag: die Verbindung von Buch und Leser zu schaffen.

Einzelne Rahmenstücke

Die Aufgabe, ein Buch angemessen zu präsentieren, erfüllen die Rahmenstücke gemeinsam. Darüberhinaus kommen einzelnen Rahmenstücken besondere Aufgaben zu, die hier skizziert werden sollen.

1. Kupfertitel, Titelkupfer und Titelblatt

Der Kupfertitel, eine — laut Dünnhaupt —

„ganzseitige Kupfertafel mit Angabe des Titels oder Kurztitels, meist dem typographisch gesetzten Titelblatt voraufgehend“,

war beliebt.⁹⁹ Auf dem Kupfertitel werden Gestalten oder Elemente des Werks — oft mit allegorischen Hinweisen — abgebildet.¹⁰⁰ Ein Porträt des Autors kann zusätzlich zum Kupfertitel

Cf. Bohatcová, Funktion der Rahmenkompositionen im „wissenschaftlichen“ Buch des 17. Jahrhunderts, Stadt, Schule, Universität, S. 552f. mit Anm. 7.

Comenius' Anweisungen gelten zwar dem belehrenden, „wissenschaftlichen“ Buch des 17. Jahrhunderts, aber auch das unterhaltende Buch befolgt dieselben Einleitungsriten. Cf. Cervantes in seiner Vorrede zum ‘Don Quijote 1’!

S. oben S. 32 mit Anm. 74 (1.2.1 ‘Rahmenstücke’).

⁹⁹Dünnhaupt, Bibliographisches Handbuch der Barockliteratur 1, S. XXXVII.

¹⁰⁰Cf. die Kupfertitel der Ausgaben von Moscherosch's ‘Gesichten’ von 1642 [B], 1650 [E] und 1644 (unrechtmäßige Frankfurter Ausgabe). Erläuterungen dazu in: Moscherosch, Gesichte Philanders, 1642, hg. Harms, S. 233–236.

Auf dem Kupfertitel von 1642 ist die zentrale Figur

„ein Satyr mit Bock und Panflöte, der an den Hüften mit Weinlaub umkränzt ist, in seiner Linken einen Skorpion hält und mit seiner Rechten zwei Finger abspreizend auf einen Putto weist, der sein Gesicht hinter einer Maske verbirgt. Oberhalb des Eingangs hält der weitaufgesperrte Rachen eines Satyrs, der Höllenrachenikonographie verwandt, ein Schriftband mit dem französischen Werktitel und der Angabe des Verfassers der spanischen Quel-

beigegeben werden,¹⁰¹ oder es kann auf dem Kupfertitel selbst erscheinen.¹⁰² (Auch der Widmungsadressat wird mitunter im Porträt vorgestellt.)¹⁰³ Besonders bei posthumen und Gedächtnis-Ausgaben war das Porträt des Autors eine willkommene Beigabe.¹⁰⁴ Das Titelkupfer oder Frontispiz als eine ganzseitige Illustration ohne Titelangabe, dem Titel meist gegenüberstehend oder voraufgehend, war eine andere Möglichkeit der Buchillustration im Eingang des Buchs.¹⁰⁵

Für den Autor war der Kupfertitel ein wichtiges Buchelement: in einigen Fällen ließ er es sich nicht nehmen, sich eigenhändig oder durch einen seiner Freunde am Entwurf des Kupfertitels zu beteiligen.¹⁰⁶ Für die Ausführung des Kupfertitels konnten bekannte

le.“

(Moscherosch, *Gesichte Philanders*, 1642, hg. Harms, S. 233 f.).

Die Vorzeichnung für das Kupfertitelblatt von 1640 und 1642 stammt von Jesaias Rompler von Löwenhalt.

¹⁰¹Cf. Fleming, *Teutsche Poemata*, [1646] (posthume Ausgabe!) enthält ein Porträt des Autors mit Umschrift *und* einen Kupfertitel.

¹⁰²S. Kupfertitel zu Moscheroschs Epigrammsammlung ‘*Centuria Prima Epigrammatum*’, Frankfurt 1665, das ein Brustbild des etwa dreiundsechzigjährigen Moscherosch zeigt.

Abgebildet in: Schäfer, *Moscherosch*, S. 193 (19).

¹⁰³S. Hille, *Der Teutsche Palmbaum: der Widmungsadresse an Friedrich Wilhelm, Markgraf von Brandenburg*, ist dessen Porträt beigefügt (unterschrieben mit dem Gesellschaftsnamen Friedrich Wilhelms, „Der Untadeliche“).

(Hille, *Der Teutsche Palmbaum*, 1647, ND, S. 11* und 12*).

¹⁰⁴S. das Porträt Lohensteins in der posthumen Ausgabe des ‘*Arminius*’ von 1689/90 (gestochen von Johann Tscherning).

Auch Flemings Porträt ist der posthumen Ausgabe seiner ‘*Poemata*’ beigegeben worden (vor dem Kupfertitel!).

(Fleming, *Teutsche Poemata*, [1646]).

¹⁰⁵Cf. Dünnhaupt, *Bibliographisches Handbuch der Barockliteratur* 1, S. XXVII.

¹⁰⁶Von Moscheroschs Freund, Jesaias Rompler von Löwenhalt, stammt die Vorzeichnung zum Kupfertitel der ‘*Gesichte*’ von 1640 und 1642 (‘*Rumpler fecit*’). (Aus der Feder Romplers stammt auch die Vorrede und ein Ehrengedicht zur Erstausgabe 1640!)

Die Ausführung des Stiches übernahm Peter Aubry (‘*P. Aubry scul.*’)

(Moscherosch, *Gesichte Philanders*, 1642, hg. Harms, S. 233).

Künstler gewonnen werden: für Moscherosch arbeitete Peter Aubry, für Lohenstein Joachim und Jakob von Sandrart.¹⁰⁷

Die bildliche Darstellung war ein Vorzug, den es gebührend herauszustreichen galt: „Mit schönen Kupffern gezieret“ ist auf dem Titelblatt zu Happels ‘Ungarischem Kriegs-Roman’ vermerkt.¹⁰⁸ Als „lenocinia oculorum“ (‘Lockmittel für die Augen’) hat Opitz die Kupferstiche bezeichnet.¹⁰⁹ Das mit Kupfern wohlillustrierte Buch, so befand auch noch Wieland, sei geeignet, „das Vergnügen der Besitzer“ durch „*Augenlust*“ zu vermehren.¹¹⁰

Neukirch schreibt „Über das kupffer-bild Sr. Excellenz des Herrn geheimbden Raths von Danckelmann“:

„Es soll ihn [= Danckelmann] Friederich dem leib und geiste nach/
nach/

Die Musen in der schrift/ das volck in kupffer haben.“¹¹¹

Das Kupferbild spricht zum „volck“, der Kupfertitel zum Käufer: zusammen mit dem Titelblatt soll er das Publikum anlocken.¹¹²

Zur Darstellung auf diesem Titelblatt s. unten Anm. 100.

¹⁰⁷Lohenstein ließ die Kupfertitel zur ‘Cleopatra’ und ‘Sophonisbe’ (1680) von Matthias Rauchmüller entwerfen, gestochen wurden sie wahrscheinlich von dem jüngeren Sandrart, Jakob. Mit diesen Künstlern war Lohenstein gut bekannt.

(H. von Müller, Bibliographie der Schriften D. C. von Lohenstein, 1652–1748, S. 200 f. mit Anm. 1).

¹⁰⁸Happel, Ungarischer Kriegs-Roman 1, 1685, Titelblatt.

Auch der ‘Arminius’ weist auf die Kupfer hin:

„Und mit annehmlichen Kupffern gezieret“.

(Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Titelblatt).

¹⁰⁹Opitz machte den Vorschlag zu Olearius, den Druck zu Vergils Eklogen mit Kupferstichen zu schmücken, da sie ‘Lockmittel für die Augen’ („lenocinia oculorum“) darstellten.

(Oswald Belings Verdeutschete Wald-lieder oder 10 Hirten-Gespräche des Verg. Maronis, hg. Olearius, 1649, Vorwort).

Cf. Opitz, Weltliche Poemata, 1644, 2, hg. Trunz, Nachwort, S. 103*.

¹¹⁰So äußert sich Wieland über die Ausgabe seiner „sämtlichen Werke“.

(Wieland an Johann Friedrich von Retzer, Ende Dezember 1785. Wieland, Briefwechsel 9, 1, S. 112).

¹¹¹Neukirch, Anthologie 1, 1697, ND, S. 129.

¹¹²Der Verleger überließ dem Buchhändler „gesonderte Abzüge der Ti-

Dem Kupfertitel oder Titelpuffer als *erstem* der Kupfer im Buch kommt eine besondere Bedeutung zu: die Abbildung auf dem Titelpuffer stehe ja „vorn an der Hausthüre des Buchs“, wie Claudius in seiner „Erklärung der Kupfer und Zeichen“ zum ‘Wandsbecker Boten’ sagt.¹¹³ Tatsächlich zeigt der Erstdruck der ‘Teutschen Poemata’ des Martin Opitz von 1624 auf dem Titelpuffer die Abbildung eines von Säulen umrahmten Eingangs, in dem als Inschrift der Titel des Werks steht.¹¹⁴

Nicht nur mit Bild und (Kurz-)Titel, sondern auch mit einem Dichterwort kann sich der Kupfertitel an den Leser wenden: Moscheroschs Kupfertitel der ‘Gesichte’ (Ausgabe C) enthält anstelle der Verlagsangabe die Verse „An den Wahrheit-Liebenden Leser“.¹¹⁵

telblätter, die als Anschlag verwendet werden konnten und — zusammen mit anderen Werbemitteln — die Aufgabe übernahmen, das Publikum anzulocken“.

(Wieckenberg, Kapitelüberschrift, S. 46).

¹¹³ „Das erste Kupfer ist *Freund Hain*.“

Ihm dedicir ich mein Buch, und Er soll als Schutzheiliger und Hausgott vorn an der Hausthüre des Buchs stehen.“

(Darauf folgt die „Dedication“ an „Freund Hain“!)

(Claudius, Sämmtliche Werke des Wandsbecker Bothen, 1 und 2, 1775, S. VII).

Auch von der *Widmung* wird gesagt, sie sei

„die Pforte und Schwelle dieses Werckleins“.

(Happel, Ungarischer Kriegs-Roman 1, 1685, Widmung, S. [8]).

Das gilt auch für die *Vorrede*.

Cf. unten S. 94 mit Anm. 318 (1.2.2 Vorrede).

¹¹⁴ Opitz, Teutsche Poemata und Aristarchus, 1624, Titelblatt.

¹¹⁵ „Wer die Wahrheit ungerinn hört,

und von seinem thun und Wesen,

Nicht zu wissen Waß begehrt,

Laß dieß Buch nur ungelesen.“

(Bechtold, Kritisches Verzeichnis der Schriften J. M. Moscheroschs, S. 16 mit Abb. 4).

Dieser Vorspruch stellt eine in die Umkehrung versteckte Aufforderung zum Lesen dar.

Zur „Wahrheit“ der Satire s. unten S. 207 mit Anm. 375 (2.3.3 Die „Wahrheit“ der Satire).

Das *Titelblatt*, das nicht nur bildlich, sondern buchstäblich das Aushängeschild des Buchs darstellt, soll dem Käufer Informationen über das Buch liefern.¹¹⁶ Titel und Untertitel, Verfasser, Verleger, Drucker, Druckort und Jahr werden angezeigt. Daneben ist noch Raum für manchen Hinweis: Beigaben und Zusätze werden aufgezählt, die Privilegien werden angezeigt, eine Vignette wird beigegeben.¹¹⁷ Außerdem kann an dieser Stelle sogar das Zielpublikum des Werks angegeben werden, z. B.: „Lustigen Gemüthern zu Gefallen heraus gegeben“.¹¹⁸ Die Schrift auf dem Titelblatt ist

¹¹⁶ „Das Titelblatt alten Stils hat dem Bedürfnis des Lesers nach Übersicht wie dem des Verlegers nach Werbung zu genügen. Es ist nicht nur bildlich, sondern buchstäblich das Aushängeschild des Buchs.“

(Ehrenzeller, Studien zur Romanvorrede, S. 112).

¹¹⁷Beigaben z. B. auf dem Titelblatt zu Feinds ‘Deutschen Gedichten’:

„Sammt einer Vorrede Von dem Temperament und Gemüthsbeschaffenheit eines Poeten/ und Gedanken von der Opera“.

Weiter heißt es hier:

„Mit Kupffern und einem vollständigen Register.“

(Feind, Deutsche Gedichte 1, 1708, Titelblatt).

Privilegien z. B. bei Logaus ‘Sinn-Getichten’:

„Cum Gratia & Privilegio Sac. Caes. Majestatis.“

(Logau, Sinn-Getichte, [1654], Titelblatt),

und bei Neukirchs ‘Anthologie 1’:

„Mit Churfl. Sächs. Gn. Privilegio.“

(Neukirch, Anthologie 1, 1697, ND, Titelblatt).

Vignette z. B. zu Logaus ‘Sinn-Getichten’:

Die Vignette stellt „einen Raubvogel dar, der im Begriff ist, eine Nachtigall, die er gerade ergriffen hat, zu zerreißen.“ Die Vignette sei wahrscheinlich als programmatisches Emblem Logaus aufzufassen.

(Logau, Sinn-Getichte, [1654], Titelblatt).

(Logau, Sinn-Getichte, [1654], hg. Wieckenberg, Titelblatt und Anmerkungen S. 225).

¹¹⁸Stieler, Die Geharnschte Venus, 1660, hg. Zeman, Titelblatt.

Grimmelshausen will gleich *Alle* erreichen:

„ein Jeder/ der nur Lesens und Schreibens kündig“ kommt für seinen ‘Ewigwährenden Calender’ als Käufer in Frage.

(Grimmelshausen, Ewigwährender Calender’, 1670, ND, Titelblatt).

Der ‘Arminius’ dagegen setzt auf ein exklusives Publikum:

„Dem deutschen Adel aber zu Ehren und rühmlichen Nachfolge/ In Zwey

mit besonderer Sorgfalt gesetzt; verschiedene Schrifttypen werden verwendet (manchmal sogar zweifarbig, rot und schwarz); generell werden größere Typen verwendet als im folgenden Text des Werks. Zur Sorgfalt der äußeren Gestaltung kommt das Bemühen um möglichst prächtige Titelangaben, die im Buch oft nicht entsprechend eingelöst werden. So beklagt sich Grimmelshausen über „beynahe alle Scribenten“ seiner Zeit, daß sie

„ihre Bücher mit gewaltigen Titeln ziehren und in denselben offermahls mehr verheißen als Sie halten können/ also daß sie zu Zeiten gröste Lügen im gantzen Buch sind“. ¹¹⁹

Dies alles hat praktischen Nutzen: der Titel dient dem Verleger zur Werbung, dem Käufer zur Orientierung. Werben und informieren soll auch der Kupfertitel; darüberhinaus soll er das Buch schmücken und nicht zuletzt dessen Thema *erklären*.

„Was ich in einer langen Vorrede gethan hätte/ das habe ich in einem kurtzen Bilde verrichtet. Wer es mit Bedacht ansiehet/ der hat die Erklärung selbst vor Augen“,

so weit Weise in seiner „Nachricht wegen des Kupfertituls“. ¹²⁰

2. Erklärung des Kupfertitels

Weises „Nachricht“ stellt ein eigenes Rahmenstück dar: die *Erklärung des Kupfertitels*. Sie folgt unmittelbar auf den Kupfertitel und legt diesen aus. Das Bild ‘redet’ zum Leser; damit es auch recht verstanden werde, dafür soll die ‘Erklärung’ sorgen, die daran angeschlossen wird. Eine solche ‘Erklärung’ scheint eigentlich überflüssig, wenn, wie Weise behauptet, das Bild selbst schon eine Erklärung *ist*. Das Bild steht anstelle der Worte — aber auch

Theilen/ vorgestellt“.

(Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Titelblatt).

¹¹⁹Grimmelshausen, Satyrischer Pilgram 1, 1667, hg. Bender, 3. Vorrede, S. 13.

¹²⁰Weise, Curiöse Gedancken von Deutschen Versen, 1692, Nachricht wegen des Kupffertituls, S. [1], [Anfang!].

die Erklärung durch das Bild bleibt hinwiederum nicht ohne ‘Erklärung’.¹²¹ Was in dem „Kupffer-Titul“ „also klar unter augen kommet“, stellt auch Moscherosch in seiner Vorrede fest, habe

„weiteren abrathens oder Verwunderens nun nicht mehr von nöthen.“¹²²

Mit der ‘Erklärung’ des Bildes will der Autor den Leser ins Werk einführen. Diese Werkbezogenheit rückt die ‘Erklärung des Kupfertitels’ in die Nähe der Vorrede. Tatsächlich kann die ‘Erklärung’ sowohl in die Vorrede integriert sein als auch als selbständiges Rahmenstück auftreten oder gar anstelle einer Vorrede stehen.¹²³

Aber auch mit der Widmung kann die ‘Erklärung des Kupfertitels’ kombiniert werden: die fünf Teile der ‘Durchleuchtigen Syrerinn Aramena’ Herzog Anton Ulrichs leitet jeweils ein (von Sigmund von Birken verfaßtes!) Sonett

„Zuschrift an die [...] Freundin: den Kupfer-Titel erklärend“

¹²¹Weises ‘Erklärung’ (= Nachricht wegen des Kupfertitels “) der von ihm als offensichtlich bezeichneten Botschaft des Kupfertitels umfaßt immerhin 7 Seiten!

Die Quintessenz der ‘Erklärung’ ist der Satz:

„Drum bleibt es darbey: wer in seiner Kunst was liefern wil/ der bringe gut Gewichte: das ist ein Rath/ der nicht nur die Vers-macher sondern alle Gelehrten angehet.“

(Weise bezieht sich damit auf die Devise des Kupfertitels, die den angehenden Poeten und den Leser ermahnt: „NUMERO MENSURA ET PONDERE“!)

(Weise, Curiöse Gedanken von Deutschen Versen, 1692, Nachricht, S. [6]).

¹²²Moscherosch, Gesichte Philanders 1, 1650, Vorrede, S. [2].

¹²³‘Erklärung’ als Teil der Vorrede:

S. unten S. 98 mit Anm. 342.

‘Erklärung’ anstelle einer Vorrede:

Vico, Die neue Wissenschaft, übers. E. Auerbach:

„Erklärung des gegenüberstehenden Gemäldes als Einleitung des Werkes“.

Vico, Die neue Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker, 1744, übers. E. Auerbach, S. 43.

ein.¹²⁴ Auf dem Kupfertitel ist die jeweilige Adressatin, die „Erwehlte“, die „Beschwiegerte Freundin“, die „Bluts-Freundin“, die „Vermählte Freundin“ und schließlich die „Unbekante Freundin“ unter einem ihrem Wesen zugeordneten Baum abgebildet.¹²⁵ Birken Verse machen den Leser auf die Bedeutung des im Bilde Dargestellten aufmerksam. Die Widmung wird dabei durch die Überschrift, beim ersten Teil auch noch durch die erste Gedichtzeile ausgesprochen:

¹²⁴ Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, *Die Durchleuchtige Syreynn Aramena*, Tl. 1–5, 1672–79.

Zur Verfasserschaft der ‘Zuschriften’:

cf. Spahr, Anton Ulrich and Aramena, Appendix, S. 180–182.

¹²⁵ Unter diesen Bezeichnungen ist jeweils eine reale fürstliche oder adlige Person verborgen:

So ist die „Erwehlte Freundin“ (Aramena 1, Widmung) *Elisabeth* von der Pfalz, die Tochter Friedrichs von der Pfalz (des Winterkönigs!) und Elisabeth Stuarts. Elisabeth ist die Schwester Sophias, der Stiefmutter Anton Ulrichs, der der 2. Band der ‘Aramena’ gewidmet ist.

Die „Beschwiegerte Freundin“ (Aramena 2, Widmung) ist *Sophia Elisabeth*, Herzogin von Braunschweig und Lüneburg, geb. Herzogin von Mecklenburg, Anton Ulrichs Stiefmutter. Sophia war selbst literarisch tätig; mit ihrem Gesellschaftsnamen „die Befreiende“ war sie auch Adressatin des 5. Teils der ‘Frauenzimmer-Gesprächspiele’ Harsdörffers.

Die „Bluts-Freundin“ (Aramena 3, Widmung) ist *Sybille Ursula*, die Lieblingsschwester Anton Ulrichs († 12. Dez. 1671).

Die „Vermählte Freundin“ (Aramena 4, Widmung) ist *Elisabeth Juliene*, Herzogin von Braunschweig und Lüneburg, die Gattin Anton Ulrichs.

Die „Unbekante Freundin“ (Aramena 5, Widmung) ist schließlich die Dichterin *Catharina Regina* von Greiffenberg.

Zu den Namensklärungen s. Spahr, Anton Ulrich and Aramena, S. 7 f., S. 17 f. und S. 139 f.

Catharina Regina hat auch das Ehrengedicht zum 3. Band der ‘Aramena’ mit dem Signum „Die unbekante Freundin“ unterschrieben!

(Abgedruckt in: Spahr, Anton Ulrich and Aramena, Appendix, S. 190–193).

Die „Erwehlte Freundin“ ist unter einem Pfirsichbaum, die „Beschwiegerte Freundin“ unter einer Zeder, die „Bluts-Freundin“ unter einem Feigenbaum, die „Vermählte Freundin“ unter einem mit Weinreben umschlungenen Baum, die „Unbekante Freundin“ unter einem mit Efeu umwundenen Eichenbaum abgebildet.

„Es sey der Freundschaft Huld gewidmet diß Gedichte!“¹²⁶

Außerdem stellen die Anfangsbuchstaben der Zeilen in den jeweiligen Gedichten Akrosticha auf die realen Namen der Adressatinnen dar.¹²⁷

Auch Harsdörffers „Zuschrift“ zur ‘Spielrede’ (= Zugabe zum 4. Teil seiner ‘Gesprächspiele’) stellt eine Widmung vor, die zugleich das Kupferblatt erklärt. Diese „Zuschrift“ sei „abgesehen aus überschicktem Kupferblätlein hierbei“, wie es in der Überschrift heißt. Auch in diesem Fall sind Bild, Widmungsverse und die Gesellschaftsnamen der beiden Adressaten, der ‘Geheime’ und der ‘Unverdrossene’, in vielfacher Hinsicht aufeinander bezogen und erklären sich wechselseitig.¹²⁸

Bild und Beschriftung des Kupfertitels erfaßt Harsdörffers „Erklärung“ zum 1. Teil seiner ‘Gesprächspiele’: sie kommentiert die im Kupfertitel auf ein Spruchband geschriebene Devise der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’ „Es nutzt und behagt/ Auff manche art“. Diese ‘Erklärung’ geht an die Adresse des Lesers und endet so:

Dieses dreyschichtig zusammengeschiff/

¹²⁶ Anton Ulrich, Aramena, 1, 1678, Widmung.

¹²⁷ Aramena Bd. 1: *Elisabeth*; Bd. 2: *Sophia Elisabeth*; Bd. 3: *Sibilla Ursula*; Bd. 4: *Elisabeth*; Bd. 5: *Katarina Regina*.

Wie die Akrosticha in den Gedichten, so weisen auf den Kupferstichen die Monogramme auf die Identität der Adressatinnen hin:

Bd. 1: EE; Bd. 2: SE; Bd. 3: SV; Bd. 4: EI und Bd. 5 CR.

(S. Spahr, Anton Ulrich and Aramena, S. 19).

¹²⁸ Harsdörffer, Gesprächspiele 4, 1644, ND, S. 455–457.

Die Adressaten dieser Widmung sind die Fruchtbringenden Gesellschafter Nr. 396 F. J. von Knesebeck, der „Geheime“ und Nr. 302 Carl Gustav von Hille, der „Unverdrossene“. Die Gesellschaftsnamen werden in die ‘Erfindung’ der Widmung eingebaut. (Dasselbe Verfahren hat Moscherosch in seiner Widmung der ‘Gesichte Philanders’ 1, 1650 an Carl Gustav von Pfalz-Zweibrücken mit seinem eigenen und dem Gesellschaftsnamen seines Adressaten angewendet!)

Cf. unten S. 199 f. (2.3.2 Moscheroschs Widmung).

Leser/ dein *Nutz* und *Belusten* betrifft.“¹²⁹

Diese Absichtserklärung könnte auch in einer Vorrede abgegeben werden; die ‘Erklärung’ ist also in mancher Hinsicht als ein die Vorrede ergänzendes (oder auch ersetzendes) Rahmenstück anzusehen. ‘Nutzen’ und ‘Belusten’ kehren als Schlagwörter der Wirkungsästhetik in der Dichtungstheorie des 17. Jahrhunderts immer wieder.¹³⁰

Die ‘Erklärung des Kupfertitels’ leistet mehr als eine bloße „Vorstellung des Kupfer-Tituls“, wie ein von Christian Gryphius verfaßtes „Ehren-Geticht“ zum ‘Arminius’ überschrieben ist.¹³¹ Diese ‘Vorstellung’, die erst nach „Zuschrift“, Vorrede und zwei anderen Ehrengedichten erfolgt, beschreibt nur auf den ersten beiden Seiten den Kupfertitel (die restlichen zweieinhalb Seiten stellen einen Nachruf auf den Arminius-Verfasser Lohenstein dar!). Die dargestellten Personen werden dabei wie lebendige angeredet:

„Auf *Deutschland!* kanst du noch der fremden Schmach vertragen?“

So beginnt die sogenannte „Vorstellung des Kupfer-Tituls“. (Die Allegorie Deutschlands thront in der Mitte des Kupfertitels.)

Dieses „Vorstellung des Kupfer-Tituls“ genannte Rahmenstück ist ein Ehrengedicht, das mit einer „Vorstellung des Kupfer-Tituls“ beginnt.

Nicht mit einer ‘Erklärung des Kupfertitels’ ist die Beschriftung zu verwechseln, die im ‘Arminius’ von 1689/90 auf dem Porträt Lohensteins erscheint. Die Verse begleiten das Porträt, das zusätzlich zum Kupfertitel beigegeben wurde, und könnten daher als „Porträtbeschriftung“ bezeichnet werden.¹³²

¹²⁹Harsdörffer, Gesprächspiele 1, 1644, ND, Erklärung.

¹³⁰Cf. unten S. 232 (3.1.1 Zur Theorie des Trauerspiels).

Über die Ziele der Fruchtbringenden Gesellschaft cf. unten S. 186 f. (2.3.2 Moscheroschs Widmung)

¹³¹Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Vorstellung des Kupfer-Tituls.

¹³²„Hir zeigt im Bilde sich/ der *Lohen Edel-stein*.

Das Kleinod Schlesiens/ so wie es ist gewesen

Rists Titelfigur, „Das Friedejauchtzende Teutschland“, wird in der „Erklärung deß Titelblats“ durch „FAMA“ besungen:

„ES jauchtzte mit Freuden der heitere Himmel;
Weil scheidet das schüchtere Waffengebümmel!“¹³³

Anlaß und Gegenstand des Schauspiels, die Friedensfeier für Deutschland, wird auch in der ‘Erklärung’ thematisiert, und die Gelegenheit genutzt, auf den Autor (Rist = ‘der Rüstige’) zu verweisen:

„Daß Teutschland den Frieden/ fast über Verhoffen/
nun endlich mit Franckreich und Schweden getroffen/
das bringet und klinget hier meine Trompeten/
bestimmt von Rüstigen Elbe Poeten.“¹³⁴

‘Der Spielende’ (= Harsdörffer) hat dieses Sonett als „Erklärung deß Titelblats“ für Rist geschrieben: die ‘Erklärung’ ist ein Rahmenstück, das auch ein anderer im Auftrag des Autors verfassen kann.

Der Gestus der Leseranrede durch eine fiktive Figur war für eine ‘Erklärung des Kupfertitels’ offenbar beliebt: Rist läßt im ‘Friedejauchtzenden Teutschland’ „FAMA oder das Gerücht“ reden. Bei Grimmelshausen übernimmt die Titelfigur ‘Courasche’ diesen Part („Erklärung des Kupffers oder die den geneigten Leser anredende *Courage*“).¹³⁵ Verse verleihen der Anrede-‘Erklärung’ Gefälligkeit und Nachdruck.¹³⁶ In seiner ‘Erklärung des Kupfertitels’ geht es darum, den Leser, nicht den Adressaten, für das Buch

Eh es der Todt geraubt/ Wer noch der Folge Schein
Und Glantz wil spielen sehn/ kan seine Schrifften lesen.“
(Lohenstein, Arminius 1 und 2, 1689/90).

¹³³Rist, Das Friedejauchtzende Teutschland, 1653, Sämtliche Werke 2, Erklärung.

¹³⁴Rist, Das Friedejauchtzende Teutschland, 1653, Sämtliche Werke 2, Erklärung.

¹³⁵Grimmelshausen, Courasche, [1670], hg. Bender, S. 6.

¹³⁶Verse, insbesondere in Sonettform, wurden für das Rahmenstück ‘Erklärung des Kupfertitels’ mit Vorliebe verwendet. Cf. auch die ‘Erklärungen’ zur ‘Aramena’: s. oben S. 29.

zu gewinnen.

Nicht *alle* Verse, die ein Titel-Bild erklären, stellen freilich eine ‘Erklärung des Kupfertitels’ vor: so ist z. B. Harsdörffers „Klingreimen“ überschriebenes Sonett zum 4. Teil der ‘Gesprächspiele’ nichts anderes als eine Spielart der Widmung. In der Widmungsadresse an den ‘Befreyenden’ zu diesem Gedicht heißt es:

„übereiget in Unterthänigkeit diesen Vierten Theil der Gesprächspiele DER SPIELENDEN/ Durch folgendes Sinnbild“.¹³⁷

Das „Sinnbild“, das das mit Wappen umrahmte Gesellschaftsblem Harsdörffers zeigt, ist zugleich der Kupfertitel. Die folgende mit „Klingreimen“ überschriebene Widmung erklärt die Darstellung, vor allem hat sie aber das Verhältnis Adressat – Dichter zum Gegenstand.¹³⁸

3. Ehrengedicht

Nach Kupfertitel, Titelkupfer, Titelblatt, Widmung („Zuschrift“) und Vorrede („Vorbericht an den Leser“) folgen im ‘Arminius’ 1 von 1689 drei Stücke unterschiedlicher Länge, die „*EhrenGetichte*“ überschrieben sind. Das erste ist das berühmte vielstrophige Gedicht von Abschatz,¹³⁹ das zweite ein Versuch von Lohensteins Bruder „Hanß Casper von Lohenstein“, das dritte die von Christi-

¹³⁷Harsdörffer, Gesprächspiele 4, 1644, ND, S. 7.

(Der ‘Befreyende’ ist August der Jüngere von Braunschweig und Lüneburg.)

¹³⁸„Erwachend auß dem Traum’ ich diese Deutung fand“:

Hier der *Befreyende* die bunte Bonenfrucht
wird mit der Oberhuht’ erfreuen und befreyen.“

(Harsdörffer, Gesprächspiele 4, 1644, ND, S. 9).

Die „Bonenfrucht“ steht für das Gesellschaftssinnbild Harsdörffers, das „Welsche Bönlein“ zeigt.

(S. Harsdörffers Brief an die Fruchtbringende Gesellschaft, Brief Nr. 1, Krause, Ertzschrein, S. 309).

Cf. unten S. 191 mit Anm. 329 (2.3.2 Moscheroschs Widmung).

¹³⁹„Was ist der kurtze Ruff der mit ins Grab versinckt/

Dafern Er aus der Grufft nicht ewig wider schallet?“

(Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Abschatz, Ehrengedicht).

an Gryphius verfaßte „Vorstellung des Kupffer-Tituls“. ¹⁴⁰ (Letzteres Gedicht hat Christian Gryphius in der Abteilung „Nahmens- und Ehren-Gedichte“ in seine Gedichtsammlung mitaufgenommen.) ¹⁴¹

Diese ‘Ehrengedichte’ sind Gelegenheitsgedichte, die am Buchanfang nach Widmung oder Vorrede (seltener: am Buchende) zum Lobe des Verfassers und seines Werks stehen. ¹⁴² Die ‘Ehrengedichte’ sind auch als

„Lobgedichte, die das Renommée eines Autors heben und den Absatz fördern sollen“,

bezeichnet worden. ¹⁴³ Deshalb sind als Verfasser Namen erwünscht, die Geltung in Literatur und Gesellschaft haben. Nicht umsonst beklagt sich Cervantes, daß ihm dergleichen repräsentatives Rahmenwerk für seinen ‘Don Quijote’ fehle:

„Mein Buch muß auch der Sonette entraten, die man an den Anfang stellt, wenigstens solcher, deren Verfasser Herzöge, Markgrafen, Grafen, Bischöfe, Edeldamen oder hochberühmte Dichter sind.“ ¹⁴⁴

Tatsächlich war die Sonettform — wie schon für die ‘Erklärung des Kupfertitels’ — auch für das Ehrengedicht beliebt. ¹⁴⁵ Nicht

¹⁴⁰Cf. oben S. 50.

¹⁴¹„Ehren-Gedichte Auf des Herrn von Lohensteins deutschen Arminium“. (Christian Gryphius, *Poetische Wälder*, 1698, S. 695–697).

¹⁴²Auch Comenius hat empfohlen, dem Buch „Lobsprüche“ (= Ehrengedichte) beizugeben,

„so von Freunden des Verfaßers und des buchs lob geschriben.“

(Comenius, *Spielschule (Schola ludus)*, hg. Redinger, 1659, S. 369).

Am Buchende stehen z. B. die Ehrengedichte Moscheroschs zu Harsdörffers 1. und 4. Teil der ‘Gesprächspiele’.

(Harsdörffer, *Gesprächspiele* 1, 1644, ND, S.333–336; *Gesprächspiele* 4, 1644, ND, S. 483).

¹⁴³Stoll, *Sprachgesellschaften*, S. 13.

¹⁴⁴Cervantes, *Don Quijote* 1, Vorrede, Gesamtausgabe 2, S. 25.

¹⁴⁵S. z. B. das „Sonnet“ überschriebene Ehrengedicht zu Anton Ulrichs ‘Octavia’ 1 (Verfasser: „G. v. A.“).

(Anton Ulrich, *Octavia* 1, 1711, Ehrengedicht).

immer prunkten allerdings diejenigen, die die Ehrengedichte unterzeichneten, mit solch repräsentativen Namen: vor allem im Bereich der 'niedrigeren', unterhaltenden Literatur finden sich Anagramme und Phantasie-Namen.¹⁴⁶ Im allgemeinen geht man nicht fehl, wenn man die Verfasser der Ehrengedichte in den 'hohen' wie in den 'niedrigeren' Gattungen zum Freundeskreis des Autors rechnet: „Guter und lieber Freunde Zuschreiben über Diese Venus“ überschreibt Stieler die Ehrengedichte zur 'Geharnschten Venus'.¹⁴⁷ Nur ausnahmsweise schreibt der Verfasser des Werks die Ehrengedichte selbst.¹⁴⁸

Die Ehrengedichte erscheinen in den Werken unter verschiedenen Bezeichnungen: „Zuschreiben“ (s. oben!), „Zuruff“ (= Kurtzer Zuruff an den Grimmelshäuser“), sogar „Vorstellung des Kupfer-

S. auch das Ehrengedicht („Sonnet“) eines „Sylvander“ zu Grimmelshausens 'Dietwalt und Amelinde'.

(Grimmelshausen, Dietwalt und Amelinde, 1670, hg. Tarot, S. 7).

¹⁴⁶S. die Ehrengedichte zu Stielers 'Geharnschter Venus', die wie folgt unterzeichnet sind:

Nr. 1 „Mit Meiner Person“; Nr. 2 „Zahrt-Länder“; Nr. 3 „Nephelidor“; Nr. 4 „Chirander“; Nr. 5 „der Nedte“; Nr. 6 „Sylvius“.

(Stieler, Die Geharnschte Venus, 1660, hg. Zeman).

„Mit Meiner Person“ sei z. B. ein Anagramm Martin Posners, eines Freundes Stielers, der in Königsberg studiert und gelehrt habe. In der Zurschrift des „ersten Zehens“ wird dieser Posner von Stieler „Pranserminto“ genannt.

(Stieler, Die Geharnschte Venus, 1660, hg. Zeman, Anmerkungen, S. 40).

¹⁴⁷Stieler, Die Geharnschte Venus, 1660, hg. Zeman.

Grimmelshausens „Sylvander“ wird dagegen für ein Pseudonym Grimmelshausens gehalten.

(Grimmelshausen, Proximus und Lympida, 1672, hg. Sieveke, Einleitung, S. X).

¹⁴⁸Cervantes allerdings behauptet, sein Freund habe ihm empfohlen, die „Sonette, Epigramme und Lobreden“ (= Ehrengedichte) notfalls selbst zu verfassen:

„Ihr [= Cervantes!] könnt sie [= Sonette etc.] dann taufen und ihnen den Namen geben, der Euch beliebt, könnt sie dem Priester Johannes von Indien oder dem Kaiser von Trapezunt unterschieben, von denen, wie ich weiß, das Gerücht umgeht, sie seien berühmte Dichter gewesen.“

(Cervantes, Don Quijote 1, Vorrede, Gesamtausgabe 2, S. 26).

Tituls“ oder „Lobgedichte“ werden sie genannt.¹⁴⁹ (Nur eine geringe Variante zu ‘Ehredgedicht’ stellt dabei die Bezeichnung „EhrenLied“ dar.¹⁵⁰)

In der Unterschrift des Verfassers wird immer wieder auf den vorherrschenden Zweck solcher Gedichte verwiesen:

„Diesem Operi und dessen Authori schreibt solches zu Ehren“, behauptet Grimmelshausens „Sylvander“ vor ‘Proximus und Lympida’.¹⁵¹ Die Überschrift eines Ehredgedichts redet mitunter den

¹⁴⁹„Kurtzer Zuruff an den Grimmelshäuser/ wegen der Liebsgeschicht Proximi und Lympidae“

(Verfasser: „Pericles“) ist das 2. Ehredgedicht zu ‘Proximus und Lympida’ überschrieben.

(Grimmelshausen, Proximus und Lympida, 1672, hg. Sieveke, S. 7).

„Vorstellung des Kupffer-Tituls“ heißt das von Christian Gryphius verfaßte Ehredgedicht zum ‘Arminius’ 1 von 1689.

Trotz dieses Titels hat es den Charakter eines Ehredgedichts.

„Lobgedichte“ ist das Ehredgedicht zum 6. Teil der ‘Gesprächspiele’ Harsdörffers überschrieben.

(Harsdörffer, Gesprächspiele 6, 1646, ND, S. 17).

„Lobgedicht“ nennen sich auch jeweils die beiden Ehredgedichte zu Klajs ‘Herodes’ von S. Betulius [= Birken] und R. K. Geller. (Sie stehen am Ende des Werks!)

(Klaj, Herodes, Redeoratorien, S. 199 f.).

¹⁵⁰So ist Rists Ehredgedicht zu Schottels ‘Teutscher Sprach Kunst’ überschrieben:

„über des Edlen/ Vesten und Hochgelahrten Herrn Justen-Georg Schottelien/ Der Rechte Doctorn und Wolbestalten Fürstl. Brunschwigischen Rahts Neu aufgelegte/ vielvermehrte und wolverbesserte Teutsche Sprach Kunst EhrenLied.“

(Schottel, Teutsche Sprachkunst, 1651 [E: 1641], „EhrenLied“).

„Ein Ehrenlied zuschreien/

Das Geist und Welt gefällt“,

hat sich auch Rudolf-Karl Geller, der Verfasser des 2. Ehredgedichts zu Klajs ‘Herodes’ vorgenommen.

(Klaj, Herodes, Redeoratorien, S. 200).

¹⁵¹Grimmelshausen, Proximus und Lympida, 1672, hg. Sieveke, S. 6.

„Mit diesen wenigen Zeilen wolte den Authorem beehren“

behauptet auch der Verfasser des 6.[!] Ehredgedichts zum ‘Welt-Kucker 2’, der sich „Kazimukki von Priziplakofi aus Schweden“[!] nennt.

(Beer, Welt-Kucker oder Jan Rebhu 2, 1678, 6. Ehredgedicht).

Adressaten, den Autor des Werks, an: „An den Author des Jan Rebhu“.¹⁵² Aber auch die direkte Wendung an den *Leser* kommt vor: „Vorredender Unterricht an den Lesenden Freund/ und Freundlichen Leser“, nennt sich nicht etwa eine Vorrede, sondern ein Ehrengedicht zu Beers ‘Welt-Kucker’ 2.¹⁵³ Harsdörffer fühlte sich gar veranlaßt, auf die Ehrengedichte zu seinem Werk mit einem weiteren Rahmenstück zu antworten:

„Dankgedicht des Verfassers der Gesprächspiele/ für Vorgesetzte Lobschriften“.¹⁵⁴

Ehrengedichte mit besonderer Funktion sind die *Epikedien* oder Grabgedichte. Die Grabgedichte bemühen sich wie die Ehrengedichte um das „Ehren-Lob“ des darin Verewigten.¹⁵⁵ Auch die Grabgedichte können als Beigaben zum Buch fungieren wie die Ehrengedichte zum ‘Arminius 1’, der erst nach Lohensteins Tod erschienen ist. Außerdem sind sie für Sammel- und Gedächtnisausgaben repräsentativ. Die Absicht solcher Ausgaben besteht gerade darin, das ‘Ehrengedächtnis’ an den Autor aufrecht zu erhalten.¹⁵⁶

„Zu Glückwünschender Ehrbezeugung überdendet dieses Justus Georgius Schottelius“,

unterzeichnet letzterer sein Ehrengedicht zu Klajs ‘Höllen- und Himmelfahrt Jesu Christi’.

(Klaj, Höllen- und Himmelfahrt Jesu Christ, 1644, Redeoratorien, 2. Ehrengedicht, S.[123]).

¹⁵²Beer, Welt-Kucker oder Jan Rebhu 2, 1678, 2. Ehrengedicht. Cf. auch die Adresse von Hilles Ehrengedicht zu Moscheroschs ‘Gesichte Philanders’ 1:

„Seinem Hochgeehrten und Lieberwerthen/ Edlen Teutschen Gesellschafftern/ dem Herren Traumenden“ [= Moscherosch!]

(Moscherosch, Gesichte Philanders 1, 1650, Ehrengedicht Hilles).

¹⁵³Beer, Welt-Kucker oder Jan Rebhu 2, 1678, 2. Ehrengedicht.

¹⁵⁴Harsdörffer, Frauenzimmer Gesprächspiele 6, 1646, ND, S. 93.

¹⁵⁵Über das „Ehren-Lob“ Lohensteins:

Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Vorrede des Herausgebers, S. [12].

¹⁵⁶Cf. die Sammelausgabe von Lohensteins Werken von 1689–1701 [E: 1685]:

Lohenstein, Ibrahim Sultan [...] Nebenst desselben Lebens-Lauff und Epicediis, 1689–1701.

„Mit diesen geringschätzigen [= zu schätzenden!] Zeilen verehrte das ruhmwürdigste Gedächtniß des seligsten Herren von Lohenstein.

Auch ein erheblicher Teil der Gelegenheitsgedichte stellt Grabgedichte vor.¹⁵⁷

Aber auch Ehrengedichte, die zunächst als Rahmenstücke eines bestimmten Buchs auftreten, tauchen später als Gelegenheitsgedichte in einer Gedichtsammlung wieder auf: so verfährt z. B. Benjamin Neukirch mit seinem Ehrengedicht zum ‘Arminius 2’. Das Gedicht „Über den andern Theil des Arminius“ erscheint in Neukirchs ‘Anthologie’ unter dem Titel „Lob-Schrift Über den andern theil Arminius/ des Herrn von Lohenstein“.¹⁵⁸ Ein Ehrengedicht kann sogar neben und über andere (Gelegenheits-)Gedichte gestellt werden. So kommt eine zeitgenössische Rezension des ‘Arminius’ über Abschatzens Ehrengedicht zu dem Schluß, daß

„ein jeglicher das Ehren-Gedichte für eins der vollkommensten Teutschen Carminum halten muß.“¹⁵⁹

Das Thema dieses 30-strophigen(!) Alexandriner-Gedichts Abschatzens ist der *Nachruhm*. Schon das erste Verspaar kommt dar-

Christian Gryphius.“

So unterzeichnet Christian Gryphius in dieser Ausgabe sein Grabgedicht auf Lohenstein, das beginnt: „Ach Kleinod dieser Stadt! Ach theurer Lohenstein!“

(Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1689–1701, Grabgedicht des Christian Gryphius, S. [6]).

¹⁵⁷Opitzens 3. Buch seiner ‘Poetischen Wälder’ („Vber Leichbegängnisse“) besteht aus Epikeden.

(Opitz, Weltliche Poemata 2, 1634, ND).

Auch Lohensteins ‘Blumen’ enthalten eine Sammlung von Grabgedichten („Hyacinthen“).

(Lohenstein, Blumen, 1680).

In der Nachfolge Opitzens waren fortan Hochzeits- und Grabgedichte in dergleichen ‘Poetischen Wäldern’ (= Silvae)

„nicht nur als legitime, sondern als geradezu bevorzugte Gedichtgruppen vertreten“.

(Segebrecht, Das Gelegenheitsgedicht, S. 99).

¹⁵⁸Neukirch, Anthologie 1, 1697, ND, S. 246–251.

S. auch das Ehrengedicht des Christian Gryphius („Vorstellung des Kupfer-Tituls“) zum ‘Arminius 1’, das er in seinen ‘Poetischen Wäldern’ (1698) wiederabgedruckt hat.

¹⁵⁹Tentzel, Monatliche Unterredungen 1, 1698, S. 531.

auf zu sprechen:

„Was ist der kurtze Ruff der mit ins Grab versinckt/
Dafern Er aus der Grufft nicht ewig widerschallet?“¹⁶⁰

„Des Nachruhms Ewigkeit“ werde allein durch das Wort des Dichters garantiert:

„In schwartzen Schrifften bleibt die Tugend helle stehen.“¹⁶¹

Das Lob der Dichtkunst führt über „Lohensteins berühmten Herrmann“ zum Lob Lohensteins (23. Strophe) und — als letzter Steigerung — der Ankündigung von dessen Nachruhm.¹⁶² Abschatz hat mit diesem Ehrengedicht auch einen Abgesang auf Lohenstein und dessen Dichtertyp, den ‘Nebenstundenpoeten’ des 17. Jahrhunderts, verfaßt.¹⁶³

Neukirch hat in seinem Ehrengedicht zum ‘Arminius 2’ die *Verleumdung* zum Gegenstand erwählt.

„So wird der besten Schrifft/ nachdem sie nur gebohren/
Auch die Verläumbdung bald zum schatten auserkohren.“¹⁶⁴

Nach einem Register der Fehltritte in der Antike fordert Neukirch die „rechte weißheit“ in der Beurteilungskunst, mit der die ‘Gelehrten’ den „pöfel“ wieder in seine Schranken verweisen sollen. Lob und Verleumdung,

„Die arbeit *Lohensteins* hat beydes schon erlebt/
Eh noch ihr Wesen recht zu leben angefangen.
Denn vielen ist der Ruhm/ der ihren geist erhebt/
Nicht anders als der Senff in Nasen auffgegangen;

¹⁶⁰Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Abschatz, Ehrengedicht, S.[1].

¹⁶¹Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Abschatz, Ehrengedicht, S.[2]. (Im Text gesperrt gedruckt!)

¹⁶²„So lange man nun wird der Tugend Ehre geben/
Wird unser Lohenstein in seinen Schrifften leben.“

(Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Abschatz, Ehrengedicht, S. [8]. Im Text gesperrt gedruckt!)

S. unten S. 399 (3.3.5 Lohensteins Fürstenlob).

¹⁶³Cf. unten S. 560 (5.3.1 Schriftsteller und Nebenstunden).

¹⁶⁴Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND, Neukirch, Ehrengedicht, S. [2].

[...]

Biß Recht und Klugheit ihr die Palmen zugesprochen“.¹⁶⁵

Diese positive Rezeption des ‘Arminius’ zu unterstützen, die negative aber zu verdammen, dazu soll dieses Ehrengedicht dienen. Nach dem Lob des ‘Arminius 2’ wendet sich Neukirch dessen Verfasser zu:

„Wo aber heb’ ich an/ den ungemeynen geist
Des *Edlen Lohensteins* nach Würden auszudrücken?“¹⁶⁶

Dieser „geist“ zeige sich im ‘Arminius’ vor allem in der Kunst der rechten Mischung:

„Diß Ernst-erfüllte Werck mischt sein geübter Geist/
Wie Köche kostbar Fleisch mit süßem Mandel-Kuchen“.¹⁶⁷

Lohenstein habe hier nämlich die „Staats-Kunst“ in „Liebes-Zucker“ eingeschlossen;¹⁶⁸ und er habe die alte Zeit dazu benutzt, um die neue zu erklären:

„Doch so/ daß mehrentheils gleich wie in Purpur-Schnecken/
Die Perlen neuer zeit in alten schalen stecken.“¹⁶⁹

Nach diesem Hinweis zur rechten Rezeption des ‘Arminius’ kommt Neukirch noch auf die ungünstigen Entstehungsbedingungen des Werks zu sprechen:

„Diß aber weiß ich wohl/ daß diese kluge Schrifft/
So/ wie Erasmus Werck/ aus kranker Hand entsprossen“.¹⁷⁰

Der Nebenstundenpoet Lohenstein habe unter diesen Umständen sein Bestes „bey Kranckheit und bey Sorgen“ getan.¹⁷¹

¹⁶⁵Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND, Neukirch, Ehrengedicht, S. [3].

¹⁶⁶Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND, Neukirch, Ehrengedicht, S. [4].

¹⁶⁷Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND, Neukirch, Ehrengedicht, S. [5].

¹⁶⁸Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND, Neukirch, Ehrengedicht, S. [5].

¹⁶⁹Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND, Neukirch, Ehrengedicht, S. [5].

Die Verse besagen, das historische Sujet, die Geschichte des Arminius, sei als ein Schlüssel zu aktuellen Ereignissen des 17. Jahrhunderts zu gebrauchen.

Cf. Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Einführung Szarota, S. 22* f.

¹⁷⁰Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND, Neukirch, Ehrengedicht, S. [6].

¹⁷¹Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND, Neukirch, Ehrengedicht, S. [6].

In der folgenden letzten Strophe polemisiert Neukirch gegen die Büchertadler:

„Drumb splittert/ wie ihr wolt/ ihr Tichter kluger welt/
 Und macht durch urthel euch zu grossen bücher-riesen/
 Diß/ was eur unverstand an dieser schrift vergällt/
 Hat/ eh' ihr sie gesehn/ schon der verstand gepriesen.“¹⁷²

Damit bekräftigt Neukirch noch einmal die Intention seines Ehrengedichts, der Verleumdung entgegenzutreten. Ein negatives Urteil über den 'Arminius' falle auf die Bücherrichter selbst zurück:

„Die Klugheit nur allein kan hohe Seelen schätzen
 Und bey Arminius wird diß stets richtig seyn:
 Man wird die Sonne schon ein ewig Feuer nennen/
 Obgleich ein Blinder sie nicht kan davor erkennen.“¹⁷³

Stellt Abschatz in seinem Ehrengedicht zum 1. Teil des 'Arminius' die Leistung des Dichters ins Zentrum, so zeigt sich Neukirch vor allem um die Aufnahme des 'Arminius' bei den Kritikern besorgt. Neukirchs Ehrengedicht ist offensichtlich eine Antwort auf das berühmte Ehrengedicht Abschatzens: hat Abschatz die positive Seite der Rezeption, den Nachruhm, in seinem Gedicht zum Gegenstand gemacht, so geht Neukirch auf die negative Seite der Rezeption, die Verleumdung, ein. Ihr will er Einhalt gebieten, um dem 'Arminius' zum verdienten Nachruhm zu verhelfen. Neukirch vertraut dabei auf die Wirksamkeit des geschriebenen Worts:

¹⁷²Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND, Neukirch, Ehrengedicht, S. [6].

In der 'Anthologie' heißt es dann statt „Tichter kluger Welt“ „richter kluger Welt“!

(Neukirch, Anthologie 1, 1697, ND, „Lob-Schrift Über den andern theil Arminius des Herrn von Lohenstein“, S. 251).

¹⁷³Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND, Neukirch, Ehrengedicht, S. [6].

In der 'Anthologie' endet die letzte Strophe des Gedichts anders:

„Die klugheit nur allein kan hohe seelen schätzen;
 Und die geheimnisse noch unergründet seyn/
 Warum die rosen nur den bienen geist und leben/
 Den käfern aber nichts als tod und eckel geben.“
 (Neukirch, Anthologie 1, 1697, ND, S. 251).

„... daß Eyfersucht und Neid/
 Wie Dünste durch die Glut der Sonnen auff der Erden/
 Durch Schrifften/ zwar erregt/ doch auch gebrochen wer-
 den.“¹⁷⁴

Dies ist eine Überzeugung, die Neukirch mit seinen Zeitgenossen teilt, wie ihre Vorreden zeigen.¹⁷⁵ Nichts erscheint geeigneter als das Ehrengedicht, um eine negative Rezeption des Werks in eine positive zu verwandeln.

„... laß immerhin sich qvülen
 Des Momi falsche Zung; Wer so die Zeit vertreibt/
 Der hat der Nach-Welt schon sein Nahmen einverleibt“,

erklärt z. B. der Autor des 1. Ehrengedichts zu Beers ‘Welt-Kucker 2’.¹⁷⁶ Wenn, wie es sich gebührt, „Persönlichkeiten von Rang und Gewicht“ wie Abschatz und Neukirch die Ehrengedichte schreiben, tritt dieser erwünschte Effekt eher ein als bei unbekanntem Verfassern.¹⁷⁷

Die Ehrengedichte Abschatzens und Neukirchs sind durch ihren Umfang und ihren Anspruch besondere Ehrengedichte; sie leiten auch jeweils eine repräsentative Quart-Ausgabe ein. Aber auch Ehrengedichte, die keinen so hohen Anspruch erfüllen müssen, behandeln in der Regel dieselben Gegenstände: zum einen das Lob des Verfassers und seines Werks bis hin zum Versprechen des Nachruhms, und zum andern die Verurteilung der Büchertadler, der ‘Momi’.¹⁷⁸

¹⁷⁴Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND, Neukirch, Ehrengedicht, S. [3].

¹⁷⁵Cf. unten S. 100 mit Anm. 347 f. (1.2.2 Vorrede und Leser).

¹⁷⁶Beer, Welt-Kucker oder Jan Rebhu 2, 1678, 1. Ehrengedicht eines „W. C. D.“.

Zu „Momus“ s. unten S. 61 mit Anm. 178.

¹⁷⁷Cervantes beklagt sich in seiner Vorrede, daß ihm die Ehrengedichte am Bucheingang fehlten, nämlich die „Sonette, Epigramme und Lobreden, die von Persönlichkeiten von Rang und Gewicht stammen sollten“.

(Cervantes, Don Quijote 1, Vorrede, Gesamtausgabe 2, S. 26).

¹⁷⁸Eine hübsche Worterklärung zu ‘Momus’, der Personifikation der Tadel-sucht, gibt Rist:

„Dein Werk/ doch nicht untergehet/
 Wann gleich jener Schandgebrauch
 Tadelt alles/ was bestehet/
 Sie zerstieben wie der Rauch.
 Was du uns hast vorgeschrieben/
 Wird mit deinem Lob getrieben.“¹⁷⁹

Auch Stielers Freund „Chirander“ empfiehlt seinem „Filidor“ (= Stieler!), unberechtigte Kritik nicht zu beachten und auf den Nachruhm zu vertrauen:

„Verlache/ Filidor/ den Neid
 dich schüzzet die gelehrte Zeit
 der alten Liebenden Poeten
 die keine Zeit noch Neid wird tödten.“¹⁸⁰

Das Ehrengedicht vertritt das Interesse des Autors: es sagt für das vorliegende Werk gut und streicht dessen Autor gebührend heraus.

„SO recht/ Herr von Grimmelshausen! so kan man unsterblich seyn/
 So kan man ein Lob erjagen/ und mit Ehren gehn herein.
 So wird ihn (ich heuchle nicht!) Fama zu den Sternen tragen/

„Momus, sagen die Poeten/ habe den Schloff zum Vater und die Nacht zur Mutter gehabt. Seine Natur und Art sey gewesen/ daß/ ob er zwar selber nicht gutes und löbliches ausgerichtet/ er nichts desto weniger allen Fleiß/ Mühe und Arbeit der anderen Götter mit einer unverschämten Freyheit habe getadelt/ daher annoch die Splitterrichter ins gemein Momi genennet werden“.

(Rist, Lob- Trauer- und Klag-Gedicht des Martin Opitzten, 1640, Anmerkungen zu V.294).

¹⁷⁹Harsdörffer, Gesprächspiele 1, 1644, ND, S. 336, Ehrengedicht Moscheoschs („An den von Stand und Verstand Edlen Spielenden/ wider Den Eselwitzigen und Mundfertigen Herrn Klügelneid von Ohnsinnen“ [= Paraphrase für ‘Momus’!]).

¹⁸⁰Stieler, Die Geharnschte Venus, 1660, hg. Zeman, 4. Ehrengedicht „Chiranders“.

Und sein herrlich Lob-Gerücht diesem ganzen Runde sagen.“¹⁸¹

Mehr kann man dem Autor kaum versprechen. Das Lob des Ehrengedichts ist außerdem eine verbreitete Freundschaftsdienstleistung, die die Autoren sich untereinander gewähren.¹⁸²

Das Ehrengedicht geht auch auf die Interessen des *Lesers* ein. Leserwerbung findet schon durch eine einfache Aufforderung zum Lesen statt:

„Wer dieses alles/ sag ich/ eigentlich will wissen/
derselbe dieses Buch zu lesen sey beflissen:
Dann das/ was er verlangt/ hierinn beysammen steht.“¹⁸³

Ist der Anspruch des Lesers erst geweckt, so wird er zu dessen Befriedigung auf das Werk verwiesen. Damit wird zugleich auch eine Publikumsauswahl getroffen.

„Du schreibst den Sehenden/ und auch zugleich dem Blinden“,

(also: allen!) heißt es in einem „an den Author des Jan Rebhu“ (= Beer) gerichteten Ehrengedicht zum ‘Welt-Kucker 2’.¹⁸⁴ Neukirch dagegen will in seinem Ehrengedicht zum ‘Arminius 2’, wie der Verfasser der Vorrede zum ‘Arminius 1’, nur den „klugen Leser“ erreichen.¹⁸⁵

¹⁸¹Grimmelshausen, Dietwalt und Amelinde, 1670, hg. Tarot, S.100, „Glückwünschender Zuruff“ des „Urban von Wurmsknick auff Strumdorff“.

¹⁸²So z. B. Moscherosch Harsdörffer in der Unterschrift seines Ehrengedichts zum 4. Teil der ‘Gesprächspiele’:

„schreibts seinem hochgeehrten Freunde zu Bezeugung Alt-Teutscher Beständiger Treue

Hans Michel Moschrosch von Wilstädt.“

(Harsdörffer, Gesprächspiele 4, 1644, ND, S. 483).

¹⁸³Anton Ulrich, Octavia 1, 1711, Ehrengedicht eines „G. v. A.“.

¹⁸⁴Beer, Welt-Kucker oder Jan Rebhu 2, 1678, 2. Ehrengedicht „Seiner Bekannten Venetianerin“.

¹⁸⁵„Die Klugheit nur allein kan hohe Seelen schätzen“.

(Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND, Neukirch, Ehrengedicht, S. [6].

Cf. dazu den „Vorbericht“ zum ‘Arminius 1’:

„Das Absehen dieser Arbeit wird der kluge Leser gleichfals leicht wahrneh-

Schließlich und endlich, dem Leser jedweder Art wird im Ehrengedicht Unterhaltung und Belehrung durch das Werk, ‘Lust und Nutz’, versprochen.

„So ists [= das Buch] doch so bewandt/ daß du und jeder-
mann
Ergetzung/ Lust und Lehr/ mit Nutz darauß haben kan“,

erklärt Grimmelshausens „Sylvander“.¹⁸⁶ Und auch ein heroischer Roman wie der ‘Arminius’ kann, laut Abschatz, damit dienen:

„Was sonsten Müh und Fleiß aus hundert Büchern sucht/
Wird hir als im Begriff mit Lust und Nutz gefunden.“¹⁸⁷

Mit diesem Hinweis auf ‘Lust und Nutz’ fügt sich das Ehrengedicht wie die ‘Erklärung des Kupfertitels’ in die Wirkungsästhetik im 17. Jahrhundert ein.¹⁸⁸

men können“.

Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Vorrede des Herausgebers, S. [6]).

Cf. unten S. 576 mit Anm. 198 (5.3.2 Lohensteins Leser).

¹⁸⁶Grimmelshausen, Proximus und Lympida, 1672, hg. Sieveke, Ehrengedicht „Sylvanders“, S. 6.

Cf. dazu auch das Ehrengedicht zu ‘Dietwalt und Amelinde’, das so endet:
„so blickt doch klar herfür/ daß Er [= der Grimmelshausen!] nur Fleiß
ankehr

wie Er mit Lust und Nutz den Weg zur Tugend lehr.“

(Grimmelshausen, Dietwalt und Amelinde, 1670, hg. Tarot, S. 7, Ehrengedicht „Sylvanders“).

¹⁸⁷Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Abschatz, Ehrengedicht, S. [7].

¹⁸⁸‘Lust und Nutz’ als Argument der ‘Erklärung des Kupfertitels’:

S. oben S. 50 mit Anm. 129.

In besonderen Fällen kann der Leser sogar schon auf dem Titelblatt auf ‘Lust und Nutz’ verwiesen werden. So heißt es auf dem Titelblatt zu Grimmelshausens ‘Verkehrter Welt’:

„Nicht/ wie es scheint/ dem Leser allein zur Lust und Kurtzweil: Sondern
auch zu dessen aufferbaulichem Nutz annemlich entworfen“.

(Grimmelshausen, Die verkehrte Welt, 1672, hg. Sieveke, Titelblatt).

GELEITGEDICHT: „DER AUTOR AN SEIN BUCH“

Am Anfang oder auch am Ende eines Werks erscheint zuweilen als ein weiteres Rahmenstück das *Geleitgedicht*. Dessen Vorbild ist das Propemptikon, ein Gelegenheitsgedicht, das einem Freund bei Seereiseantritt zum Abschiedsgeleit mit auf den Weg gegeben worden ist.¹⁸⁹ Dieser Abschied wurde von der Person auf das Buch übertragen: nun nimmt der Autor in der fiktiven Form der Buchanrede Abschied von seinem Werk und übergibt es dem Publikum. (Martial verabschiedet in seinem Epigramm 10,104 allerdings noch Freund *und* Buch.)¹⁹⁰

Beispiele für diese Art der Buchanrede geben die entsprechenden Stücke bei Horaz, der Epilog zum ersten Buch der Episteln (Ep. 1, 20), Ovid (Tristien 1, 1) und mehrere Epigramme Martials.¹⁹¹ Während bei Martial diese Anrede an das Buch auch innerhalb des Werks ihren Platz einnimmt, handelt es sich im 17. Jahrhundert um ein Stück, das nur am Buchanfang oder -ende vorkommt.¹⁹²

„SO wiltu dennoch jetzt aus meinen Händen scheiden
Du kleines Buch unnd auch mit andern seyn veracht?“

fragt Opitz zu Anfang seines Sonetts „An diß Buch“, um dann zu dem Schluß zu kommen

„So ziehe nun nur hin/ weils ja dir so gefellt/
Und nimb dein Urthel an/ zieh' hin' in die Welt;

¹⁸⁹Cf. Lexikon der Antike 4, 1179f., s. v. Propemptikon.

¹⁹⁰„I nostro comes, i, libelle, Flavo

Longum per mare, sed faventis undae“

(Martialis Epigrammata, rec. Heraeus, 10, 104).

„Geh', mein Büchlein, geh als Reisebegleiter mit meinem Flavus
über das weite Meer, doch bei günstigem Wellengang“.

(Martialis, Epigramme Lat.-deutsch, hg. und übers. Barié und Schindler, S. 763).

¹⁹¹Cf. zu Horazens, Ovids und Martials Anreden:

Besslich, Anrede an das Buch, Beiträge zur Geschichte des Buches, Festschrift Widmann, S. 1–12.

¹⁹²Cf. Martialis Epigrammata, rec. Heraeus, 1, 3; 1, 70; 2, 1; 3, 2; 10, 104.

Du hettest aber wol zu Hause können bleiben.“¹⁹³

Ganz ähnlich beginnt Weckherlins erste Ode „An mein Buch“, die — im Gegensatz zu Opitzens Sonett — noch vor der Widmung plaziert ist.¹⁹⁴ In beiden Gedichten klingt Martial 1, 3 nach, bei Opitz wird dies am Schluß des Gedichts recht deutlich.¹⁹⁵ Opitzens Gedicht steht am Eingang des vierten Buchs seiner ‘Poetischen Wälder’; es folgt unmittelbar auf die Widmung. Wiewohl es als Rahmenstück fungiert, signalisiert es doch durch seine Form den Beginn des Werks: es leitet ja als Sonett eine Reihe von Sonetten ein.¹⁹⁶

Aber nicht nur zu Gedichtbänden begegnet das Rahmenstück Geleitgedicht wie zu Martial, Weckherlin und Opitzens Gedichten, sondern auch zu den komischen Romanen eines Johann Beer. (In seinen Episteln hat freilich auch Horaz schon sein Buch angere-

¹⁹³Opitz, *Weltliche Poemata*, 1644, ND, S.361, 4. Buch der ‘Poetischen Wälder’.

¹⁹⁴ „Wolan/ Büchlein/ du must es wagen/

Zeuch hinauß mit getrostem muht:“

Weckherlin, *Gedichte*, hg. Wagenknecht, S. 25, Oden und Gesäng „An mein Buch“ (Fassung 1648: *Gedichte*, S. 122).

¹⁹⁵ „Und nimb dein Urtheil an/ zieh’ hin’ in die Welt;

Du hettest aber wol zu Hause können bleiben.“

(Opitz, *Weltliche Poemata*, 1644, ND, S. 361).

„Aetherias, lascive, cupis volitare per auras:

I, fuge; sed poteras tutior esse domi“.

(*Martialis Epigrammata*, rec. Heraeus, 1, 3).

„Wünschst du dir, frivoles Büchlein, durch himmlische Lüfte zu fliegen:

Geh nur, mach’ dich davon, doch sicherer hätttest du bei mir zu Hause sein können.“

(*Martialis, Epigramme Lat.-deutsch*, hg. und übers. Barié und Schindler, S. 39).

Cf. auch Martial 10, 104 (s. S. 72 mit Anm. 221).

¹⁹⁶Opitz fährt fort mit „II. Über den Thurn [sic!] zu Straßburg“

(Opitz, *Weltliche Poemata*, 1644, ND, S. 361);

Weckherlin mit:

„Die ander Ode. An den Regierenden Hertzogen zu Wirtemberg“

(Weckherlin, *Gedichte*, hg. Wagenknecht, S. 26).

det.)¹⁹⁷

Johann Beer, lange Zeit ein fast vergessener Dichter, bis Richard Alewyn ihn wiederentdeckt hat, ist der Verfasser einer Reihe frisch erzählter satirischer Romane, die unter verschiedenen Pseudonymen veröffentlicht wurden (z. B.: „Jan Rebhu“, ein Anagramm). Beers Romane spielen mit der höfisch-gelehrten Tradition, indem sie sich bewußt von ihr absetzen.¹⁹⁸ Ebenso einfallsreich wie Beers Romane sind die Rahmenstücke zu diesen Romanen gestaltet: auf der Tradition dieser Formen aufbauend gelingt Beer immer wieder überraschend Neues im Umgang mit dem freundlich umworbenen Leser. Davon zeugen auch Beers Geleitgedichte.

Beer hat seine Geleitgedichte zum ‘Corylo’ und zu den ‘Teutschen Winter-Nächten’ „Der Autor an sein Buch“ überschrieben.¹⁹⁹ Beim ‘Corylo’ folgt das Geleitgedicht auf Widmung und Vorrede, dem Geleitgedicht der ‘Teutschen Winter-Nächte’ geht lediglich eine Vorrede („Unterricht an den geneigten Leser“) voraus. Beide Geleitgedichte sind umfangreicher als die zuvor genannten von Weckherlin und Opitz: Im Falle des ‘Corylo’ umfaßt es 36 Verse, im Falle der ‘*Teutschen Winter-Nächte*’ 68 Verse. Die Anrede an das Buch („Und rede dich mein Buch mit diesen Worten an“) wird von Beer in beiden Fällen dazu genutzt, seine satirische Intention zu rechtfertigen.²⁰⁰ Das Geleitgedicht zum ‘Corylo’ wiederholt in Versen, was Beer seinem Leser über den Zustand der Welt und den Nutzen seiner satirischen Schrift in der Vorrede bereits gesagt

¹⁹⁷Überschrift nach Wielands Übersetzung: ‘An sein Buch’.

(Horaz, Episteln, lat. u. dt., übers. Wieland, 1, 20, S. 157).

¹⁹⁸Z. B. im Umgang mit der „Nachwelt“:

„Ob sich schon viel Scribenten bemühet, der Nachwelt, in Aufzeichnung ihrer so mannigfältigen Begebenheiten, ein ewiges Gedächtniß zu hinterlassen, ist doch von allen keine so wunderbahre, abentheuerliche und gefährliche Historie an das Tage-Liecht gebracht worden als eben diese.“

(Beer, Printz Adimantus, 1679, hg. Pörnbacher, S. 13. Anfang der Erzählung!)

¹⁹⁹Beer, Corylo, 1679, Werke 3, S. 15.

Beer, Die teutschen Winter-Nächte, 1682, hg. Alewyn, S. 10 und 11.

²⁰⁰Beer, Corylo, 1679, Werke 3, S. 15.

hat: der Mensch sündige und der Satiriker habe das Recht, dies anzuprangern und damit zu bestrafen.²⁰¹

Auch das Geleitgedicht zu den ‘Winter-Nächten’ setzt mit der Rechtfertigung der satirischen Schreibart ein und knüpft dabei an die betreffenden Erläuterungen der Vorrede an.²⁰² Beer stellt klar, gegen wen sich seine Satire richtet:

„Ich habe nur dem Volk, so in den Lastern wohnet,
Geschrieben, wie es mir die Tat gewiesen hat.“²⁰³

Durch seine Darstellung mache er die wahre Natur eines jeden sichtbar:

„Es leben stets beisamm die Bösen und die Frommen,
Ich zeige, welcher gut und welcher böse sei.“²⁰⁴

Seine Schriften nützen vor allem denjenigen, wie er schon in der Vorrede gesagt hat,

²⁰¹ „sagstu dein sündigen gehe mich nicht an/ so sage ich/ es gehe dich auch mein straffen nichts an/ dann wann es Unrecht ist/ daß ich dich straffe/ so folget/ daß ich sündige/ gehet es mich nun nicht an daß du sündigest/ so gehet es auch dich nicht an daß ich sündige/ und also kanst du mir auf keiner Seite bey kommen/ ob ich dich schon unterdessen in dem Wercke bestraffet und dich durch meine Satyra gezüchtigt habe/ du magst dich darnach gleich bessern oder nicht.“

(Beer, Corylo, 1679, Vorrede, Werke 3, S. 14).

Cf. dazu: „Ein Meer ist diese Erd/ voll Laster Schand und Sünden“

und:

„Wen du siehst sündigen/ den schlage auf das Leder/

Und sag du hast es nur in einem Schertz gethan.“

(Beer, Corylo, 1679, Geleitgedicht, Werke 3, S. 15).

²⁰² „Der geneigte Leser hat dannhero Freiheit, nach seinem Belieben davon zu urtheilen, wenn er zuvor von mir, als dem Übersetzer, freundlich gebeten wird, sich die angemerkte Tugenden zu einem Wegweiser und die bestrafte Laster zum Abscheu dienen zu lassen“.

(Beer, Die teutschen Winter-Nächte, 1682, hg. Alewyn, Vorrede, S. 7).

Zum satirischen Charakter der ‘Winter-Nächte’ cf. auch die Vorrede auf S. 8 dieser Ausgabe.

²⁰³ Beer, Die teutschen Winter-Nächte, 1682, hg. Alewyn, Der Autor an sein Buch, S. 10.

²⁰⁴ Beer, Die teutschen Winter-Nächte, 1682, hg. Alewyn, S. 10.

„die fähig sind, unter dem Bösen und Guten einen Unterscheid zu machen.“²⁰⁵

Diese Unterscheidungsfähigkeit ist es, die Beer bei seinen Lesern schulen möchte. Wenn Beers Leser sein satirisches Verfahren auf ihr eigenes Leben anzuwenden gelernt haben, ist der Zweck erreicht:

„Und wenn ihr meine Lehr zu eurem Nutz genommen,
Ist mein Verlangen schon von seinem Willen frei.“²⁰⁶

Ein Leser, der zur Nutzenanwendung aus der Satire fähig ist, ist ‘klug’. Und diesen ‘klugen Leser’ wünscht sich auch Beer für seine Schriften — einen Leser, wie ihn sich auch Neukirch für Lohensteins ‘Arminius’ gewünscht hat.²⁰⁷ Freilich meint Beer damit *nicht* — wie Neukirch — den gebildeten, sondern den einsichtigen Leser *jeden* Standes, der seinen Nutzen aus der Schilderung der Tugenden und Laster zu ziehen weiß.²⁰⁸

Nur der kluge Leser lese das Buch nach Gebühr:

„Ein Kluger wird dich nicht aus seinen Händen lassen/
Dieweil du ihme nur zur Lust geschrieben bist“,

verspricht Beer seinem Leser im Geleitgedicht zum ‘Corylo’.²⁰⁹ Der Nutzen fürs Leben wird dem Leser mittels seiner Lese-Lust eingegeben. So gelangt der Leser zum Nutzen in der gebotenen „Lust“:

²⁰⁵Beer, Die teutschen Winter-Nächte, 1682, hg. Alewyn, Vorrede, S.8.

²⁰⁶Beer, Die teutschen Winter-Nächte, 1682, hg. Alewyn, S. 10.

²⁰⁷„Die Klugheit nur allein kan hohe Seelen schätzen“.

(Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND, Neukirch, Ehrengedicht, S. [6]).

Cf. oben S. 60 mit Anm. 173 (1.2.1).

²⁰⁸Dieses unterschiedliche Publikum müsse dazu bereit sein, aus seinen Schriften fürs Leben zu lernen:

„und dieses ist eigendlich der Zweck solcher Schriften/ auf das man durch eine fremde Gefahr vor dem eigenen Unheil sich hüte und wohlvorsee.“

(Beer, Welt-Kucker oder Jan Rebhu 1, 1679, Vorrede, Werke 1, S.10).

²⁰⁹Beer, Corylo, 1679, Der Author an sein Buch, Werke 3, S. 15.

„So bist auch du, mein Buch, mit lauter Lust gespicket,
Du bringest Deinen Schatz in dem verborgnen Schoß.“²¹⁰

Nicht nur satirische Schriften werden so dem Leser empfohlen, sondern auch der ‘Arminius’-Roman.²¹¹ Die Belehrung durch den Autor diene allemal dem Nutzen des Lesers.²¹² Beide Arten von Werken verfolgen letztlich denselben Zweck:

„daß man dem Guten folge und das Böse hasse“.²¹³

Unterschiedlich sind aber die Mittel, mit denen der Autor jeweils dieses Ziel zu erreichen sucht: im ‘Arminius’-Roman über die Lust des Lesers an galanten Abenteuern, in den ‘Winter-Nächten’ über die Lust des Lesers am Lachen.²¹⁴ ‘Lust und Nutz’ des Lesers ist

²¹⁰Beer, *Die teutschen Winter-Nächte*, 1682, hg. Alewyn, S. 10.

²¹¹„Was sonstn Müh und Fleiß aus hundert Büchern sucht/
Wird hir als im Begriff mit Lust und Nutz gefunden.“

(Lohenstein, *Arminius* 1, 1689, ND, Abschatz, Ehrengedicht, S. [7].)

²¹²„Das Absehen dieser Arbeit wird der kluge Leser gleichfals leicht wahrnehmen können: daß er der Welt dadurch einen guten Nutzen zu schaffen getrachtet“.

(Lohenstein, *Arminius* 1, ND, Vorrede des Herausgebers, S. [6].)

Beer sieht den „Nutz solcher Schriften“ in den „daraus entspringenden Lehren“.

(Beer, *Die teutschen Winter-Nächte*, 1682, hg. Alewyn, Vorrede, S. 8).

Cf. dazu auch das Geleitgedicht:

„Und wenn ihr meine Lehr zu eurem Nutz genommen,
Ist mein Verlangen schon von seinem Willen frei.“

(Beer, *Die teutschen Winter-Nächte*, 1682, hg. Alewyn, S. 10).

²¹³Beer, *Die teutschen Winter-Nächte*, 1682, hg. Alewyn, Vorrede, S. 8.

Auch der ‘Arminius’-Roman will

„durch allerhand Beyspiele die Würckung des Guten/ und die Folge des Bösen/ die Vergeltung der Tugend/ und die Bestrafung der Laster vorstellen“.

(Lohenstein, *Arminius* 1, 1689, ND, Vorrede des Herausgebers, S. [7].)

²¹⁴Lohenstein sei, so berichtet die Vorrede,

„auf die Gedancken gerathen: ob man nicht unter dem Zucker solcher Liebes-Beschreibungen auch eine Würtze nützlicher Künste und ernsthafter Staats-Sachen/ besonders nach der Gewohn- und Beschaffenheit Deutschlands/ mit einmischen/ und also die zärtlichen Gemüther hierdurch gleichsam spielende und unvermerckt oder sonder Zwang auf den Weg der Tugend leiten“

ein Anliegen, das der Autor in den Rahmenstücken immer wieder zur Sprache bringt; besonders in der Vorrede wird dieser Effekt erörtert.²¹⁵

Erst nach dieser Einführung in sein satirisches Sujet besinnt sich Beer auf den typischen Gestus des Geleitgedichts, der darin besteht, als Autor Abschied von seinem Werk zu nehmen:

„Ich habe wie ein Schiff dich in die See geschicket,
Wo Tugend, Treu und Lieb nunmehr liegt segellos.“²¹⁶

Schiffsmetaphern für die Abfassung eines Werkes sind seit Horaz und Ovid gebräuchlich.²¹⁷ Hier geht es freilich nicht um die Abfassung, sondern um die Entlassung des Werks, auf das ein ungewisses Schicksal wartet:

„Die Welt ist jederzeit der Wirbelwinde voll.“²¹⁸

Der Autor spricht hier genauso warnend zu seinem Buch wie ein Vater zu seinem Kind, das im Begriff ist, in die Welt zu ziehen. Damit verweist Beer auf das bekannte Bild, das den Autor als Vater, das Werk als dessen Kind sieht („prolem sine matre creatam“).²¹⁹ Trotz aller Gefahren soll das Buch nun aber sein Glück

könne.

(Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Vorrede des Herausgebers, S. [6]).

„Auf eine solche Art wird der Leser gleichsam lachend unterrichtet, was zu seinem Besten dienet“,

behauptet dagegen Beer von seinen Schriften.

(Beer, Die teutschen Winter-Nächte, 1682, hg. Alewyn, Vorrede, S. 9).

Cf. dazu auch das Geleitgedicht:

„Man kann sich, ob man schon zuweilen drüber lachet,
Entfernen von dem Gift der süßen Eitelkeit.
Die bittere Medicin wird oftermals versüßet“

(Beer, Die teutschen Winter-Nächte, 1682, hg. Alewyn, S. 10).

²¹⁵Z. B. im Ehrengedicht: cf. oben S. 64 mit Anm. 188 (1.2.1).

In der Vorrede: cf. unten S. 98 (1.2.2 Vorrede).

²¹⁶Beer, Die teutschen Winter-Nächte, 1682, hg. Alewyn, S. 10.

²¹⁷Z. B. heiße „dichten“ „die Segel setzen/ absegeln“ (vela dare; Vergil *Georgica* II 41).

S. Curtius, Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter, S. 138.

²¹⁸Beer, Die teutschen Winter-Nächte, 1682, hg. Alewyn, S. 11.

²¹⁹Ovidius, *Metamorphoses* II, 553.

in der Welt versuchen.

Beers Vater-Kind Adaption geht übrigens so weit, daß er an anderer Stelle beschreibt, wie er selbst in derselben Situation gewesen sei, in der sich nun sein Buch befindet: er selbst sei

„gleich einem in denen Wasser-Wellen verwickelten Schiffe in der Welt herum gewallet“

und habe seine

„Segel denen blossen Glückes-Winden übergeben“.²²⁰

Weckherlin hat — wie vor ihm schon Martial — sein Werk mit aufmunternden Worten auf die Seereise geschickt:

„Wolan/ Büchlein/ du must es wagen/
Zeuch hinauß mit getrostem muht“.²²¹

Beer dagegen ist weit skeptischer: fürchtet er doch harte Kritik für sein Produkt.

„Ich acht es nicht, ob du gleich werdest angepiffen,
Weil ich in dieser Glut schon wohlgeprobet bin.“²²²

Der Halbvers „prolem sine matre creatam“ ist als Motto Montesquieus Hauptwerk vorangesetzt.

S. Curtius, Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter, S. 552.

Ähnlich auch Ovid, Tristien III, 14, 13; s. dazu Curtius, Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter, S. 143.

²²⁰Beer, Corylo 2, 1680, Vorrede, Werke 3, S. 96.

²²¹Weckherlin, Gedichte, hg. Wagenknecht, S. 25, Oden und Gesäng 1618, „An mein Buch“.

Cf. dazu auch Martial:

„... et aura portum

Laxavit melior: vale, libelle;

Navem, scis puto, non moratur unus“.

(Martialis Epigrammata, rec. Heraeus, 10, 104).

„... und eine recht günstige Brise

hat den Hafen geöffnet. Leb wohl, mein Büchlein!

Du weißt ja, denke ich: Ein einziger Passagier kann ein Schiff nicht aufhalten.“

(Martialis, Epigramme Lat.-deutsch, hg. und übers. Barié und Schindler, S. 765).

²²²Beer, Die deutschen Winter-Nächte, 1682, hg. Alewyn, S. 11.

Sein Buch soll sich dieser Kritik zwar stellen, aber es allen recht zu machen, weist Beer von sich:

„Wer allen recht tun will, der muß zum Toren werden“.²²³

Diese Gefahr kann ein Autor im 17. Jahrhundert vermeiden, wenn er sich mit *wenigen Lesern* begnügt. Weckherlin hat dies so formuliert:

„Gefallen solt du gar nicht allen/
Vihlen gefallen ist zuvihl“.²²⁴

„Allen gefallen wollen“ sei ebenso „unmöglich“ wie überflüssig, stellt auch Beer fest.²²⁵ Bei seinem Buch komme es — so Weckherlin — vielmehr darauf an, daß es „wenigen“ wird „gefallen“.²²⁶

Damit spielt Beer auf die Aufnahme der Erstausgabe seines ‘Welt-Kuckers oder Jan Rebhu 1’ an [= A 1677], von der er in der Vorrede zur zweiten Ausgabe sagt:

„Es sind nunmehr zwey Jahr verflossen/ da ich gegenwertigen Tractat der gantzen Welt vor Augen legte/ und dadurch so viel Judicia über meinen Kiel samlete/ als viel sich in solchem etwas genauer umgesehen. Einer hielte es vor eine grosse gegebene Ärgernüß/ und der andere schätzte die Zeit/ welche in Aufzeichnung dieser Historie angewendet worden/ schon mehr als verlohren; Dannenhero wurde mir auf beyden Seiten nichts gutes zugemessen/ ob ich schon niemahlen des willens gewesen/ meinen Nechsten durch meinen Kiel zu ärgern/ oder mit demselben die Zeit der Eitelkeit aufzuopfern.“

(Beer, Welt-Kucker oder Jan Rebhu 1, 1679, Vorrede, Werke 1, S. 9.

²²³Beer, Die teutschen Winter-Nächte, 1682, hg. Alewyn, S. 11.

Diesen Gedanken hat Beer schon in der Vorrede zum ‘Welt-Kucker oder Jan Rebhu 4’ ausgeführt:

„Derhalben ist es vors siebende unmöglich/ allen Menschen recht thun können/ ich bekenne es daß ich mich nach solchen Vorwürffen lange besonnen/ was ich anfangen/ oder was ich thun solte/ auf das ich allen Menschen recht thun könnte/ da resolvirte ich mich nach langem Vorbedacht ein Schneider zu werden/ auf daß ich jedem Lappen seine Kappe recht verfertigen möchte/ weil ich ja anders keine Gelegenheit ersehe/ wie besser zu meinem Zweck zugelingen wäre.“

(Beer, Welt-Kucker oder Jan Rebhu 4, 1679, Vorrede, Werke 1, S. 297 f.)

²²⁴Weckherlin, Gedichte, hg. Wagenknecht, S. 25, „An mein Buch“.

²²⁵Beer, Welt-Kucker oder Jan Rebhu 1, 1677 [A], Widmung, Werke 1, S. 384.

²²⁶Weckherlin, Gedichte, hg. Wagenknecht, S. 25, „An mein Buch“.

Kritik ist unvermeidlich: nicht „allen gefallen“, sondern „vilen nicht mißfallen“ heißt deshalb die Parole Weckherlins.²²⁷ Unge-rechtfertigte Kritik rühre aber letztlich aus der Torheit der Kritiker her.²²⁸ Wie man den Unbilden der Kritik am besten begegnen könne, ist eigentlich ein Thema der Vorrede.²²⁹ Mit „Mißgunst und Vnverstand“ vieler Leser ist zu rechnen; eben davor sucht Beer sein Buch zu warnen.

„Drum acht es nicht, mein Buch, wie man dich möge lesen“.²³⁰

Dabei achtet Beer sehr wohl darauf, von wem und zu welchem Zweck sein Buch gelesen werden soll: das zeigt er in diesem Geleitgedicht und in der Vorrede. Indem Beer sein Buch vor der Kritik und dem Unverständnis des unbekanntes Lesers warnt, bereitet er doch gerade den Boden für dessen Verständnis vor. So wird der unbekanntes Leser zum „geneigten Leser“ gemacht.²³¹

Aber nicht nur dem Buch soll der Leser geneigt werden, sondern auch dessen Autor: das Bild von Vater und Kind, das für das Verhältnis des Autors zu seinem Buch steht, leistet seinen Beitrag dazu, indem es dem Leser Einblick in quasi familiäre Beziehungen gibt. Der Bericht über Herkunft und Person des Autors ist seit Horaz und Ovid ein von Fall zu Fall wiederkehrendes Motiv

²²⁷Weckherlin, Gedichte, hg. Wagenknecht, S. 117, Weltliche Gedichte, Vorrede.

²²⁸„Doch wird ein Thor so gar auch deinen Namen hassen/
Das machet weil ein Narr stäts unbescheiden ist.“

(Beer, Corylo, 1679, Der Author an sein Buch, Werke 3, S. 15)

²²⁹Über die Wendung gegen Tadler und Kritiker in der Vorrede: s. unten S. 100 (1.2.2 Vorrede).

²³⁰Beer, Die teutschen Winter-Nächte, 1682, hg. Alewyn, S. 11.

Weckherlin gibt seinem Buch den Wunsch mit auf den Weg:

„Soll dich Mißgunst vnd Vnverstand

Weder verhindern noch verdriessen.“

(Weckherlin, Gedichte, hg. Wagenknecht, S. 25, „An mein Buch“).

²³¹„Unterricht an den geneigten Leser“ ist die Vorrede zu den ‘Teutschen Winter-Nächten’ überschrieben.

(Beer, Die teutschen Winter-Nächte, 1682, hg. Alewyn, S. 7).

des Geleitgedichts.²³² Beer gibt gegen Ende seines Geleitgedichtes Auskunft über die Umstände, unter denen das Buch, sein Kind, zur Welt kam:

„Es hat mein schwangrer Kiel dich in der Trau'r geboren,
Ich finge deinen Bau in finstern Nächten an“.²³³

Damit zeigt Beer auch an, daß er — wie Logau — in der Rolle des nachts arbeitenden Nebenstundenpoeten gesehen werden will.²³⁴

Vom Autor kommt Beer schließlich auf sein Publikum zu sprechen: geschrieben seien die 'Winter-Nächte' zunächst nur für wenige Leser, die *Freunde*.²³⁵

„Ihr Freunde, die mir noch zum Trost und Freude leben,
Nehmt diese meine Schrift zu euren Diensten an.
Ich weiß euch anders nichts als dieses Buch zu geben,
Darin ihr mich und ich euch wiedersehen kann.“²³⁶

Hier spricht nicht mehr „der Autor an sein Buch“, sondern der Autor an seine Adressaten und ersten Leser, die „Freunde“. Dieser letzte Abschnitt des Geleitgedichts stellt damit quasi eine Wid-

²³²Horaz, Episteln 1, 20; Ovid, Schlußgedicht Amores (3,15).

Horaz und Ovid knüpfen damit an den älteren Brauch an, daß der Dichter sich am Schluß eines längeren Gedichts oder im Schlußgedicht einer Sammlung dem Leser vorstelle.

(Kiessling / Heinze, Horaz 3, Briefe 1, 20, S. 189).

²³³Beer, Die teutschen Winter-Nächte, 1682, hg. Alewyn, S. 11.

²³⁴Beer war im Hauptberuf Musiker (ab 1680 am Hof in Weißenfels).

(Beer, Die teutschen Winter-Nächte, 1682, hg. Alewyn, Nachwort S. 851).

Cf. Logau, unten S. 562 mit Anm. 149 (5.3.1 Schriftsteller und Nebenstunden).

²³⁵Gemeint sind im Geleitgedicht zu den 'Winter-Nächten' die „Freunde“ der ersten Stunde.

Solche „Freunde“ erster Ordnung meint übrigens auch Logau, wenn er erklärt, seine Verse allein für „gute Freunde“ geschrieben zu haben.

„Hierzwischen laß ich nun zur Zeit mit vnterlauffen

Die viel-gefüsten Reim und führe sie zu Hauffen

Für gute Freunde hin; gefallen sie? Gar wol!“

(Logau, Sinn-Getichte, [1654], 1,5,3 Poeterey, S. 97 f.).

²³⁶Beer, Die teutschen Winter-Nächte, 1682, hg. Alewyn, S. 11.

mung vor. (Ein separater Widmungstext zu den ‘Winter-Nächten’ fehlt.)

Die letzten vier Verse des Gedichts sind dann allerdings nicht mehr aus der Widmungsperspektive, sondern wieder aus der Perspektive des Geleitgedichts geschrieben:

„Zu denen [sc.: Freunden] gehe hin, wo ich nicht hin kann
gehen,
Mein Buch, und sprich, daß ich noch voller Flammen leb,
Auch, daß in solcher Glut mein Leben wird bestehen,
Bis ich der Eitelkeit mein letztes Vale geb.“²³⁷

So frisch die Grußadresse an die alten Gefährten auch klingt, Beer folgt damit einem Muster, das Martial in seinem Geleitgedicht schon vorgegeben hat.²³⁸ Ebenfalls nicht neu ist der Gedanke, das Buch als Mittel einzusetzen, um die Entfernung zwischen dem Autor und seinen Freunden zu überwinden.²³⁹

Um dieses Privileg, zu den fernen Freunden zu gelangen, beneidet der Autor sein Buch und wünscht sich selbst an dessen Stelle:

„quam vellem fieri meus libellus!“

²³⁷Beer, Die deutschen Winter-Nächte, 1682, hg. Alewyn, S. 11.

²³⁸„Quid mandem tibi, quaeris? Ut sodales

Paucos, sed veteres et ante brumas

Triginta mihi quattuorque visos

Ipsa protinus a via salutes“

(Martialis Epigrammata, rec. Heraeus, 10, 104).

„Was ich dir auftrage, fragst du? Daß du die Freunde dort

– wenige sind es noch, und alte dazu;

vor vierunddreißig Wintern sah ich sie zum letzten Mal –

sofort nach der Reise grüßest“.

(Martialis, Epigramme Lat.-deutsch, hg. und übers. Barié und Schindler, S. 765).

²³⁹„Atque haec absentis tura fuisse puta.“

(Martialis Epigrammata, rec. Heraeus, 6, 85).

„und betrachte diese Verse als Weihrauch, den er dir aus der Ferne darbringt.“

(Martialis, Epigramme Lat.-deutsch, hg. und übers. Barié und Schindler, S. 443).

„Wie gern würde ich selbst zu meinem Büchlein werden!“²⁴⁰

Das Buch soll stellvertretend für den Autor die Freunde besuchen, gleichzeitig wird es vom Autor selbst wie ein Freund oder Verwandter angesehen, den es zu verabschieden gilt. Dieses Buch, das wie ein Kind im Begriff steht, sich vom Autor zu lösen, sieht letzterer mit Wehmut scheiden.²⁴¹ Beer macht sein Buch gar zu seinem Botschafter, indem er es auffordert: „und sprich!“

Beers Geleitgedichte zeigen im Spiel mit der traditionellen Form viele Möglichkeiten dieses Genres. Beer nutzt das Geleitgedicht zur Hinführung des Lesers auf seine komischen Romane — die Gattungsrechtfertigung in diesen Geleitgedichten zeigt aber auch ihre Nähe zu Funktionen der Vorrede. Beers Geleitgedichte, zu ‘Lust und Nutz’ des Lesers geschaffen, dienen der Lesepädagogik. Das haben diese Geleitgedichte sogar mit einer Vorrede zum ‘Arminius’ gemeinsam. Der satirische und der höfische Roman richten sich zwar jeweils an einen anderen Leserkreis, beide Leserkreise aber sollen belehrt werden: den ‘klugen Leser’ am Ende zu schaffen, ist das Ziel sowohl auf dem höfischen als auch auf dem satirischen Feld. Was bei Beer das Geleitgedicht leistet, leistet beim ‘Arminius’ die Vorrede: Leserlenkung. Auf dem Weg vom bekannten zum unbekanntem Publikum befindet sich das Werk, wenn es veröffentlicht wird; diese Strecke soll das Geleitgedicht überbrücken.

²⁴⁰Martialis Epigrammata, rec. Heraeus, 8, 72;

Martialis, Epigramme Lat.-deutsch, hg. und übers. Barié und Schindler, S. 585.

Cf. auch Ovid:

„tu tamen i pro me, tu cui licet, aspice Romam.

di facerent, possem nunc meus esse liber!“

(„Du aber gehe statt meiner! Du schau dir Rom an: du darfst es.

Gäben die Götter, daß ich dürfte mein Büchlein jetzt sein!“)

(Ovidius, Tristia, hg. und übers. Luck, 1, 1).

Cf. dazu auch den Anfang von Tristia 1, 1.

²⁴¹Horaz, Episteln 1, 20.

S. auch die Übersetzung Wielands und dessen Einleitung zu diesem Brief.

(Horaz, Episteln, lat. u. dt., übers. Wieland, S. 157 f.).

Das Geleitgedicht ist — wie Beers Beispiel gezeigt hat — ein Rahmenstück, in dem der Autor Abschied von seinem Werk nimmt und es auf die Reise zu seinen Wunsch-Lesern, den ‘Freunden’, schickt. Diese sind damit auch indirekt aufgerufen, das Werk dem unbekanntem Publikum zu empfehlen. Trotz der Versicherung, *ein* Leser sei genug, erwartet der Autor doch, daß diesem einen Leser viele nachfolgen, und so kann er mit Martial zu seinem Buch sagen:²⁴²

„Uni mitteris, omnibus legeris“

„Einem wirst du geschickt, von allen gelesen“. ²⁴³

An der Schwelle der Publikation gilt es für den Autor, die Beschränkung auf wenige Leser aufzuheben, um viele Leser zu gewinnen.

Diese Aufgabe hat auch die Vorrede, mit der das Geleitgedicht noch manches Motiv teilt: so kann die ‘Vaterformel’, in die der Autor seine Beziehung zum Buch faßt, auch als Vorredentopos auftreten.²⁴⁴ Auch die Sorge um die rechte Aufnahme des Werks beim Leser ist ein Moment, das im Geleitgedicht und in der Vorrede zur Sprache kommt: in beiden werden ‘Lust und Nutz’ des

²⁴² „Vis commendari sine me cursurus in urbem,

Parve liber, multis, an satis unus erit?

Unus erit, mihi crede, satis . . . “

(Martialis Epigrammata, rec. Heraeus, 3, 5).

„Willst du, mein Büchlein, wenn du jetzt ohne mich nach Rom eilst,
daß ich dich vielen empfehle, oder ist dir einer genug?

Einer, glaub’ mir, genügt . . . “

(Martialis, Epigramme Lat.-deutsch, hg. und übers. Barié und Schindler, S. 185.

²⁴³ Martialis Epigrammata, rec. Heraeus, 7, 97.

Martialis, Epigramme Lat.-deutsch, hg. und übers. Barié und Schindler, S. 525.

²⁴⁴ Z. B. bezeichnet Cervantes sein Buch zu Beginn seiner Vorrede zum ‘Don Quijote 1’ als „ein Kind meines Geistes“.

(Cervantes, Don Quijote 1, Gesamtausgabe 2, S. 23).

Zur ‘Vaterformel’ in der Vorrede cf. auch Vorreden von Lohenstein, Hofmannswaldau und Haugwitz.

S. unten S. 104 f. mit Anm. 362–364 (1.2.2 Vorrede).

klugen Lesers zum Anliegen erklärt.²⁴⁵ Der Weg des Buchs führt über die ersten Leser, die ‘Freunde’ des Geleitgedichts, zu den ‘freundlichen Lesern’ in der Vorrede: das Geleitgedicht steht somit am Anfang, die Vorrede am Ende dieses Prozesses.

ANMERKUNGEN

Am Ende der Vorrede zum vierten Teil des ‘Welt-Kuckers’ bittet Johann Beer seinen Leser:

„du wollest die angemerckte Menschliche Fähler eiferig fliehen/ und die lehrende Anmerkungen zu deinem Nutzen aufnehmen.“²⁴⁶

Dieser Hinweis führt zum Buchende, dem Ort, an dem die Rahmenstücke *Anmerkungen* und *Register* zu finden sind.²⁴⁷ Anmerkungen können sich auch am unteren Rand einer Seite befinden. Die gelehrten Anmerkungen gehen auf die Scholiastentradition des Kommentierens antiker Autoren zurück. Die Anmerkungen können sich unvermittelt an den Text des Werks anschließen oder auch durch eine (nochmalige) Ansprache an den Leser, eine Nachrede, eingeführt werden. Diese Nachrede kann freilich auch wieder als „Vorrede“ bezeichnet werden, oder sie erscheint versteckt unter der Überschrift ‘Anmerkungen’ als einzige Ansprache an den Leser im Buch.²⁴⁸ Eine solche Nachrede kann dann — wie Lohen-

²⁴⁵Cf. oben S. 69 mit Anm. 207.

²⁴⁶Beer, Welt-Kucker 4, 1679, Vorrede, Werke 1, S. 298.

²⁴⁷Dies geht auch aus Cervantes’ Bemerkung hervor, der behauptet, er präsentiere einen „Lesestoff“

„ohne Gelehrsamkeit und Lehrhaftigkeit, ohne Randbemerkungen und ohne Anmerkungen am Ende des Buches.“

(Cervantes, Don Quijote 1, Vorrede, Gesamtausgabe S. 24).

²⁴⁸So z. B. die „Vorrede“ genannte Nachrede zu den „Anmerkungen über den Lohensteinischen Arminius“.

(Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND, S. 3 und 4).

So zur ‘Agrippina’, in der Lohenstein unter der Überschrift „Anmerkungen“ seinen Lesern zunächst ein Vorwort bietet. (‘Agrippina’ wird am Buchanfang nur durch Motto und Widmung eingeleitet.)

stein an den „geneigten Leser“ — auch eine kurze Charakteristik der Trauerspielhandlung enthalten.²⁴⁹ Erst dann folgen hier die Anmerkungen.

Der Rahmen des barocken Buchs wird durch die Vorrede (zusammen mit den anderen Vorstücken) eröffnet, durch die Anmerkungen (und das Register) geschlossen. Der Hinweis auf die Anmerkungen in der Vorrede bedeutet auch einen Verweis auf diesen Rahmen.²⁵⁰ Die Anmerkungen erscheinen zumeist als Erläuterungen zu gelehrt-höfischen Werken; zuweilen werden damit aber auch Werke unterhaltenden Charakters, wie z. B. einzelne Werke Beers und Grimmelshausens, ausgestattet.²⁵¹

Der *Umfang* der Anmerkungen, die übrigens auf paginierten oder unpaginierten Seiten stehen können, schwankt: bei Gryphius stehen zwei Seiten zur ‘Catharina’ (in der Tat „kurtze Anmerkungen“!) 27 Seiten zum ‘Carolus Stuardus’ gegenüber.²⁵² Bei Lohenstein sind es 32 Seiten Anmerkungen zur ‘Agrippina’ und immerhin 75 Seiten Anmerkungen zur ‘Sophonisbe’.²⁵³ Gryphius’ und

(Lohenstein, Agrippina, 1665, R.T. S. 113).

²⁴⁹ „Es wird in gegenwertigem Trauer-Spiele vorgestellt ein Schauplatz grausamster Laster/ und ein Gemälde schrecklicher Straffen. Unkeuschheit und Ehren-sucht kämpfen mit einander umb den Siges-Krantz“

(Lohenstein, Agrippina, 1665, R.T. S. 113).

²⁵⁰ So — außer Beer — z. B. auch Hallmann in der Vorrede zu seiner ‘Mariamne’:

„Numehro zeigt sie [= Mariamne] sich auch auff dem Papiere nebst etlichen Anmerkungen“

(Hallmann, Mariamne, 1670, Trauerspiele 1, S. 201).

²⁵¹ So Beers ‘Welt-Kucker’ 4, 1679, Werke 1.

S. auch Grimmelshausens ‘Galgen-Männlin’ [1673]:

„unvorgreifliche Erinner- oder Erläuter- und Anmerckung“.

(Grimmelshausen, Galgen-Männlin, Kleinere Schriften, hg. Tarot, S.109).

²⁵² „Kurtze Anmerkungen über etliche dunckle Oerter seiner Catharine“

(Gryphius, Catharina, 1657, Trauerspiele 3, S. 222–224).

Die ausführlicheren Anmerkungen zum ‘Carolus Stuardus’ werden ebenfalls als ‘kurz’ bezeichnet:

„Kurtze Anmerckungen über Carolum“

(Gryphius, Carolus Stuardus, 1663, Trauerspiele 1, S. 140).

²⁵³ Lohenstein, Agrippina, 1665, „Anmerckungen“, R.T. S. 113–140.

Lohensteins spätere Werke enthalten also einen größeren Anmerungsapparat.²⁵⁴ Gryphius hat bei der zweiten Ausgabe seines ‘Carolus Stuardus’ (1663) über Umfang und Sinn seiner Anmerkungen nachgedacht: er wolle, so sagt er,

„dem Leser mit gar wenigem zu richtigem Verstande eines und andern Ortes behülflich“

sein, und er setzt hinzu:

„Weiter zugehen und weitleufftige Auslegungen zu schreiben ist nicht meines Thuns/ nicht Vorhabens/ nicht der Not-turfft. Ein ieder sihet/ daß ich/ wenn mir derogleichen beliebt bey disem reichen Zeuge sehr vil und mehr denn vil hätte zusammenschreiben können.“²⁵⁵

Auch im Falle seiner „Kurtzen Anmerckungen über seinen Papinianum“ verwahrt sich Gryphius gegen den Vorwurf „einer

Lohenstein, Sophonisbe, 1680, „Anmerckungen“, A.T. S. 354–411.

²⁵⁴Auch die Anmerkungen zum letzten Trauerspiel des Gryphius umfassen immerhin 19 unnummerierte Seiten.

(Gryphius, Papinian, 1659, Trauerspiele 1, S. 255.)

Gryphius hat zwei Trauerspiele *ohne* Anmerkungen geschrieben: Carolus Stuardus A, 1657 und Cardenio und Celinde (1657). Letzteres Trauerspiel, bei dem auch eine Widmung fehlt, nimmt unter Gryphius’ Trauerspielen eine Sonderstellung ein.

Auch Lohensteins erstes Trauerspiel, ‘Ibrahim Bassa’ (1653), ist als einziges seiner Trauerspiele ohne Anmerkungen geblieben. Während die ‘Cleopatra’ von 1661 [= U] 9 Bogen Text und 3 1/2 Bogen Anmerkungen enthielt (= in A.T. 14 Seiten; A.T. S. 221–233), hat die ‘Cleopatra’ von 1680 71 Seiten Anmerkungen von 200 Seiten Text (in A.T. 54 Seiten).

(Lohenstein, Cleopatra, 1680, A.T. S. 7).

Cf. Lohenstein, Cleopatra, 1661, Anmerkungen, A.T. S. 153–207.

²⁵⁵Gryphius, Carolus Stuardus, 1663, Anmerkungen, Trauerspiele 1, S. 140.

Cf. dazu Haugwitzens Äußerung, die am Ende Gryphius’ Statement geradzuplagiiert:

„Was sonst hin und wieder bey ein oder andern Orthe zu erinnern seyn wird/ lehren die bey Umschreibung der Gedichte mir obiter hin und wieder eingefallnen und jeder Abtheilung beygefügtten Anmerckungen/ derer ich bey diesem reichen Zeuge/ wann mir dergleichen beliebt/ sehr viel/ und mehr dann viel hätte zusammen schreiben können.“

(Haugwitz, Prodromus Poeticus, 1684, ND, Vorrede, S. [8]).

weitläufigen Auslegung“:

„Nichts weniger habe ich/ mehr ändern zu gefallen/ als daß ich es hoch-nöthig hülte bey disem meinem Trauer-Spil dieses wenige erinnern wollen.“²⁵⁶

Auch Lohenstein erklärt, er halte sich, „besonders in dergleichen Schreibens-Art“ (also im Trauerspiel!) durchaus im Rahmen des Üblichen, wenn er

„dieser Cleopatra wenige Anmerkungen beygefügt“.²⁵⁷

(So „wenige“ Anmerkungen waren es freilich nicht, sondern immerhin 3 1/2 Bogen!)

„Wenige Anmerckungen“ dieser Art seien auch dazu geeignet, den Text des Trauerspiels zu entlasten: die „langen Erzehlungen weitläufiger Geschichte“ gehören dann in die Anmerkungen, nicht in die „Wechsel-Reden“.²⁵⁸ Das klassische Stilideal der Kürze kann so für das Trauerspiel eingehalten werden.²⁵⁹ (Aber auch für die Anmerkungen gilt die Richtlinie der Kürze!) Der Zusatz der Anmerkungen kennzeichnet auch die gedruckten Trauerspiele als Lesedramen: nur so kann ihre historische Dimension voll erfasst werden.

²⁵⁶Gryphius, Papinian, 1659, Anmerkungen, Trauerspiele 1, S.255.

Cf. dazu auch Hallmann, der von seiner ‘Mariamne’ in der Vorrede sagt:
„Numehro zeigt sie sich auch auff dem Papiere nebst etlichen Anmerckungen/ welche ich mehr der jetzigen Gewonheit als Nothwendigkeit wegen [. . .] hindanfügen wollen.“

(Hallmann, Mariamne, 1670, Vorrede, Trauerspiele 1, S. 201.)

²⁵⁷Lohenstein, Cleopatra, 1661, Anmerkungen, A.T. S. 221.

²⁵⁸Lohenstein fährt an dieser Stelle der Einleitung zu seinen Anmerkungen wie folgt fort:

„insonderheit/ da wir Deutschen ohne dis wegen unserer zugemässenen weitläufigkeit denen stachlichten Außländern ein Dorn in Augen zu sein pflügen.“

(Lohenstein, Cleopatra, 1661, Anmerkungen, A.T. S. 221 f.).

²⁵⁹Schon Horaz hat das Streben nach Kürze einen Vorzug genannt: „brevis esse laboro“ (De arte poetica 25, Horatius, Opera, ed. Klingner).

S. Curtius, Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter, S. 479.

Kürze in der Vorrede: S. unten S. 94 (1.2.2 Vorrede).

Die Anmerkungen müßten keineswegs alles erklären: mit dem Argument der „Weitläufigkeit“ lehnt noch Wieland ausführlichere Anmerkungen ab.²⁶⁰ „Wenige“ Anmerkungen seien aber nötig: „Nöthige Erklär- und Anmerckungen“ überschreibt Lohenstein seine Anmerkungen zum ‘Ibrahim Sultan’.²⁶¹ Wieviele Anmerkungen nötig seien, wird hin- und her überlegt:

„Und so vil vor dises mal. Warumb aber so vil?“²⁶²

Nun, die Anmerkungen sollten umfassend genug sein, um dem Leser „etliche dunckele Oerter [= Stellen] zu erklären“.²⁶³ Eine „weitläufftige Aüblegung“ sei aber nur dann erforderlich, wenn

„in denen [sc.: meinen Sachen] sondere Dunckelheiten oder Geheimnüsse verborgen“

lägen, was aber — so Gryphius — eben nicht der Fall sei.²⁶⁴

„Über seine eigene Arbeit Bedeutungen schreiben“ könne freilich auch „etlichen mißfällig“ sein, „zuweilen“ habe dieses Verfahren aber durchaus seine Berechtigung, argumentiert Lohenstein.²⁶⁵

²⁶⁰ „Die Anspielungen sind hier so häufig, als daß sie ohne viele Weitläufigkeit erklärt werden könnten.“

(Wieland, *Der verklagte Amor*, 1774, ND 1984, 2. Buch, S. 183.)

²⁶¹ Lohenstein, *Ibrahim Sultan*, 1673, T.T. S. 221.

Gryphius dagegen gibt vor, seine Anmerkungen *nicht* für unverzichtbar (= „hoch-nöthig“) zu halten.

(Gryphius, *Papinian*, 1659, *Anmerkungen, Trauerspiele* 1, S. 255).

Cf. oben S. 82 mit Anm. 256.

²⁶² Gryphius, *Papinian*, 1659, *Anmerkungen Ende!*, *Trauerspiele* 1, S. 269.

²⁶³ Gryphius, *Carolus Stuardus*, 1663, *Trauerspiele* 1, S. 140.

Cf. auch: „Kurtze Anmerckungen über etliche dunckele Oerter seiner Catharine“

(Gryphius, *Catharina*, 1657, *Trauerspiele* 3, S. 222).

²⁶⁴ Gryphius, *Papinian*, 1659, *Trauerspiele* 1, S. 255.

Lohenstein erklärt im selben Sinne, er wolle mit seinen Anmerkungen „nicht etwan einige heilige Heimlichkeiten eröffnen“.

(Lohenstein, *Cleopatra*, 1661, *Anmerkungen*, A.T. S. 221).

²⁶⁵ Lohenstein, *Cleopatra*, 1661, *Anmerkungen*, A.T. S. 221).

Schon Gryphius hatte auf die Kritik dieses Verfahrens verwiesen:

„also weiß ich daß andern/ auch weit-berühmtern Seelen nicht wol gedeutet/ daß sie über ihre eigene Schrifften sondere Anmerckungen an den Tag

Der Autor gibt sich so selbst die Erlaubnis, in den Anmerkungen als sein eigener Kommentator aufzutreten.²⁶⁶

Der *Inhalt* der Anmerkungen besteht aus Sacherklärungen, die durch den Hinweis auf Autoritäten gestützt werden. Solche Erklärungen sollen den Leser über die Begebenheiten und deren Hintergründe umfassender, als es im Text möglich ist, informieren. Seine Anmerkungen, sagt Lohenstein, entwerfen

„dis etwas deutlicher/ was hin und wider kurtz in denen Geschichten berühret/ oder verweisen ja den Leser zu ferner Nachricht“.²⁶⁷

Die Bemerkungen sollen — soweit als nötig — Lesehilfe geben und darüber hinaus dem Leser zur selbständigen Beschäftigung mit der Materie Anregungen bieten. Auch Gryphius will mit seinen Anmerkungen einerseits den Leser zum rechten Verständnis des Textes führen, andererseits seine eigenen Kenntnisse ins rechte Licht rücken, indem er darlegt,

„daß ich ohne erhebliche Ursache und genugsame Nachrichten eines und andere nicht gesetzt.“²⁶⁸

So macht seine erste Anmerkung zum ‘Carolus Stuardus’ auf die historische Faktizität der Darstellung aufmerksam und verweist auf seine Quelle.²⁶⁹

gegeben“.

(Gryphius, Papinian, 1659, Trauerspiele 1, S. 255).

²⁶⁶D. h. „über seine eigene Arbeit Bedeutungen schreiben/ und über seine Sprache einen Dolmetscher abgeben“.

(Lohenstein, Cleopatra, 1661, Anmerkungen, A.T. S. 221).

Über die Kommentarfunktion der Anmerkungen cf. Genette, Paratexte, S. 313.

²⁶⁷Lohenstein, Cleopatra, 1661, Anmerkungen, A.T. S. 221.

²⁶⁸Gryphius, Carolus Stuardus, 1663, Anmerkungen, Trauerspiele 1, S. 140.

²⁶⁹„In der ersten Abhandlung bilde ihm der Leser nicht ein/ daß das Gespräch des Feld Obristen mit seiner Gemahlin/ und derselbigen Anschlag den König zu retten/ meine Erfindung sey; sondern es wird solches für eine ausdrückliche Warheit ausgegeben/ von Herren Conte Bisaccioni“.

(Gryphius, Carolus Stuardus, 1663, Anmerkungen, Trauerspiele 1, S.140).

Die Nennung der Autoritäten ist ein Mittel für den Autor, seine Leser in Erstaunen zu versetzen, indem er ihnen

„die klügliche Anwendung seiner so weitläufigen Gelehrsamkeit“

demonstriert.²⁷⁰

Der bibliographische Hintergrund verleiht nach der Auffassung der Zeit den Büchern erst ihren Glanz; und dies gilt auch im Fall der Anmerkungen:

„Es ist ein köstlich Thun/ das Ruhm und Lob verdint/
Wann man di Bücher nennt/ daraus vil Witz gesogen:
Den sätzet Dankbarkeit zum güldnen Sonnenbogen/
In dessen Arbeit auch di Vorweltarbeit grünt.“²⁷¹

Nicht für den *‘gelehrten’*, sondern eher für den *‘ungelehrten’* Leser werden die Anmerkungen geschrieben, behaupten die Autoren:

„Gelehreten wird dieses umbsonst geschrieben.“²⁷²

Diese „Tiefgelehrten“, wie sie Klaj nennt, „wissen“ ohnedies „viel mehr“ als in den Anmerkungen steht.²⁷³

Der Autor kann zwar sein Werk „so Gelehrten so Ungelehrten“ schreiben; damit er aber von beiden „verstanden“ werde, empfiehlt es sich,

„denen Unbelesenen zu gut folgende Stellen [zu] erläutern“,

²⁷⁰Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND, Anmerkungen, S. 6.

Auch Cervantes behauptet, der Verweis auf Autoritäten in den Anmerkungen habe die Absicht,

„die Leute in baß Erstaunen [zu] setzen und sie dazu [zu] verführen, die Verfasser solcher Bücher allesamt für belesene, gelehrte und wortgewaltige Leute zu halten“.

(Cervantes, Don Quijote 1, Vorrede, Gesamtausgabe 2, S. 24 f.).

²⁷¹Kuhlmann, Lehrreicher Geschicht-Herold, 1673, Vorrede, 12.

²⁷²Gryphius, Papinian, 1659, Anmerkungen [Ende], Trauerspiele 1, S. 269.

²⁷³„Folgende Anmerkungen hat der Tichter nicht der Tiefgelehrten halben/ die viel mehr wissen/ angefüget/ sondern der Jugend zu Liebe“.

(Klaj, Aufferstehung Jesu Christi, 1644, Anmerkung, Redeoratorien, S. [32]).

erklärt Klaj.²⁷⁴ Auch Lohenstein hat als „fürnemste Ursache“ seiner Erläuterungen angegeben, er wisse wohl,

„es werden derogleichen Schrifften nicht alleine Gelehrten/
sondern auch denen/ so der Römischen Geschichte so genaue
Wissenschafft nicht haben/ unter di Hände kommen“.²⁷⁵

Freilich — das rechte Maß an Erläuterungen sei dabei einzuhalten: „Gelehrten“ dürfe man nicht „zu viel“, „Ungelehrten“ nicht „zu wenig“ berichten.²⁷⁶

Aber auch die Vorlieben der mehr oder weniger ‘gelehrten’ Leser gilt es gegebenenfalls zu berücksichtigen: wer sich „im eigenen Nachsinnen“ üben will, erwartet weniger „Auslegung“ als derjenige, der die Anmerkungen als Anleitung „zum vergnüglichen Gebrauch“ des Buchs „höchstnöthig“ befindet.²⁷⁷

Erst der rechte „Gebrauch“ des Buchs kann dem Leser „Lust und Nutzen“ verschaffen: und zum rechten „Gebrauch“ gehört auch die Bereitschaft des Lesers, sich durch die Anmerkungen belehren zu lassen.²⁷⁸

²⁷⁴ „Wer weiß nicht/ daß wir so Gelehrten so Ungelehrten schreiben? Beyden aber daß wir mögen verstanden werden“.

(Klaj, Höllen- und Himmelfahrt, 1644, Nachrede, Redeoratorien, S. [88]).

Klaj, Höllen- und Himmelfahrt, 1644, Nachrede, Redeoratorien, S. [89].

²⁷⁵ Lohenstein, Cleopatra, 1661, Anmerkungen, A.T. S. 222.

²⁷⁶ Hallmann sagt von seinen Anmerkungen zur ‘Mariamme’, er habe sie „mehr der jetzigen Gewonheit als Nothwendigkeit wegen (weil Gelehrten ohne diß hierdurch zu viel/ Ungelehrten aber annoch zu wenig berichtet wird/) kürztlich hindanfügen wollen“.

(Hallmann, Mariamme, 1670, Vorrede, Trauerspiele 1, S. 201).

Hallmann folgt darin Gryphius, der geschrieben hat:

„Gelehreten wird dieses umbsonst geschrieben/ Ungelehreten ist es noch zu wenig.“

(Gryphius, Papinian, 1659, Anmerkungen [Ende], Trauerspiele 1, S. 269).

²⁷⁷ Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND, Anmerkungen, S. 3.

²⁷⁸ „Unser Vorhaben zum vergnüglichen Gebrauch dieses Buchs“ nennt der Herausgeber des ‘Arminius 2’ seine „Anmerckungen“ mitsamt dem Anhang. Außerdem sagt er, der Leser könne „Lust und Nutzen“ „aus Lesung der deutlichen Oerter [= Anmerkungen!] dieses sonst so hochverlangten Buchs schöpfen“.

Nicht nur aus dem „Beschluß“ [= Ausgang] eines Buchs kann man
 „den völligen Verstand und Absehen derer vorhergehenden
 Dinge“

begreifen, sondern auch aus den Anmerkungen.²⁷⁹

So geben die Anmerkungen dem Leser als einem „Reisenden“ zwar
 nicht völligen Bericht vom Wege“, aber sie lehren ihn doch

„den rechten sonst unbekanten Weg [...] durch eigenen
 Fleiß zu finden und zu gehen.“²⁸⁰

REGISTER

In der Vorrede zum ersten Teil des ‘Arminius’ kündigt der Heraus-
 geber dem Leser den andern Teil „nebst vollständigen Registern“
 an.²⁸¹ In der Tat werden die „Anmerckungen“ zum zweiten Teil
 des ‘Arminius’ durch ein „Register der merckwürdigen Sachen und
 Nahmen“ beschlossen. (Als letzter Punkt im Verzeichnis folgen die
 „Druckfehler“).²⁸²

Dieses umfassende barocke Romanregister (78 Seiten!) zeigt auch
 dessen häufigste Form: das gemischte Namen- und Sachverzeich-
 nis.²⁸³ Der höfisch-historische Roman wird durch ein Register dies-
 ser Art am zweckmäßigsten erschlossen, obwohl auch ein reiner
 Sachindex, wie zu Stubenbergs Übersetzung der ‘Eromena’ oder
 ein bloßer „Nahmen-Zeiger“ wie zum „Herkuliskus“ vorkommt.²⁸⁴

(Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND, Anmerkungen, S. 3).

Die Anmerkungen zum ‘Arminius’ stammen nicht mehr von Lohenstein
 selbst, sondern vom Herausgeber Christian Wagner.

²⁷⁹Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND, Anmerkungen, VI. Cap. Vom Ge-
 brauch und Mißbrauch des Arminius, S. 22.

²⁸⁰Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND, Anmerkungen, S. 4.

²⁸¹Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Vorrede des Herausgebers, S. 13.

²⁸²Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND, Anmerkungen, S. 2.

²⁸³Welzig, Aspekte barocker Romanregister, Stadt, Schule, Universität,
 S. 562.

²⁸⁴Biondi, Eromena, übers. Stubenberg, 1656/59;

Buchholtz, Herkuliskus und Herkuladisla, 1676.

Cf. Welzig, Aspekte barocker Romanregister, Stadt, Schule, Universität,

(Hier beschränkt sich der Umfang des Registers dann auf wenige Seiten: z. B. umfassen die Register zur ‘Eromena’ Tl. 1–3 4–7 Seiten.) In der Regel steht das Register ganz am Ende des Werks, es kann aber auch — wie zur ‘Eromena’ — als letztes Vorstück vor dem Romantext stehen.

Ein Register kann aber nicht nur als Anhang zum höfisch-historischen Roman erscheinen: auch in Übersetzungen des Schäferromans und des pikaresken Romans finden sich Register. „Geschichte“, „eigne Namen“ und „neue Spanische-Reimarten“ werden im Register der ‘Diana’ Montemajors aufgelistet; in der ‘Landstörzerin Justina Dietzin’ umfaßt das Register den „Innhalt aller vnd jeder denckwürdigen Sachen/ so in diesem Wercklein begriffen“.²⁸⁵

Das barocke Trauerspiel kann — im Gegensatz zum Roman — zwar allenthalben auf ein Register, nicht aber auf Anmerkungen verzichten. Anmerkungen und Register stehen nicht zufällig hintereinander: sie sind aufeinander bezogen und können einander ergänzen („Merckwürdige Sachen“ werden ja auch in den Anmerkungen erklärt!)²⁸⁶

Anmerkungen *und* Register verwalten ein Werk wie den ‘Arminius’, ein Buch, das einen „rechten Kern und Auszug“ der „gantzen leblosen Bibliothec“ Lohensteins darstelle: so rühmt der Herausgeber das Werk des „grundgelehrten Lohenstein“.²⁸⁷ Diesen Kern zu erschließen, ist Aufgabe des Registers. Der „Nutzgebrauch“ eines solchen Werks wird durch das Register erhöht: deshalb wird auch im Titel darauf verwiesen.²⁸⁸

S. 563.

²⁸⁵Montemajor, Diana, hg. Harsdörffer, 1646, ND, Register (Liii).

De Ubeda, Die Landstörzerin Justina Dietzin, 1626, Register.

²⁸⁶Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND, Anmerkungen, S. 2.

S. unten S. 90.

²⁸⁷Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND, Anmerkungen, S. 7.

²⁸⁸So heißt es in der „Schlußerinnerung an den wehrten Leser“ der ‘Eromena’.

(Biondi, Eromena, übers. Stubenberg, 1656–59).

Die von Stubenberg übersetzte ‘Eromena’ wird auf dem Titelblatt so erläutert:

„Das ist/ Liebs- und Heldengedicht/ In welchem/ nechst seltenen Begebenheiten/ viel kluge Gedancken/ merckwürdige Lehren/ verständige Gespräche/ und verborgene Geschichte zu beobachten“.²⁸⁹

Ein solcher Titel zeigt an, daß das Werk auf diese Weise zerlegt rezipiert werden kann; und die Zerlegbarkeit ist auch

„der dem Register innewohnende Grundsatz“.²⁹⁰

Das Register befriedige den Wunsch der Leser nach einem „Oefnungs-Schlüssel“ — so Buchholtz.²⁹¹

Was soll aber den Lesern eröffnet werden? Wieland meint, es sei seinen Lesern in einem Schlüssel oder statt eines Schlüssels

„alles mitzutheilen, was zu gründlicher Verständniss und nützlichem Gebrauch dieses [...] Werks dienlich seyn kann.“²⁹²

Dies gilt für jede Art von „Oefnungs-Schlüssel“, der dem Leser übergeben wird, so auch in Gestalt der Anmerkungen oder Vorrede. Das Amt der Vorrede sei es, den „Inhalt“ des Buchs zu „eröffnen“.²⁹³ Das Register aber eröffnet die „Vielheit“ als ästhetisches Phänomen, das Wissen des Polyhistor, das im Roman die Handlung überwuchert.²⁹⁴ Dieses Wesen der „Vielheit“ zeigt sich im

„und teutschem Register“ heißt es z. B. auf dem Titelblatt zu Stiellers ‘Teutschem Sprachschatz’, 1691.

²⁸⁹Biondi, *Eromena*, übers. Stubenberg, 1667.

²⁹⁰S. Welzig, *Aspekte barocker Romanregister*, Stadt, Schule, Universität, S. 566.

²⁹¹Buchholtz, *Herkuliskus und Herkuladisla*, 1676, Vorrede.

Cf. Welzig, *Aspekte barocker Romanregister*, Stadt, Schule, Universität, S. 564.

²⁹²Wieland, *Der Schlüssel zur Abderitengeschichte*, 1781, *Sämmtliche Werke* 6, S. 296.

²⁹³Harsdörffer, *Nathan und Jotham*, 1650, *Jotham* 2, S. 124.

²⁹⁴S. Welzig, *Aspekte barocker Romanregister*, Stadt, Schule, Universität, S. 569.

17. Jahrhundert auch im Bild des Gartens. Birken nennt in der Vorrede zur 'Aramena' die Geschichtgedichte

„Gärten/ in welchen/ auf den Geschichtstämmen/ die Früchte der Staats- und Tugendlehren/ mitten unter den Blumenbeeten angeneher Gedichte/ herfürwachsen und zeitigen“.²⁹⁵

Die Voraussetzung für eine solche Manifestation der „Vielheit“ ist, daß der Leser an diesen Phänomenen und der Art ihrer Darbietung interessiert ist.²⁹⁶ Der Leser sucht im Buch wie in einem schönen Garten nach „angenehmen seltenheiten“, die zu seiner „Belustigung“ dienen.²⁹⁷ Die „merkwürdigen Namen und Sachen“, die das Register enthält, geben Auskunft über diese „seltenheiten“.

Der Leser, ist er „Curieus“ will ja „allzeit was neues wissen“ — und dieser Neugier kann über das Register abgeholfen werden.²⁹⁸ Ein solcher Leser wird durch das Versprechen zur Lektüre gereizt, er werde

„gar vielerley merckwürdige Dinge eingemischt befinden“.²⁹⁹

Der Verfasser wird von seinen Lesern gerade wegen seines Vermögens geschätzt, seine „Gedichte“ [= Erdichtetes] als

„Blendwerck nothwendiger und ernsthafter Wissenschaften“

erscheinen zu lassen.³⁰⁰ Abschweifungen gehören daher zum dichterischen Konzept Lohensteins in einem Werk wie dem 'Arminius':

„Dannenhero schweiffet er in seinen Unterredungen aus“.³⁰¹

²⁹⁵ Anton Ulrich, Aramena 1, 1669, Vorrede Birken, S. [6].

²⁹⁶ Cf. Welzig, Aspekte barocker Romanregister, Stadt, Schule, Universität, S. 567.

²⁹⁷ Anton Ulrich, Octavia 1, 1685, I 1,3.

Cf. Welzig, Aspekte barocker Romanregister, Stadt, Schule, Universität, S. 569.

²⁹⁸ Weise, Kurtzer Bericht vom Politischen Näscher, 1680, XIV, S. 24.

²⁹⁹ Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND, Anmerkungen, S. 4.

³⁰⁰ Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND, Anmerkungen, S. 6.

³⁰¹ Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND, Anmerkungen, S. 7.

Zeugnis einer solch abschweifenden „Vielheit“ legt das Register ab: auch hier richtet sich, wie Eichendorff über die gelehrt-höfischen Romane des 17. Jahrhunderts sagt, das Interesse

„auf die allerverschiedenartigsten Gegenstände des praktischen oder gelehrten Wissens, auf Länder- und Völkerkunde, Astrologie, Klugheitsregeln, Geschichte und geheime Hofintriguen“.³⁰²

Um „einem nach vollkommenern Dingen begierigen Leser völlige Gnüge zu leisten“³⁰³ stellt das Register auch einen Spiegel der moralischen Qualitäten des 17. Jahrhunderts vor: Tugenden und Laster werden im Roman beschrieben und durch das Register hervorgehoben.³⁰⁴ Aber auch die weniger tugendhaften Leser sollen überzeugt werden:

„um die jenigen auch wider ihren Vorsatz gelehrt/ klug und tugendhaft zu machen/ welche daselbst nichts/ als verliebte Eitelkeiten/ suchen würden.“³⁰⁵

Der ‘Arminius’ wird als „sinnreiches Buch“ apostrophiert.³⁰⁶ Damit wird auf Art und Qualität seiner Gestaltung verwiesen.³⁰⁷ „Sinnreich“ macht sowohl auf die formale Vielfalt, als auch auf

³⁰²Eichendorff, *Der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts*, Einleitung, *Sämtliche Werke* 8,2, S. 51.

³⁰³Lohenstein, *Arminius 2*, 1690, ND, Anmerkungen, S. 7.

³⁰⁴Z. B. „Frauzimmers Regungen/ Tugenden und Laster“.

(Lohenstein, *Arminius 2*, 1690, ND, Register).

„Tugend- und Lasterlehre. Tugend Eigenschaft.“

(Biondi, *Eromena 2*, übers. Stubenberg, 1667, Register).

Cf. Welzig, *Aspekte barocker Romanregister*, Stadt, Schule, Universität, S. 566.

³⁰⁵Lohenstein, *Arminius 2*, 1690, ND, Anmerkungen, S. 6 f.

³⁰⁶Lohenstein, *Arminius 2*, 1690, ND, Anmerkungen, S. 4.

S. auch den Titel des 1. Teils:

„In einer sinnreichen Staats- Liebes- und Helden-Geschichte“

(Lohenstein, *Arminius 1*, 1689, ND).

³⁰⁷Cf. Welzig, *Aspekte barocker Romanregister*, Stadt, Schule, Universität, S. 567 und 568.

die Bedeutung des Einzelphänomens im Zusammenhang des Ganzen aufmerksam. Ein „sinnreiches Buch“ ist mehr als lehrreich, da es von „vielheit“ und „kunst“ zeugt.³⁰⁸ Um es ganz zu erfassen, bedarf der Leser der Aufschlüsselung durch Anmerkungen und Register.

(„Man kann niemahls ein sinnreiches Buch mit grösserer Lust und Nutzen lesen/ als wenn man desselben Absehen wohl inne hat.“)³⁰⁹

Beide, Anmerkungen und Register, stehen dem Buch nicht nach: auch ihnen liegt „vielheit“ und „kunst“ zugrunde, so daß sie „sinnreich“ genannt werden können. Ein solches sinnreiches Buch erschließt sich dem Leser aber nur durch intensive, wiederholte Lektüre.³¹⁰ So wird das Buch zum in sich geschlossenen Zirkel, in den der Leser mit einbezogen ist. Das Register markiert das Ende, doch von hier aus kann der Leser auf dem kürzesten Weg wieder neu beginnen.

„Das End ist hier: doch wer zurücke kehren kan,
Der trifft den ANBEGIN im ENDE wieder an.“³¹¹

1.2.2 VORREDE

„Du gehst nicht durch die Thür/ du steigst zum Fenster ein/
Wann du das Buch anfällst/ und läst die Vorred seyn.“³¹²

³⁰⁸In Anton Ulrichs Roman ‘Octavia’ wird die Wirkung eines Gartens so beschrieben: der armenische König Tyridates sieht hier

„eine große mänge von marmornen bildern [...] da so wol die vielheit/ als die kunst/ das aug entzucken muste“.

(Anton Ulrich, Octavia 1, 1685, 1,1,4).

³⁰⁹Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND, Anmerkungen, S. 4.

³¹⁰‘Intensive Lektüre’ heißt, wenige Bücher immer wieder lesen.

S. Kiesel / Münch, Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert, S. 170.

³¹¹Czepko, Sexcenta Monodistica Sapientium, 1655, Sämtliche Werke 1, 2, S. 672 (letztes Gedicht).

³¹²Harsdörffer, Frauenzimmer Gesprächspiele 3, 1643, ND, S. 435, „Vorspiel an den Leser“.

Die Vorrede wird — neben der Widmung — als wichtigstes der ‘Vorstücke’ angesehen. Die Vorrede folgt nach Kupfertitel, Titelblatt und Widmung; sie bietet genug Raum zur ersten Verständigung mit dem Leser. Das Formular der Vorrede beginnt oft mit einer Überschrift („An den Leser“) und mit einer obligatorischen Leseranrede („Gunstiger geliebter Leser“).³¹³ Der Autor der Vorrede kann an deren Ende seine Unterschrift setzen — oder auch nicht. Eine dem Briefformular entsprechende Datierung, wie sie im Falle der Widmung üblich ist, ist bei der Vorrede nicht notwendig. Die Vorrede ist in der Regel auf wenige Seiten beschränkt; aber auch längere Vorreden (über 10 Seiten) sind nicht ungewöhnlich.³¹⁴ Nicht nur der Autor schreibt Vorreden — auch der Verleger oder der Herausgeber, wenn — wie im Falle der posthumen Ausgaben — der Autor dazu nicht mehr imstande ist.³¹⁵ Bisweilen verleiht auch der Name eines anderen, renommierten Autors der Vorrede besonderes Gewicht.³¹⁶

Als Ergänzung der Vorrede oder auch an ihrer Statt erscheint am Ende des Buchs bisweilen noch eine „Nachrede“. Vor- und Nachrede markieren zusammen den Ein- und Ausgang des Buchs. Beide Reden bekräftigen und unterstützen sich gegenseitig.³¹⁷ Der

³¹³Logau, *Sinn-Getichte*, [1654], Vorrede.

³¹⁴S. unten S. 95 mit Anm. 323.

³¹⁵Vorrede des Verlegers: Lohenstein, Ibrahim Bassa, 1689 [B], T.T. S. 82 f.

Neukirch beschreibt seine Tätigkeit als Herausgeber so:

„ich aber habe dabey nichts mehr gethan/ als daß ich etliche unverständliche örter verbessert/ unterschiedene von meinen gedichten mit eingestreuet/ und gegenwärtige vorrede beygefüget.“

(Neukirch, *Anthologie* 1, 1697, ND, Vorrede, S. 22).

³¹⁶So hat die Vorrede zu Treuers ‘Deutschem Dädalus’ August Buchner geschrieben und unterzeichnet. Diese Vorrede wird schon auf dem Titelblatt angezeigt:

„Mit einer Vorrede Herrn Augusti Buchners“.

(Treuer, *Deutscher Dädalus* 1, 1675).

³¹⁷„Zwar hab ich mich in der Vor- und Nach-rede/ auch Ein- und Auß-gangs jedes Gesichts so vorbeding/ so vorgebieget/ so vorgesehen/ so verwahret/ daß ich dafür gehalten/ es werde mir kein Türck/ viel weniger aber ein Christ/ oder einiger Bidermann beykommen können.“

Leser wird ermahnt, die Vorrede ihrer Bestimmung gemäß zu nutzen. „Die Vorrede“, so stellt Harsdörffer fest, sei nämlich „ein Thorwärtlin der Bücher“ und habe sich als solche beklagt,

„daß die Leser nicht zu dem Thor und ordentlichen Weg einzugehen pflegten/ sondern stiegen bald hinten/ bald vorn zu den Fenstern hinein/ nehmen daraus was sie fanden“.

Die Leser hätten freilich zu ihrer Verteidigung anführen können,

„daß die Vorrede auf der Schwelle vielmahls so lang/ daß sie darüber nicht kommen können/ thue auch ihrem Amt kein genügen/ in dem sie den Inhalt der Bücher nicht eröffne“.

Nun, der von Harsdörffer bemühte „Apollo“ weiß Abhilfe:

„die Vorrede solle ihrem Amt besser vorstehen/ so werden sie die Leser nicht mehr vorbegehen.“³¹⁸

Gelingt dies der Vorrede, so kann der Leser mit seinem Autor (hier: Beer) sagen:

„Ist also dieser kurze Vorbericht die erste Pforte, durch welche ich zu dem Hauptwerk schreite.“³¹⁹

Die Vorrede müsse also *kurz* und *zweckdienlich* sein, um ihre Funktion zu erfüllen. „Geliebter Kürze halben zu geschweigen“ — zu diesem Prinzip bekennt sich der Autor in der Vorrede und glaubt so, dem Leser entgegenzukommen.³²⁰

Der Entschluß zur *Kürze* wird in der Rhetorik damit begründet, man wolle durch übermäßige Länge nicht den Widerwillen des

(Moscherosch, Gesichte Philanders 1, 1650, Vorrede, S. [4f.]).

³¹⁸Harsdörffer, Nathan und Jotham, 1650, Jotham 2, S. CXXV.

Auch noch Gottsched beklagt sich (in einer Vorrede!) über solche Leser, die die Vorrede mißachten:

„so habe ich daraus erstlich, wie wohl zu meinem Verdrusse, die Unart so vieler Leser erkannt, nach welcher sie alle Vorreden der Bücher vorbeyschlagen, und sich, zu ihrem eigenen Schaden, um die nützlichsten Nachrichten und Einleitungen nicht bekümmern, die ihnen darinnen gegeben werden.“

(Gottsched, Deutsche Schaubühne, 1742, Vorrede, S. 6).

³¹⁹Beer, Die kurzweiligen Sommer-Täge, 1683, hg. Alewyn, Vorrede, S. 422.

³²⁰Buchholtz, Herkules und Valiska, [o. J.], Vorrede, S. 3.

Lesers erregen.³²¹ Diese Forderung nach Kürze wird auch für den Widmungsbrief erhoben.³²² Wenn freilich der Verfasser einer Vorrede von der gebotenen Kürze dieser Textart spricht, so geschieht dies gemeinhin in der Absicht, sich für die ihm unterlaufene Länge zu entschuldigen.³²³

Der Typ der Vorrede ist gattungsbestimmt. Erfüllen Gedichtausgaben eines Opitz und Flemings und ein heroischer Roman wie der 'Arminius' „vieler fürnehmer Leute desiderium“, so empfehlen sich die satirischen Schriften dagegen

„jedermänniglich/ es seye gleich hohes oder niedriges“.³²⁴

„Unterschiedliche Leute“ könnten ja aus ihnen lernen.³²⁵ Die Vorrede vermerkt aber nicht nur den jeweiligen Leserkreis, sondern sie muß auch auf ihn zugeschnitten sein. Der „Unterscheid der Schriften“ führt notwendig auch zu unterschiedlichen Vorreden;

³²¹Schon bei Horaz; s. Curtius, Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter, S. 480.

³²²S. unten S. 124 f. (2.1.2 Regeln der Widmung).

³²³„Jedoch damit wir nicht die Gränzen einer Vorrede allzuweit ausstecken/ wollen wir dißfalls weder eine Lobschrift noch Schutz-Rede oder Vertheidigung der Poesie machen“.

(Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Vorrede des Herausgebers, S. [13]).

Der „Vorbericht“ des Herausgebers umfaßt immerhin 14 Seiten!

„Die umschränkte Kürtze aber dieses Vorberichtes wil solches gahr nicht zulassen“

(Rist, Das Friedewünschende Teutschland, 1647, S W 2, Vorrede, S. 28).

Die Vorrede umfaßt im Original von 1647 26 Seiten!

³²⁴„Damit demnach sothane herrliche monumenta von den Motten nicht verzehret [...] zugleich auch vieler fürnehmer Leute desiderium erfüllet würde“.

(Fleming, Teutsche Poemata, [1646], Vorrede des Herausgebers, S. [5]).

„sondern meine Schriften haben allezeit dahin geziehet/ damit sie jedermänniglich/ es seye gleich hohes oder niedriges/ Bürger oder Bauren/ Junges oder Altes/ Grosses oder Kleines/ und so fort an/ die klare Wahrheit unter Augen legen möchten“.

(Beer, Welt-Kucker 3, Vorrede, Werke 1, S. 214).

³²⁵„daß sie [sc. meine Schriften] aber von unterschiedlichen Leuten unterschiedlich ausgedeutet werden/ das schreibt man ihrer prudenz anheim.“

(Beer, Welt-Kucker 3, Vorrede, Werke 1, S. 214).

keineswegs dürfe „alles in eine Classe gesetzt“ werden.³²⁶ So gibt der *Inhalt* der Vorrede über die Gattung des Werks Auskunft und sucht diese zu rechtfertigen. Die Vorreden zu *Gedichten* ergehen sich gemeinhin im Lob der Poesie und das heißt zugleich auch: der Poeten. Vorbild dafür war die erste Vorrede zu Opitzens ‘Poemata’ von 1624, die diesem Thema gewidmet ist.³²⁷ Noch Neukirchs Vorrede zu seiner ‘Anthologie’ von 1697 ist nach diesem Muster verfertigt: auch hier geht es um die Bedeutung der deutschen Dichtung allgemein und um deren Förderung durch gute Fürsten.³²⁸ Opitz hatte die Poesie durch Würde und Wertschätzung der Poeten in der Vergangenheit gerechtfertigt; ebendies geschieht auch bei Hofmannswaldau in der Vorrede zu seinen ‘Getichten’, und auch in der Vorrede zum ‘Arminius 1’ erfolgt so die „Vertheidigung der Poesie“.³²⁹ Neukirch hat seinen Ausführungen — wie vor ihm schon Hofmannswaldau — noch eine Übersicht über die deutschen Poeten der Zeit (‘Literaturschau’) beigegeben.³³⁰

³²⁶ „Also schwätzen gar viele vom Unterscheid der Schrifften/ und urtheilen doch davon nicht unterschiedlich/ sondern wollen alles in eine Classe gesetzt haben“.

(Beer, Corylo, 1679, Vorrede, Werke 3, S. 12).

³²⁷Über die „Poesie“ als „fürtrefliche art zuschreiben“:

Opitz, *Poemata*, 1624, Vorrede, S. [2].

Cf. zu diesem Thema auch die als „Vorrede“ geführte Widmung Opitzens zu den ‘Poemata’ von 1625 und den ‘Weltlichen Poemata’ von 1644 an Fürst Ludwig von Anhalt.

³²⁸Neukirch, *Anthologie* 1, 1697, Vorrede, S. [7f.].

Cf. dazu auch:

Opitz, *Weltliche Poemata*, 1644, ND, 2. T., Nachwort des Herausgebers (Trunz), S. 95*.

³²⁹Hofmannswaldau, *Getichte*, 1689, Vorrede, S. [4f.].

„Jedoch damit wir nicht die Gräntzen einer Vorrede allzuweit ausstecken/ wollen wir dißfalls weder eine Lobschrift noch Schutz-Rede oder Vertheidigung der Poesie machen“.

(Lohenstein, *Arminius* 1, 1689, ND, Vorrede des Herausgebers, S. [13]).

³³⁰Hofmannswaldau, *Getichte*, 1689, Vorrede, S. [6–8].

Neukirch, *Anthologie* 1, 1697, ND, Vorrede, S. 9 ff.

„Der erste/ welcher den deutschen Poeten die bahn gebrochen/ ist Opitz gewesen“.

„Die Poesi ist ausser Zweifel eine schöne und herrliche Kunst/ im Fall sie nur recht geübt und gebraucht wird.“³³¹

Trotz dieser Beteuerung wird die Poesie durch das Ansehen ihrer Poeten und Förderer verteidigt:

„Die allergrösten Helden-Geister sind entweder selber Poeten oder doch grosse Liebhaber/ ja der erste deutsche *grosse Kayser Carl*/ den Ost und West angebetet/ der Uhranheber der deutschen Tichter-Kunst gewesen.“³³²

Lobten die Vorreden zu den Gedichten Poesie und Poeten, so lobten die Vorreden zum *Trauerspiel* die Gattung und die Trauerspieldichter.³³³

Auch der Hinweis auf zeitgenössische Vorbilder in dieser Gattung dient dazu, die *Würde* des Trauerspiels herauszustreichen.³³⁴

Das Trauerspiel wird zu den poetischen Gattungen gerechnet („Trauer-Gedichte“).³³⁵ Von Anfang an gilt dem Trauerspiel die besondere Aufmerksamkeit und Wertschätzung der Poeten. Von

(Neukirch, Anthologie 1, 1697, ND, Vorrede, S. 9).

³³¹Treuer, Deutscher Dädalus, 1675, Vorrede Buchners, S. [1].

³³²Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Vorrede des Herausgebers, S. [13]).

³³³„Trauerspiele tichten ist vorzeiten Keyser/ Fürsten/ grosser Helden und Weltweiser Leute thun gewesen.“

(Opitz, Trojanerinnen, 1625, Vorrede, S. [1].)

S. unten S. 226 (3.1.1 Beschreibung des Trauerspiels).

³³⁴Lohenstein verweist in seiner Vorrede zum ‘Ibrahim Bassa’ wie folgt auf Gryphius:

„Was in Deutscher Sprache diese Ahrt zu schreiben belanget/ wird der gelehrte Läser leicht abnähmen/ daß Ich Mir in einem und dem andern einen fürtrefflichen Lands-Mann zu einem Weg-Weiser zu haben Mich nicht geschämet/ der hierinnen die Bahn gebrochen“

(Lohenstein, Ibrahim Bassa, 1653, Vorrede, T.T., S. 13).

³³⁵So nennt Lohenstein sein erstes Trauerspiel ‘Ibrahim Bassa’ in der Vorrede.

(Lohenstein, Ibrahim Bassa, 1653, Vorrede, T.T. S. 13).

Gryphius sagt, er gebe seinen Lesern

„vnseren Cardenio vor ein Traur-Spiel/ das ist vor ein Getichte“.

(Gryphius, Cardenio und Celinde, 1657, Vorrede, Trauerspiele 2, Gesamtausgabe 5, S. 103).

da an ist die Würde des Trauerspiels ein Thema der Vorrede zum Trauerspiel.³³⁶

VORREDE UND LESER

Die Vorrede hat die Aufgabe, Interessen des *Buchs*, des *Autors* und des *Lesers* wahrzunehmen. Im Interesse des Buchs präsentiert sich die Vorrede als „Geleits- oder Beglaubigungs-Brieff“ vor der „Welt“ (was man auch von der Widmung behaupten kann).³³⁷ Die Anleitung der Vorrede wird als „Notwendiger Unterricht“ für den Leser aufgefaßt; und diese ihre Funktion erscheint mitunter schon in der Überschrift.³³⁸

Im Idealfall stimmt dieses didaktische Prinzip der Vorrede mit dem pädagogischen Zweck des Werks überein:

„daß dergleichen Bücher stumme Hofemeister seyn/ und wie die Redenden gute Lehren und Unterricht geben“.³³⁹

Die Vorrede sei „notwendig“, damit der Leser die Essenz aus der „nachfolgenden Histori“ „desto klärer sehe und behertzige“.³⁴⁰ Eine erklärende Funktion der Vor- oder Nachrede sei umso nötiger, argumentiert Klaj, als die deutsche Dichtkunst noch nicht

³³⁶S. unten S. 226 f. mit Anm. 11 und 12 (3.1 Zur Theorie des Trauerspiels).

³³⁷Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Vorrede des Herausgebers, S. [1 f.].

³³⁸„Notwendiger Unterricht und allgemeiner Eingang zur folgenden Histori“ ist die Vorrede zu Beers ‘Sommer-Tägen’ überschrieben.

(Beer, Die kurzweiligen Sommer-Täge, 1683, hg. Alewyn, Vorrede, S. 419).

„Nohtwendige Vorrede an den Respectivè hochgeehrten Leser“, überschreibt Grimmelshausen die 1. Continuatio zum ‘Simplicissimus’.

(Grimmelshausen, Simplicissimus und Continuatio, hg. Tarot, 1984, S. XXXVI [Ausgabe E⁵]).

³³⁹Lohenstein, Arminius 1, 1689, Vorrede des Herausgebers, S. [6].

Auch Harsdörffer hebt in seiner Vorrede zur ‘Diana’ („nohtwendiger Vorbericht“) den didaktischen Nutzen des Werks hervor: ‘Diana’ enthalte

„viel heilsame Vermahnungen/ welche auff solche Weise/ dem sonst ecklen- den Leser/ Kunstartig beygebracht worden“.

(De Monte-Major, Diana, 1646, ND, Vorrede Harsdörffers, S. [12]).

³⁴⁰Grimmelshausen, Proximus und Lympida, 1672, Vorrede, hg. Sieveke, S. 16.

selbständig laufen gelernt habe.³⁴¹ So kann die Vorrede den „Inhalt“ des Buchs „eröffnen“.³⁴²

Die schon aus Gründen der captatio gebotene „Großachtung“ des Autors vor seinem „geneigten Leser“ legt es vielfach nahe, den Leser um sein *Urteil* über das Werk zu bitten.³⁴³

So ersucht Lohenstein im Falle seines Jugendwerks ‘Ibrahim Bassa’ seinen „Gros-günstigen Läser“, er wolle „dise frühen Früchte“ „mit der Sonne deines linden Vrtheils etwas besser durchwürken und reiffer machen.“³⁴⁴

Ja, die Furcht vor einem „verkehrten Urthel“ der Leser könne

³⁴¹ „Niemand ist so gar entfremdet/ dem nicht wissend/ daß unsere Dichtkunst/ noch in ihrer Kindheit/ und so zusagen an Bäncken gehet/ daher sie einer Erklärung/ als eines Gängel-Wagens benöthiget“.

(Klaj, Engel- und Drachen-Streit, Nachrede, Redeorationen, S. [319]).

³⁴² Harsdörffer, Nathan und Jotham, 1650, Jotham 2, S. 124.

³⁴³ „Aber damit ich meine eigene Großachtung vor dem geneigten Leser nicht anfangs verdrüßlich mache“

(Beer, Die kurzweiligen Sommer-Tage, 1683, hg. Alewyn, Vorrede, S. 420).

³⁴⁴ Lohenstein, Ibrahim Bassa, Vorrede, T.T. S. 13.

Hallmann hofft auf ein „unparteiisches Urthel“ seines „gelehrten Lesers“: „Stelle dannhero meine dißfalls angewendete Erfindung- und Bemühungen [...] dem unparteiischen Urthel des gelehrten Lesers anheim“.

(Hallmann, Trauer- Freuden- und Schäffer-Spiele, 1684, Vorrede, S. [8 f.]).

Haugwitz gar auf das

„hiervon [zu] fällende Urtheil der gelehrten Welt“.

(Haugwitz, Prodromus Poeticus, 1684, ND, Vorrede, S. [2]).

Freilich dürfe der Leser kein „zu scharffes Urtheil fällen“, widrigenfalls werden ihm Sanktionen angedroht:

„daß der/ so ein zu scharffes Urtheil über mich oder meine Arbeit fällen wird/ nach genauer Untersuchung auch nicht ohne Fehler werde gefunden werden.“

(Hofmannswaldau, Getichte, 1689, Vorrede [Schluß!]).

Cf. Hallmann, der seinen Leser ebenfalls um Nachsicht bittet:

„und urtheile von meiner MARIAMNE nicht zu scharff“.

(Hallmann, Mariamne, Vorrede, Trauerspiele 1, S. 201).

Schon Opitz hat den Leser vor einem unbesonnenen Urteil gewarnt:

„unbesonnen Urthel hab ich jederzeit mehr zuverachten als zu achten pfliegen“.

(Opitz, Teutsche Poemata, 1624, Vorrede, S. [4]).

gar die Herausgabe des Werks verhindern: „statliche Ingenia und Sinnreiche Geister“ könnten hierdurch jedenfalls

„verursachet werden/ Ihre zu Papier gebrachte herrliche Gedancken lieber bey sich liegen und ersterben zu lassen/ als dergleichen unzeitige verkehrte Urthel darüber zu erwarten“. ³⁴⁵

Dieses „verkehrte Urthel“ gehe aus der „groben Unwissenheit“ dieser Leser hervor; daraus „und aus angeborner oder angewohnter Ab- und Mißgunst“ rühre ihr Bestreben her,

„schlechter dings mit dem Momo zu tadeln“,

d. h. „zu verkleinern/ ja wol gar zu lästern“. ³⁴⁶

Auf jeden Fall gilt es, das Werk vor dem „Neid“, der

„nur dem was ruhms-würdig als wie der Schatten dem Lichte nachfolget“,

wirksam zu schützen. ³⁴⁷

Die Wendung gegen Tadler und Kritiker bleibt aber nicht auf die Vorrede beschränkt, sondern ist auch in die Argumentation der *Widmung* eingegangen: auch dort wird der „Neid“ der „Lobesdrücker“ angeprangert. ³⁴⁸

Die Widmung kennt freilich — im Unterschied zur Vorrede — ein Mittel, um der Furcht vor Tadlern zu begegnen: die an den Adressaten gerichtete Bitte um *Schutz* für das dargereichte Werk. ³⁴⁹ Nur ausnahmsweise wird dagegen der Leser in der Vorrede gebeten, das Werk in Schutz zu nehmen. ³⁵⁰

³⁴⁵Fleming, *Teutsche Poemata*, [1646], Vorrede des Herausgebers, S. [2].

³⁴⁶Fleming, *Teutsche Poemata*, [1646], Vorrede des Herausgebers, S. [1 f.].

Zu „Momo“ cf. oben S. 61 mit Anm. 178 (1.2.1 ‘Rahmenstücke’).

³⁴⁷Lohenstein, Ibrahim Bassa, Vorrede, T.T. S. 13.

³⁴⁸Stieler, *Geharnschte Venus*, 1660, hg. Zeman, *Erstes Zehen*, „Zuschrift“.

³⁴⁹„bauet/ pflaget/ stützt und schüzzet/ [...]

Liebt/ singt/ ehret diese Venus!“

(Stieler, *Geharnschte Venus*, 1660, hg. Zeman, *Erstes Zehen*, „Zuschrift“).

³⁵⁰Zesen bittet seinen Leser, er wolle seinen

„schlechten namen/ wie du noch allezeit getahn hast/ vor den teufflichen

Der Autor will in der Vorrede den Leser so weit geneigt stimmen, daß er ein günstiges Urteil über das Werk fällen kann. (Die beliebte Anrede: „Gunstgeneigter“ oder „Geneigter Leser“ zeugt davon!)³⁵¹ Das Gefallen des Lesers soll vorbereitet, sein Mißfallen verhindert werden. In der Vorrede gilt es freilich auch, Mißverständnissen vorzubeugen, damit der Leser

„die Schrift nicht in einer andern Meinung lese, als sie geschrieben worden“.³⁵²

Leserlenkung tut daher in Vorreden wie in Widmungen not. Auch kann der Autor des 17. Jahrhunderts niemand zwingen, Gefallen am Buch zu finden.³⁵³

Das Werben um die Gunst des Lesers durch den Autor führt noch zu keiner Autonomie des Lesers. Viele Autoren des 17. Jahrhunderts nutzen in der Vorrede die Gelegenheit, ihr Ansehen zu stärken, indem sie sich vor ihren Lesern *rechtfertigen*.

Als beliebtes Argument kann dazu die Darlegung dienen, welche *Veranlassung* dem Werk vorausgegangen sei.³⁵⁴

läster-zungen schützen“.

(Zesen, Die Afrikanische Sofonisbe, 1647, Vorrede, S. [1]).

³⁵¹Zesen: „Gunst-geneigter Läser“

(Zesen, Die Afrikanische Sofonisbe, 1647, Vorrede).

Lohenstein: „Geneigter Leser“

(Lohenstein, Blumen, 1680, Vorrede).

Hofmannswaldau: „An den geneigten Leser“

(Hofmannswaldau, Deutsche Übersetzungen und Getichte, 1689, Vorrede).

u. v. a.

³⁵²Beer, Die teutschen Winter-Nächte, 1682, hg. Alewyn, Vorrede, S. 9.

„Aldann wird die Frucht keineswegs mangeln, welche er in Fliedung der entworfenen Laster und in Nachfolgung der belobten Tugenden nächst meiner Dienstfertigkeit zu gewarten hat.“

So fährt Beer an dieser Stelle fort und beendet damit diese Vorrede.

³⁵³Logau erklärt in der Vorrede, daß seine „Sinn-Getichte“

„viel fürredens oder fürsprechens nicht bedürffen; denn ich werde alle Köpffe vnter meinen Hut doch nicht bringen/ nemlich niemanden zwingen/ daß er meine Gedancken müsse gut heißen“.

(Logau, Sinn-Getichte, [1654], Vorrede).

³⁵⁴Cf. Ehrenzeller, Studien zur Romanvorrede, S. 117.

„Was vor eine schwer vertäuliche Veranlassung den Author zu Verfassung dieses Werkleins befördert“,

überschreibt Grimmelshausen sein einleitendes erstes Kapitel zum „Springinsfeld“.³⁵⁵ In der ‘niedereren’ Literatur des 17. Jahrhunderts, wie z. B. in den Simplicianischen Schriften, dient die Mitteilung des Schreibmotivs auch dazu, dem Leser näherzukommen und mit ihm auf freundschaftlichem Fuß zu verkehren. Beer z. B. schreibt, wie er behauptet, um in solchen „Melancholischen zeiten“ „die langweilige Grillen zuvertreiben“.³⁵⁶

Anders in der ‘hohen’ Literatur: hier führt der Autor gesellschaftliche und patriotische Motive ins Feld (Sprachpflege, Ruhm des Vaterlandes, etc.).³⁵⁷ Immer wieder wird in den Vorreden zu solchen Werken darauf verwiesen, der Autor schreibe im Auftrag: „hohe Standes-Personen“ und „vertraute Freunde“, wie es in der Vorrede zum ‘Arminius 1’ heißt, hätten Lohenstein

„veranlasset und ersuchet: daß Er von unsern Deutschen/
gleich wie andere Völcker von ihren Helden/ auch etwa gutes

³⁵⁵Grimmelshausen, Der seltzame Springinsfeld, 1670, hg. Sieveke, S. 8.

Harsdörffer erklärt in der Überschrift seiner „Vorrede“, sie handle „von dem Inhalt/ oder der Veranlassung zu diesem Werklein“, (Harsdörffer, P.T. 3, 1653, ND, Vorrede).

³⁵⁶„Und was solte mich zu solcher Außarbeitung billicher als eben die Melancholische Zeit bewogen haben?“

Weiter sagt Beer in dieser Vorrede, er bemühe sich „als ein Satyr“ „die langweilige Grillen zuvertreiben“.

(Beer, Corylo 2, 1680, Werke 3, Vorrede, S. 96 u. 97).

Beer will allerdings nicht nur die „Grillen“ seiner Leser, sondern auch seine eigenen vertreiben:

„Ich will mir derowegen selbst zur Verkürzung meiner Zeit eine Geschicht schreiben/ damit ich den verdrüßlichen Grillen nicht zu sehr nachhange“.

(Beer, Jucundi Jucundissimi, 1680, 1. Buch, S. 2).

³⁵⁷Cf. Ehrenzeller, Studien zur Romanvorrede, S. 116 f.

So auch Buchholtz, der in seiner Vorrede behauptet, „daß die Liebe zu meinem Vaterlande diesen Christlichen Teutschen Herkules in meiner Seele gebildet und außgebrütet“.

(Buchholtz, Herkules und Valiska, o. J., Vorrede, S. 3).

schreiben möchte“.³⁵⁸

Die Berufung auf „vornehme und vertraute Freunde“ wurde freilich mit der Zeit zum Gemeinplatz, gegen den sich Christian Gryphius wendet:

„Ich wil nicht anführen/ daß vornehme und vertraute Freunde mich zu diesem Beginnen angefrischet und ermuntert: denn mit diesen Feigen-Blättern bedecken sich auch diejenigen/ welche gar oft ungebeten ihre/ bißweilen sehr unzeitige/ Geburten an den Tag bringen.“³⁵⁹

Nichts scheut der Autor des 17. Jahrhunderts mehr, als „ungebeten“ zu veröffentlichen; im Gegenteil will er sich auf alle Arten zur Herausgabe seines Werks gedrängt sehen, ja gar

„von vielen fürnehmen Leuten in Schrifften auch mündlich ersucht/ ermahnet und gereizet“

werden.³⁶⁰ Der Schritt an die Öffentlichkeit bedarf des Anstoßes, der ‘Veranlassung’: nur so könne angeblich der Autor bewegt werden,

„seinen Partum nicht untergehen [zu] lassen/ sondern der Posteritet durch offenen Druck [zu] consecriren“.³⁶¹

Zudem — durch die eigenhändige Publikation autorisiert der Dichter seine Werke; so kann er auch die eigene Produktion von der ihm nur unterschobenen trennen.

„Diesemnach ich gleichsam zu meiner Vertheidigung diß an den Tag zu legen genöthiget worden; was ich für meinen

³⁵⁸Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Vorrede des Herausgebers, S. [2].

Grimmelshausen behauptet, sein ‘Keuscher Joseph’ käme den Interessen der Leser niedrigen *und* hohen Standes entgegen:

„ich habe von vielen so hohen als nidern Stands-Personen die gern in der Bibel lesen/ wünschen hören/ sie wolten daß Josephs Histori etwas weitläuffiger beschrieben wäre“.

(Grimmelshausen, *Der keusche Joseph*, 1671, hg. Bender, Vorrede, S. 5).

³⁵⁹Christian Gryphius, *Poetische Wälder*, 1698, Vorrede, S.[1].

³⁶⁰Fleming, *Teutsche Poemata*, [1646], Vorrede des Herausgebers, S. [4].

³⁶¹Fleming, *Teutsche Poemata*, [1646], Vorrede des Herausgebers, S. [4].

Brutt erkenne; wormit ich mich der Untersteckung fremb-
der Kinder befreyete“,

begründet Lohenstein den Entschluß zur Publikation seiner Gedichte (‘Blumen’).³⁶² Auch Hofmannswaldau führt als Veranlassung seiner Ausgabe die Absicht an, seine Werke von fremden Entstellungen zu reinigen.³⁶³

Das „ansuchen“ vornehmer Gönner ist erwünscht; ihr „Wincken“ kommt einem „Befehl“ gleich.³⁶⁴ Bisweilen beruft der Autor sich auch ausdrücklich darauf, sein Werk sei „auff Befehl“ geschrieben und veröffentlicht worden.³⁶⁵ Mit diesem Hinweis kann der Autor auch seine Bescheidenheit ins rechte Licht rücken.³⁶⁶ „Auff ersuchung vornemer Leute“, wie schon Opitz im Falle seiner ‘Poe-

³⁶²Lohenstein, Blumen, 1680, Vorrede, S. [2].

Die ‘Vater-Formel’ ist ein beliebter Vorredentopos, cf. auch Hofmannswaldau und Haugwitz, s. die folgenden Anmerkungen 361 und 362.

³⁶³„Es würde auch/ wie ich es höchlich betheure/ schwerlich einige Silbe von mir in das öffentliche Licht kommen seyn/ wenn nicht etliche vorwitzige Leute/ theils von mir selbst erfundene/ theils aus andern Sprachen übersetzte Wercke (so vielmahl/ hin und wieder übel abgeschrieben und dergestalt verkehret worden/ daß ich meine eigene Kinder nicht mehr kennen können) sich unterstanden/ mir zum Schimpff/ und ihnen zum Nutzen durch den Druck bekant zu machen/ dardurch ich endlich mit Verdruß genöthiget worden/ ein und das andere Stücke dergestalt herauß zu geben.“

(Hofmannswaldau, Deutsche Übersetzungen und Getichte, 1689, Vorrede, S. [1 f.]).

³⁶⁴„Nichts desto weniger hat gleichwohl das so oft wiederholte ansuchen einer vornehmen Freundin/ derer blosses Wincken mir statt eines Befehls dienen muß/ so viel bey mir gegolten/ daß ich mich diesem meinen Vorsatz zu wieder/ endlich entschlossen einige von meinen Geburthen an den Tag zu geben“.

(Haugwitz, Prodomus Poeticus, 1684, ND, Vorrede, S. [2]).

³⁶⁵Lohenstein, Ibrahim Sultan u. a., [1685], Lebens-Lauff, Widmung J. von Lohensteins, S. [2].

³⁶⁶„Das Ich aber dise frühzeitige Frülings-Frucht für dem reiffenden Herbste ans Licht gegäben/ wirstu Mich disfalls/ weil Sie mehr etliche gutte Freunde/ als meine eigene Vermässenheit heraus gelokket/ desto eher entschuldigen.“

(Lohenstein, Ibrahim Bassa, Vorrede, T.T. S. 14).

Über diese Anwendung der Bescheidenheitsformel cf. Curtius, Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter, S. 93.

terey' angegeben hat, entstehen — vorgeblich oder wirklich — die Bücher im 17. Jahrhundert.³⁶⁷ Das Fehlen solcher Ermunterung wird sogar als hinreichender Grund betrachtet, das Werk unpulverisiert zurückzuhalten.³⁶⁸ Dichter *und* Gönner wirken also von Anfang an gemeinsam an der literarischen Produktion.³⁶⁹ Dritter im Bunde wird der Leser: „der Poeterey vornemster zweck“ sei ja — so Opitz — „vberredung und vntrricht auch ergetzung der Leute“.³⁷⁰

Diese Absichten der Vorrede gehen über eine *captatio benevolentiae* hinaus, in der der Leser aufmerksam, aufnahmewillig und wohlwollend gemacht werden soll.³⁷¹

„Die *Gewogenheit des Lesers*“ gilt es in der Vorrede zu erreichen;³⁷² hier wirbt der Autor um des Lesers „Gunst“.³⁷³ Gunst

³⁶⁷Opitz, Buch von der Deutschen Poeterey, 1624, ND, 1. Cap. (= Vorrede), S. 7.

³⁶⁸Dies berichtet Hofmannswaldau über seine „Poetischen Kleinigkeiten“:

„Das vornehmste/ was ich mir vor etlichen Jahren fürgenommen/ zu Vergnügung meiner Landsleute an das Licht zu bringen/ ist unter meiner Hand/ und so zu sagen in der Mutter ersticket. Nicht zwar aus Unkräften solches zu völliger Geburt zu bringen/ sondern allein aus Mangel etlicher guter Freunde/ so mich ein wenig dazu aufgemuntert hätten.“

(Hofmannswaldau, Getichte, 1689, Vorrede, S. [13]).

³⁶⁹Cf. oben S. 155 (2.2.2 Schutz).

³⁷⁰Opitz, Buch von der Deutschen Poeterey, 1624, ND, S. 12.

³⁷¹„benevolum, attentum, docilem parare“

Cicero, De inventione I 16, 21).

Cf. Lausberg, Elemente der literarischen Rhetorik, § 43.

³⁷²Beccau bemerkt zum Schluß seiner Vorrede, seine „Gedichte“ wünschten die „Gewogenheit des Lesers“ zu erlangen.

(Beccau, Weltliche Poësen, 1719, Vorrede, S. 12).

Auch Harsdörffer verabschiedet sich von seinem Leser mit dieser Bitte:

„Lebe wol/ geliebter Leser/ und würdige diese Stunden mit günstiger Gewogenheit zu durchlesen.“

(Harsdörffer, P.T. 2, ND, Vorrede (Ende!), S. [7]).

³⁷³„Doch umb daß wir derselben [sc.: der Leser] gunst nicht gantz verlieren“

(Gryphius, Leo Armenius, 1650, Trauerspiele 2, Vorrede, S. 4).

S. auch die Leseranrede „Gunst-geneigter Läser“.

(Zesen, Die Afrikanische Sofonisbe, 1647, Vorrede).

ist der erste Grad des Wohlwollens, den der Autor beim Leser erreichen kann; bisweilen glaubt er diese Gunst freilich schon voraussetzen zu können:

„An deiner Gunst/ geliebter Leser/ will ich nicht zweifeln“.³⁷⁴

Mitunter will der Autor aber noch mehr: er erklärt die „Freundschaft“ oder gar die „Liebe deß Lesers“ zu seinem Ziel.³⁷⁵

„Das Gemüth des begierigen Lesers“ sei „ein Zunder“, meint Beer, und es liege am Autor, diese „Andachts-Funken“ zu seinem Nutzen zu entfachen.³⁷⁶ Wie gelingt dies dem Autor? Zunächst dürfe der Autor seinen Leser keinesfalls verdrießen, d. h. nicht in seiner „gesuchten Zufriedenheit“ stören, indem er etwa des Guten zuviel tue.³⁷⁷ Die Vorrede dürfe auch, so Harsdörffer, nicht zu „lang“ werden, da sie sonst die Leser abschrecke.³⁷⁸ Wie im Werk, so bedarf es auch in der Vorrede der Abwechslung: „damit der Leser wegen einerley Materie nicht einen Eckel bekommen möchte“.³⁷⁹ Nur ein „kurtzer Vorbericht“ sei der rechte „Eingang“ für den „geneigten Leser“ — die Kürze sei also leserfreundlich.³⁸⁰ Au-

³⁷⁴Opitz, Geistliche Poemata, 1638, ND, Vorrede, S. 11.

³⁷⁵„Indessen recommendiert er sich in des Lesers beharrliche Freundschaft“, sagt Beer von sich, dem angeblichen „Übersetzer“ des „Tractats“.

(Beer, Die teutschen Winter-Nächte, 1682, hg. Alewyn, Kurze Nachricht an den Leser, S. 413).

Opitz zeigt sich zuversichtlich, sein Buch werde bald „die Liebe deß Lesers“ „erbuhlt haben“.

(Opitz, Weltliche Poemata, 1644, ND, 4. Buch der ‘Poetischen Wälder’, Widmung [!], S. 400).

³⁷⁶Beer, Welt-Kucker 3, [1679], Vorrede, Werke 1, S. 214.

³⁷⁷„weil man durch gar zu viel Stichreden den Getroffenen nur erzörnet und dem Leser an seiner gesuchten Zufriedenheit verhinderlich ist.“

(Beer, Die kurzweiligen Sommer-Täge, 1683, hg. Alewyn, 3. Buch, 1. Cap., S. 554).

³⁷⁸Harsdörffer, Nathan und Jotham, 1650, Jotham 2, S. 124.

³⁷⁹Beer, Der verliebte Europeer, 1682, Anhang, S. [2].

³⁸⁰„Diesen kurtzen Vorbericht lasse sich der geneigte Leser zu einem Eingang dienen/ welchen ich vor folgender History gleich einer Triumph-Pfortte auffgerichtet“.

ßerdem müsse die Vorrede dem Verständnis des Lesers angepaßt sein: Mißverständnisse gilt es hier auszuräumen. „Keinen Menschen ärgern“, „aber wol alle Lesende erquicken“,

„in denen Stunden/ welche ohne dem der Eitelkeit aufgeopfert werden“,

will Beer mit seinen Schriften.³⁸¹ Der Nebenstundenautor hat seinen Nebenstundenleser gefunden: nur in diesen Stunden ist der „Zeitvertreib“ mit unterhaltenden oder belehrenden Schriften legitim.³⁸²

Der größte Nutzen für den Leser erwächst aber aus seiner Fähigkeit zur *Erkenntnis* „und dieses lasse sich also der geneigte Leser zu einem Vorschmack dienen, nach welchem ihm das Licht desto besser aufgehen wird.“³⁸³ Dazu muß der Leser freilich bereit und kompetent genug sein: dann kann die Vorrede ihre Aufgabe wahrnehmen, eine Anleitung für diejenigen Leser zu geben,

„die den Kern aus dergleichen Schriften zu suchen pflegen.“³⁸⁴

Diese Leser zeigen so, daß sie „neugierig“ und „verständlich“ sind; und auf eben diese „verständigen“ Leser baut der Autor in der

(Beer, Corylo 2, 1680, Vorrede, Werke 3, S. 99).

³⁸¹Beer, *Jucundi Jucundissimi*, 1680, 1. Buch, S. 3.

³⁸²So stellt der Herausgeber in der Vorrede zum ‘Arminius 1’ fest,

„daß dergleichen Arbeit ein Zeitvertreib des Adels seyn solle“.

(Lohenstein, *Arminius 1*, 1689, ND, Vorrede des Herausgebers, S. [3]).

Auch Grimmelshausen hofft, sein ‘Vogelnest’ habe diesen Effekt gehabt:

„und ihme [= dem Leser] verhoffentlich die Zeit eben so wol und vielleicht nützlicher und besser vertrieben haben/ als wann er in dem Amadis gelesen hätte“.

(Grimmelshausen, *Wunderbarliches Vogelnest*, 1672, hg. Tarot, S. 140 (Schluß des 1. Teils!).

Zum Nebenstundenautor cf. unten S. 559 (5.3 Die Nebenstunden eines Lohenstein und Wieland).

³⁸³Beer, *Die kurzweiligen Sommer-Täge*, 1683, hg. Alewyn, Vorrede, S. 421.

³⁸⁴Beer, *Die teutschen Winter-Nächte*, 1682, hg. Alewyn, *Kurze Nachricht an den Leser*, S. 413.

Vorrede.³⁸⁵

„Verständige Leut/ denen es gedeyet/ werden den Kern schon zu finden/ und ihnen zu Nutz zu machen wissen“.³⁸⁶

Nur beim „verständigen“ Leser kann der Autor sein Ziel erreichen, und so folgert er,

„daß besser seye einem Verständigen/ als hundert Unverständigen gefallen“.³⁸⁷

Erweist sich der Leser als „begierig“ und „verständlich“, so kann man ihn ‘klug’ nennen: der ‘kluge Leser’ aber ist *der* Wunschleser des Autors im 17. Jahrhundert.³⁸⁸

Die Vorrede wird als Instrument der Wahrheitsfindung eingesetzt, damit diesem ‘klugen Leser’

„das Licht desto besser aufgehen wird“.³⁸⁹

Freilich ist die Vorrede nicht das einzige Organ, in dem der Autor sich seinen Wunschleser schafft: diese Absicht wird in allen Rahmenstücken, besonders auch im Geleitgedicht und in der Widmung, spürbar. Und der Kontakt mit dem Leser wird nicht zuletzt im Text des Werks selbst, vor allem in den ein- und ausleitenden Kapiteln, gesucht und gepflegt.³⁹⁰

³⁸⁵„Nicht zweifflend der neugierige Leser werde ihm solches mit günstiger Gewogenheit gefallen lassen“.

(Du Refuge, Kluger Hofmann, übers. Harsdörffer, 1655, Vorrede, S. [7]).

³⁸⁶Grimmelshausen, Wunderbarliches Vogelnest 2, [1675], hg. Tarot, Vorrede, S. 149.

³⁸⁷Harsdörffer, Nathan und Jotham, 1650, Widmung, S. [4].

³⁸⁸Dies gilt für die unterhaltende *und* die ‘gelehrte’ Literatur: sowohl Beer im Geleitgedicht zum ‘Corylo’ als auch Neukirch in seinem Ehrengedicht zum ‘Arminius 2’ fordern jeweils den ‘klugen Leser’.

Cf. oben S. 69 mit Anm. 209 (1.2.1 Geleitgedicht).

„begieriger Leser“:

Beer, Welt-Kucker 3, Vorrede, Werke 1, S. 214.

³⁸⁹Beer, Die kurzweiligen Sommer-Täge, 1683, hg. Alewyn, Vorrede, S. 421.

³⁹⁰So verfährt z. B. Beer am Anfang und Ende seines ‘verliebten Oesterreichers’:

„Diese Wort/ geliebter Leser/ führte ich mit seuffzendem Munde auf meiner erblasten Zunge“.

Hier in der Vorrede besteht die beste Gelegenheit, den Leser im „rechtschaffnen gebrauch des Buchs“ zu unterweisen.³⁹¹ Die Vorrede ist ja nicht, wie die Widmung, für einen einzelnen Adressaten geschrieben, sondern für *alle* Interessenten des Buchs, die zu kompetenten und zufriedenen Lesern werden sollen.³⁹² Der Leser soll durch die Vorrede in den Stand gesetzt werden, ein gerechtes und günstiges Urteil über das Buch zu fällen. Dazu müsse er Vorrede und Werk freilich erst einmal in der rechten Reihenfolge *lesen*: denn

„daß diejenige das meiste davon judiciren/ die es am wenigsten gelesen haben“,

soll verhindert werden.³⁹³

„Ungelesene Schriften“ aber sind dem Autor ein Schreckbild: denn mit ihnen kann er nichts bewirken („nichts gut noch böse machen“).³⁹⁴ Vor diesem Schicksal möchte der Autor sein Buch bewahren: so wirbt er mit der Vorbereitung der Rahmenstücke um

(Beer, *Der verliebte Oesterreicher*, 1704, ND, S. 6).

„Es ist gnug/ daß der Leser umschweiffig verstanden/ wie mühsam und elend ich das Leben hingebracht“.

(Beer, *Der verliebte Oesterreicher*, 1704, ND, S. 246).

³⁹¹Comenius beschreibt die Vorrede im Eingangszeremoniell des Buchs so: „Hernach die Vorrede an den Leser/ den begriff fölliger darthuende/ und den rechtschaffnen gebrauch des Buchs unterrichtende“.

(Comenius, *Spielschule (Schola ludus)*, hg. Redinger, 1659, S. 369).

Eine gute Lektüre des Textes zu gewährleisten, darin sieht auch Genette die Hauptfunktion des ‘Originalvorworts’.

(Genette, *Paratexte*, S. 191).

³⁹²Es ist freilich *nicht* berechtigt, die Widmung einfach als

„Vorrede an den Einzelnen, den der Autor aus der Masse heraushebt“ zu bezeichnen.

(Ehrenzeller, *Studien zur Romanvorrede*, S. 172).

Die Widmung hat ihre eigenen Regeln, wie hier allenthalben zu zeigen versucht wird.

Cf. oben S. 120 ff. (2.1.2 Regeln der Widmung).

³⁹³Beer, *Corylo*, 1679, Vorrede, Werke 3, S. 12.

³⁹⁴Beer, *Corylo*, 1679, Vorrede, Werke 3, S. 13.

„des Lesers Gewogenheit“.³⁹⁵

Im Gegenzug darf der Autor fordern, daß seine „Bücher“ samt den Vorreden

„mit genauer Obsicht und gutem Fleiß gelesen werden“.³⁹⁶

³⁹⁵Harsdörffer, Gesprächspiele 6, 1646, ND, Widmung, S.[15 f.].

³⁹⁶Beer, Die teutschen Winter-Nächte, 1682, hg. Alewyn, Vorrede, S. 9.

KAPITEL 2

ZUR RHETORIK DER WIDMUNG IM 17. JAHRHUNDERT

2.1 SCHREIBART DER WIDMUNG

2.1.1 DIE WIDMUNG ALS BRIEF

„Eine *dedication* hat viel zu sagen: und wenn sie wohl gemacht ist, so kan sie für ein kleines meisterstück gar wol bestehen. Denn was unter denen gedichten ein sonnet, und unter denen reden eine lobrede ist, das ist unter den briefen eine *dedication*.“¹

Widmungsschreiben wurden selbstverständlich zu den *Briefen* gerechnet;² unter der Bezeichnung „*dedication*“ oder „*Dedications*“

¹Neukirch, Anweisung zu Teutschen Briefen, 1746, (8. Aufl.!) [E: 1709], S. 289.

Diese Äußerung geht wahrscheinlich auf Richelet zurück, der in seinen ‘*Reflexions sur l’Epître dedicatoire*’ schreibt:

„Ce que le Sonnet est dans la Pôésie, l’Epître dédicatoire l’est dans la Prose: c’est un chef-d’oeuvre, quand elle est bien faite.“

(Richelet, Pierre, *Les plus belles Lettres françoises sur toutes Sortes de Sujets*. Paris, 1698. Zit. nach Leiner, Widmungsbrief, S. 467 [Anthologie]).

²Als ein Beispiel von „*Brieffen*“ zitiert Weise Opitzens Dedikation an Fürst Ludwig von Anhalt.

(= Opitz, *Acht Bücher Teutscher Poematum*, 1625, Widmung).

(Weise, *Curiöse Gedancken von Deutschen Briefen*, 1701, S. 502–507).

schreiben“ finden sich in den Briefstellern des 17. und 18. Jahrhunderts Anweisungen, wie ein Widmungsbrief zu verfassen sei.³ Dedikationen in *Versen* bleiben dabei unberücksichtigt; nur Bohse erwähnt sie.⁴

Die „dedication“ wird geradezu zum Paradestück der Briefgattung erklärt; sie stellt danach ein beispielgebendes Modell vor, das in seinem Bereich ebenso führend ist wie das Sonett in der Poesie und die Lobrede in der Rhetorik.

Freilich wird die „dedication“ dann im Rahmen der Briefschreibekunst keineswegs ausführlich behandelt, wie es ihr exceptioneller Rang eigentlich erwarten ließe. Nicht jeder Briefsteller räumt ihr einen Platz in seinem System ein, und diejenigen, die sie anführen, fassen sich eher kurz. Stieler, der die „dedication“ auf nur zwei Seiten abhandelt, begründet seine Zurückhaltung so:

„Wir wollen hier von ein mehrers nicht erwehnen/ *denn wer das Herz hat ein Buch zu schreiben / der wird auch wol wissen eine dedicationschrift zu machen*“.⁵

Auch Bohse hat sich in seinem ‘Allzeitfertigen Briefsteller’ im selben Sinn geäußert.⁶ Ein Autor des 17. Jahrhunderts wird für kompetent genug gehalten, auch die zum Buch gehörige Widmung zu

Harsdörffer bezeichnet seine „Zuschrift“ zur ‘Diana’ selbst als „Brieflein“: „Diesem nach hab ich sie [= Diana] mit gegenwärtigen Brieflein begleiten/ und eurer beharrlichen Gewogenheit bester massen befehlen wollen“.

(Harsdörffer, *Diana von H.J. De Monte-Major*, 1646, Widmung, ND, S. [4]).

³So bei Stieler, *Teutsche Sekretariat-Kunst*, 1673, S. 999–1001: „Dedicationschreiben“.

(Cf. auch Stieler, *Teutsche Sekretariat Kunst* 1681 [2. Aufl.], III, S. 1373–1374).

Ebenso bei Bohse, *Der allzeitfertige Briefsteller*, 1692, S. 317–321:

„dedicationen oder Zuneigungs[!]-Schriften“ und Neukirch, *Anweisung zu Teutschen Briefen*, 1746, S. 289–293: „Von zuschriften oder dedicationen“.

⁴„Man machet auch wol gar solche Zuneigungs-Schriften oder Dedicationen in gebundener Rede oder Versen. Weil aber die Poesie wir allhier nicht mit tractiren/ als übergehen wir dieselbigen“.

(Bohse, *Der allzeitfertige Briefsteller*, 1692, S. 337).

⁵Stieler, *Teutsche Sekretariat-Kunst*, 1673, S. 1000 f.

⁶„Viele Dispositionen von dieser Brief-Art zu geben halte ich deßwegen vor

verfassen. Für Autoren aber sind die Briefsteller nicht gedacht, sondern für die „Ungelehrten“, „für unwissende und junge leute“, wie Neukirch sich zu versichern beeilt.⁷ Dieses Publikum geriet kaum in die Lage, eine Dedikation verfassen zu müssen, also brauchen die Briefsteller davon „ein mehrers nicht erwehnen“. Sollten diese „Ungelehrten“ aber doch einmal Bedarf an Dedikationen haben, so kann man sie immer noch auf die „Exempel solcher Zuschrift[en]“ verweisen,

„zumal dieselbe überal häufig unter den Bänken herüm liegen.“⁸

Die Widmung ist aber nicht nur ein exzeptioneller, sondern zudem ein *öffentlicher* Brief; sie wird ja zusammen mit dem Werk gedruckt. Auf dieses Moment der Öffentlichkeit verweisen die Briefsteller des 17. Jahrhunderts *nicht*. Erst Stockhausen zählt die Widmungsbriefe zur Klasse der „öffentlichen Schreiben“.⁹ Ihr

nicht eben nöthig/ weil derjenige/ so einen ganzen Tractat schreibt/ auch wol die *Dedication* darzu wird vor sich selbst zu machen wissen“.

(Bohse, *Der allzeitfertige Briefsteller*, 1692, S. 319).

Bohse fügt seinen Anweisungen auch noch Beispiel-Widmungen bei.

(Bohse, *Der allzeitfertige Briefsteller*, 1692, S. 321 ff.).

⁷Schon auf dem Titelblatt seines ‘getreuen Wegweisers’ nennt Bohse seine Zielgruppe: seine Anweisungen gelten „so wohl der studierenden Jugend/ als denen Ungelehrten zur bequemen Nachahmung“.

([Bohse], *Talanders getreuer Wegweiser zur Teutschen Rede-Kunst und Briefverfassung*, 1692, Titelblatt).

Cf. Neukirch: „Ich habe es [sc. das Buch] für keinen staatsmann, ich habe es auch für keinen alten, sondern ich habe es für unwissende und junge leute geschrieben.“

(Neukirch, *Anweisung zu Teutschen Briefen*, 1746, Vorrede, S. [2]).

Auch Harsdörffer hat mit einem solchen Publikum gerechnet; er schreibt in der Widmung seines Briefstellers, er hoffe,

„den angehenden Secretariis und studirenden Jugend“ „hiemit die hülfliche Hand zu bieten“.

(Harsdörffer, *Der Teutsche Secretarius*, 1656, ND, „Zuschrift“, S. [5]).

⁸Stieler, *Teutsche Sekretariat-Kunst*, 1673, S. 1001.

⁹„Zu den grösseren und öffentlichen Schreiben gehören auch die Dedicationen. Diese sind solche Briefe, die man zu Bezeugung seiner Hochachtung an gewisse Personen vor gedruckte Schriften zu richten pfeget.“

theoretisches Versäumnis machen Stieler und Bohse aber mit ihrer Widmungspraxis wieder gut: hier rühmt sich Stieler „öffentlich/ vor der ganzen Welt“ seines Patronageverhältnisses zu seinem durchlauchtigen Adressaten, und Bohse bezeichnet seine Widmung als „ein öffentlich Zeugniß“ seiner Dankespflicht gegenüber seinem Gönner.¹⁰

Wer sich — wie z. B. auch Rist — bewußt ist, „vor der ganzen Welt“ seiner Leser zu sprechen, wird anders reden als gälte es nur *einem* Adressaten.¹¹

Aus den *allgemeinen* Anweisungen zur Briefschreibekunst kann derjenige, der einen Widmungsbrief schreiben will, mehr lernen als aus den speziellen Ausführungen zu dieser Sache. Das beginnt schon mit dem Titular, das der Briefschreiber beachten muß. Harsdörffer führt sämtliche Titulaturen der wichtigsten Persönlichkeiten der Zeit an — und Lohenstein hätte vor seiner Widmung an Otto von Nostitz nachschlagen können, ob er alle Funktionen des

(Stockhausen, Grundsätze wohlengerichteter Briefe, 1753, [E 1751], S. 393: „Von Zueignungs- oder Dedicationsschriften“).

¹⁰ „nur allein bekenne ich hier öffentlich/ vor der ganzen Welt/ daß an E. Durchl. ich/ nachdem Sie mich dero Fürstl. Hand zu küssen/ gnädigst gewürdiget/ weit mehr gefunden/ als ich ie suchen und verlangen könne“.

(Stieler, Teutsche Sekretariat Kunst, 1681, Widmung an Wilhelm Ernst, Herzog zu Sachsen, S. [5] f.).

„Weil aber vor so viele und grosse Affection, deren ich von meinem Hochwerthen Gönner gewürdiget worden/ Ihnen gerne ein öffentlich Zeugniß meiner gebührenden Erkänntniß [= Erkenntlichkeit] geben wolte“.

(Bohse, Des Galanten Frauenzimmers Secretariat-Kunst, 1696, Widmung an Johann Ernst Waltsgott, Doktor der Medizin, S. [5] f.).

¹¹ Rist schließt seine Widmung so:

„damit ich der gantzen Welt klärlich müge bezeugen/ wie gar hoch ich sey verbunden/ zu leben und zu sterben

Meines hochgeehrten Herrn

Residenten gehorsamst ergebener

aller getreuester Diener

Rist.“

(Rist, Das Friedejauchtzende Teutschland, 1653, Widmung an Vincent Möller, kgl. schwedischer Hofrat und Resident, Sämtliche Werke 2, S. 218).

Freiherren erwähnt hat.¹² Nach der Titulatur soll in gebührendem Abstand die Anrede folgen, die den Stand des Empfängers und die Beziehungen des Schreibers zu ihm wiedergibt (z. B.: „Durchleuchtigster Prinz/ Gnädigster Herr“).¹³ Sogar dem leeren Raum zwischen Titulatur und Briefftext wird eine besondere Bedeutung unterlegt:

„Ist nun der Titul besagter massen gesetzt/ so soll man die Wort nicht gleich anfügen/ sondern drey oder mehr Zeilen darunter anfangen/ nach dem die Person viel höheres Standes ist/ als der/ welcher schreibt: Sintemal solches die Demut erfordert/ so ein jeder Churfürsten/ Fürsten und Obnern/ die ihm sonst nicht zugebieten haben/ schuldigst erweisen soll/ und gebühret ihnen billich eine höhere Stelle/ als den Geringern.“¹⁴

Diese soziale Distanz, die hier durch den leeren Raum ausgedrückt wird, bestimmt auch die Stilart des Briefs. Die rechte Schreibart wäre in einem solchen Fall die „hocherhabene“, die „hohe Gedanken/ sinnreiche Vergleichen/ kräftige Erweiterungen“ führt, und die „gegen vornehme/ Hochgelehrte und erleuchte leute/ Fürsten und Herren“ gebraucht wird.¹⁵ Dieser Adressatenkreis ist ebender, an den sich die Widmung zum Trauerspiel vorzüglich richtet.¹⁶ Für die Klasse der ‘großen Herren’ ist besondere Sorgfalt im Briefstil geboten:

„An große Herren aber muß mit bedächtigen/ auserlesenen

¹²S. Harsdörffer, *Der Teutsche Secretarius*, I, 1656, ND, S. 48 und Lohenstein, *Epicharis, Widmung*, R.T. S. 295.

¹³Stieler, *Sekretariat Kunst*, 1681, „Zuschrift“, S. [2].

¹⁴Harsdörffer, *Der Teutsche Secretarius*, II, 1659, ND, S. 5.

Diesen Beweis seiner Demut legt z. B. Hallmann ab: etwa 16 Zeilen trennen die Anrede seines Adressaten, Christoph Leopold von Schaffgotsch („Hoch- und Wol-Geböhrrer Reichs-Grafe/ Genädiger Herr“) vom Widmungstext.

(Hallmann, *Marianne*, 1670, *Widmung*, S. [2]).

¹⁵Stieler, *Teutsche Sekretariat-Kunst*, 1673, S. 341.

¹⁶Cf. unten S. 246 mit Anm. 92 (3.1 Zur Theorie des Trauerspiels).

und demüthigen Worten geschrieben werden“.¹⁷

Dies hat auch der Widmungsschreiber zu beherzigen.

Die oft kritisierte Devotion, die den Widmungsbrief des 17. Jahrhunderts an hohe Standespersonen kennzeichnet, folgt notwendig aus der Entscheidung für die höchste Stilart, die diesen Briefen zukommt. Die hypotaktische und rhetorisch-exornative Schreibweise ist ein Charakteristikum dieses Briefstils, sie sagt aber über die individuelle Haltung der Autoren zu ihren Gönnern nur wenig aus.

„Auf die Person des Lesers und Schreibers“ gehe das „vornehmste Absehen des Schreibenden“, erklärt Stieler.¹⁸ Personenbezogen zu schreiben, empfiehlt sich nicht nur bei den hohen Adressaten, sondern auf „jede Person insonderheit“ hat der Briefschreiber sich einzustellen:

„da denn erstlich ihr Stand und Glück/ Würde und Herrlichkeit in acht zu nehmen/ ob einer Arm oder Reich/ Edel oder Unedel/ Hoch oder Niedrig/ Geist- oder Weltlich/ Mann oder Weib/ gleich oder ungleich an Ehren sey.“¹⁹

Der Adressat muß nach seinem sozialen Status *und* nach der Art der Beziehung, die zwischen ihm und dem Schreiber besteht, behandelt werden. Je nachdem —

„Uberal muß eine absonderliche Feder geschnitten werden.“²⁰

Dieser Differenzierungskunst mächtig zu sein, war auch für den Widmungsschreiber unerlässlich.

¹⁷Stieler, *Teutsche Sekretariat-Kunst*, 1673, S. 306.

Auch Weise fordert, die Stilart des Briefs müsse sich nach dem Stand des Adressaten richten:

„Gegen eine höhere Person hat man andere Formeln von nöthen/ als wenn man einem niedrigen/ oder seines gleichen vor hat.“

(Weise, *Curiöse Gedancken von Deutschen Briefen*, 1701, 2, S. 276).

¹⁸Stieler, *Teutsche Sekretariat-Kunst*, 1673, S. 6.

¹⁹Stieler, *Teutsche Sekretariat-Kunst*, 1673, S. 305.

²⁰Stieler, *Teutsche Sekretariat-Kunst*, 1673, S. 305.

„Geschlecht, Alter, Stand, Abhängigkeit und Zuneigung“ sind Faktoren, die vom Schreiber berücksichtigt werden müssen, um beim Adressaten die erwünschte Wirkung zu erzielen.²¹ Der Brief will wie die Widmung letztlich „einer person gefallen“, um „Dank und Ehre“ davonzutragen.²² Gefallen kann aber nur der Verfasser, der in Bezug auf Sache und Person angemessen zu schreiben weiß. Um die Wahrung der „Gebühr“, das ‘Aptum’, müssen sich Briefschreiber und Poet gleichermaßen bemühen.²³ Bei beiden geht es dabei weniger um die Sache, als um den Adressaten.²⁴ Auch die „Erfindungen“ des Briefs haben sich — laut Stieler — nach der Beziehung zum Adressaten zu richten:

„Die Erfindungen werden genommen aus der Zuneigung der Person/ an die man schreibt.“²⁵

²¹Stieler, *Der Allzeitfertige Secretarius*, 1680, S. 99.

²²„Denn es ist unmöglich, daß wir einer person gefallen können, wofern wir nicht wieder wissen, was ihr mißfällt.“

(Neukirch, *Anweisung zu Teutschen Briefen*, 1746, S. 291).

Stieler, *Teutsche SekretariatKunst*, 1681, S. 3.

²³„Urteil und Gebühr“ erteile jedem Vers „Anständigkeit und Kraft“, schreibt z. B. Stieler in seiner ‘Dichtkunst’.

(Stieler, *Die Dichtkunst des Spaten*, 1685, ND, 4751).

Cf. über Stielers ‘Aptum’: *Die Dichtkunst des Spaten*, 1685, ND, Nachwort Zeman, S. 290 f.

Rhetorik und Poetik stehen sich im 17. Jahrhundert recht nahe. So ist es nur erwünscht, wenn der Briefschreiber sich literarisch betätigt. Ja, Stielers „Secretarius“ soll nicht nur umfassend literarisch gebildet, sondern am besten selbst ein Poet sein.

(Stieler, *Teutsche Sekretariat-Kunst*, 1673, S. 155 f.)

Cf. Nickisch, *Die Stilprinzipien*, S. 91.

²⁴„Man muß aber in dem poetisiren absonderlich auf die Beschaffenheit der Personen sehen/ welche man damit zu ehren vermeinet; aller massen niemand das wolgefallen kan/ was er nicht verstehet/ und ihm gleichsam seine Unwissenheit aufrükket: In welchem Fall ins gemein schlechter Dank davon zu gewarten.“

(Harsdörffer, *Poetischer Trichter* 2, 1648, ND, S. 3).

Cf. Hildebrandt-Günther, *Antike Rhetorik und deutsche literarische Theorie*, S. 117.

Cf. Neukirchs *Anweisung für den Widmungsbrief*, s. oben Anm. 22.

²⁵Stieler, *Teutsche Sekretariat-Kunst*, 1673, S. 14.

Der erste Schritt, um zu diesem ‘Aptum’ zu gelangen, heißt in der Briefschreibekunst Unterscheidung: nur so kann der Sache, dem Rang des Adressaten und der Beziehung zwischen Absender und Empfänger gemäß verfahren werden. Diese Angemessenheit, die so viel Überlegung fordert, war nicht ganz leicht zu erreichen:

„Dannhero siehet man wohl/ daß bey den Brieff-Schreiben ein grosses Exercitium vonnöthen ist/ und daß man mit keinem Politischen Lexico, oder sonst mit allerhand Special-Regeln helffen kan/ wo man nicht aus viel Exempeln den Unterscheid der Sachen und Persohnen wohl in acht nehmen lernet/ alsdann wird die Erkäntniß der Wörter/ und die Galanterie im Schreiben nach und nach zunehmen.“²⁶

Stieler hat genau erklärt, in welchen Fertigkeiten das „grosse Exercitium“ seines „Secretarius“ bestehen soll: außer der Kenntnis der Rechtswissenschaft, die Stieler voraussetzt, müsse der „Secretarius“

„auch ein guter Redner/ fertiger Sprachmeister/ und kluger Statskündiger seyn/ die Geschichte muß er auf dem Nagel hersagen/ der Fürsten und Landes/ denen er dienet/ An gelegenheiten verstehen/ Geistlicher und Weltlicher Dinge Eigenschaften/ Natur und Wesen/ Vor- und Nachteil unterscheiden/ und hierüber zugleich des Hofbrauchs/ im Reden und Handeln/ samt der bey der Kanzeley gewöhnlichen Schreibart/ mächtig seyn können.“²⁷

Kurzum:

Auch die poetischen „Erfindungen“ hängen vom Adressaten ab. So fordert Harsdörffer vom Poeten,

„daß er sich in den Erfindungen nach denen richtet, welchen er zu Gefallen die Feder ergriffen“.

(Harsdörffer, *Poetischer Trichter* 1, 1650, ND, S. 102).

²⁶Weise, *Curiöse Gedancken von Deutschen Briefen*, 1701, S. 279 [gesperrt gedruckt!].

²⁷Stieler, *Teutsche SekretariatKunst*, 1681, „Erste Zuschrift“, S. [4].

„Denn wenn ein *Secretarius* alles wissen und verstehen würde/ so wüste und verstünde er dennoch nichts übriges.“²⁸

Ein so beschriebener „Secretarius“ vereinigt in sich alle Qualitäten eines Universalgelehrten und wird somit zum Bruder des Poeten.²⁹ Dergleichen diplomatische Erfahrung und rhetorische Schulung sind auch beim Schreiben eines Widmungsbriefs von Nutzen. Wenigstens seit Stieler ist es in der Briefschreibekunst nicht mehr damit getan, Beispielbriefe für seine eigenen Zwecke auszuschreiben.³⁰ Vorbei ist es mit „des blinden Lesers blinder Nachahmung“.³¹ Gefordert werden nun von allen Briefschreibern nicht mehr ein Aneinanderreihen „zusammen gerafter Formeln“, sondern „gutes Urteil“ und „Übung“.³² Dies gilt auch für den

²⁸Stieler, *Teutsche SekretariatKunst*, 1681, „Erste Zuschrift“, S. [4].

²⁹Zum Anspruch des ‘Secretarius’, als Universalgelehrter zu erscheinen, cf. Fischer, Ludwig, *Gebundene Rede*, S. 157.

Über das Verhältnis ‘Secretarius’ – Poet cf. oben S. 117 mit Anm. 23.

Der Trauerspieldichter wird als Historiker beschrieben:

„Wer Tragoedien schreiben wil/ muß in Historien oder Geschicht-Büchern so wol der Alten/ als Neüen/ treflich sein beschlagen/ er muß die Welt- und Staats-Händel/ als worin die eigentliche Politica bestehet/ gründlich wissen“.

(Rist, *Die Alleredelste Belustigung*, 1666, *Sämtliche Werke* 5, S. 378).

Cf. unten S. 249 mit Anm. 103 (3.1 Zur Theorie des Trauerspiels).

³⁰Stieler wendet sich gegen das verbreitete Mißverständnis, als werde „zu Verfassung eines lobwürdigen Schreibens ein mehrers nicht erfordert/ als/ daß man solchen Exempeln Knechtisch anhangen/ seine Feder darnach schneiden/ und mit denen hin und wieder zusammen geraften Formeln ein Schreiben/ gleich als wie mit Pfauenfedern/ bestecken und ausschmücken solle.“

(Stieler, *Teutsche SekretariatKunst*, 1681, „Erste Zuschrift“, S. [1]).

³¹Stieler urteilt über den bisherigen Stand der Sekretariatkunst:

„Die Art und Weise/ wie in wichtigen Geschäften mit dem Briefschreiben zuverfahren/ ist stillschweigend übergangen/ und zu des blinden Lesers blinder Nachahmung ausgesetzt worden.“

(Stieler, *Teutsche SekretariatKunst*, 1681, „Erste Zuschrift“, S. [2]).

³²Stieler, *Teutsche SekretariatKunst*, 1681, „Erste Zuschrift“, S. [1].

Der „Muster“ solle man sich „mit gutem Urteil und Nachdruck“ bedienen.

(Stieler, *Teutsche SekretariatKunst*, 1681, „Erste Zuschrift“, S. [2]). „Saurer

Widmungsschreiber, wenn er Erfolg haben will. Ein guter Widmungsbrief kommt nur dann zustande, wenn die Sekretariatskunst beherrscht wird, die — laut Stieler —

„einen gewaltigen tiefen Abgrund aller Künste eröffnet und vorhersetzt“.³³

2.1.2 REGELN DER WIDMUNG

Stieler hofft, es

„durch gewisse Regeln und hinlängliche Unterweisung dahin zubringen/ daß jedermann/ so diese unsere Sekretariatskunst kauft und liest/ auch zugleich so fort ein *Secretarius* seyn könnte“.³⁴

Wie dem auch sei — die Sekretariatskunst ist im Prinzip für jedermann von Nutzen; die Kunst, einen Widmungsbrief zu schreiben, aber nur für wenige. Trotzdem finden sich in einigen Briefstellern auch für den Widmungsbrief „Regeln“ und „Unterweisung“ — allerdings nur in Kurzfassung und daher schon kaum „hinlänglich“, eine Dedikation zu erstellen. Immerhin — „etwas Weniges zu fernern Nachsinnen der *Dedicationen*“ wird von den Briefstellern versprochen.³⁵

Einteilung in den Briefstellern

Zunächst einmal weisen die Briefsteller der Dedikation einen Platz in ihrem System zu. Als eine Unterabteilung der „Überreichungsbriefe“ (Stieler), der „Insinuation-Schreiben“ (Bohse) und der „lob-briefe“ (Neukirch) werden die Widmungsbriefe vorgestellt.³⁶

Fleiß und unablässige Übung“ seien dazu erforderlich.

(Stieler, Teutsche Sekretariatskunst, 1681, „Erste Zuschrift“, S. [5]).

³³Stieler, Teutsche Sekretariatskunst, 1681, „Erste Zuschrift“, S. [5].

³⁴Stieler, Teutsche Sekretariatskunst, 1681, „Erste Zuschrift“, S. [3].

³⁵Bohse, Der allzeitfertige Briefsteller, 1692, S. 319.

Cf. auch Stieler, Teutsche Sekretariat-Kunst, 1673, S. 999.

³⁶Stieler, Teutsche Sekretariat-Kunst, 1673, S. 999.

Harsdörffer, der allerdings keine Anweisungen zur Dedikation gibt, führt zwei Beispiele von Zuschriften im Abschnitt „Gebräuchliche Gruß- und Freundschaft-Briefe“ an.³⁷

Stieler reiht die Dedikationen unter die „Überreichungs- oder Geschenkungsschreiben“ ein. Er betrachte, so erklärt er, die Dedikation als *eine* von mehreren Arten der Überreichungsschreiben, und nicht, wie seine Vorgänger in der Briefschreibekunst, als die einzige.³⁸

„Wir haben oben gedacht/ daß die dedicationschreiben ein kleines Stück der Überreichungsbrieife seyn/ und allein mit Büchern handeln: Dieweil aber dieselbe sehr gemein/ und dennoch eine große Kunst und Urteil erfordern/ so wollen wir etwas weniges hier absonderlich darvon gedenken.“³⁹

(Damit verweist Stieler zudem auf die Schwierigkeiten, die die Verfasser von Briefstellern mit der Dedikation haben: einerseits ist sie sehr verbreitet, andererseits setzt sie große Kunstfertigkeit voraus, so daß sich die Frage stellt, ob sie in allen Stücken gelehrt werden kann.⁴⁰)

Bohse, *Der allzeitfertige Briefsteller*, 1692, S. 318.

Neukirch, *Anweisung zu Teutschen Briefen*, 1746, S. 288.

³⁷Harsdörffer, *Der Teutsche Secretarius*, 1656, ND, S. 65 f.

Allgemeine Bemerkungen zur Dedikation fehlen bei Harsdörffer ganz, und so braucht in diesem Zusammenhang auf diesen Briefsteller, der sich selbst als „Titular- und Formularbuch“ versteht, nicht näher eingegangen zu werden.

³⁸„Die Brieflehrer ins gemein schrenken diese Schreibart in einen engen Kasten/ und handeln von den Überreichungsschreiben weiter nicht/ als bey den Zuschriften/ und Übergebungen der Bücher und Schriften/ so man *dedicationes* nennet: Wie ein kleines Teil der Überreichungen aber dieses sey/ siehet ein ieder“.

(Stieler, *Teutsche Sekretariat-Kunst*, 1673, S. 992).

³⁹Stieler, *Teutsche Sekretariat-Kunst*, 1673, S. 999.

⁴⁰Cf. auch Stockhausen:

„Es gehöret viel Klugheit, viel Witz und Beredsamkeit dazu, um eine Zueignungsschrift zu machen, die nach all ihren Absichten gut seyn soll.“

(Stockhausen, *Grundsätze wohleingerichteter Briefe*, 1753, S. 395).

Stockhausens Briefsteller, der erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erschienen ist (Erstauflage 1751), leitet mit anderen eine Reform des

Bohse erklärt die Dedikationen zu

„einer andern Art der Insinuation-Schreiben, welche man Zuneigungs[!]-Schriften oder *Dedicaciones* nennet.“⁴¹

Bohses Kriterium der Einordnung ist nicht wie bei Stieler die Handlung, sondern die Absicht der Dedikation: er zählt sie zu den „Anwerbungs- oder Insinuation- Briefen“.⁴²

Auch Neukirch weist die Dedikation nach ihrer Absicht in sein Briefsystem ein: die Dedikation wird in dem Abschnitt „von galanten insinuations-briefen“ behandelt, und zwar gehört sie hier zu den „lob-briefen“.⁴³ Neukirch differenziert also weiter nach dem Thema, das in den Dedikationen vorherrscht: dem Adressatenlob. Was hat es nun mit der ‘Insinuation’ auf sich? Bohse will mit dem Mittel der Insinuation die Affekte seiner „Zuhörer“ gewinnen,

„damit sie ihm Beyfall geben/ und auf seine Seite treten“.⁴⁴

Die Insinuation, die der Empfehlung dient, erhält gegen Ende des 17. Jahrhunderts in den Briefstellern immer mehr Gewicht.⁴⁵ Später erklärt Bohse die „Insinuationes“ zu „geschickten und schmeichlenden Beywörtern“.⁴⁶ Diese machen dann den zierlichen

deutschen Briefstils ein. Stockhausen läßt von seinen deutschen Vorgängern in der Briefschreibekunst nur Benjamin Neukirch gelten.

(Cf. Nickisch, *Die Stilprinzipien in den deutschen Briefstellern*, S. 162).

Stockhausens Briefsteller gibt nicht mehr — wie noch derjenige Neukirchs — den Consensus des 17. Jahrhunderts über die Dedikation wieder und braucht daher in diesem Zusammenhang nicht näher befragt werden.

⁴¹Bohse, *Der allzeitfertige Briefsteller*, 1692, S. 318.

⁴²Bohse, *Der allzeitfertige Briefsteller*, 1692, S. 317.

„Von einer andern Art Anwerbungs-Schreiben so man *Dedicaciones* nennet“.
Bohse, *Der allzeitfertige Briefsteller*, 1692, S. 317.

⁴³Neukirch, *Anweisung zu Teutschen Briefen*, 1746, S. 289.

⁴⁴Bohse, *Der allzeitfertige Briefsteller*, 1690, S. 4.

(Zitiert nach Nickisch, *Die Stilprinzipien in den deutschen Briefstellern*, S. 122).

⁴⁵Cf. Nickisch, *Die Stilprinzipien in den deutschen Briefstellern*, S. 122.

⁴⁶„Die *Insinuationes* seynd nichts anders/ als geschickte und schmeichlende Beywörter“.

(Bohse, *Gründliche Einleitung zum Teutschen Briefen*, 1700, S. 218).

Komplimentierton aus, der gerade für förmliche [= formvolle, nach den Regeln abgefaßte] Schreiben angemessen erscheint. Darum gilt: „Je förmlicher“ die Briefe

„eine gedachte Sache vorbringen/ ie beliebter machen sie den Menschen: Und weil daran zum öfftern eines seine zeitliche Wohlfarth hanget“ —

so scheint natürlich besondere Vorsicht geboten.⁴⁷ Vorbild des ‘Förmlichen’ schlechthin und zugleich Maßstab allen Briefschreibens ist für Bohse der Hof und seine Gesellschaft.⁴⁸

Wer mit seinem Schreiben Zutritt zu dieser höfisch-galanten Welt sucht, muß vor allem auf rechte Weise zu ‘insinuieren’ verstehen. Die „rechte Schreibart“ in den Briefen sei die ‘zierliche’; Bohse sagt, die Schreibart werde u. a. dann ‘zierlich’,

„wann man die insinuation oder captationem benevolentiae [. . .] recht anbringet“.⁴⁹

In Neukirchs Briefhandbuch wird die „galanterie“ als

„der weg, sich bey hohen und niedrigen beliebt zu machen“

bezeichnet, und die ‘insinuationes’ sind die Mittel dazu; wer galant schreiben will, muß auch insinuativ schreiben.⁵⁰ Neukirch faßt diese Briefart in eine Kategorie: „galante insinuations-briefe“ heißen sie jetzt.⁵¹ Diese definiert Neukirch so:

„Galante insinuations-briefe sind schreiben, in welchem wir unsrem patron mit einer scharffsinnigen und ergötzenden art lieblosen, und ihn anfangs zu bewunderung unsers verstandes, nachgehends aber zu einer rechten liebe und fürsorge für unsre person bewegen.“⁵²

⁴⁷Bohse, *Getreuer Wegweiser zur Teutschen Rede-Kunst und Briefverfassung*, 1692, Vorrede, S. [2].

⁴⁸Cf. Nickisch, *Die Stilprinzipien in den deutschen Briefstellern*, S. 119.

⁴⁹Bohse, *Der allezeitfertige Brieffsteller*, 1692, S. 17.

Cf. Nickisch, *Die Stilprinzipien in den deutschen Briefstellern*, S. 121.

⁵⁰Neukirch, *Anweisung zu Teutschen Briefen*, 1746, Vorrede, S. [3].

⁵¹Neukirch, *Anweisung zu Teutschen Briefen*, 1746, S. 289.

⁵²Neukirch, *Anweisung zu Teutschen Briefen*, 1721, S. 295.

Auch die Dedikation strebt nach diesem Erfolg, wenn sie ihr Anliegen, das Adressatenlob, galant und insinuativ vorträgt.

Aus der Einteilung in den Briefstellern geht hervor, daß die Dedikationen in besonderem Maße adressatenbezogen verfaßt werden sollen. Die Dedikationen werden einem Adressaten überreicht, sind, um ihn zu gewinnen, mit insinuativer 'Zierlichkeit' geschrieben, und sie haben dessen Lob zum Gegenstand.

Obwohl „das loben“ „etwas gemeines zu seyn“ schein, befindet Neukirch, daß die rechten „lob-briefe“ „unter allen briefen die schwersten seyn“.⁵³ Sie handeln von nichts anderem als Lob und müssen gleichwohl

„demjenigen, an welchen wir sie schreiben, gefallen“.⁵⁴

Dieser schwersten Briefe „meisterstück“ ist aber die Dedikation.⁵⁵

Kürze als Stilprinzip des Widmungsbriefs

Neukirch fordert von einer „guten dedication“:

„Erstlich muß sie nicht gar zu weitläufftig seyn.“⁵⁶

Damit erklärt er das älteste Stilprinzip des Briefes und der Briefsteller, die *Kürze* ('brevitas'), auch für Dedikationen verbindlich.⁵⁷

Im Interesse des hochgestellten Adressaten hat der Widmungsbrief vor allem kurz zu sein. Ein langer Brief würde den Adressaten seinen wichtigeren öffentlichen Aufgaben entziehen. Diese Begründung findet sich schon bei Horaz:

(Zitiert nach: Der galante Stil, hg. Wiedemann, S. 39).

⁵³Neukirch, Anweisung zu Teutschen Briefen, 1721, S. 295 f.

(Zitiert nach: Der galante Stil, hg. Wiedemann, S. 39).

⁵⁴Neukirch, Anweisung zu Teutschen Briefen, 1721, S. 295 f.

(Zitiert nach: Der galante Stil, hg. Wiedemann, S. 39).

⁵⁵Cf. oben S. 111 mit Anm. 1 (2.1.1 Die Widmung als Brief).

⁵⁶Neukirch, Anweisung zu Teutschen Briefen, 1746, S. 290.

⁵⁷Cf. Curtius, Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter, S. 481. Cf. Nickisch, Die Stilprinzipien in den deutschen Briefstellern, S. 206.

„... in publica commoda peccem,
si longo sermone morer tua tempora, Caesar.“⁵⁸

Auch Harsdörffer hat für den Brief die Kürze gefordert („Ein Brief soll seyn I. kurtz“), und zwar auch, wie Horaz, mit Rücksicht auf den Adressaten:

„wann man sonderlich an grosse Herren schreibet/ die mit müßigen Worten nicht viel Zeit zu versplittern haben/ und ist sehr verdrüßlich wann man mit einem überflüssigen und unnöthigen Ausschweif viel Zeile anfüllet/ die doch entweder nicht zu der Sache dienen/ oder doch viel kürtzer verfasst werden könnten/ und dem Leser allen Verdruß/ dem Briefsteller aber der Zeit Verlust beursachen.“⁵⁹

Dieser Stilgrundsatz soll also vor allem deshalb eingehalten werden, um die ‘großen Herren’ nicht zu verärgern. Ebenso argumentiert Bohse:

„An grosse Herren muß ein Brief demüthig und dabey kurtz gefasset seyn/ weil ihnen lange Briefe zu lesen verdrießlich fallen.“⁶⁰

Kürze ist — wie die Devotion — eine Form der Höflichkeit, die um so dringlicher geboten scheint, je höher der Rang des Adressaten ist. Die ‘großen Herren’ können erwarten, daß sie einen formvollendet konzipierten und tadellos formulierten Brief erhalten.⁶¹ Ein solcher Brief, der nichts Überflüssiges enthält, ist ‘kurz’.

Weise versichert gar, daß

⁵⁸ „Da hieße es am Gemeinwohl freveln, wollte ich durch langes Briefgespräch, mein Kaiser, deine Zeit in Anspruch nehmen.“

Horaz, Episteln 2, 1, 3, 4 an Augustus. Sämtliche Werke Lat. und Deutsch, hg. Färber.

⁵⁹ Harsdörffer, *Der Teutsche Secretarius*, 1656, ND, S. 74 f.

⁶⁰ Bohse, *Der allezeitfertige Brieffsteller*, 1692, S. 17.

⁶¹ Cf. auch Stieler:

„An große Herren aber muß mit bedächtigen/ auserlesenen und demüthigen Worten geschrieben werden“.

(Stieler, *Teutsche Sekretariat-Kunst*, 1673, S. 306).

„die beste Kunst eines Briefes in der Kürtze besteht“.⁶²

Weise fordert wie schon Harsdörffer eine sachdienliche Kürze: die „annehmliche Kürtze“ des Stils müsse stets

„aus der nothwendigen Erforderung der Sache selbst“ erwachsen.⁶³

Dem Adressaten zu Gefallen *und* der Sache zuliebe soll das Stilprinzip der Kürze eingehalten werden. Dies gilt auch für die „Wolredenheit“ in der Dichtung. So erklärt Harsdörffer in seinem ‘Poetischen Trichter’:

„Ferner ist die Kürtze der Rede eine sondre und bey Fürsten und Herren nohtwendige Zier“.⁶⁴

„Kurtz und wol reden“ sei „eine Prob eines verständigen Hofmanns“,

„Wann man nemlich nicht mehr Wort/ *als die Sache von nöthen hat*/ gebraucht“.⁶⁵

Diese Kürze war ein Gebot der Hofkultur, Briefschreiber oder Redner hatten sie einzuhalten, wenn sie an dieser Kultur teilhaben wollten.

Wenn Neukirch und andere fordern, die Dedikation dürfe keinesfalls weitschweifig sein, so steht ein Stilprinzip des Briefes, die Kürze, dahinter.⁶⁶ Diese Regel der *Kürze*, die die Briefsteller somit auch für die Dedikation aufstellen, wird in den Widmungen selbst ausdrücklich bestätigt.

Die „Zueignung“, die doch „kurz und gedrängt“ sein solle, dürfe keinesfalls den „Fehler“ begehen — so Cervantes in der Widmung seiner ‘Exemplarischen Novellen’ —

⁶²Weise, *Curiöse Gedancken von Deutschen Briefen*, 1691, S. 29 f.

⁶³Weise, *Curiöse Gedancken von Deutschen Briefen*, 1691, S. 29 f.

Cf. Nickisch, *Die Stilprinzipien in den deutschen Briefstellern*, S. 103.

⁶⁴Harsdörffer, *Poetischer Trichter* 3, 1653, ND, S. 67.

⁶⁵Harsdörffer, *Poetischer Trichter* 3, 1653, ND, S. 67.

⁶⁶Cf. auch Stockhausen, der von einer „guten Dedication“ fordert:

„Sie darf nicht zu lang ausgedehnet werden“.

(Stockhausen, *Grundsätze wohleingerichteter Briefe*, 1753, S. 404).

„jener hochgestellten Persönlichkeit [= dem Adressaten] nicht nur die Taten der Väter und Großväter, sondern auch ihrer Anverwandten, Freunde und Gönner recht weitläufig ins Gedächtnis [zu] rufen.“⁶⁷

Gemeint ist hier mit „kurz und gedrängt“ die Kürze als scharfsinnig verknappte Ausdrucksweise, wie sie der ‘hohe Stil’ fordert. Diese Qualität der Kürze haben die Briefsteller allerdings kaum im Sinn. Die Forderung der ‘Kürze’ wird in den Briefstellern des 17. Jahrhunderts nur so verstanden, daß man ohne Umschweife schreiben solle, weil — wie in der Rede — „die überflüssigen Wort einen Eckel verursachen“.⁶⁸

‘Kurz’ soll die Widmung auch deshalb sein, damit „das Maß einer Zuschrift“ — mit Lohenstein zu sprechen — nicht überschritten werde.⁶⁹

Auch in den Dedikationen selbst taucht der Hinweis auf gebotene Kürze auf.⁷⁰

⁶⁷Cervantes, Exemplarische Novellen, Widmung an den Grafen von Lemos, Gesamtausgabe 1, S. 91.

⁶⁸Harsdörffer, Poetischer Trichter 3, 1653, ND, S. 33.

Cf. Nickisch, Die Stilprinzipien in den deutschen Briefstellern, S. 207 (Die Kürze als effektives Stilprinzip).

⁶⁹„Gewißlich ich würde das Maß einer Zuschrift überschreiten/ wenn ich nur das Register so vieler ruhmwürdigsten Fürsten selbter einverleibte.“

(Lohenstein, Gratian, 1675, „Zuschrift“, S. [15].)

Dieser Widmungsbrief umfaßt allerdings 22 Seiten!

⁷⁰„Für dießmal, und da mir der enge Raum dieses Schreibens keine ausführliche Erklärung gestattet, begnüge ich mich, mit einem Wunsche zu schließen, von dem ich gewiß bin, daß er auch der Ihrige ist.“

(Wieland, Musarion, 1768, Akad.-Ausg. 1,7, S. 160).

Auch von Rohr hält es für das Beste, den Umfang seiner Widmung zu beschränken und

„mit dem kürzesten Ausdruck der Worte/ jedoch mit dem reichsten Maaß des Herzens“

zu schreiben.

(Von Rohr, Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschaft, 1733, Widmung, S. [3]).

Das rechte 'Maß einer Zuschrift' besteht also zuerst in einer unerschweifenden, sachdienlichen Kürze. Die vornehmste Tugend einer solchen 'Kürze' ist die „gebührlige Schicklichkeit“, das 'aptum' gegenüber den 'großen Herren' zu wahren.⁷¹

DAS ADRESSATENLOB ALS THEMA DES WIDMUNGSBRIEFS

„Nun die Zueignungsschreiben bestehen mehrenteils in diesen wenigen/ daß man einem vornehmen Patron/ Gönner und Förderer/ mit Voransetzung seines Lobes ein Buch anbefiehlt/ und dasselbe/ wie auch sich selbst/ seinem Schutze und Gewogenheit untergiebt.“⁷²

So definiert Stieler die Widmungsbriefe. Das einzige Thema aber, zu dem sich die Briefsteller ausführlich äußern, ist das Adressatenlob.

Dieses Lob habe Vorrang, erklärt Neukirch:

„Zum andern, müssen wir den patron rühmen, und des inhalts unseres buches fast nicht gedenken.“⁷³

Auch Bohse stimmt mit ein, wenn er sagt, der Hauptteil der Dedikation, der „vortrag“, solle

„von dem Lobe des Patrons und Erleuterung/ woher ihm diese Materie zukäme“

handeln.⁷⁴

⁷¹Cf. Harsdörffer, *Poetischer Trichter* 3, 1653 ND, S. 67.

Cf. oben S. 126 mit Anm. 64.

⁷²Stieler, *Teutsche Sekretariat-Kunst*, 1673, S. 1000.

⁷³Neukirch, *Anweisung zu Teutschen Briefen*, 1746, S. 291.

Stieler hält allerdings in diesem Punkt dagegen:

„Sonsten aber den Inhalt und Zweck des Buchs samt den Ursachen/ so uns zu der Zuschrift veranlaßet/ erzehle“

(Stieler, *Teutsche Sekretariat-Kunst*, 1673, S. 1000).

⁷⁴Bohse, *Der allzeitfertige Brieffsteller*, 1692, S. 320.

Cf. auch Bohses Anweisung für die „Bestättigung“ (= der auf den Hauptteil folgende Abschnitt), die

„von weiterer Ausführung des Lobes des Patrons“

Die Widmung soll loben; und wenn sie diese ihre Aufgabe erfüllt, so könne sie — so behauptet Rist — sogar eine Lobrede ersetzen:

„daß ich in dieser kurtzen Zuschrift der gegenwertigen/
vielleicht auch der künfftigen Nachwelt nur mit wenigem
dasjenige zuverstehen gebe/ welches sonst ein grosse und
weitläufftige Lobrede/ ja wol ein gantzes Buch schwerlich
könnte fassen.“⁷⁵

Noch für Gottsched hat die Widmung die Funktion einer Lobschrift:

„Nach der Gewohnheit, die in Zueignungsschriften eingeführet ist, hätte ich hier die beste Gelegenheit, Eurer Hochedelgebohrnen eine völlige Lobschrift zu machen“,

sagt er in der Widmung zum ‘Sterbenden Cato’.⁷⁶

Das Adressatenlob wird in der Widmung erwartet und ist daher vonnöten; aber vor dem Übermaß müsse man sich hüten, warnt Stieler:

„Das Vornehmste so alhier zu betrachten/ ist/ daß man/ bey Anführung des Lobes der Person/ nicht auf Schmeicheley gerahte“.⁷⁷

Auch Neukirch fordert Wahrhaftigkeit im Loben: man dürfe

„im lobe nicht zu weit gehen und dinge sagen, welche uns bey aller Welt zu lügnern machen“.⁷⁸

handeln solle.

(Bohse, *Der allzeitfertige Brieffsteller*, 1692, S. 321).

⁷⁵Rist, *Das Friedejauchtzende Teutschland*, 1653, Widmung, *Sämtliche Werke* 2, S. 212.

⁷⁶Gottsched, *Sterbender Cato*, 1732, Widmung, S. [8].

Ähnlich argumentiert auch der Herausgeber von Gottscheds ‘Gedichten’, Schwabe:

„Dürfte ich aus einer Zueignung eine Lobschrift machen: So würden mir Dero viele Verdienste überflüßigen Vorrath dazu hergeben.“

(Gottsched, *Gedichte*, 1736, hg. Schwabe, Widmung, S. [4]).

⁷⁷Stieler, *Teutsche Sekretariat-Kunst*, 1673, S. 1000.

⁷⁸Neukirch, *Anweisung zu Teutschen Briefen*, 1746, S. 292.

Im Gegenteil, es gelte, den Patron zu rühmen, indem man „dinge“ sage,

„welche nicht allein wahr sind, sondern auch niemanden, als ihm zukommen.“⁷⁹

Das Lob muß also wahr *und* angemessen sein, um zu gefallen.⁸⁰ Die Kunst, personenbezogen zu schreiben, muß gerade auch beim Loben angewendet werden. In den Dedikationen an „hohe Standes-Personen und grosse Herren“ soll das Lob deren Rang unterstreichen, wie Bohse fordert. In solchen Dedikationen

„wird weit mehr Submission, als in denen andern gebraucht/ auch die Lobes-Erhebung mit einer prächtigern Schreib-Art ausgeführet.“⁸¹

Voraussetzung für die rechte Art des Adressatenlobs ist Wissen:

„Hierzu gehöret aber eine gute kenntniß so wol seiner [= des Adressaten] tugenden als seiner fürnehmsten verrichtungen.“⁸²

Trotz dieser Hinweise erklärt Neukirch keineswegs im einzelnen, „was wir doch fürnemlich rühmen solten“; sondern er verbleibt selbst, wie er es im Falle des Patronenlobs mit seinen Anweisungen kritisiert: „bey allgemeinen dingen“.⁸³ Der Mißbrauch im Patronenlob, zu dem der Brauch schnell führe, wird angeprangert.⁸⁴

⁷⁹Neukirch, Anweisung zu Teutschen Briefen, 1746, S. 292.

⁸⁰Über das angemessene oder „gebührende“ Lob in der Widmung cf. unten S. 165 mit Anm. 218 und 219 (2.2.3 Kritik des Schutzes: ‘Nutz’).

⁸¹Bohse, Der allzeitfertige Brieffsteller, 1692, S. 327.

Gemeint ist die „hocherhabene Schreibart“.

⁸²Neukirch, Anweisung zu Teutschen Briefen, 1746, S. 292.

⁸³„Zum vierdten rühmen wir selten an unserm patron dasjenige, was wir doch fürnemlich rühmen solten; sondern wir bleiben insgemein bey allgemeinen dingen, welche zwischen ihm und andern ehrlichen leuten keinen unterschied machen.“

(Neukirch, Anweisung zu Teutschen Briefen, 1746, S. 290).

⁸⁴„wenn es hoch kömmt, so jagen wir ihn [= unsern patron] durch die *locos topicos* durch, werffen ihm etliche formeln aus dem *Plinio* an den halß, und schwatzen ihm ein wenig *de beneficiis* aus dem *Seneca* für.“

(Neukirch, Anweisung zu Teutschen Briefen, 1746, S. 290).

Am besten bleibe man bei der Wahrheit.⁸⁵

Es gilt jedenfalls, zu loben ohne zu schmeicheln — keine ganz leichte Aufgabe in „galanten insinuations-briefen“, wie sie bei Neukirch heißen.⁸⁶

Außerdem empfehle sich Vorsicht im Lob:

„Ferner muß man ihn [= den Adressaten] nicht allzumercklich loben, sondern den ruhm, welchen wir ihm geben, entweder in offenbahre thaten verbergen; oder durch eine oratorische formul mindern.“⁸⁷

In der Widmungspraxis kann man sich der Aufgabe, auf rechte Weise zu loben, anscheinend am besten entledigen, wenn man den Verdacht der Schmeichelei ausdrücklich von sich weist. Die „Schmeicheley“, die zu den „niedrigen Absichten“ der Dedikation „an einen Vornehmen“ zu rechnen wäre, ist verpönt; der kluge Adressat wird sie genauso ablehnen wie der Verfasser der Widmung.⁸⁸

„Wenn ich mich nicht erinnerte/ daß *Ew. Excellenz* allen schmeicheleyen von natur gehäßig/ und denenjenigen am meisten gewogen wären/ welche *Sie* am allerwenigsten loben“,

sagt Neukirch, wenn er selbst widmet.⁸⁹

Das beste Lob sei allemal nicht das ausgesprochene, sondern das angedeutete.⁹⁰ Ein solches Lob könne man dann „ohne Schmei-

⁸⁵ „Nächst diesem muß man sich ja wohl hüten, daß man ihm [= dem Adressaten] nicht dinge sage, die unwahr sind, und ihn bey der welt beschimpfen, uns aber zu schmeichlern machen können.“

(Neukirch, Anweisung, 1721, S. 295 f., „Von lob-briefen“).

⁸⁶ Cf. oben S. 123 mit Anm. 52.

⁸⁷ Neukirch, Anweisung, 1721, S. 295 f., „Von lob-briefen“.

S. Der galante Stil, hg. Wiedemann, S. 40.

⁸⁸ Deutsche Encyclopädie 7, 3, s. v. Dedication.

Cf. unten S. 142 mit Anm. 137 (2.2.1 Logaus Epigramm).

⁸⁹ Neukirch, Anthologie 1, 1697, ND, Widmung, S. 5.

⁹⁰ „Nicht allzumercklich loben“ heiße auch „durch eine oratorische formul“ das Lob mindern, und zwar z. B. durch die Aposiopese:

cheley“, nicht aber „ohne Unvollkommenheit“ verrichten.⁹¹ Begründet wird dies wieder mit dem Wunsch des Adressaten:

„Denn dieses ist das Kennzeichen der grösten Tugend seine wahrhaftte Tugend nicht rühmen hören mögen.“⁹²

Aber nicht nur beim Widmen, auch beim Dichten ist Schmeicheln verpönt: „die freye Feder“ führe nur

„Ein Tichter/ dem die Pest der Schmeicheley zuwider“.⁹³

Gleichwohl kann in der Dichtungspraxis auf das Lob keinesfalls verzichtet werden:

„Versichert/ ein Poet/ der nichts zu loben findet/
Ist wie ein Lautenist der ohne Seiten spielt.“⁹⁴

Das stillschweigende, implizite Lob sei dabei dem allzu beredten allemal vorzuziehen.⁹⁵

Loben erscheint in der Dichtung geboten, aber ein Lob ohne Lüge.⁹⁶ Zwischen Schmeicheln und Schweigen vollzieht sich das erwünschte Lob in der Widmung und in der Gelegenheits-Dichtung. Das erwünschte Lob muß aber auch seitens des Adres-

„z. e. Ich wolte zwar sagen, was Eu. Excellenz dort verrichtet, und was sie hier oder da ausgeübet: aber so weiß ich, daß sie lieber tausend ruhmwürdige wercke thun, als nur eine von ihren Verrichtungen rühmen hören.“

(Neukirch, Anweisung, 1721, S. 295 f.)

S. Der galante Stil, hg. Wiedemann, S. 40.

⁹¹Beccau, Geistliche Gedichte, 1719, Widmung, S. [6].

⁹²Beccau, Geistliche Gedichte, 1719, Widmung, S. [6].

⁹³Gryphius, Christian, Poetische Wälder, 1698, S. 366 (Leichen-Gedichte).

⁹⁴Gryphius, Christian, Poetische Wälder, 1698, S. 366 (Leichen-Gedichte).

⁹⁵„Gönnt demnach/ gönnt mir einst/ Patronen/ daß ich schweige/

Es werden ausser mir noch viel Poeten seyn.“

(Gryphius, Christian, Poetische Wälder, 1698, S. 377).

Cf. unten S. 169 (2.2.3 Kritik des Schutzes: ‘Nutz’).

⁹⁶„Triumf- und Lobeslieder“ charakterisiert Stieler so:

„ . . . So merket auch ein ieder

daß hier der Tugend ruhm den Oberplatz nehm’ ein

und hoher Tathen Wehrth besungen müßte seyn.

Wie wol die Schmeicheley oft macht den Dichter lügen“.

(Stieler, Die Dichtkunst des Spaten, 1685, ND, 2053–2057).

saten verdient sein: nur so können sich die Dichter selbst als „Herolde“ „zu Dero verdientem Lobe“ verstehen.⁹⁷

Die Kunst zu loben wird letztlich zum Prüfstein wahrer Dichtkunst. Dichtung kann erst als gelungen gelten, wenn sich von ihr sagen läßt:

„Im Loben braucht sie Maaß“.⁹⁸

Das gilt auch für die Widmung.

2.1.3 KUNST DER WIDMUNG: UNTERSCHIEDUNG, ANGEMESSENHEIT UND ‘GUTE ERFINDUNG’

Die Kunst der Widmung erfordert nicht nur epistolographische Kürze und Maßhalten im Lob, sondern zuerst und vor allem die Gabe der *Unterscheidung*. Alle Beachtung der Regeln ist vergebens, wenn der Briefschreiber von vornherein die falschen Weichen gestellt hat:

„wenn er aber keinen Unterscheid zwischen Personen/ an die er schreibt/ unter der Zeit und Ort/ der Gelegenheit und dem Zustand des Staatswesens zu machen weyß/ so wird er hier und da anstoßen/ und seinem Herrn schlechte Dienste leisten/ auch geringen Dank und Ehre davontragen.“⁹⁹

Auch Weise fordert, daß der Briefschreiber

⁹⁷„Es müssen ohnedem zu Dero verdientem Lobe solche Herolde seyn, dergleichen ich itzo Denenselben einen überreiche, welcher mit seinen Schriften zugleich diejenigen verewigen wird, denen zu Ehren er sie aufgesetzt.“

(Gottsched, Gedichte, 1736, Widmung des Herausgebers Schwabe, S. [5]).

Ähnlich äußert sich auch Neukirch zu seinem Adressaten:

„Als dein Verdienst erheischt/ wie könt ich anders schreiben?“

(Neukirch, Anthologie 3, 1703, ND, Über den glücklich vollendeten bau, S. 266).

Über das angemessene, weil verdiente Lob cf. unten S. 165 mit Anm. 220 (2.2.3 Kritik des Schutzes: ‘Nutz’).

⁹⁸Stieler, Die Dichtkunst des Spaten, 1685, ND, 400.

⁹⁹Stieler, Teutsche SekretariatKunst, 1681, S. 3.

„den Unterscheid der Sachen und Persohnen wohl in acht nehmen“

lerne.¹⁰⁰

Daß diese Maxime auch für die Widmung gilt, bezeugt Neukirch, wenn er als Kapitalfehler der Dedikationen seiner Zeit die unterlassene Unterscheidung rügt:

„Zum dritten unterscheiden wir nicht was wir dem oder jenem patron für bücher zuschreiben sollen.“¹⁰¹

Dieser Fehler geschehe aus Unkenntnis:

„wir haben sein gemüthe nicht untersucht, und wissen noch nicht, von welchen künsten und wissenschaftten er eigentlich ein liebhaber sey.“¹⁰²

Nicht nur der Stand, sondern auch das Gemüt des Adressaten ist in Rechnung zu stellen, wenn gewidmet werden soll; man müsse daher

„auch achtung geben, wie die person, welcher man das buch zuschreiben will, so wol dem stande, als dem gemüthe nach beschaffen sei“.¹⁰³

Aus dem Stand des Adressaten leitet Neukirch folgende Empfehlung ab:

„Demnach schicken sich die geschichte am besten für die helden; galante sachen für frauenzimmer; politische für hofleute; critische für gelehrte; schul-bücher für knaben; und fabeln für kinder.“¹⁰⁴

Nur die klug getroffene Unterscheidung führt zum rechten Verhältnis von Sache und Person, zur *Angemessenheit* von Werk und Adressat.

¹⁰⁰Weise, Curiöse Gedancken von Deutschen Briefen, 1701, S. 279 [gesperrt gedruckt!].

¹⁰¹Neukirch, Anweisung zu Teutschen Briefen, 1746, S. 289.

¹⁰²Neukirch, Anweisung zu Teutschen Briefen, 1746, S. 289.

¹⁰³Neukirch, Anweisung zu Teutschen Briefen, 1746, S. 291.

¹⁰⁴Neukirch, Anweisung zu Teutschen Briefen, 1746, S. 292.

Auf eine solche gelungene Verbindung kann man den Leser dann sogar in der Widmung aufmerksam machen, damit er dies auch würdigen kann.

„So scheineth sich auch der Inhalt dieses Getichtes auff den Herrn [= den Adressaten] nicht ubel zu schicken“, sagt Opitz.¹⁰⁵

Gelingt dies nicht, entstehe ein offensichtliches Mißverhältnis, eben Unangemessenheit.

„Denn es würde sich übel schicken, wenn ich einem frauenzimmer den *Tacitum*; einen Prediger den *Ovidium*, einem alten Manne die fabeln *Æsopi*, oder einem knaben den *Gracian* dedicirte“.¹⁰⁶

Die Kunst des Widmens besteht gerade darin, eine Beziehung zwischen Werk und Adressat herzustellen.

Der Widmungsschreiber müsse, um seine Absicht zu erreichen, „einer person zu gefallen“, zuerst wissen, „was ihr mißfällt“.¹⁰⁷ Damit fordert Neukirch für die Widmung, was Harsdörffer für die Poesie gefordert hat:

„allermassen niemand das wolgefallen kan/ was er nicht versteht/ und ihm gleichsam seine Unwissenheit aufrücket: In welchem Fall ins gemein schlechter Dank davon zu erwarten.“¹⁰⁸

Zur Briefschreibekunst wie zur Kunst der Poesie gehört es, das einer Person Angemessene zu finden und zu wahren. Statt „Unterscheidung“ und „Angemessenheit“ sagt Stieler als Poet:

¹⁰⁵ An dieser Stelle folgt dann auch die Begründung:

„dann er zweiffels ohn in Erkauffung seiner Landtgüter vornemblich auff die Ruhe und Lust des Feldbawes/ von welcher ich hier schreibe/ gesehen hat.“

(Opitz, Lob des Feldtlebens, Widmung an Marcus Teubner, Gutsherr und Lignitzischer Rat, *Weltliche Poemata*, 1, 1644, ND, S. 238).

¹⁰⁶ Neukirch, *Anweisung zu Teutschen Briefen*, 1746, S. 291.

¹⁰⁷ „Denn es ist unmöglich, daß wir einer person gefallen können, wofern wir nicht wieder wissen, was ihr mißfällt.“

(Neukirch, *Anweisung zu Teutschen Briefen*, 1746, S. 291).

¹⁰⁸ Harsdörffer, *Poetischer Trichter* 2, 1648, ND, S. 3.

„Das höchste Dichtgesetz ist Urteil und Gebühr.“¹⁰⁹

Die Rhetorik ist ja ein dem Dichter wie dem Redner gemeinsames Feld; das macht die „Dichtkunst“ sowie auch die „Teutsche Sekretariat Kunst“ Stieler's deutlich.¹¹⁰ Für beide Bereiche gilt der Leitsatz:

„Allein, daß, was sich schickt, nur werde recht getroffen.“¹¹¹

Für die Dichtkunst gilt:

„Es braucht der Helikon ein ungemeines Sprechen,
draus Ansehn, Feur und Kunst mit kühner Freyheit bre-
chen“.¹¹²

Aber auch das Briefschreiben erfordert nach Stieler „Kunst/ Feu-
er/ Kraft und Zierde“.¹¹³ Wie aber soll der Dichter sprechen?
„Mit Anstand und Gebühr“ fordert Stieler wieder.¹¹⁴ Das ‘Ap-
tum’ ist im poetischen wie im rhetorischen Sprechen unbedingt
einzuhalten. In beiden Fällen hat man sich vor Übertreibungen zu
hüten.¹¹⁵ Gelingt dies, so kann der Dichter durch seinen „Kiel“,
„der Geist und Leben hat“, die Welt verwandeln.¹¹⁶ Im besten

¹⁰⁹Stieler, Die Dichtkunst des Spaten, 1685, ND, 624.

Cf. auch oben S. 117 mit Anm. 23 (2.1.1 Die Widmung als Brief).

¹¹⁰Cf. Stieler, Die Dichtkunst des Spaten, 1685, ND, Nachwort Zeman, S. 301.

¹¹¹Stieler, Die Dichtkunst des Spaten, 1685, ND, 374.

¹¹²Stieler, Die Dichtkunst des Spaten, 1685, ND, 3053 f.

¹¹³Stieler, Teutsche Sekretariat-Kunst, 1673, S. 403.

Cf. Nickisch, Die Stilprinzipien, S. 90.

¹¹⁴Das poetische „Sprechen“, so erklärt im Folgenden Stieler weiter, sei „hoch, sinnreich, Anmuts voll, bewegend und entzückt, buntfärbig, das iedoch der Meinung Kraft ausdrückt mit Anstand und Gebühr.“

(Stieler, Die Dichtkunst des Spaten, 1685, ND, 3055–57).

¹¹⁵Im Falle der Poesie cf. Stieler, Die Dichtkunst des Spaten, Nachwort Zeman, S. 288.

Im Falle der Rhetorik und Briefschreibekunst cf. Nickisch, Die Stilprinzipien, S. 90.

¹¹⁶„ein dichter macht es schön und liebwerth durch den Kiel der Geist und Leben hat.“

(Stieler, Die Dichtkunst des Spaten, 1685, ND, 3059 f.).

Fall zeigt auch der Briefschreiber solche Lebendigkeit: wenn die ‘Narratio’ des Briefs „voller Geist und Leben“ ist.¹¹⁷

Kommt zu „Anstand und Gebühr“ noch „Geist und Leben“, so ist Dichten wie Briefschreiben keine bloße Kunstfertigkeit mehr, die allein in der Anwendung von Regeln besteht.¹¹⁸ Das Dichten wie das Briefschreiben wird zur Kunst, die sich in „Geist und Leben“, Gestaltungsvermögen und Wahrheit, erweist.

Neukirch fordert zuletzt, man müsse sich

„auch in dedicationen einer guten erfindung befeißigen.“¹¹⁹

Weitere Anleitung zur ‘guten Erfindung’ in Dedikationen gibt Neukirch *nicht*, er verweist nur auf das Beispiel Molières.¹²⁰ Die zitierten Briefsteller Stieler und Bohses erwähnen die ‘Erfindung’ in Dedikationen *nicht*.

Die ‘Erfindung’ (Inventio) ist für den Brief zwar nicht von solcher Bedeutung wie für die Dichtkunst, aber immerhin gehört die Inventio auch zu den epistolographischen Grundsätzen.¹²¹ Bei der Dedikation, dem „kleinen meisterstück“ des Briefs, wird die ‘Erfindung’ aufgewertet: sie stellt — wie aus Neukirchs Beispiel deut-

Cf. auch Dach:

„Es ist kein Reim, wofern ihn Geist vnd Leben schreibt,

Der vnß der Ewigkeit nicht eilends einverleibt.“

(Dach, Klage über den endlichen Vntergang, Schöne, Kürbishütte und Königsberg, S. 15).

¹¹⁷Stieler, *Der Allzeitfertige Secretarius*, 1679, S. 143.

Cf. Nickisch, *Die Stilprinzipien*, S. 92.

¹¹⁸Cf. zum Verhältnis Dichtung – gelehrte Kunstfertigkeit: Schöne, *Kürbishütte und Königsberg*, S. 67.

¹¹⁹Neukirch, *Anweisung zu Teutschen Briefen*, 1746, S. 293.

¹²⁰„Eine der artigsten ist diejenige, deren sich *Moliere* bey dedicirung einer comödie an die gemahlin des Hertzogs von *Orleans* bedienet. Denn er stellet sich, als wüßte er nicht, wie er eine zuschrift machen solle: indeme er aber seine schwachheit bekennet, und sich am meisten entschuldiget, machet er die allerartigste, so jemals gesehen worden.“

(Neukirch, *Anweisung zu Teutschen Briefen*, 1746, S. 293).

¹²¹In den Poetiken gelte die Inventio als besonders wichtig, die Brieftheoretiker betonten demgegenüber vor allem den Wert der Dispositio.

Cf. Nickisch, *Die Stilprinzipien*, S. 231.

lich wird — den entscheidenden Kunstgriff in der Einrichtung der Dedikation vor.

Vor der ‘Erfindung’ gilt es, den Zusammenhang zwischen der eigenen Person, dem Adressaten und der Sache herzustellen.

„Wir müssen bey einem Briefe alles in diese drey Umstände abwägen, unsre eigene Person, die andere, an welche der Brief gerichtet ist, den Inhalt des Schreibens selbst, und in welchem Zusammenhang oder in welchem Verhältnis diese Umstände miteinander stehen“,

fordert Stockhausen als Voraussetzung der ‘Erfindung’ eines Briefs.¹²² Aus der Polarität von Schreiber und Adressat erwachse die rechte Schreibart: erforderlich sei — so Stieler —

„die Gegenhaltung des Standes/ der Gewalt/ der Gelehrsamkeit/ des Alters/ der Würde/ der Zuneigung/ der Beziehung einer Person auf die andere/ als des Vaters und Sohns/ Herrn und Unterthans/ Freundes und Feindes“. ¹²³

Mit Hilfe einer solchen ‘guten Erfindung’ kann auch die Forderung erfüllt werden:

„Überal muß eine absonderliche Feder geschnitten werden“. ¹²⁴

Die Besonderheit, die die ‘Erfindung’ fordert, ergibt sich also notwendig aus Unterscheidung und Angemessenheit. Ohne Unterscheidung und Angemessenheit, „Urteil und Gebühr“, ist ‘gute Erfindung’ nicht möglich.¹²⁵ Eine gelungene Dedikation beachtet alle Regeln und basiert auf einer ‘guten Erfindung’.

¹²²Stockhausen, Grundsätze wohleingerichteter Briefe, 1753, S. 66.

Das ist nur eine neue Formulierung dessen, was schon Stieler gefordert hat: „jeder Schreibender“ müsse „bey Verfaßung der Briefe/ auf drey Hauptstücke ein Auge [zu] schlagen“, nämlich „auf sich/ auf den Leser und auf die Sache wovon er schreibet“.

(Stieler, Teutsche Sekretariat-Kunst, 1673, S. 6).

¹²³Stieler, Teutsche Sekretariat-Kunst, 1673, S. 6.

¹²⁴Stieler, Teutsche Sekretariat-Kunst, 1673, S. 305.

¹²⁵„Das höchste Dichtgesetz ist Urteil und Gebühr“.

(Stieler, Die Dichtkunst des Spaten, 1685, ND, S. 624).

Gerade auch wegen der ‘Erfindung’ erfordern die Dedikationen, wiewohl „dieselbe sehr gemein“,

„dennoch eine große Kunst und Urteil“. ¹²⁶

„Kunst, Feuer, Kraft und Zierde“ des Briefs soll auch die Dedikationen auszeichnen. ¹²⁷ So macht der Dichter „ein Kunstwerk draus, das Geist und Leben hat“. ¹²⁸

Um diese ungemaine Wirkung zu erzielen, ist der hohe Stil am geeignetsten.

„... Will wer beweglich greiffen
dem Leser in sein Herz, der muß Affekten heuffen.“ ¹²⁹

Also nicht nur um des Adressaten, sondern auch um des Lesers willen empfiehlt sich die „hocherhabene Schreibart“, die die Dedikationen des 17. Jahrhunderts bevorzugen. ¹³⁰

Diese Wirkung bestätigt Weise eindrucksvoll, wenn er, um den hohen Briefstil zu illustrieren, seitenweise aus einer Widmung Opitzens zitiert und zum Schluß anmerkt:

„Und in Warheit/ in dieser gantzen *Dedication* finde ich so eine Krafft verborgen/ daß wenn der berühmte Mann sonst nichts/ als diese wenigen Blätter geschrieben hätte/ sein Nahme gleichwol den Ort unter den fürnehmsten Helden der deutschen Sprache würde verdienet haben.“ ¹³¹

¹²⁶Stieler, Teutsche Sekretariat-Kunst, 1673, S. 999.

¹²⁷Stieler, Teutsche Sekretariat-Kunst, 1673, S. 403.

¹²⁸Stieler, Die Dichtkunst des Spaten, 1685, ND, 1956 f.

Cf. oben S. 136 mit Anm. 117.

¹²⁹Weiter heißt es an dieser Stelle:

„Was göttlich, wunderbar, und heldenmäßig ist,
auf große händel zielt, sich streubet und vermißt,
will eine Redeform von ungemainen Bünden,
worinn sich hohe wort und Sprüche laßen finden,
sich Pracht und Nachdruck zeigt, da alles sich empor
fast bis zum blehen schwingt und reichlich füllt das Ohr.“

(Stieler, Die Dichtkunst des Spaten, 1685, ND, 4757–4764).

¹³⁰Stieler, Teutsche Sekretariat-Kunst, 1673, S. 341.

¹³¹Weise, Curiöse Gedancken von Deutschen Briefen, 1701, S. 507.

Dieses Urteil Weises zeigt die Möglichkeiten, die in der Briefart ‘Dedikation’ stecken: über „Anstand und Gebühr“ führt der Weg zu „Geist und Leben“. Eine solche Schreibart der Widmung spricht neben und durch den Adressaten auch den Leser an.

2.2 ZUR FUNKTION DER WIDMUNG

2.2.1 LOGAUS EPIGRAMM „ZUSCHRIFTEN DER BÜCHER“

„Man schreibet grossen Herren die Bücher zu um Schutz;
Mich dünckt um etwas anders/ gemeinlich um den Nutz“,

bemerkt Logau unter der Überschrift „Zuschriften der Bücher“. ¹³²

Diese Invektive Logaus gegen die Widmungsschreiber seiner Zeit ist in mehr als einer Hinsicht aufschlußreich. Sie zeigt zum einen, daß die Bitte um Schutz in den Widmungsschreibern der Zeit offenbar so verbreitet war, daß sie *pars pro toto* für ‘widmen’ überhaupt stehen konnte. Zum andern belegt diese Invektive auch, daß die Widmung zum Gegenstand literarischer Reflexion werden konnte, und dies schon früh (1654) in einem Kontext („Sinn-Getichte“ = Epigramme), der satirischen Zwecken dient.

Zum Wesen des Epigramms, das im 17. und 18. Jahrhundert ‘Sinngedicht’ heißt, gehört seine Zuspitzung auf einen überraschenden Gedanken am Ende, die Pointe. ¹³³ Logau führt dieses Formprinzip hier in nur zwei Zeilen zum gedanklichen Ziel. Eine Funktion solcher satirischer Epigramme ist die Aufdeckung der Wahrheit,

Es handelt sich um Opitzens Widmung zu den ‘Acht Büchern Deutscher Poematum’, 1625, an Fürst Ludwig von Anhalt.

¹³²Logau, *Sinn-Getichte*, [1654], 2,8,51, S. 169.

¹³³Cf. Curtius, *Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter*, Epigramm und Pointenstil, S. 295.

Cf. Definition des Epigramms bei Opitz, *Buch von der Deutschen Poeterey*, 1624, ND, S. 21.

die in der unerwarteten Schlußwendung verborgen liegt.¹³⁴ Welche Wahrheit will Logau mit dem Sinngedicht 'Zuschriften der Bücher' dem Leser nahebringen?

Die Bitte um *Schutz* stellte in der Tat eine Standardformel des Widmungstyps vor, den Logau durch die Benennung der Adressaten („grosse Herren“) kennzeichnet.¹³⁵ Die Widmung, die sich an „grosse Herren“ richtet, war die zeittypische; diese Voraussetzung liegt auch Logaus Sinngedicht zugrunde. Nur der ranghohe Adressat kann wirkungsvollen Schutz gewähren.

„Bey hohen Stands-Personen suchen wir durch solche Zuschriften ihren Schutz und Gnade“,

dies bezeichnet Bohse als Absicht („Absehen“) dieses Dedikationstyps.¹³⁶ Gegen die Bitte um Schutz als legitimen Ausdruck dieser Absicht ließe sich nichts weiter sagen; Logau äußert nun aber den Verdacht der Unaufrichtigkeit gegen diejenigen Widmungsschreiber, die vom 'Schutz' reden. Er will damit offenlegen, daß Rede und Absicht nicht übereinstimmen, und hinter der Vorgabe des 'Schutzes' die Absicht auf den 'Nutz' (= Eigennutz) verborgen liege. Diese Gefahr der Unaufrichtigkeit, die geradenwegs zur

¹³⁴Es handle sich dabei um den Umschlag einer den Sachverhalt bestätigenden in eine entlarvende Aussage, cf. Logau, Sinngedichte, hg. Wieckenberg, S. 290 mit Anm. 10.

¹³⁵Als ein Beispiel von vielen sei Schottels Version in seiner Widmung an den Herzog August von Braunschweig und Lüneburg zitiert:

„Daß aber [...] E.F.G. diese erste Arbeit zu dero gnädigen Händen überreichen/ und deroselben so weitberühmten Fürstlichen Nahmen/ zum mächtigen Schutzherrn über dieses Buch unterthäniglich ich erbitten dürfen/ dazu verhoffe ich dennoch nothwendige Veranlassungen zu haben“.

(Schottel, Teutsche Sprachkunst, 1641, Widmung, S. [7]).

¹³⁶Bohse, Der allzeitfertige Brieffsteller, 1692, S. 319.

S. auch Stielers Definition der Dedikation:

„Nun die Zueignungsschreiben bestehen mehrentheils in diesen wenigen/ daß man einem vornehmen Patron/ Gönner und Förderer/ mit Voransetzung seines Lobes ein Buch anbefiehet/ und daßelbe/ wie auch sich selbst/ seinem Schutze und Gewogenheit untergiebt.“

(Stieler, Teutsche Sekretariat-Kunst, 1673, S. 1000).

Schmeichelei führe, sieht Neukirch in den „lob-briefen“ überhaupt gegeben:

„Nechst diesem muß man sich ja wohl hüten, daß man ihm [= dem grossen Herren] nicht dinge sage, die unwahr sind, und ihn bey der welt beschimpfen, uns aber zu schmeichlern machen können.“¹³⁷

Die Beteuerungen der Aufrichtigkeit und der Uneigennützigkeit in den Widmungen — z. B.:

„Ist jemals eine Sache ohne den geringsten dabey gehegten Eigennutz gewesen; so ist es wahrlich gegenwärtige un-terthänigste Zuschrift“ —

zeigen an, daß Logau mit seiner Unterstellung einen wunden Punkt getroffen hat.¹³⁸ Der ‘Schutz’, der nach dem Urteil der Zeit zu den andern „guten Absichten“ der Dedikation zu rechnen wäre, wird vorgeschoben.¹³⁹ In Wirklichkeit heißt das Motiv Eigennutz: nur um der Belohnung willen (also: aus „niedrigen Absichten“) werden solche Widmungen geschrieben.¹⁴⁰ So werden die Widmungen zu „prächtigen Betteleyen“, deren Zweck

¹³⁷Neukirch, Anweisung, 1721, S. 295 f.

S. Der galante Stil, hg. Wiedemann, S. 40.

¹³⁸Brockes, Irdisches Vergnügen in Gott 1, 1724, Widmung von Weichmann, S. [8] f.

¹³⁹„Es kann seyn, daß einer seinem Werke durch den vorgesetzten Namen eines Großen, desto mehr Ansehen verschaffen will; es kann seyn, daß es aus wahrer Hochachtung geschieht [...] es kann aus andern guten Absichten geschehen.“

(Deutsche Encyclopädie 7, 1783, S. 3, s.v. Dedicatión).

¹⁴⁰Über die Ablehnung des Petrus Victorius, einen „gewissen ansehnlichen Prälaten“ mit der von ihm gewünschten Widmung zu beehren, für die dieser bereits eine Belohnung von 2000 Talern [!] versprochen hatte, spekuliert der Verfasser des Artikels:

„Er [= Petrus Victorius] stunde vielleicht in den Gedanken, daß eine Dedicatión an einen Vornehmen, meistentheils aus Ehrgeitz, oder aus Schmeicheley, oder andern niedrigen Absichten entstehe.“

(Deutsche Encyclopädie 7, S. 3, s.v. Dedicatión).

„auf Erschnappung eines Gegengeschenks/ das noch eins oder zehenfach mehr wehrt sey/ als das Buch war“

gerichtet ist, wie Stieler klagt.¹⁴¹

Diese Gefahr für das Widmungswesen seiner Zeit will Logau mit seinem Sinnspruch anprangern.

Es geht in diesen Äußerungen um die rechte Absicht zu widmen, um die Wiederherstellung des ursprünglich löblichen Widmungsbrauchs, der keinen Mißbrauch duldet.¹⁴² Die zugrundeliegenden Absichten sind es, die über eine Widmung — nach dem Urteil der Zeit — entscheiden: sind sie aufrichtig, so erscheint die Widmung gerechtfertigt, sind sie es aber nicht, so ist die Widmung zu verwerfen.¹⁴³ Die Schreibart in der Vorrede — und das gilt gleichermaßen für die Widmung! — sollte, laut Cervantes, schlicht genug sein, um

„die Absicht aus[zu]drücken, die Euch bewegt“.¹⁴⁴

„Sonder Gewinnsichtige Belohnung“ solle man die Bücher „denen zuschreiben“,

„welche derselben Inhalt verstehen/ belieben und gerne lesen.“¹⁴⁵

¹⁴¹Stieler, Teutsche Sekretariat-Kunst, 1673, S. 999.

¹⁴²So spricht der Herausgeber von Buchners ‘Weg-Weiser’ davon, er wolle „dem uhralten löblichen Gebrauch“, nicht aber dem „heut einreißenden schändlichem Mißbrauch“ der Widmung Folge leisten.

(Buchner, Weg-Weiser zur Deutschen Tichtkunst, 1663, Widmung des Herausgebers M. Georg Göz, S. [2]).

Zu „Misbrauch“ s. auch

Stieler, Teutsche Sekretariat-Kunst, 1673, S. 999 (Randglosse).

Über den Mißbrauch der Widmungen s. auch unten S. 167 f. (2.2.3 Kritik des Schutzes: ‘Nutz’).

¹⁴³Die verwerfliche Art zu widmen zeigt sich z. B. darin, „auf eine verdeckte Weise unter mancherley Schmeicheleyen“ „eigennützig Absichten erreichen [zu] wollen“. Die rechte Art zu widmen dagegen bestehe z. B. in „einer wahren Begierde“, „öffentlichen und unterthänigen Danck abzustatten“.

(von Rohr, Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschaft, 1733, Widmung, S. [3]).

¹⁴⁴Cervantes, Don Quijote 1, Vorrede, Gesamtausgabe 2, S. 29 f.

¹⁴⁵Harsdörffer, Poetischer Trichter 3, 1653, ND, Widmung S. [6].

Die rechte Adressatenwahl, die Schmeicheleien überflüssig werden läßt, kann auch als Indiz für die rechte Widmungsabsicht fungieren. Der Leser einer Widmung wird freilich oft überfordert sein, wenn er entscheiden soll, ob eine Widmung aus eigennützigen oder uneigennützigen Absichten zustande gekommen ist.

Wie bei diesen Stimmen zur Widmungskritik ist auch bei Logaus Diktum anzunehmen, daß es keineswegs das Widmungswesen überhaupt verurteilen will. Logau will aber Mißstände anprangern, indem er darauf aufmerksam macht, daß es um die Glaubwürdigkeit der in Widmungen geäußerten Absichten oft schlecht bestellt sei. „Schutz“ und „Nutz“ stehen hier repräsentativ (*pars pro toto*) für die Widmungstopik überhaupt (siehe Überschrift: „Zuschriften der Bücher“!) und ihre Hintergründe.

Wird die ‘Regel der Aufrichtigkeit’ in der Widmung beachtet, so gehen Widmungsabsicht und Widmungsfunktion Hand in Hand.¹⁴⁶ Voraussetzung ist allerdings, daß bei den Adressaten wie bei den Lesern keine Mißverständnisse entstehen.¹⁴⁷ Der Schwierigkeit bei der Rezeption des *Werks*, daß

„offte eines geredet/ unnd ein anderes verstanden wird“,

Diese Empfehlung Harsdörffers kehrt im 18. Jahrhundert als Forderung nach der ‘Kenner und Liebhaber’ – Widmung wieder. Erst dann (ab Gottsched) setzt sie sich so durch, daß sie den bevorzugten Widmungstyp prägt.

Cf. unten S. 417 f. (4.1.2 Gottscheds Widmung, der Widmungsbrief an Gottfried Lange).

¹⁴⁶ „In Erwegung dieses alles/ wird mir es kein Verständiger Mensch verargen/ daß ich in dieser Zueignungs-Schrift nur dasjenige der Gelehrten Welt/ ohne einige Schmeicheley oder Liebkosen/ habe zuvernehmen geben wollen/ was an sich selber der Warheit durchauß gemeß/ unnd vielen grossen Leuten/ ja auch mächtigen Fürsten dermassen wolbekant ist/ daß ich mich eines solchen Zuschreibens im geringsten darf schämen“.

(Rist, *Das Friedejauchtzende Teutschland*, 1653, Widmung, Sämtliche Werke 2, S. 217).

Die „Warheit“ liegt der Widmungsabsicht wie der -funktion zugrunde.

Cf. unten S. 165 (2.2.3 Kritik des Schutzes: ‘Nutz’).

¹⁴⁷ „Nim es auf/ gleich wie wiers meinen“, fordert deshalb Bellin in der Vorrede seinen Leser auf.

(Bellin, *Sende-schreiben*, 1647, Vorrede, S. [1]).

(d. h., daß ein Gedicht nicht unbedingt wörtlich zu verstehen sei), wird durch eine massive Leserlenkung in Vorreden und Widmungen zu begegnen gesucht.¹⁴⁸

Zwei Dinge sind zu vermeiden: der Mißbrauch der Widmung sowie das Mißverständnis des Lesers betreffs des Werks. Zu diesem Ziel hilft die Beachtung der rhetorischen Forderung der ‘perspicuitas’: der Aufrichtigkeit in der Sache soll eine allgemeinverständliche Redeweise entsprechen; das „hohe höfliche Reden“ der höfischen Sphäre gilt es dabei tunlichst zu vermeiden.¹⁴⁹

Logaus Kritik am ‘Schutz’ – Begriff in der Widmung schließt auch eine Kritik an der Zweideutigkeit der höfischen Rede mit ein; hier wird „eines geredet“ und „ein anderes verstanden“: vom ideellen Nutzen des ‘Schutzes’ ist die Rede, abgezielt wird aber auf einen materiellen Nutzen, die Belohnung, und dies durch „schnöde Schmeichel- Kunst“.¹⁵⁰ Gegen diese „Schmeichel-Kunst“ zieht Logau in seinem Epigramm zu Felde, nicht gegen die Buchwidmung an sich, die sich letzterer freilich zur Erreichung ihrer Zwecke oft bedient hat.

Logaus Widmungskritik ist eine Kritik am Mißbrauch der Widmung; aber auch in diesem Fall gilt:

¹⁴⁸„Sie wissen nicht/ unnd wollen nicht wissen/ das in solchen Getichten ofte eines geredet/ unnd ein anderes verstanden wird/ ja das ihm ein Poet die Sprache unnd sich zu uben wol etwas fürnimpt/ welches er in seinem Gemüte niemals meynet“.

(Opitz, Acht Bücher, 1625, Widmung, S. [10]).

¹⁴⁹Cf. Moscheroschs Urteil über Wimpfeling, der über letzteren sagt, er sei von

„Gemüth aber so aufrichtig, so Teutsch und thätig geweßt; da hiengegen heutigs tags vile des hohen höflichen Redens sich befeissigen“.

Zit. nach Schäfer, Moscherosch, S. 152.

¹⁵⁰Gegen die Hofschmeichler wendet sich Logau in seinem Epigramm ‘Poeterey’, wenn er für sich selbst in Anspruch nimmt:

„So fühl ich auch nicht Hitz auff Hofegunst zu schnappen/
 Jch biege keine Knie und rücke keine Kappen
 Für auffgeputzter Ehr und angestrichner Gunst/
 Die mancher sucht mit Müh/ durch schnöde Schmeichel-Kunst.“
 (Logau, Sinn-Getichte, [1654], 1,5,3, Poeterey, S. 97).

„Der Misbrauch macht eine Sache deswegen noch nicht verwerflich.“¹⁵¹

2.2.2 SCHUTZ

„Wolte aber rahten/ man solte nichts in truk kommen laßen/ man habe dan eine fürstliche persohn zum Schuzherren bekommen“,

empfahl Harsdörffer.¹⁵²

Das Bestreben der Autoren, für ihre literarischen Werke Schutz zu erlangen, kommt im 17. Jahrhundert immer wieder — und keineswegs nur in Widmungen — zum Ausdruck. In einer Zeit, die das Urheberrecht nicht kannte, galt es zunächst einmal, dem Raub- oder Nachdruck vorzubeugen. Von den erteilten Privilegien, die diese Aufgabe erfüllen sollten, profitierten nur der Drucker und der Verleger, nicht aber der Autor.¹⁵³ So blieb dem Autor, um seine Interessen zu wahren, oft nichts anderes übrig, als allein auf die Effektivität des Namens seines Schutzherren zu setzen. Dessen „Namensschirm“ (bezeichnende Wortbildung!) ließ den Autor auf Schutz vor Nachdruck hoffen und schien hinlänglich, Schutz vor Tadlern des Werks zu gewähren.

Schutz gegen Tadler

Während diese erstere Funktion des Schutzes *nicht* zur Sprache kommt, findet sich die letztere dagegen als Gemeinplatz in der

¹⁵¹Deutsche Encyclopädie 7, S. 3, s.v. Dedication.

¹⁵²Brief Harsdörffers an Zesen (den „Färtigen“), 10. „Ostermonat“ 1645, Bellin, Sende-schreiben, 1647, 14, S. [Hij].

¹⁵³„Bis zum Anfang des 19. Jahrhundert gab es in Dtl. keinen urheberrechtlichen Schutz für den Verfasser eines Werkes. Das dringendste Schutzbedürfnis gegen den Nachdruck wurde bis dahin durch die kaiserlichen Landes- oder städtischen Privilegien befriedigt, die aber nur dem Drucker oder Verleger, nicht aber dem Verfasser erteilt wurden.“

(Löffler / Kirchner, hg., Lexikon des gesamten Buchwesens 3, S. 55, s. v. Privilegien).

Widmung (aber auch in der Vorrede!) wieder.¹⁵⁴ Dieses Schutzanliegen hält Happel offenbar für so wesentlich in der Widmung, daß er aus demselben sogar den Ursprung der Widmung herleiten will:

„Gleicher Gestalt/ seit dem das Läster-Maul unzählich vieler Bücher-Tadeler auß seinen Schrancken geschritten/ und sich nicht gescheuet/ auch den besten Schrifften/ wo nicht gar denen *Autoribus* einen Flecken anzuwerffen/ hat man die Gewonheit nach und nach eingeführet/ die heraußgegebene Sachen durch Vorsetzung eines fürnehmen *Patronen* Namens/ gleich als durch einen Schild wider den unverschämten Anfall Gottloser und ungegründeter Censoren gleichsam zu beschützen.“¹⁵⁵

Noch Lichtenberg sieht in der Abwehr solcher Tadelsucht die Funktion von Widmung und Vorrede, wenn er — allerdings mehr als skeptisch — über „Rezensionen“ schreibt:

„Man hat häufig versucht, ihnen [= den Rezensionen] durch Amulette von Vorrede und Dedikation vorzubeugen oder sie gar durch eigene Urteile zu inokulieren, es hilft aber nicht immer.“¹⁵⁶

Zweifelhaft ist aber, ob die Furcht vor den „neidigen Tadlern“ oder den „mißgünstigen Anfeinderen“ wirklich so groß war, wie diese Äußerungen in Widmungen und Vorreden glauben machen

¹⁵⁴Ihren Mitgliedern Schutz vor Nachdruck zu gewähren, war auch eine wichtige Funktion der Sprachgesellschaften.

Cf. Schultz, Sprachgesellschaften, S. 73.

Diesen Aspekt erwähnt auch Moscherosch nicht, wenn er sich selbst und seine Schriften unter den Schutz der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’ stellt, sondern er betont — wie üblich — die Wirksamkeit dieses Schutzes „wider aller gehässigen und bissigen Neider Verachtung und Verfolgung“.

(Moscherosch, Gesichte Philanders 1, 1650, Vorrede, S. [5]).

Cf. unten S. 188 f. mit Anm. 320 (2.3.2 Moscheroschs Widmung).

¹⁵⁵Happel, Ungarischer Kriegs-Roman 2, 1685, Widmung, S. [2].

¹⁵⁶Lichtenberg, Schriften und Briefe 1, hg. Promies, Sudelbücher 1, J 854, S. 771.

wollen.¹⁵⁷ Freilich — Schmähschriften waren weit verbreitet, und Zesen fühlte sich deshalb veranlaßt, deren Bekämpfung in die Zunftsatzung seiner ‘Rosengesellschaft’ aufzunehmen.¹⁵⁸ Oft werden die vorgeblichen literarischen Gegner und deren Kritik mit den Mitteln der Rhetorik so überzeichnet, daß ihre Realität eher zweifelhaft erscheint. Rist z. B. wird besonders ausfallend gegen seine Tadler, wenn er schreibt, vor „denen giftigen Zungen der Zanksüchtigen Verleumder und Ehrenschänder“ habe sich sein Büchlein nicht zu fürchten, denn

„keiner/ und were Er noch so stolz und aufgeblasen/ sich wird erkühnen dörfen einiges Büchlein oder Getichte/ es sey auch so schlecht und unansehnlich als es immer wolte/ mit seinem feurspeiendem Laster-Maule anzugreifen/ welches dem gnädigen Schutze und Schirm einer so Hochbegabten/ sehr Tugendreichen Fürstinnen [...] unterthänig ist

¹⁵⁷Rist bittet seinen Adressaten, er möge sein Schauspiel „durch sein hohes Ansehen/ wider die neidige Tadelr bester massen schützen“.

(Das Friedejauchtzende Teutschland, 1653, Widmung, Sämtliche Werke 2, S. 217 f.).

Die ‘Fruchtbringende Gesellschaft’, so bittet Rist in seiner Widmung an dieselbe, möge

„wieder alle dieses Büchleins mißgünstige Anfeindere/ wenn sich etwan etliche derselben (woran Jch gleichwol sehr zweifele/ denn/ wer wolte sich erkühnen einem so Hochfürstlichen Orden vermessenlich sich entgegen zu setzen?) solten finden“

sein ‘Friedewünschendes Teutschland’ in Schutz zu nehmen.

(Rist, Das Friedewünschende Teutschland, 1649, Widmung, Sämtliche Werke 2, S. 13).

¹⁵⁸ „Wan sich etwan ein unruhiges/ unverschämtes/ und naseweises Lästermaul erkühnen würde auch den geringsten unter den Mitgenossen mit schmähschriften/ oder anders ungebührlich an zu tasten; sol nicht allein der Ertzschreinhalter/ sondern auch ein jedes Zunftglied verbunden sein/ solchen ihren geschmäheten und verleumdeten Mitgließe unverzügliche hülfе zu leisten/ und dem Schmäß- und spot-vogel schrift- und mündlich dermaßen das unnütze Maul stopfen/ daß hinfürder dergleichen zweibeinichtes Müllervieh unsere Rosen- und Liljengenossen unangegigakket laße.“

Zesen, Das Hochdeutsche Helikonische Rosentahl, 1669, S. 37 f.

zugeeignet und gehorsamst untergeben.“¹⁵⁹

(Die Überzeichnung der Tadler dient hier offenbar dazu, die Macht- und Schutzaura der Fürstin zu steigern, also dem in Widmungen geforderten Patronenlob.)

Die Notwendigkeit einer Widmung wird für den Adressaten (und den Leser!) umso einsichtiger, je düsterer die angeblich zu erwartenden Tadler geschildert werden.

Die Klage über

„die gantze Rott der Verleumbder/ Spötter/ Tadler und eiffersichtige Mißgönner“,

die in Vorreden und Widmungen geführt wird, ist nicht immer wörtlich zu verstehen.¹⁶⁰ Diese Klage bedeutet oft nicht mehr als einen Gemeinplatz, der den Zwecken der betreffenden Textsorte dienen soll. In der Vorrede, deren Hauptgegenstand das literarische Werk ist, kämpft der Autor um das Wohlwollen der künftigen Kritik, wenn er über ungerechtfertigte Angriffe auf ihn und sein Werk klagt. In der Widmung aber, in der — nach der Forderung der Briefsteller — nicht das Werk, sondern der Adressat im Mittelpunkt stehen sollte, wird das Tadler-Motiv patronenbezogen verwendet.

„Diesem [sc. der „Tadel-Lust“] fürzukommen/ erwähle ich meinen grossen Patronen zu meinem Vielgültigen Vertreter/ der Hoffnung/ es werde derselbe nicht übel deuten/ wann ich mich dessen Namens/ als eines Schildes wider besagte Tadeler bediene.“¹⁶¹

¹⁵⁹Rist, *Poetischer Schauplatz*, 1646, Widmung an Sophie Amelie, Erbin zu Norwegen, geb. Herzogin zu Braunschweig-Lüneburg, S. [6] f.

¹⁶⁰Zweite Vorrede Grimmelshausens zum ‘Satyrischen Pilgram’ 1, 1667. Der vollständige Titel lautet:

„Gegenschrift des Authors. An Momum, Zoilum, Moscum und die gantze Rott der Verleumbder/ Spötter/ Tadler und eiffersichtige Mißgönner“.

(Grimmelshausen, *Satyrischer Pilgram*, hg. Bender, S. 8).

¹⁶¹Happel, *Ungarischer Kriegs-Roman* 2, 1685, Widmung, S. [2].

Je mehr der „Name“ eines Patrons gerühmt wird, umso besser ist er geeignet, Schutz zu gewähren und Tadler abzuschrecken.¹⁶²

Je gefährlicher aber die Tadler geschildert werden, desto größer wird das Verdienst des Adressaten, dessen Name allein sie im Zaum zu halten vermag. Um diese ihm zugedachte Funktion zu erfüllen, muß der Patron der repräsentativen Klasse der ‘großen Herren’ angehören. Aber auch für diejenigen, die „in Republicâ literariâ das Regiment führen“ (also die maßgeblichen Schriftsteller) gebührt es sich,

„wieder die Lästermäuler dergleichen herrliche *Ingenia* zu schützen“.¹⁶³

Freilich sind Schriftstellerwidmungen im 17. Jahrhundert eher selten.¹⁶⁴ Nicht die literarische, sondern die repräsentative Qualität eines Adressaten war das entscheidende Kriterium für seine Wahl. Nur als Repräsentant der Öffentlichkeit kann der Adressat die ihm angetragene Schutzfunktion erfüllen. In der Widmung stellt sich der Autor so, als wolle er den Adressaten für diese Schutzfunktion erst gewinnen — tatsächlich aber erfüllt schon dessen „Name“ am Buheingang diese Funktion, ein Umstand, der in den Widmungen mitunter auch zur Sprache kommt.¹⁶⁵

¹⁶²Der „Name“ des Adressaten spielt in der Topik der Widmungsbriefe eine wichtige Rolle.

Cf. Leiner, *Der Widmungsbrief*, S. 144.

¹⁶³Fleming, *Teutsche Poemata*, [1646], Vorrede des Herausgebers, S. [2].

¹⁶⁴Gegenbeispiele sind vorhanden; so war es innerhalb der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’ durchaus üblich, von Schriftsteller zu Schriftsteller zu widmen.

Cf. Harsdörffers Widmung des ‘Poetischen Trichters’ 1, 1650, an Moscherosch, den „Traumenden“.

Cf. unten S. 187 f. mit Anm. 312 (2.3.2 Moscheroschs Widmung).

¹⁶⁵So behauptet z. B. Klaj, er habe seinem „Freudengedichte“ „kein besser Ansehen zu machen wissen, als wann ich ihm dessen Namen an die Stirne schriebe, durch welches vielfaltiges Siegen, Erfahrungen der Kriegessachen, Wissenschaften in Ritterspielen, dieses blutfließende Kriegswesen sich geleget.“

(Klaj, *Freudengedichte* [1650], Widmung an Carl Gusatv Wrangel, ND, hg. Keller, S. 72).

Die Widmung kann schließlich auch für bereits geleisteten Schutz Dank sagen: sein Gönner, so schreibt Schneuber, habe ihn „wider die bissigen Neider und unverschämten Spötter“ entschuldigt, und zwar schon, bevor eine persönliche Bekanntschaft vorhanden war.¹⁶⁶ Ebendeshalb habe er (= Schneuber) „keynen Zweifel getragen“, sein „Gedicht-büchlein“ „in ihre [= der beiden Widmungsadressaten] Vertheydigung zu befehlen.“¹⁶⁷

Zum Schluß bittet Schneuber dann seine beiden Gönner, dieses Büchlein „als eyn pfand meines dankbaren Gemühts“ anzunehmen.¹⁶⁸

Schutz als Patronage

Ein solcher Dank für geleisteten Schutz ist in den Widmungen häufiger zu finden; selten allerdings werden Realitäten des Schutzverhältnisses geschildert. Rist freilich scheut sich nicht, diese Dinge beim Namen zu ennnen, wenn er seines Gönners „Wolthätigkeit“ rühmt,

„welche leutselige Freundschaftt üm so viel höher von mir zu schätzen/ daß er dieselbe nicht nur bey guten Tagen und wenn mirs glücklich und wol ergangen/ sonder auch in meinem Unfalle und betrübten Zustande hat fortgesetzt/ wie ich mich denn annoch sehr wol erinnere/ daß/ wie mir der liebe GOTT im nechst verflossenen Jahre ein nicht schlechtes Unglück und Haußkreutz hat zugeschicket/ in deme ich mit einem hohen Wagen von einem gähen Hügel herunter stürzend/ mein Schulterblatt dergestalt zerschmet-

¹⁶⁶ „dessen hab ich Kuntschaftt bekommen/ da ich noch nicht wußte/ daß ich bei meinem Großgünstigen Herrn eynigen Platz guten Willens gewonnen/ oder auffß wenigst dem Namen nach bekant wäre.“

(Gemeint ist mit diesem „Herrn“ der zweite der beiden Adressaten der ‘Gedichte’, Johann Georg Stürtzel, der Bürgermeister der Stadt Rothenburg an der Tauber.)

Schneuber, Gedichte, 1644, Widmung, S. [6].

¹⁶⁷ Schneuber, Gedichte, 1644, Widmung, S. [6].

¹⁶⁸ Schneuber, Gedichte, 1644, Widmung, S. [7].

tert/ daß ich ungläubliche Schmerzen deßwegen habe außstehen müssen; Mein großeneigter Herr und Gönner damals alle seine schwere Verrichtungen beyseit gesetzt/ ungesämet zu mir herauß kommen/ mit gutem Raht und Trost mir beygesprungen/ auf das freundlichste zugesprochen/ nachgehends zu Erkaufung eines anderen und bequemen Wagens mit milter Hand gar behülflich sich erzeiget/ ja sich meiner nicht anders/ als wäre ich etwan sein leiblicher Bruder oder nächster Blutsverwanter/ getreulichst hat angenommen“.¹⁶⁹

Auch wenn solche Einblicke in das Patronageverhältnis in den Widmungen nur selten gewährt werden — klar ist, daß ein Schutzpatron in jeder Hinsicht nützlich sein konnte. Vielleicht weniger, wie in den Widmungen immer wieder behauptet wird, als Schirm, Schild oder Amulett gegen die Unbilden literarischer Kritik, sondern als Mäzen, der den Autor materiell unterstützen sollte.

Die persönliche Patronage des Autors durch eine einflußreiche Standesperson hat sogar Eingang in das Dichtungsverständnis der Zeit gefunden. Opitz bezeichnet es geradezu als Absicht der Poesie, „vornemer leute gunst und liebe“ zu „suchen“.¹⁷⁰ In eben diesem Sinne hofft Klaj, er habe sich

„durch die Poeterey verhoffentlich viel Schutzherren und Beförderer gemacht.“¹⁷¹

Auch Männling sieht den „Nutzen der Poesie“ für den Autor darin,

„daß man gute Patronos, mächtige Förderer/ geneigte Gönner und Freunde ihm erwerben kan“.¹⁷²

¹⁶⁹Rist, *Das Friedejauchtzende Teutschland*, 1653, Widmung, *Sämtliche Werke* 2, S. 214 f.

¹⁷⁰Opitz, *Buch von der Deutschen Poeterey*, 1624, ND, S. 56.

¹⁷¹Klaj, *Der leidende Christus*, 1645, Widmung, *Redeorationen*, S. [205].

¹⁷²Männling, *Der Europaeische Helicon*, 1704, S. 18 f.

Segebrecht sieht in dieser Äußerung Männlings eine Produktionsmotivation für das Casualcarmen.

(Segebrecht, *Das Gelegenheitsgedicht*, S. 177).

Diese Äußerung Männlings bedeutet aber darüberhinaus eine Rechtfertigung für jede Art poetischer Produktion. Die Dichtkunst eignet sich vor allem

(Der „Nutzen“ der Poesie ist danach auch Nutzen für diejenigen, die die Poesie ausüben!)

Durch diese ihre Bindung an hohe Gönner läßt sich sogar die Poesie rechtfertigen:

„Wenn sie denn etwas dichten wolten“, so schreibt Neukirch über die beispielgebenden „fürnehmsten von den alten Poeten“,

„so thaten sie es entweder zu ihrer lust/ oder für grosse Herren“. ¹⁷³

(Diese zwei Motivationen zur Poesie wurden auch in der Dichtungspraxis des 17. Jahrhunderts beibehalten, obwohl ihr möglicher Antagonismus durchaus schon erkannt worden ist. ¹⁷⁴)

Für „grosse Herren“ zu schreiben, bedeutet auch, ihren Schutz zu genießen. Alles, was

„für grosse Herrn/ oder auf jhren Befelch gedichtet worden“, läßt sich schon allein dadurch rechtfertigen. ¹⁷⁵ In dieser Situation war der Schutz von vornherein gegeben; Auftragsdichtung war protegierte Dichtung. Auch deshalb wird ein solcher Auftrag in den Vorreden tunlichst erwähnt. ¹⁷⁶

deshalb zur ‘Recommendation’ bei den Patronen, weil sie im Hinblick auf die ‘Nachwelt’ produziert und rezipiert wird.

¹⁷³Neukirch, Anthologie 1, 1697, ND, Vorrede, S. [7].

¹⁷⁴So hebt auch Tscherning hervor, er habe „viel auff andrer Befehl unnd gegebene masse der Zeit hingeschrieben“.

(Tscherning, Deutscher Getichte Friling, 1642, Widmung S. [7]).

Gerade in diesem Umstand sieht Tscherning aber — anders als Weckherlin und Neukirch — einen Grund zur Klage:

„E. Gestr. halten noch in frischem Gedächtnüs/ wie ich offters darüber geklaget/ wann ich tichten müssen/ nicht worzu ich selber Lust getragen/ sondern was mir ist vorgeschrieben worden.“

(Tscherning, Deutscher Getichte Friling, 1642, Widmung S. [7]).

¹⁷⁵Weckherlin, Weltliche Gedichte, 1647, Vorrede, Gedichte, hg. Wagenknecht, S. 120.

¹⁷⁶Z. B. heißt es von Lohenstein in der Vorrede zum ‘Arminius’:

„daß vornehmlich so wol einige hohe Standes-Personen/ als andere vertraute Freunde ihn [= Lohenstein] hierzu veranlasset und ersuchet: daß Er von unsern Deutschen/ gleich wie andere Völcker von ihren Helden/ auch etwas schreiben möchte“.

Die „grossen Herren“ haben auch eine moralische Pflicht zu Patronage gegenüber den „Gelehrten“ (gemeint sind damit auch die Poeten).

„Was ist doch ein Gelehrter ohne einen gnädigen grossen Fürsten? Eine Pflantze ohne Licht und Sonne. Ein Haus sonder Thür und Fenster. Eine Freystadt ohne Mauren und Verwahrung“,

behauptet Riemer und fährt fort:

„Ein Gelehrter ohne Schutz und Hervorziehung grosser Häupter ist ein unausgezogenes Schwerdt/ welches in seiner eigenen Verwahrung berostet. So verwelcket auch ein Kopf/ der etwas weiß/ und nicht zu Dienst löblicher Regenten unter dero Schutz und Anführung hervor geboten wird.“¹⁷⁷

Riemer redet hier in eigener Sache: er will seine Widmung an die Herzöge Anton Ulrich und Rudolf August von Braunschweig-Lüneburg rechtfertigen, und dies geschieht eben dadurch, daß er den Gelehrtenstand insgesamt für protektionsbedürftig erklärt. Riemer sagt damit mehr, als für eine Widmung erforderlich ist: der „Gelehrte“ verfehle seine Bestimmung geradezu, wenn er nicht sein Wissen einem Regenten zur Verfügung stellen könne. Dafür könne er dann aber auch „Schutz“ (= Protektion) erwarten. Die Patronage erweist sich dabei als Einrichtung, die beiden Seiten nützt: das Wissen des „Gelehrten“ hilft dem Fürsten zu regieren, und der „Gelehrte“ kann sein Wissen an der rechten Stelle, der obersten Instanz, angewendet sehen.

Das Patronageverhältnis war *die* Voraussetzung, unter der im 17. Jahrhundert Literatur geschrieben, publiziert und in die Tat umgesetzt werden konnte. Dabei hing die Respektabilität des Autors vom Rang seines Protektors ab.¹⁷⁸ Die Interessen des Autors kamen den Interessen des Patrons entgegen: beide hatten den

(Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Vorrede, S. [2]).

¹⁷⁷Riemer, Stern-Redner, 1689, Widmung, S. [6].

¹⁷⁸Hauser, Sozialgeschichte der Literatur, S. 566.

Wunsch nach Publizität, der Autor vor allem für sein Werk, der Patron für seinen Namen. Mit dem veröffentlichten Werk, das den Namen des Patrons in der Widmung feiert, war beiden Seiten gedient.

Auf Seiten der Autoren wußte man sehr wohl — wenn Weichmann sich auch beeilte, gerade das Gegenteil zu beteuern —

„daß kein einziger Gönner, wie groß derselbe auch sey, ohne gänzliche Absicht auf sein eigenes Interesse, sich unser annemen könne.“¹⁷⁹

Beiden Parteien war klar, daß jede von einem Zusammenwirken nur profitieren konnte. Der Einfluß der Autoren durch ihre Feder war nicht gering zu schätzen:

„Sogar die Fürsten bedürfen der Schriftsteller und fürchten die Feder derselben mehr als häßliche Weiber den Pinsel“,

hat schon Gracian konstatiert.¹⁸⁰

Und Moscherosch hat gar verkündet, die Feder sei der weltlichen Macht der Fürsten noch überlegen. Wenn es um ‘Verewigung’ geht, vermöge die Feder mehr als das Schwert:

„Allein die Feder/ die Edele Feder schwimmt oben/ und was die gibet das bleibt so lang die Welt stehet.“¹⁸¹

Den Ehrgeiz der ‘Verewigung’ hegten schließlich alle Patrone; und darin sahen die Autoren ihre beste Chance, durch das Lockmittel

¹⁷⁹In der Widmung an seinen Dichterkollegen Brockes behauptet Weichmann folgendes:

„Ihre vornehme Bekanntschaft haben Sie mir nicht allein gegönnet, sondern auch auf vielfältige Ahrt lassen zu Nutze kommen; da doch von meiner Wenigkeit nicht der geringste Nutze dagegen zu hoffen gewesen. Hiedurch widerlegen Sie den Satz des vortrefflichen Herrn Thomasius am nachdrücklichsten, da er meynet, daß kein einziger Gönner, wie groß derselbe auch sey, ohne gänzliche Absicht auf sein eigenes Interesse, sich unser annemen könne.“

(Weichmann, Poesie der Nieder-Sachsen 1, 1725, Widmung, S. [13]).

¹⁸⁰Gracian, Handorakel, hg. Hübscher, 281, S. 138.

¹⁸¹Moscherosch, Gesichte Philanders 1, 1650, Teutsche Zugabe, S. 700.

Cf. unten S. 205 mit Anm. 368 (2.3.2 Moscheroschs Widmung).

der ‘Verewigung’ einen „gewaltigen Beschützer“ für ihr Werk zu gewinnen.¹⁸²

Die in der Widmung ausgesprochene Bitte um Schutz fungiert als Ausdruck der Beziehung Dichter — Gönner: der Autor bedarf des Schutzes in allen Lebenslagen, sein Werk bedarf des Schutzes gegen Tadler. Nur, wenn dies gewährleistet ist, mag der Autor als Verfasser an die Öffentlichkeit treten.

Indem die Widmung um Schutz bittet, bekennt sie sich zur Voraussetzung dichterischer Produktivität im 17. Jahrhundert. ‘Schutz’ ist nicht nur als Ziel der Widmung, sondern auch als Anspruch und Ziel der *Dichtung* zu sehen. Dichter ist einer,

„ ... welcher sich befeist
Grosser Leute Gunst zu kriegen“,

wie Tscherning von sich selbst sagt.¹⁸³ Das war nicht immer leicht; Mäzene waren gesucht.

„ ... zumahl bey diesen Zeiten/
Da alle Gunst zur Kunst verlischt bey vielen Leuten.“¹⁸⁴

Dem gelehrten Dichter aber, als „einem verständigen Liebhaber und getreuen Ausarbeiter allerhand nützlicher Wissenschaften und Künste“ war doch

„nichtet so nöthig/ alß negst der Gnade Gottes auch die
Gunst und Gewogenheit hoher und berühmter Leute/
den diese alle können die Gelehrten zu unnachlässiger Ar-
beit/ unverdrossenem Fleisse/ Verfassung mancherlei guhter
Bücher und Schrifften gleichsahm mit Lust antreiben“,

¹⁸²Seinen Adressaten, den Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Lüneburg, ernennt Stieler

„zu einem gewaltigen Beschützer gegenwärtigen Buches“.

(Stieler, Teutscher Sprachschatz 1, 1691, Widmung, S. [3]).

Zum Wunsch der Gönner nach ‘Verewigung’ in den Schriften der Autoren s. unten S. 171 (2.2.3 Kritik des Schutzes: ‘Nutz’).

¹⁸³Tscherning, Deutscher Getichte Fröling, 1642, S. 76.

¹⁸⁴Beer, Des Simplicianischen Welt-Kuckers Anderer Theil, [1678], Sämtliche Werke 1, 3. Ehrengedicht.

wie Rist versichert hat.¹⁸⁵ Kurzum, nur ein Schutzverhältnis (= „der Fürsten hohe Gnad“) kann gewährleisten, daß

„Die Gelehrten sicher bleiben/
Und viel schöne Bücher schreiben“.¹⁸⁶

Gerade darum galt es, klug zu verfahren und sich alle Wege zur Gunst offenzuhalten.

„... Großer Herren Gnadenschein
Wil durch unterschiedne Mittel auf der Welt gesucht
sey.“¹⁸⁷

Eines der wirksamsten „Mittel“ war die Widmung.

Schutz und Verweisung

Wenn der Autor in der Widmung vom ‘Schutz’ redet, kann er dies in verschiedenen Absichten tun: er kann damit den Schutz seines Werks vor Tadlern meinen, er kann aber auch auf den Schutz seiner eigenen Person abzielen, wenn er sich für ein bestehendes Patronageverhältnis bedankt oder ein künftiges einzuleiten sucht. Wesentlich am Schutzbegriff der Widmung scheint in jedem Fall sein repräsentativer Charakter zu sein.

Spricht ein Autor vom Schutz, so will er damit ein Signal setzen, daß mächtigere Kräfte am Werk sind als nur seine eigene Person.

„aß habe ich auch dises mein Büchlein/ (in Betrachtung Meiner Schwachheit und Unvermügens) Einem viel mächtigern unterdienstlich überreichen wollen“.¹⁸⁸

Ein „weltberühmter Königlicher Raht und tapferer Edelman“ z. B. kann als Repräsentant der Öffentlichkeit dem Buch weit besser zu „Würden und Ansehen“ verhelfen als der Autor, der sich auf einer niedrigeren sozialen Stufe befindet.¹⁸⁹ Wie der Hauswirt sein

¹⁸⁵Rist, *Der Adelige Hausvater*, 1650, Widmung, *Sämtliche Werke* 7, S. 161.

¹⁸⁶Hille, *Der Teutsche Palmbaum*, 1647, ND, S. 229 (*Der Spielende, Des Friedens Siegesule*).

¹⁸⁷Neumark, *Der Neu-Sprossende Teutsche Palmbaum*, 1668, ND, S. 334.

¹⁸⁸Rist, *Der Adelige Hausvater*, 1650, Widmung, *Sämtliche Werke* 7, S. 163.

¹⁸⁹Rist schreibt in dieser Widmung, sein Adressat könne

Haus an der Front durch „eines fürnehmen Herrn Namen oder Stamm-Wapen“ zu schützen sucht, sucht der Autor durch den Namen seines Adressaten, den er an die Spitze des Buches stellt, „ein Ansehen und Versicherung“.¹⁹⁰ Das Modell dieser Schutzbeziehung Autor – hoher Gönner liefert eine andere Konstellation: die Beziehung Mensch – Gott. Hinter dem Adressaten steht ein noch mächtigerer Patron: Gott.

Die Ehre, die

„ein Poete seinem hohen Patron/ von dem er befördert oder bewolthätigt worden“

durch eine Lobschrift o. ä. erweist, sei gerechtfertigt, behauptet Birken,

„weil dadurch GOtt/ als die Urqwelle solcher Wolthaten/ mit beehret wird.“¹⁹¹

Gott wird im hohen Adressaten auf verschiedene Weise sichtbar: die Tugenden des Adressaten kommen von Gott, und gerade diese

„alß Ein weltberühmter Königlicher Raht und tapferer Edelman“ sein „Büchlein“

„wider alle desselben gehässige Neider und Anfeinder schützen und bei Seinen Würden und Ansehen muhtig werde erhalten.“

(Rist, *Der Adelige Hausvater*, 1650, *Widmung*, *Sämtliche Werke* 7, S. 163).

Auch Stieler ist der Überzeugung, sein Adressat, Herzog Wilhelm Ernst zu Sachsen, werde seinem Werk, der Sekretariat-Kunst,

„eine große Autorität und Achtbarkeit/ als welcher sie vor sich sonst wol ermangeln dürfte“
verleihen.

(Stieler, *Teutsche SekretariatKunst*, 1681, *Widmung*, S. [8]).

¹⁹⁰ „Wann ein Hauß-Wirth seinem Hause ein Ansehen und Versicherung für dem ungebundenen Pöbel schaffen wil/ so pfelet er/ wann es ihm so gut werden kan/ eines fürnehmen Herrn Namen oder Stamm-Wapen dafür zu hängen [...] Gleicher Gestalt [...] hat man die Gewonheit nach und nach eingeführet/ die herausgegebene Sachen durch Vorsetzung eines fürnehmen Patronen Namens/ gleich als durch einen Schild wider den unverschämten Anfall Gottloser und ungegründeter Censoren gleichsam zu beschützen.“

(Happel, *Ungarischer Kriegs-Roman* 2, 1685, *Widmung*, S. [1] f.).

¹⁹¹ Birken, *Teutsche Rede-bind und Dichtkunst*, 1679, Vorrede, § 18.

Tugenden zeigen an, daß der hohe Patron der rechte Statthalter Gottes auf Erden ist.¹⁹²

„Auf diese Weise verwalten große Herrn/ das/ von dem allgewaltigen und allein mächtigsten Monarchen/ ihnen anvertraute Regiment getreulich/ und vollbringen/ des großen Gottes/ dessen Stadthalter Sie auf diesem Erdkreise sind/ gnädigen Willen/ üm so viel desto besser.“¹⁹³

Der Fürst gilt im 17. Jahrhundert als Stellvertreter Gottes auf Erden; und als „Erden Gott“ läßt er sich von den Poeten feiern.¹⁹⁴ Diesen „Fürsten/ als rechten Erdengöttern und Weltsonnen“ werden dann auch göttliche Funktionen zugesprochen: sie sollen

„auch auf niedrige/ gelehrte und Tugendergebene Leute/ ihre Gnadenstrahlen“

„reichlich“ werfen, und sie „durch sonderbare Huld und Wolthaten“ zu sich locken.¹⁹⁵ Dadurch erweisen sich diese „Erdengötter“ als rechte Schutzgötter für die Poeten. Als solche „Schutzgötter“ bezeichnet Rist seine hochgestellten Adressaten ausdrücklich:

¹⁹² „Der allerhöchster Gott/ alß die rechte Brunnquelle aller guhten und volkommenen Gaben“ habe seinen Adressaten (= Jaspar von Örtzen, Geheimer Rat der dänischen Majestät) „mit sonderbahrem hohen Verstande/ fürtrefflicher Geschiklichkeit/ angenehmen Leutseligkeit und vielen anderen/ Einem solchem/ von Gemülte und uhraltem Geblühte berühmten Edelman wolanstehenden Eigenschafften“

reichlich ausgestattet, behauptet Rist.

(Rist, *Der Adelige Hausvater*, 1650, *Widmung*, *Sämtliche Werke* 7, S. 159).

¹⁹³ Neumark, *Der Neu-Sprossende Teutsche Palmbaum*, 1668, ND, *Widmung*, S. 13* f.

¹⁹⁴ Klaj, *Engel- und Drachen-Streit*, o. J., *Widmung*, *Redeatorien*, S. [287]. Cf. Anmerkung 9[!] dieser *Widmung*:

„Hohe Potentaten werden Götter genennet/ wie unter andern Davids 82. Loblied erzwinget“.

(Klaj, *Engel- und Drachen-Streit*, *Widmung*, *Redeatorien*, S. [287]).

Auch Lohenstein nennt die Fürsten „Götter dieser Welt“.

(Lohenstein, *Ibrahim Sultan* 1, 145).

¹⁹⁵ Neumark, *Der Neu-Sprossende Teutsche Palmbaum*, 1668, ND, *Widmung*, S. 10* f.

„Derowegen Mir hoch von nöthen gewesen/ solche Schutzgötter auff die Taffel Meines Büchleins zu stellen.“¹⁹⁶

Der vom Adressaten erhoffte ‘Schutz’ weist auf den sakralen Ursprung der Widmung zurück: vom antiken Ritual der Tempelweihe wird die Buchwidmung hergeleitet.¹⁹⁷ Statt des empfangenden Gottes in der Tempelweihe („Dedicatio“) steht im Widmungsakt der Buchwidmung der Adressat.¹⁹⁸ Das Dankopfer ist dann — statt der ersten Früchte des Feldes, wie sie etwa Bauern Gott dargebracht haben — das Buch selbst.¹⁹⁹

Zesen erklärt geradeheraus, sein Adressat habe als Schutzherr „gleichsam was götliches an sich“, weil er Gaben jeder Art, seien es schlichte oder prächtige, gnädig annehme.²⁰⁰ Das Buch wird dem Adressaten anstelle einer Opfergabe, die dem empfangenden Gott auf den Altar gelegt wird, in der Widmung präsentiert.²⁰¹ Wenn gar von „Weyrauch“, „Tempel“ und „Altar“ in der Widmung die Rede ist, handelt es sich um einen offensichtlichen Verweis auf die

¹⁹⁶Rist, *Der Adelige Hausvater*, 1650, Widmung, Sämtliche Werke 7, S. 158.

¹⁹⁷Zedler, *Universal-Lexicon*, 7, Sp. 384, s.v. Dedicatio.

¹⁹⁸S. RE 4, Sp. 2356, s.v. Dedicatio.

¹⁹⁹Auf diesen Brauch wird in der Buchwidmung zuweilen verwiesen:

„deswegen bringt er ihm die Erstlinge der Frucht/
die vor der Klügelhitz so wehrten Schatten sucht“,

sagt Harsdörffer zu seinem Adressaten, Fürst Ludwig von Anhalt, den ‘Nehrenden’.

(Harsdörffer, *Gesprächspiele* 1, 1644, ND, S. 9).

²⁰⁰„Der keinen bescheidenen bitter traurig pfeget von sich zu lassen/ ja Der in diesem falle gleichsam was götliches an sich hat/ weil er so wohl die aller-schlechtesten Ihm in unterthäniger niedrigkeit überreichte gaben/ als die aller-köstlichsten schätze/ gnädig an-nimmet.“

(Zesen, *Deutscher Helikon* 3, 1649, Widmung, S. [3]).

²⁰¹Statius hat seine Widmung an seinen Freund Gallicus am Anfang seines Werks mit einem den Göttern gebrachten Opfer verglichen.

(Statius, *Silvae* 1,4, 31 ff.).

S. Curtius, *Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter*, S. 96.

Cf. auch die Metaphern in Widmungen des 17. Jahrhunderts: Lohenstein z. B. redet von seinem Buch als einem

„für Dero Füße gelegtes Opfer“.

(Lohenstein, Ibrahim Bassa, Widmung, T.T. S. 81).

sakrale Abkunft der Widmung und den gottähnlichen Status des Adressaten.²⁰²

Diese Sprach- und Funktionsübertragung von einem höheren (religiösen) zu einem niedrigeren (profanen) Bereich gehört zu einem Säkularisierungsvorgang, der die Widmung an ‘große Herren’ entscheidend prägt.²⁰³ Die vielbemühete Bitte um Schutz stellt so auch einen Verweis auf die sakrale Tradition der Widmung dar und rückt den Adressaten in die Nähe (eines) Gottes.

Scaliger sieht in der Bitte um Schutz den sakralen Ursprung:

„Alii poetae cum viris illustribus libros suos dedicarent: quasi pro numine haberent ipsos ausi sunt ab eis petere carminum suorum praesidium.“²⁰⁴

²⁰²Cf. z. B. Lohenstein:

„wenn sie [sc.: Agrippina] nicht von Eur: Fürstl. Genad: ruhmwürdigster Leitseeligkeit gelernt hette: Daß Tempel und Altar nicht schlechten Weyrauch verschmehen“.

(Lohenstein, Agrippina, Widmung, R.T. S. 13).

Cf. dazu auch Bohses Beispielwidmung:

„allein/ auch die Götter seynd mit einer Hand voll aufgestreuten Weyrauch zufrieden wann die Dürfftigkeit ihrer Anbeter etwas wichtigeres zu bringen ihnen nicht zulasset.“

(Bohse, Unterthänigste Zuschrift [...] an Ihre Hoheit die Durchlauchtigste Chur-Fürstin von Sachsen, Der allzeitfertige Brieffsteller, 1692, S. 330).

²⁰³Dieser Säkularisierungsvorgang ist *nicht* derselbe, den Schöne beschrieben hat. Schöne versteht unter dem Begriff ‘Säkularisation’ die „Übertragung biblischer Worte in den sprachlichen Kontext der Dichtung“.

(Schöne, Säkularisation als sprachbildende Kraft, S. 29).

Beim Säkularisationsvorgang in der *Widmung* dient ja der Akt der Tempelweihe zum Muster, die der antiken Religion entspringt. Trotzdem geschieht in der Widmung etwas, das analog zu Schönes ‘Säkularisation’ zu sehen ist: die Übertragung göttlicher Funktionen auf den menschlichen Adressaten.

²⁰⁴„So oft andere Dichter berühmten Männern ihre Bücher widmeten und sie gleichsam als Gottheit behandelten, haben sie gewagt, von ihnen Schutz für ihre Lieder zu erbitten.“ (Scaliger, *Poetices libri septem*, 1561, 5, 17 B, S. 293).

Cf. auch Haenny:

„In der Dedication liegt gleichsam die Anrufung eines Patrons, dessen Schutz man sein Werk anvertrauen möchte.“

Die Bitte um Schutz ist aus dieser höheren Ebene in die menschliche Beziehung Dichter – Gönner eingebracht worden. Zesen bittet seinen Adressaten devot,

„daß Ihn [= den dritten Teil des ‘Deutschen Helikons’] Ihr. Hochgräfl. Gn. unter Ihren Höchst-ansehnlichsten gnadenschutz und schirm zu nehmen/ gnädig geruhen werden.“²⁰⁵

Die Bitte um Schutz in der Widmung erinnert auch an die Anrufung der Musen oder eines Gottes, die der Autor der Antike im Prolog seines Werks um ihren Beistand zu bitten pflegte.²⁰⁶ Aber auch für sich allein stehend war dieses Bitte um Schutz wohl noch verweisungskräftig genug, um den sakralen Ursprung der Widmung ins Gedächtnis zu rufen.

Darauf setzt auch Logau in seinem Epigramm „Man schreibet grossen Herren die Bücher zu um Schutz . . . “. Das ‘um Schutz bitten’ gehört zu dem Typ der Widmung, der sich an „grosse Herren“ richtet; ja, es kann bei diesem Typ sogar ‘widmen’ bedeuten. Hinter der Macht der „grossen Herren“ aber steht Gott. Die Absicht dieses Widmungstyps *ist* ‘Schutz’ als sichere Basis für den Gelehrten; zu erreichen ist dieser durch die Gunst großer Herren, die zur „Gnade“ erklärt wird.²⁰⁷

(Haenny, Schriftsteller und Buchhändler im Alten Rom, S. 115).

²⁰⁵Zesen, *Deutscher Helikon* 3, 1649, Widmung, S. [2].

²⁰⁶Cf. Curtius, *Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter*, S. 240 f.

Über Anrufungen: Cf. Scaliger, *Poetices libri septem*, 1561, 5, 17 B, S. 293.

²⁰⁷Cf. Hille, *Der Teutsche Palmbaum*, 1647, ND, S. 229. S. oben S. 157 mit Anm. 186.

Cf. Dachs Klage über die ‘Gnade’ des absolutistischen Fürsten:

„Fürsten schencken nach Behagen,
Gnade treibet sie allein,
Nicht Verdienst, das Sie thun sollen,
Nein, Sie herrschen frey und wollen
Hie auch ungebunden seyn.“

(Dach, *Unterthänigste letzte Fleh-Schrifft an Seine Churfürstl. Durchl. meinen gnädigsten Churfürsten und Herrn*, *Gedichte* 2, hg. Ziesemer, S. 262).

2.2.3 KRITIK DES SCHUTZES: 'NUTZ'

Widmung als Schmeichelei und Bettelei

Die Widmung als Bitte um Schutz, wenn sie gar noch den Adressaten zu einer gottähnlichen Höhe erhebt, läuft ständig Gefahr, als Schmeichelei zu erscheinen. Vor dieser Entgleisung wird der Widmungsschreiber wiederholt gewarnt.²⁰⁸

Die Klage über den Mißbrauch der Widmung ist alt: die Gefahr des Widmungsbriefs, als Bettelbrief verstanden oder mißverstanden zu werden, war immer gegeben.²⁰⁹ Schon im 16. Jahrhundert rechtfertigen die Gelehrten ihre Widmungen mit der Sitte bei den Alten.²¹⁰ Die Verweise auf antike Vorbilder im Widmen genügten auch im 17. Jahrhundert als Ehrenrettung der Widmungsbriefe.²¹¹ Immer schon hieß es huldigen ohne zu schmeicheln; im 18. Jahrhundert allerdings wurde das Bemühen augenscheinlich stärker, der Widmungskritik vorzubeugen, indem man den „Verdacht einer eigennützigen Absicht“ weit von sich gewiesen hat.²¹² Unter dem Vorwand des 'Schutzes' nur auf den 'Nutzw' [= Eigennutz] bedacht zu sein, erschien nun verwerflich. Das „papierne Geschenk“ des Buchs sollte nicht in Verdacht geraten, es sei

„aus der niederträchtigen Absicht überreicht/ güldene her-

²⁰⁸Z. B. von Stieler, *Teutsche Sekretariat-Kunst*, 1673, S. 1000.

²⁰⁹Gegen die mißbräuchliche Überhandnahme der Widmungsbriefe sprach sich der Geschichtsschreiber Johann Cuspicianus in seiner *Florus*-Ausgabe von 1511 aus, und zwar in einem Widmungsbrief. Er plädierte also nicht gegen die Widmungspraxis an sich, sondern nur gegen deren Mißbrauch.

(Schottenloher, *Der Widmungsbrief im 16. Jahrhundert*, S. 233).

²¹⁰S. Schottenloher, *Der Widmungsbrief im 16. Jahrhundert*, S. 233).

²¹¹S. oben S. 15 mit Anm. 10 (1.1.1 Widmungsbrauch seit der Antike).

²¹²„Wer aber wird es mir verdencken können, wann ich auf alle Weise den Verdacht einer eigennützigen Absicht von gegenwärtiger Zueignungs-Schrift abzulehnen, und diesen aufs neu gesammelten Blättern einen um desto grösseren Wehrt bezulegen mich bemühe?“

(Weichmann, *Poesie der Nieder-Sachsen* 4, 1732, Widmung des Herausgebers Kohl, S. [8]).

aus zu locken“.²¹³

Stellten sich solche Geschenke dennoch ein, wurden sie freilich keineswegs verachtet.

Eine angemessene Belohnung für das gewidmete Werk gehörte im 17. Jahrhundert zu den Spielregeln, und die Autoren scheuten sich nicht, darauf unmißverständlich hinzuweisen.

„Wenn Künste belohnt und geehret werden/ pflegen sie zu wachsen und zu zunehmen/ da hingegen es heißet/ wie Ennodius schreibet: Wenn die Tugend ohne Belohnung seyn solte/ wen würde seine Mühe und Arbeit nicht verdrießen?“²¹⁴

Wie das geforderte Patronenlob in der Widmung ausgeführt wird, daran läßt sich deren Aufrichtigkeit — und das heißt: deren Tauglichkeit — bemessen. Vor einer Übertreibung des Lobes warnt Neukirch daher: also

„müssen wir im Lobe nicht zu weit gehen und dinge sagen, welche uns bey aller Welt zu lügnern machen.“²¹⁵

Die „Beweise der Ehrfurcht“ blieben in der Widmung nur Lippenbekenntnisse, wenn ihr Verfasser währenddessen schon „nach der Hand mit dem Gratiale“ schiele, weil er „im Herzen aber doch schon Rechnung auf das Pathengeschenk“ mache; auf diese Weise werde — klagt man — aus „den Dedicationen ein ordentliches Gewerbe“ gemacht.²¹⁶ Zu solchen Auswüchsen führt es, wenn die ‘Regel der Aufrichtigkeit’ in der Widmung mißachtet, und der Eigennutz zur Triebfeder der Widmung wird.

Loben ist angezeigt, aber nicht anders „alß wie es der Warheit gemeß ist“, und ohne die „Warheit-liebenden Ohren“ des Adressaten „mit schmeichelhaften Reden zu erfüllen“.²¹⁷ Das „gebührende

²¹³Beccau, *Geistliche Gedichte*, 1719, Widmung, S. [9].

²¹⁴Stieler, *Teutsche Sekretariat-Kunst*, 1673, S. 1000.

(Letzter Satz im Original gesperrt gedruckt!)

²¹⁵Neukirch, *Anweisung*, 1746, S. 292.

²¹⁶Deutsche Encyclopädie 7, S. 3, s.v. Dedicaton.

²¹⁷„Dieses Gestrenger Herr Seestett schreibe ich anders nicht/ alß wie es der Warheit gemeß ist und mein schuldigkeit erfordert/ denn ich ja so wenig

Lob“ ist in den Zueignungsschriften zu leisten, nicht mehr und nicht weniger.²¹⁸ Nur die angemessene Form des Lobes verbürgt Wahrheit, und dies gilt nicht nur für Dedikationen, sondern für jede Art lobpreisender Casual-Dichtung.²¹⁹

In diesem Sinne spricht auch Neukirch zu seinem Adressaten:

„Als dein Verdienst erheischt/ wie könt ich anders schreiben?
Wer that und warheit schreibt/ muß bey der einfalt bleiben;

E⟨uwrer⟩ Gestrengigkeit Warheit-liebenden Ohren mit schmeichelhaften reden zu erfüllen bin gesinnet; Alß ungerne sie ihr längstverdientes rechtmessiges Lob zu hören begeren“.

(Rist, Teutsche Hauptsprache, 1652, Widmung, Sämtliche Werke 7, S. 74).

Cf. auch Rists ähnliche Äußerung in der Widmung zum ‘Friedejauchtzenden Teuschland’, s. oben S. 144 mit Anm. 146 (2.2.1 Logaus Epigramm).

Das Tugendlob seines fürstlichen Adressaten könne er zwar — so behauptet auch Beccau — „ohne Schmeycheley“ „nicht aber ohne Unvollkommenheit verrichten“, und daher

„würde ich Dero Ohren nur beleidigen. Denn dieses ist das Kennzeichen der grösten Tugend seine wahrhaftte Tugend nicht rühmen hören mögen.“

(Beccau, Geistliche Gedichte, 1719, Widmung, S. [7]).

Beccau und Rist plädieren damit — freilich wortreich — für ein Lob durch Schweigen.

²¹⁸ „Gleichwoll befinde ich mich verpflichtet einem solchen tapfren Edelman/ mit welchem ja so woll die Gelahrten als die Rittermessige prangen [...] sein gebührendes Lob auch in dieser kurtzen Zueignungs-Schrift mit nichten zu entziehen.“

(Rist, Teutsche Hauptsprache, 1652, Sämtliche Werke 7, S. 74).

²¹⁹ So schreibt Mühlpforth von seinem Adressaten des Leichengedichts, einem Schulmann:

„Dein Bildnüß kan ich nicht in Ertzt und Marmel hauen;
Es fehlt mir an der Kunst/ und meine Faust ist krank.
Zu dem/ was helfen auch dergleichen Ehren-Säulen/
Die zwar vom Lob’ erfüllt von Wahrheit aber bloß?“
(Mühlpforth, Teutsche Gedichte, 1686, Leichengedichte, S. 258).
Cf. Segebrecht, Gelegenheitsgedicht, S. 125.

Einem Schulmann stehe nur ein Lob *ohne* Ehrensäule zu, nur ranghöhere Repräsentanten könnten eine solche „Ehren-Säule“ erwarten, nämlich diejenigen

„Die bey Regierungen und Staats-Geschäftten leben/
Und derer Namen stets ein langer Titel ziert.“
(Mühlpforth, Teutsche Gedichte, 1686, Leichengedichte, S. 258).

Denn stoltze farben sind für reine tugend nicht.“²²⁰

Kurzum, der Poet könne, um der Wahrheit allein die Ehre zu geben, sogar auf seine Kunstfertigkeit verzichten:

„Wer schreibt/ was du gethan/ und saget/ wer du bist/
Hat so viel wahres schon/ daß er der kunst vergist.“²²¹

Ein solches Lob dürfe nicht als Mittel zum Zweck der Belohnung dienen:

„Ich schreibe kein sonnet mit schmeicheln in die welt/
Und wen ich loben will/ den lobe ich ohne geld.“²²²

Überhaupt entspreche es der „tugendhaften Gemüthsart eines Poeten“, so befindet Gottsched, wenn er „ohne Schmeichelei oder Lästerei die Lobenswerten lobe“, „um ihr Gedächtniß zu verewigen“.²²³

Ebendies sollte ein solcher „Poet“ auch in der Widmung beherzigen. Nur das „unsterbliche wahre Lob“ seines Patrons hat der Dichter in Werk und Widmung zu singen.²²⁴

Von der Schmeichelei, die die Wahrheit hintansetzt, führt ein direkter Weg zur Bettelei. Nicht zu widmen kann auch als Indiz dafür gelten, daß eigennützige Absichten fehlen.²²⁵ Noch Bürger

²²⁰Neukirch, Anthologie 3, 1703, ND, Über den glücklich vollendeten bau, S. 266.

²²¹Neukirch, Anthologie 1, 1697, ND, An Se. Excellenz den Herrn geheimden Rath Stryck, S. 162.

²²²Neukirch, Anthologie 2, 1697, ND, Die erste Satyre, S. 239.

²²³Gottsched, Versuch einer Critischen Dichtkunst, 4. Aufl., 1751, ND, S. 113 f.

Cf. Segebrecht, Gelegenheitsgedicht, S. 268.

²²⁴So schreibt Hille in seiner Widmung des ‘Teutschen Palmbaums’ an Friedrich Wilhelm, den Markgrafen zu Brandenburg, er wolle „ein Dank- und Denkzweiglein“ von dem „viel nutzbaren“ Palmbaum abbrechen, „und zu dero unsterblichen wahren Lob“ „wurtzelfest“ einpflanzen.

(Hille, Der Teutsche Palmbaum, 1647, ND, Widmung, S. 16*).

²²⁵So schreibt Grimmelshausen an „Momus“:

„Im übrigen gehet dich nichts an/ auß was ursach ich schreibe/ dann ich dir kein Rechenschafft darumb zu geben schuldig bin; Du Stockfisch köntest aber leicht wohl gedencken/ daß ichs Gewinns halber nicht gethan/ dann sonst

erwägt — halb ernst- halb scherzhaft —, ob er seine ‘Gedichte’

„nicht irgendeinem gutbezahlenden hohen Haupte dediciren“

solle.²²⁶ Dieses Eigennutz-Interesse stehe aber einem gelehrten Dichter des 17. Jahrhunderts nicht an: wenn „Zuschriften“ sich als eine „Art von Bettelbriefen“ erwiesen, so bedeute dies eine Fehlentwicklung, weil „das Betteln“ überhaupt sich

„sehr übel mit der Gelehrsamkeit reime“.²²⁷

Freilich sucht man durch die Dichtkunst — nach Opitz — „vorneher leute gunst und liebe“, aber doch nicht mit unlauteren Mitteln, sondern im Vertrauen auf den Wert der Dichtung.²²⁸ Ein Mißbrauch dieses legitimen Ersuchens um Gunst liegt vor, wenn es die Verfasser der Dedikationen nur auf die Belohnung abgesehen haben: wer für seine „papiernen Gaben“ offensichtlich nur „goldne Gegen-Verehrungen, Ketten und Perlen“ zu erhaschen hofft, der wird durch die Satire angeprangert.²²⁹

„Gunst heißt hier, und bey andern dergleichen Zuschriften, in poetischem Verstande, so viel, als baares Geld.“²³⁰

Die Bitte um *diese* Art von „Gunst“ ist freilich Bettelei; eine Bettelei, die obendrein meist vergeblich ist:

„Fürsten und Herren aber riechen diese Braten/ darum weisen sie solche Bettler durch die Ihrige meisterlich ab/ oder beantworten ihre dedicationsbriefe mit Stillschweigen.“²³¹

hette ichs jemand dedicirt“.

(Grimmelshausen, Satyrischer Pilgram 1, 1667, hg. Bender, 2. Vorrede, S. 10).

²²⁶ „Da denn doch die ganze Herausgabe meiner Gedichte meistens um des schönsten Gewinnstes willen geschieht, soll ich sie nicht irgend einem gut-bezahlenden hohen Haupte dediciren?“

(Bürger an Boie, 29. Sept. 1777.

Bürger, Briefe 2, hg. Strodtmann, S. 148).

²²⁷ Mencke, Zwei Reden von der Charlatanerie der Gelehrten, 1716, S. 53.

²²⁸ Opitz, Buch von der Deutschen Poeterey, 1624, ND, S. 56.

²²⁹ Mencke, Zwei Reden von der Charlatanerie der Gelehrten, 1716, S. 47 f.

²³⁰ Rabener, Noten zur Zueignungsschrift, Satiren, 1766, 3, S. 19.

²³¹ Stieler, Teutsche Sekretariat-Kunst, 1673, S. 999.

Ebenso wie die Widmung geriet die Gelegenheitsdichtung oft in Gefahr, zur vergeblichen Bettelei abzusinken. Dies war ein Grund, dieser Art der Poesie valet zu sagen:

„Nun gute Nacht! Poeterey/
 Mit dir kan ich kein Brod erwerben/
 Dein Thun ist lauter Betteley/
 Wer wil/ der kan durch dich verderben/
 Du giebst nicht Brod/ wo bleibt der Wein?
 Poeterey/ ach nein/ ach nein!“²³²

Eine auf diese Art nutzlose Dichtung stellt ein Ärgernis vor, weil sie — trotz aller Anstrengungen — ihr Ziel nicht erreicht. Sie geht ebenso ins Leere wie eine Dedikation, die mit „Stillschweigen“ anstatt mit „dankbarer Annehmung“ oder gar mit Gegengaben beantwortet wird.²³³

Verpflichtung zur Wahrheit

Dieser Verfallserscheinung der Dedikation gilt es mit Logau vorzubeugen, und zwar mittels der Aufrichtigkeit: daß die Dedikation meine, was sie sage, und ihre Absicht sich *nicht* auf den „Nutz“ (= den materiellen Eigennutz) reduzieren lasse. Dichten darf und kann nicht heißen: „bey großen Herren lügen“.²³⁴ Ebensowenig darf es für den Poeten bedeuten:

²³²Peucker, Wohlklingende lustige Paucke, 1702, S. 472 f.

Cf. Segebrecht, Das Gelegenheitsgedicht, S. 195.

²³³Stieler fordert, die Widmungsschreiber sollten

„zu frieden seyn/ wenn ihr Geschenk allein mit gnädigen Händen aufgenommen wird.“ Denn — laut Seneca — sei „die erste Frucht eines Geschenks“ „eine dankbare Annehmung“.

(Stieler, Teutsche Sekretariat-Kunst, 1673, S. 1000).

²³⁴Ephraim Gerhard, nachdem er zuvor schon versichert hat, daß er ein solcher Dichter niemals sein wolle,

„Und schwere tausendmahl, daß ich kein dichter bin“,
 beschreibt das Dilemma des Gelegenheitsdichters in seiner eigenen Person:
 „ ... Bald fang ich wieder an
 Und suche mit verdruß, ob ich noch dichten kan,
 Besonders wenn ich seh, wie andre geld verdienen,

„... auf die warheit schmähn,
Und das, was laster heist, vor reine tugend schelten“.²³⁵

Eine Moral des Dichtens, die genauso für das Widmen gilt. Diejenigen, welche so ungerechtfertigt „ändern einen grossen Namen machen wollen“, hätten nicht selten „ihren eigenen guten verlohren“, warnt Gryphius.²³⁶ Der Dichter hat eine Verpflichtung zur Wahrheit; sie stellt seinen moralischen wie ästhetischen Auftrag dar. Morhof drückt das Verhältnis des Dichters zur Wahrheit so aus:

„Ich dichte warlich nicht/ bin ich gleich jetzt ein Dichter/
Die blosse Wahrheit selbst sey meiner Feder Richter/
Das Heucheln ist bey mir und meinen Wesen nicht/
Der ist ein falscher Freund/ der nur zu Liebe spricht.“²³⁷

Es gilt, ein der „Wahrheit“ entsprechendes „Lob“ zu finden, das glaubwürdig erscheint.²³⁸ Dies Lob kann letztlich sogar im Schweigen bestehen:

„Gönnt demnach/ gönnt mir einst/ Patronen/ daß ich
schweige/
Es werden ausser mir noch viel Poeten seyn.“²³⁹

Bey denen witz und kunst, gleich klee im winter, grünen,
Da mischt sich denn der geitz in alle zeilen ein:
Der will vors henckers danck: ich soll ein dichter seyn:
Ich soll mit Laps und Taps um ziel und wette kriegem:
Ich soll, dem Neuburg gleich, bey großen Herren lügen ... “.
(Neukirch, Anthologie 5, 1705, ND, S. 506, Ephraim Gerhard, Er entsaget der poesie).

Cf. auch *Der galante Stil*, hg. Wiedemann, S. 73.

²³⁵Neukirch, Anthologie 5, 1705, ND, S. 507, Ephraim Gerhard, Er entsaget der poesie.

²³⁶Gryphius, Oden, 4. Buch, 1657, Vorrede, Gesamtausgabe 2, S. 101.

²³⁷Morhof, *Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie*, ND, Nachwort, S. 415 („Seinem liebsten und werthesten Freunde M. Johann Röllingen“).

²³⁸Noch Klopstock fordert in diesem Sinne:

„Und diese Zuschrift soll zu denen seltnen gehören, welchen man ihr Lob glaubt.“

(Klopstock, *Hermanns Schlacht*, 1769, Widmung, S. [2]).

²³⁹Christian Gryphius, *Poetische Wälder*, 1698, S. 377.

Dieser Unsagbarkeitstopos ist sowohl für das Lob in der Dichtung als auch für das Lob in der Widmung tauglich:

„Durchläuchtest! ach! man muß was himmlisch/ schweigend ehren.“²⁴⁰

So beendet Gryphius sein Widmungsgedicht an die Herzogin Luise. Ein Lob, dessen höchste Steigerung im Verschweigen liegt, ist glaubwürdig und wahr.

Dichtung als Verewigung und die Rolle der Widmung

Auch deshalb müsse das Lob in der Dichtung wahr sein, damit es dauern könne.

„ ... Was stets vor augen schweben/
Und ewig leben soll/ muß vor im hertzen leben.“²⁴¹

Der Poet setzt gegen die Zeit, „welche aller Sachen letzter Feind ist“, seine Ewigkeit.²⁴²

„Denn Zeit und Fall reißt alles nieder,
Ohn der Poeten weise Lieder.“²⁴³

Es sei geradezu die Aufgabe des Poeten, behauptet Opitz, demjenigen, der Lob verdiene,

„in dem Hertzen der Nachkommenen ein ewiges Haus auf-
zubawen.“²⁴⁴

Diese Absicht der Kunstdichtung deckt sich mit der Absicht der Widmung. So oder so, die selbstbewußten Poeten glauben ihren Adressaten ewiges Leben versprechen zu können:

„Die von uns gesungen werden/
Wissen von dem Tode nicht.“²⁴⁵

²⁴⁰Gryphius, *Deutscher Gedichte* 1. T., 1657, Widmung an die Herzogin Luise von Liegnitz, Brieg und Wohlau, S. [2].

²⁴¹Neukirch, *Anthologie* 3, 1703, ND, S. 262 (Auff den einzug).

²⁴²Opitz, *Acht Bücher Deutscher Poematum*, 1625, Widmung, S. [10].

²⁴³Dach, *Gedichte* 3, hg. Ziesemer, S. 218.

²⁴⁴Opitz, *Acht Bücher Deutscher Poematum*, 1625, Widmung, S. [10].

²⁴⁵„Schäm dich nicht, Herr, unsrer Lieder,

Die Poesie habe die Kraft — so heißt es immer wieder — ein ewiges Gedächtnis zu stiften:

„Aber was die Feder pflanzt
Ist vor macht der zeit verschantzet.“²⁴⁶

Von dieser Kraft profitieren aber nicht nur diejenigen, die in der Poesie zum Gegenstand erhoben werden, sondern auch diejenigen, die sie ausüben, ihre „Liebhaber“:

„Wer weiß auch nicht/ wie die Edle Poesie ihre Liebhaber der
Nach-Welt recommendire, daß wenn ihr Leib schon modert/
doch ihr Nahme und Ruhm in Schrifften grünet.“²⁴⁷

Poet *und* Adressat streben nach Verewigung: ihr gemeinsames Ziel ist die Nachwelt. Schon seit der Antike fühlt sich der Dichter immer wieder veranlaßt, sein Vermögen, dem Besungenen

Stirbt ein Mensch, er kömpt nicht wieder,
Fall und Zeit die alles bricht
Macht auch Stal zu leichter Erden,
Die von uns gesungen werden,
Wissen von dem Tode nicht.“
(Dach, Gedichte 2, hg. Ziesemer, S. 30).

Cf. dazu auch Schöne, Kürbishütte und Königsberg, S. 51 mit Anm. 123.

Schon Opitz hat diese Gewißheit der Verewigung formuliert, nur bezieht er sie aufs Werk, nicht auf die Adressaten.

„Keine Heereskrafft kan streiten
Wieder die Gewalt der Zeiten;
Das Metall und Eysen bricht;
Kron und Zeppter legt sich nieder;
Aber ewre schöne Lieder
Wissen von dem Todte nicht.“

(Opitz, Weltliche Poemata, 1644, 2, ND, S. 463 Ende des ‘Vierdten Buchs’ [!]).

²⁴⁶Tscherning, Deutscher Getichte Fröling, 1642, S. 34.

²⁴⁷Männling, Der Europaeische Helicon, 1704, S. 18 f.

Cf. oben S. 152 mit Anm. 172 (2.2.2 Schutz).

Nicht nur von Männling werden die (Gelegenheits-)Poeten als „Liebhaber“ der Poesie bezeichnet. Auch in Buchners Vorrede ist mit dem „Liebhaber der Deutschen Musen“ der (Gelegenheits-)Poet gemeint.

(Treuer, Deutscher Dädalus, 1675, Vorrede Buchner, S. [4]).

Nachruhm zu verleihen, herauszustreichen.²⁴⁸ So verspricht Dach seiner Adressatin Loysa Charlotte, einer Brandenburgischen Prinzessin:

„Wo mein Spiel das Glück erhält
Und nicht wird mit mir begraben,
Solst auch Du in aller Welt
Ein unsterblichs Denckmahl haben.“²⁴⁹

Aber auch sich selbst will der Dichter in seiner Dichtung ein Denkmal setzen, dem horazischen Wort „Exegi monumentum aere perennius“ folgend.²⁵⁰ Diese beiden Motive weiß man im 17. Jahrhundert geschickt miteinander zu verbinden. So schreibt Klaj von seinem Adressaten:

„Dann ihm nicht unbewust/ daß alles hier vergeht/
Nur ein Poetenfreund und ein Poet besteht.
Ein ausgeputzter Reim und Kunstgebundne Schrifft
Die sind des Todes Tod/ des Gifftes Gegengiff.
Stirbt ein Poetenfreund/ bleibt der Poet nur leben/
So kan er mit dem Vers das Leben wieder geben.“²⁵¹

²⁴⁸Cf. Curtius, *Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter*, S. 469 f. (Dichtung als Verewigung).

²⁴⁹Dach, *Gedichte 2*, hg. Ziesemer, S. 253.

²⁵⁰Horaz, *Oden 3*, 30.

Cf. dazu Dachs freie Übertragung:

„Jamque opus exegi etc.
Ich hab ein Werck vollbracht, daß weder Blitz noch Feuer
Noch Stahl noch Zeit zerbricht noch sonst ein Ungeheuer ... “
(Dach, *Gedichte 1*, hg. Ziesemer, S. 314).

Opitz hat als erster diese berühmten Verse übersetzt:

„HORATII: EXEGI monumentum.
Ich hab' ein Werck vollbracht dem Ertz nicht zu vergleichen/
Dem die Pyramides an Höhe müssen weichen/
Daß keines Regens Macht/ kein starcker Nordwind nicht/
Noch folge vieler Jahr' und Flucht der Zeit zerbricht ... “
(Opitz, *Weltliche Poemata*, 1644, ND, S. 64 [Ende des 'Ersten Buchs'!]).

²⁵¹Klaj, *Lobrede der Teutschen Poeterey*, 1645, *Widmung, Redeoratorien*, S. [381].

Wer sich im 17. Jahrhundert als „ein rechter Musen-Freund“ (also als Mäzenat!) erweist, der darf hoffen, daß mittels der Dichtung „sein Lob nimmer stirbt“.²⁵² Dieses Interesse seines Gönners gibt dem Dichter die Chance, sich für den gewährten „Schutz“ mit einem „Nutz“ zu bedanken. *Dieser* „Nutz“ ist allerdings ideeller Natur, nicht materieller, wie der von Logau im Falle der Widmung angeprangerte.

In der Widmung wird die Gelegenheit ergriffen, den Verewigungsgedanken der Dichtung zu bekräftigen, um den ideellen Nutzen für den Adressaten herauszustreichen. Diese Chance der Argumentation in der Widmung ließen sich selbstbewußte Poeten der Zeit, wie Opitz und Klaj, nicht entgehen.

Gerade diese Verewigungshoffnung sei ja von jeher die Triebfeder der Beförderung der Poesie (und das hieß allemal: der Poeten) durch die ‘Potentaten’ gewesen: „Die Ursache aber“, so erklärt Opitz dazu,

„ist vornemblich die Begiehr der Unsterblichkeit/ welcher die edelsten Geister nachhengen/ unnd ihnen den künfftigen Ruhm unnd Namen als eine Belohnung ihrer Tugenden und Tapfferkeit ohn Unterlaß für Augen stellen.“²⁵³

Die hohen Gönner seien auf diese Dienstleistung der Poeten geradezu angewiesen:

²⁵² „Nachdem ich aber bißanhero wargenommen/ daß auch E. Gestr. alß ein rechter Musen-Freund zu meiner Poesie für allen andern eine sonderbare Lust und Liebe getragen“.

(Tscherning, *Deutscher Getichte Friling*, 1642, Widmung, S. [4]).

„... der Blumen Ruch verdirbt/

Herr Schmidmayr/ dieser Herr/ und sein Lob nimmer stirbt.“

So spricht Klaj von seinem Adressaten, wiewohl es sich nur um einen einfachen „Herrn Schmidmayer“ (s. Adresse!) handelt.

(Klaj, *Lobrede der Teutschen Poeterey*, 1645, Widmung, Redeatorien, S. [380]).

²⁵³ Opitz, *Acht Bücher Deutscher Poematum*, 1625, Widmung, S. [9] f.

Cf. dazu Klaj im selben Zusammenhang:

„Die Ursache war vornemblich die Begierd der Unsterblichkeit.“

(Klaj, *Lobrede der Teutschen Poeterey*, 1645, Redeatorien, S. [404]).

„Dann weil Fürsten/ Herren und begüterte Leute/ keinen
Bürgen für den Tod haben/ sondern müssen ebenmässig wie
andere Leute die Schuld der Natur abstaten/ als können sie
sich wegen ihrer vielfä[l]tige Wolthätigkeit/ vermittelt der
Poeten/ unsterblich machen“,

erklärt auch Klaj.²⁵⁴

In dieser Konstellation sah der Autor des 17. Jahrhunderts seine
Chance, sich als unentbehrlich für den hohen Gönner zu erweisen.

„Nur ein Poetenfreund und ein Poet besteht“. ²⁵⁵

Dieser Satz stellt auch eine Beschwörungsformel dar: beschworen
wird ein Verhältnis von ‘Schutz’ und ‘Nutz’, das für das literari-
sche Leben der Zeit typisch war.

An die Funktion der Dichtung, die

„Wieder die Gewalt der Zeit
Alle Todes Macht besiegen“

könne, wird die Funktion der Widmung gekoppelt.²⁵⁶

„Und zwar so siehest du mein danckbarlichs Erkühen
In Zuschrift dieses Buchs; Held! nim es gnädig an,
Weil krafft desselben dich dein Tod nicht tödten kan.“²⁵⁷

In beiden Fällen geht es um dasselbe: Unsterblichkeit bei der
Nachwelt wird versprochen. Die „dedicationes“, so berichtet Po-
lycarpus Leyser 1605, seien früher „an grossen Herren Höfen sehr
angenehm gewesen“, denn sie [= die grossen Herren] seien „der
Meynung gewesen“,

²⁵⁴Klaj, *Lobrede der Teutschen Poeterey*, 1645, Redeoratorien, S. [404].

²⁵⁵Klaj, *Lobrede der Teutschen Poeterey*, 1645, Widmung, Redeoratorien,
S. [381].

²⁵⁶Dach, *Gedichte 1*, hg. Ziesemer, S. 103.

²⁵⁷So zitiert Tacke eine Widmung Reineckes zu dessen ersten Teil seiner
„Poetisierenden Jugend“ (1605), der einem L. B. von Kallenberg gewidmet
ist.

(Tacke, *De Dedicationibus Librorum*, 1733, S. 49).

„(wie auch in Wahrheit oft geschiehet) daß sie dadurch einen unsterblichen Nahmen, auch bey der Posterität, bey welcher solche Bücher gelesen werden, bekommen.“²⁵⁸

Logaus in vielen Fällen angebrachter Kommentar zur Buchwidmung erfaßt nicht die ganze Wahrheit, sondern nur einen Teilspekt:

„Man schreibet grossen Herren die Bücher zu um Schutz;
Mich dünckt um etwas anders/ gemeinlich um den Nutz“.²⁵⁹

Hier sind ‘Schutz’ und ‘Nutz’ Effekte, die der Widmungsschreiber für sich selbst erhofft; im anderen Fall aber bezieht sich der ‘Nutz’ auf den Adressaten, dem Unsterblichkeit versprochen wird. So haben sich *Schutz* und *Nutz* als tragende Elemente der Widmung erwiesen.

Wem gegeben ist „In meiner Posie zu stehn“, der wird weiterleben;²⁶⁰ weiterleben wird aber auch der Adressat der Widmung, denn er steht dem gedruckten Werk voran.

Das wechselseitige Aufeinanderangewiesensein von Poet und Gönner hat Logau zu folgendem Sinnspruch veranlaßt:

„Es helfen grosse Herren Poeten zwar zum Leben/
Die aber können jenen/ daß sie nicht sterben/ geben.“²⁶¹

Dies ist ‘Schutz’ und ‘Nutz’ im Sinne der Poeten.

Dieses Diktum Logaus war wohl vor allem auf die lobpreisende Casualpoesie der Zeit gemünzt; aber aus dieser Funktion der Dichtung des 17. Jahrhunderts leitet auch die Widmung ihre Recht-

²⁵⁸So berichtet Tacke.

(Tacke, *De Dedicationibus Librorum*, 1733, S. 48).

²⁵⁹Logau, *Sinn-Getichte*, [1654], 2, 8, 51, S. 169.

²⁶⁰Dach spricht diejenigen, deren Namen er in seinen Versen erwähnt hat, so an:

„Sorgt nicht ihr, denen ist gegeben
In meiner Poesie zu stehn,
Lebt sie, so werdet ihr auch leben.“

(Dach, *Gedichte* 4, hg. Ziesemer, S. 346).

²⁶¹Logau, *Sinn-Getichte*, [1654], 3, Zu-Gabe, 80, Poeten, S. 104.

fertigung her. Beide, Dichtung und Widmung, legen von dem besonderen Verhältnis Dichter – hoher Gönner Zeugnis ab.

In dieser Interessenverbindung von Dichter und Gönner unterstützt die Widmung die Bestrebungen der Dichtung; und der gewährte ‘Schutz’ wird durch den ‘Nutz’, der die Unsterblichkeit in den Schriften bedeutet, mehr als aufgewogen.

2.3 DIE WAHRHEIT DER SATIRE UND DIE ‘GUTE ERFINDUNG’:

MOSCHEROSCHS WIDMUNG ZU ‘GESICHTE PHILANDERS VON SITTEWALD’ (1650)

2.3.1 DIE ‘GUTE ERFINDUNG’ IN POETIK UND RHETORIK

Neukirch forderte zum Schluß seiner Anweisungen, man müsse sich „auch in *dedicationen* einer guten erfindung befeißigen“.²⁶² Was heißt aber „gute erfindung“, für die Neukirch nur ein Beispiel gibt?

Nach Opitzens Auffassung ist die Fähigkeit zu „erfindungen“ ein wichtiges Merkmal des Poeten, das ihn vom bloßen Versemacher unterscheidet.

„Die worte und Syllaben in gewisse gesetze zue dringen/ und verse zue schreiben/ ist das allerwenigste was in einem Poeten zue suchen ist. Er muß euphantasiotós, von sinnreichen einfällen und erfindungen sein“,

verlangt er.²⁶³ Das bedeutet, vom Poeten wird die Gabe dichterischer Phantasie erwartet, eine Phantasie, die ihm die Möglichkeit gibt, zu „sinnreichen einfällen und erfindungen“ zu kommen.²⁶⁴

²⁶²Neukirch, Anweisung, S. 293. S. oben S. 137 mit Anm. 119 (2.1.3 Kunst der Widmung).

²⁶³Opitz, Buch von der deutschen Poeterey, 1624, ND, S. 10 f.

²⁶⁴Cf. Herzog, Deutsche Barocklyrik, S. 42 mit Anm. 15, der auf Quintilian verweist (Institutio oratoria 6,2, 29–30).

Opitz spricht von den „erfindungen“, den einzelnen „dingen“, die gefunden werden sollen, Neukirch aber nur von „erfindung“.²⁶⁵ Die ‘Erfindung’ (Inventio) ist eine rhetorische Kategorie, sie stellt die erste Verarbeitungsphase der Rede dar, vor Dispositio und Elocutio. Der Briefschreibevorgang, der der Rhetorik untersteht, wird nach diesem Dreistufen-Schema (Inventio, Dispositio, Elocutio) eingeteilt; nach demselben Schema richtet sich auch die Dichtkunst.

Die Poetiken unterstreichen — in Opitzens Nachfolge — die Wichtigkeit der Inventio für den Dichter, während in den Briefstellern die Dispositio, der Aufbau des Briefes, vorgeht.²⁶⁶ Die Erfindung als Auffindung und Behandlung eines Themas wird nicht der Phantasie überlassen, sondern rhetorischen Regeln.²⁶⁷ Die Topik wird — wie in der antiken Rhetorik — zum Hilfsmittel der Inventio.²⁶⁸ Verlangt wird in der ‘Erfindung’ das Auffinden des Stoffs, des Themas, der ‘res’.²⁶⁹ Wer wie Harsdörffer die Dichtkunst als „eine Fertigkeit aller Sachen schickliche Gestalt zu erfinden“ begreift, für den ist Erfindung lehrbar: der Inhalt ist gegeben, er muß nur durch die Erfindung recht „ausgebildet“ werden.²⁷⁰ Die Erfindung wird so zur Darbietung und Einkleidung des Stoffs. Dafür gibt Harsdörffer detaillierte Hinweise:

„Die Erfindung wird entweder hergeführt von dem Wort/
oder von dem Dinge selbst/ darvon man handelt/ oder
von den Umständen desselben/ oder von gehörigen Gleich-
nissen.“²⁷¹

²⁶⁵Opitz, Buch von der deutschen Poeterey, 1624, ND, S. 17.

²⁶⁶Nickisch, Die Stilprinzipien in den deutschen Briefstellern, S. 231.

²⁶⁷Hildebrandt-Günther, Antike Rhetorik und deutsche literarische Theorie, S. 76.

²⁶⁸Cf. Dyck, Ticht-Kunst, S. 63.

²⁶⁹Cf. Dyck, Ticht-Kunst, S. 42.

²⁷⁰Die Fertigkeit „zu erfinden/ beweglich vorzutragen und wolständig auszubilden“ macht nach Harsdörffer das Wesen der Dichtkunst aus.

(Harsdörffer, Gesprächspiele 5, 1645, ND, S. 128).

²⁷¹Harsdörffer, Poetischer Trichter 1, 1650, ND, S. 10.

Der Poet müsse sich, kraft seiner dichterischen Begabung,

„von einem Dinge mancherlei Bildungen vorstellen können“,

fordert Birken für die Erfindung — und redet somit der *variatio* das Wort.²⁷²

„Erfindungen“ dieser Art sind auch bei einem neuen Stil, der durch

„sinnreiche Erfindungen/ durchtringende Bey-Wörter/ artige Beschreibung/ anmuthige Verknüpfungen“

gekennzeichnet ist, angebracht.²⁷³ Durch Verwendung ungewohnter Sprachmittel soll beim Leser Erstaunen hervorgerufen werden.²⁷⁴ „Erfindungen“ sind auch rhetorische Schmuckmittel.²⁷⁵ Diese Vieldeutigkeit der ‘Erfindung’ wird in den Poetiken des 17. Jahrhunderts nie als Widerspruch empfunden.

Die Erfindung wird darüberhinaus als der Probestein des Poeten gesehen. So steht für Hofmannswaldau das Erfinden weit über dem Dichten, das — wie bei Opitz — nur Verse machen bedeutet. Er habe „bey anwachsenden Jahren“, so schreibt Hofmannswaldau,

„auch endlich tichten und erfinden können/ indem das erste allein der Pritschmeisterey gar nahe kommt/ das andere aber/ so zu sagen/ der Poesie Seele ist.“²⁷⁶

Auch für Birken ist die „Erfindung“ „die Seele des Gedichtes und dessen Hauptstück“.²⁷⁷

Wie kommt der Poet zu einer ‘guten Erfindung’? Durch Rezeption und Übung, sagt Morhof:

²⁷²Birken, *Teutsche Rede-bind und Dichtkunst*, 1679, S. 171.

²⁷³Hofmannswaldau, *Deutsche Übersetzungen und Getichte*, 1689, Vorrede, S. [3].

²⁷⁴Cf. Klaj, *Redeoratorien*, Nachwort S. 9*.

²⁷⁵*Inventio* als Schmuckmittelerfindung, s. Hildebrandt-Günther, *Antike Rhetorik*, S. 74.

²⁷⁶Hofmannswaldau, *Deutsche Übersetzungen und Getichte*, 1689, Vorrede, S. [2].

²⁷⁷Birken, *Teutsche Rede-bind und Dichtkunst*, 1679, S. 171.

„Erstlich/ ehe einer erfinden kan/ muß er zuvor gelesen und gesamblet haben/ sonst wird er ein leeres Stroh dreschen.“²⁷⁸

Den Poeten macht danach Erfahrung in Wissenschaften und Nachahmung, so sieht es auch Birken:

Wer wol Poetisiren wil/ der lese erstlich ein gutes Latein- oder Teutsches Gedichte von selbiger Materie: ein Geist wird den andern anzünden.“²⁷⁹

Dabei sei es sogar erlaubt, „den rühmlichen Diebstahl“ zu begehen, sich „fremdder Poeten Erfindungen“ zu bedienen, wenn sie nur richtig angewendet würden, meint Harsdörffer.²⁸⁰

Anders Opitz, der das Ingenium des Poeten als Voraussetzung der Erfindung sieht: ein Poet könne nur schreiben, wenn

„ihn die regung des Geistes welchen Ovidius unnd andere vom Himmel her zue kommen vermeinen/ treibet“.²⁸¹

Göttliche Eingebung („göttliche Vernunft“ sagt Klaj im selben Sinne²⁸²) ist danach das Movens für den Geist des Poeten und der Ursprung seiner ‘Erfindung’.

²⁷⁸Morhof, Unterricht, 1700, ND, S. 313.

²⁷⁹Birken, Teutsche Rede-bind und Dichtkunst, 1679, S. 178.

Auch Hofmannswaldau ist dieser Ansicht. Er habe selbst erst „vermittelst fleißiger Durchsuchung gelehrter Schrifften/ auch endlich tichten und erfinden können“, bekennt er.

(Hofmannswaldau, Deutsche Übersetzungen und Getichte, 1689, Vorrede, S. [2]).

²⁸⁰Harsdörffer, Poetischer Trichter 1, 1650, ND, S. 102.

²⁸¹Opitz, Poeterey, 1624, ND, S. 11.

Cf. dazu Klajs Version von Opitzens Forderung:

„Das ist/ es müsse ein guter Poet von einer höhern Gewalt angetrieben werden/ Göttliche Regungen und himmlische Einflüsse haben“.

(Klaj, Lobrede der Teutschen Poeterey, 1645, Redeatorien, S. [388]).

²⁸²„Und weiln ein solcher Poetischer Geist/ von anmutigen Sinnreichen Einfällen [...] sich mit göttlicher Vernunft flügelt/ die Alltagsgedanken übertrifft“.

(Klaj, Lobrede der Teutschen Poeterey, 1645, Redeatorien, S. [388]).

Kunsthfertigkeit *und* Ingenium sind für die ‘Erfindung’ gefordert.²⁸³ Im dichterischen Alltag des 17. Jahrhunderts wird freilich das Ingenium durch die Gelehrsamkeit zureichend ersetzt.²⁸⁴

Die Anwendung der Regelpoetik und eigenes Vermögen, das durch Beobachtung und Nachahmung geschult ist, machen den Dichter. Die Mittel zur ‘guten Erfindung’ sind Erfahrung und Eingebung, damit das Alte neu erscheine. Auch bei der Sache selbst, der Erfindung, ist ein Neues im Alten erwünscht. So wird die Erfindung zur Kunst des „Scharfsinnigen“ Poeten, alt und neu miteinander zu verknüpfen.²⁸⁵

Wem es — wie einigen von Harsdörffers Lesern — „alle Zeit an der Erfindung“ mangelt, der ist dieses Neuen im Alten nicht fähig und deshalb zum wahren Poeten nicht berufen.²⁸⁶

Männlings Vorwurf an die Verfasser von Poetiken war sicher nicht unberechtigt:

„Die Erfindung, wo sie sollte hergenommen werden, wie sie auch müsse beschaffen seyn, davon wollen die Anweiser der Poesie gar wenig Anleitung geben.“²⁸⁷

Die ‘gute Erfindung’, die den Versemacher vom Poeten und den Briefschreiberling von dem, der die Kunst der Dedikation versteht, unterscheidet, ist nicht in allen Stücken lehrbar.

„Feuer und Geist“ eines Gedichts „muß von höherer Eingebung herfließen“, fordert Harsdörffer — die Poetiken können nur Regeln

²⁸³Cf. Morhof, Unterricht, 1700, ND, Nachwort S. 444.

Cf. Dyck, Ticht-Kunst, S. 121 f.

²⁸⁴Cf. Dyck, Ticht-Kunst, S. 65.

²⁸⁵„Vor allem muß ein Poet seyn Scharfsinnig (euphantasios)“ [sic!].
(Birken, Teutsche Rede-bind und Tichtkunst, 1679, S. 170).

Cf. Opitz, Buch von der Deutschen Poeterey, 1624, ND, S. 10 f.

²⁸⁶„Andre klagen/ daß [sc.: sie] keine Poeten worden/ ob sie zwar den Trichter gelesen/ und könten so wenig ein Gedicht verabfassen als zuvor [...] und mangle es allezeit an der Erfindung/ von welcher in der ersten Stunde gar zu kurtze Anregung beschehen.“

(Harsdörffer, Poetischer Trichter 2, 1648, ND, Widmung, S. [2]).

²⁸⁷Männling, Der Europaeische Helicon, 1704, 1, 12, S. 79.

und Beispiele liefern.²⁸⁸

„Feuer und Geist“ hat aber für die Zeit jedes Werk, das in der Sprache des Dichters geschrieben ist, der

„alles höher/ kühner/ verblühter und fröhlicher setzt/ daß was er vorbringt neu/ ungewohnt/ mit einer sonderbahren Maiestät vermischt“

erscheine.²⁸⁹ Das Alte auf diese Art „neu“ und „ungewohnt“ zu präsentieren, mit „Feuer und Geist“ zu beseelen, „von der erden empor steigen“ zu lassen, ist das Prinzip der ‘guten Erfindung’ und das Ziel der Dichtkunst.²⁹⁰

„Auf ungewohnte neue weise“ habe er seinen Widmungsbrief begonnen, erklärt Moscherosch in seiner Widmung der ‘Gesichte’; damit will er aber auch sagen: mit einer ‘guten Erfindung’.²⁹¹

2.3.2 MOSCHEROSCHS WIDMUNG: DER ADRESSAT UND DIE FRUCHTBRINGENDE GESELLSCHAFT

Johann Michael Moscheroschs „Gesichte Philanders von Sittewald“ war schon zu seiner Zeit weit bekannt und beliebt. Das zeigen auch die vielen regulären Ausgaben und Raubdrucke. 1650 erschien die fünfte rechtmäßige Ausgabe von Moscheroschs „Gesichten Philanders von Sittewald“ in zwei Teilen. (Der Erstdruck des Werks war bereits 1640 herausgekommen.) Diese repräsentative, mit einem neuen Kupfertitel gezielte Ausgabe von 1650

²⁸⁸Harsdörffer, Poetischer Trichter 3, 1653, ND, Vorrede, S. [4].

Zu einem solchen Gedicht, „das Feuer und Geist hat“, kann man aber durchaus auch durch die Lektüre von Exempeln gelangen: „ein Geist wird den andern anzünden“ (Birken)!

S. oben S. 179 mit Anm. 279.

²⁸⁹Buchner, Anleitung zur deutschen Poeterey, hg. Prätorius, 1665, S. 16.

²⁹⁰Cf. Opitz, der vom Poeten sagt, er müsse

„hohe sachen bey sich erdencken können/ soll anders seine rede eine art kriegen/ und von der erden empor steigen.“

(Opitz, Buch von der Deutschen Poeterey, 1624, ND, S. 11).

²⁹¹Moscherosch, Gesichte Philanders 1, 1650, Widmung, S. [5].

leitet eine zehn Seiten umfassende Widmung zum ersten Teil an *Karl Gustav* von Pfalz-Zweibrücken ein.²⁹²

Dieser Fürst war — wie Moscheroschs Adresse zu entnehmen ist — sowohl

„Der Königlichen Majestat und Kron Schweden
über Dero Heer und Staat in Teutschland
Höchstverordneter Generalissimus“,

als auch ein Mitglied „In der Hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft“. ²⁹³ Dieser Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken (1622–1660), ein Neffe Gustav Adolfs, gelangte 1654 nach der Abdankung Christinas als Karl X. Gustav auf den schwedischen Thron. Er stellt das einzige gekrönte Haupt der Fruchtbringenden Gesellschaft vor.

Moscherosch, der in der schwedischen Festung Benfeld als Sekretär des Residenten mit schwedischen Befehlshabern in Kontakt gekommen war und mit dem schwedischen Kanzler Oxenstierna („Ochsenstirn“) korrespondiert hatte, wagt sich nun an Karl Gustav, dessen politische Bestimmung offenbar abzusehen war:²⁹⁴

„Der Höchste belohne
Auß Göttlichem Throne
Den Pfältzischen Löwen mit Schwedischer Krone“,

mit diesem Wunsch läßt Moscherosch seinen Widmungsbrief enden.²⁹⁵

Moscherosch bezeichnet Karl Gustav in der Widmungsadresse mit dem Gesellschaftsnamen „Der *Zunehmende*“. Tatsächlich

²⁹²Die Widmung des zweiten Teils richtet sich an den fürstlichen Württembergischen Hofmarschall von Lützelburg, der aus Oberkirch, nahe bei Moscheroschs Heimat Willstätt, stammte.

(Moscherosch, *Gesichte Philanders* 2, 1650, Widmung, S. [4]).

²⁹³Moscherosch, *Gesichte Philanders* 1, 1650, Widmung, S. [1].

²⁹⁴Karl Gustav wurde 1649 auf Betreiben Königin Christinas als Thronfolger und 1650 als Erbfürst anerkannt.

²⁹⁵Moscherosch, *Gesichte Philanders* 1, 1650, Widmung, S. [10].

war Karl Gustav 1648 in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen worden, allerdings, wie Neumark ausweist, als „Der Erhabene“.²⁹⁶

Wie konnte es zu dieser Verwechslung in der Ausgabe von 1650, der ersten mit dieser Widmung (die früheren von 1640 und 1642 erschienen ohne diese Zuschrift), kommen?

Zwei Briefe Harsdörffers, des „Spielenden“, an Fürst Ludwig von Anhalt, das Oberhaupt der Fruchtbringenden Gesellschaft, den „Nehrenden“, führen auf die richtige Spur. Im ersten Brief, (datiert: „Nürnberg den 24 Brachmonats 1649“) spricht Harsdörffer vom „Zunehmenden (Herrn Pfaltzgrafen Carl Gustav Hochfürstl. Durchleuchtigkeit)“²⁹⁷. Im zweiten Brief (datiert: Nürnberg den 7 Augustmonats 1649) nennt er nochmals diesen falschen Gesellschaftsnamen für Karl Gustav und setzt allerdings hinzu:

„... ob ich wegen dieses Namens recht berichtet worden, kann ich nicht wissen, weil ich der letzten Herrn Gesellschafter Verzeichniß noch nicht Zu Handen bringen können“.²⁹⁸

Harsdörffer war *nicht* richtig unterrichtet, und diese Fehlinforma-

²⁹⁶Neumark verzeichnet unter der Mitgliedsnummer 513:

„Carl-Gustav/ Pfaltzgraf bey Rhein/
nachmals König in Schweden.

Der Erhabene. Die Hochsteigende Sonnenblume kleiner Ahrt. Durch Dich.“
(Neumark, *Der Neu-Sprossende Teutsche Palmbaum*, 1668, ND, S. 293).

Neumark erwähnt Karl Gustavs Gesellschaftsnamen nicht nur im Verzeichnis, sondern erklärt ihn im vorangehenden Text als Beispiel für die Praxis der Namensgebung in der Fruchtbringenden Gesellschaft:

„Also wurde [...] erstlich Weyland damals Durchl. Pfaltz-Grafen/ Herrn *Carol-Gustav*/ gar füglich und gleichsam aus einem Prophetischen Geiste/ der Name des *Erhabenen* zugeleget/ in dem er aus dem/ ohne des hohen Pfaltzgrafen Stande/ durch Gottes Gnade und Vorsehung/ noch höher/ und zwar auf den Königlichen Schwedischen Thron erhaben worden.“

(Neumark, *Der Neu-Sprossende Teutsche Palmbaum*, 1668, ND, S. 147).

Der wirkliche „Zunehmende“ trug die Mitgliedsnummer 340 (1639) und war der Bürgerliche Johann David Wies.

(Neumark, *Der Neu-Sprossende Teutsche Palmbaum*, 1668, ND, S. 270).

²⁹⁷Krause, *Ertzschrein*, S. 399.

²⁹⁸Krause, *Ertzschrein*, S. 401.

tion gab er wohl an Moscherosch weiter, der sie übernommen hat. Moscheroschs Kontakte zur Fruchtbringenden Gesellschaft wurden ja nach seinem eigenen Zeugnis in diesem Widmungsbrief durch Harsdörffer geknüpft, und an diesen hat Moscherosch sich vermutlich auch wegen des Gesellschaftsnamens seines Adressaten gewendet.²⁹⁹

Gegen Schluß des Widmungsbriefs spielt Moscherosch noch zweimal auf den vermeintlichen Gesellschaftsnamen „*Zunehmender*“ an.³⁰⁰ Diese Verwechslung der Gesellschaftsnamen wird in der sechsten und letzten authentischen Auflage der „*Gesichte*“ (Erster Theil, Straßburg 1677) korrigiert.³⁰¹

Karl Gustav empfahl sich als Adressat von Widmungen: er zeigte sich generös. Harsdörffer erhielt für seine Widmung des „Fried- und Freudenschall“ (1649) eine goldene Kette im Wert von hundert Dukaten, wie er selbst berichtet.³⁰²

²⁹⁹Harsdörffer fragte in diesen Briefen deshalb nach dem Gesellschaftsnamen Carl Gustavs, weil er ihm seinen „Fried- und Freudenschall“ (Nürnberg 1649) widmen wollte. Ob Harsdörffer seinen Irrtum noch vor dem Druck hat korrigieren können, konnte ich nicht feststellen, da mir ein Exemplar dieses Ehrengedichts, das auf einem Foliobogen gedruckt ist, nicht vorgelegen hat.

(Cf. Krause, Ertzschrein, S. 19).

³⁰⁰„*Gott der Ewige/ Allein-Mächtige und Unüberwindliche [...] wolle [...] über E. Hochfürstl. Durchl. und Dero Königlichem Hause mit Zunehmender Majestat schalten und walten.*“

(Moscherosch, *Gesichte Philanders* 1, 1650, Widmung, S. [8]).

„und zu des *Durchleuchtigsten Zunehmenden* Königlichen Ehren wird reichen mögen“.

(Moscherosch, *Gesichte Philanders* 1, 1650, Widmung, S. [9]).

³⁰¹Hier heißt es nun korrekt in der Adresse: „*Dem Erhabenen*“ und auf S. [9] der Widmung:

„und zu des *Durchleuchtigsten Erhabenen* Königlichen Ehren“.

Nur die zweite Nennung des Gesellschaftsnamens wird auch in der Ausgabe von 1677 (versehentlich?) *nicht* korrigiert:

„mit *Zunehmender Majestat*“ (Widmung S. [8]).

Bis auf die beiden Stellen, in denen der Gesellschaftsname berichtet ist, ist der Widmungsbrief der Ausgabe von 1650 mit dem der Ausgabe von 1677 identisch.

³⁰²„Se Hochfürstl. Durchlaucht haben solches [= die Widmung] gnädigst auf-

Außer Moscherosch und Harsdörffer hat auch Johann Klaj Karl Gustav mit einer Widmung bedacht: von ihm erhielt Karl Gustav den „Engel- und Drachen-Streit“ (o.J., wahrscheinlich 1649 oder 1650).³⁰³ Klaj spielt gegen Ende seines Widmungsgedichts übrigens deutlich auf den tatsächlichen Gesellschaftsnamen Karl Gustavs an:

„Ich will sonst anderweit beloben seine Gaben/ dadurch der
Himmel selbst Ihn Himmel hoch erhaben
Gott-Menschbeliebter Printz; Nechst andrer seiner Zier/
Wird auch der Verse Gunst den Sternen stralen für;
Noch besser wird es thun der Früchte-bringer Orden/
(in dem Er hoher Fürst ein hohes Mitglied worden)“.³⁰⁴

Diese Namensverwechslung Moscheroschs erscheint umso peinlicher, als Moscherosch den vermeintlichen Gesellschaftsnamen seines Adressaten in die ‘Erfindung’ seiner Widmung eingebaut hat.³⁰⁵

Nicht auf einen bestimmten Gesellschaftsnamen freilich kam es Moscherosch in dieser Widmung an, sondern auf den Umstand, daß sein Adressat ein hoher Repräsentant der ‘*Fruchtbringenden Gesellschaft*’ war. Moscheroschs Widmung stellt in einem wesentlichen Teil ein Loblied auf die ganze Fruchtbringende Gesellschaft vor, der er ursprünglich auch eines seiner ‘Gesichte’ zuschreiben wollte.³⁰⁶ Moscherosch selbst war vor allem aufgrund seiner ‘Gesichte Philanders’ schon im Sommer 1645 als „der Träumende“

genommen, und mir eine gulden Ketten von 100 Ducaten dargegen einhändigen lassen.“

(Vom ‘Spielenden’ an den ‘Nehrenden’, 7. August 1649, Krause, Ertzschrein, S. 401).

³⁰³Cf. Klaj, Redeatorien, hg. Wiedemann, Nachwort, S. [8].

³⁰⁴Klaj, Engel- und Drachen-Streit, o. J., Widmung, Redeatorien, S. [289].

³⁰⁵S. unten S. 196.

³⁰⁶Cf. Moscherosch, Gesichte Philanders 1, 1650, Widmung, S. [6–10].

Harsdörffer schrieb jedenfalls „1^{ten} Wintermonats [= Dezember] 1645“ an den ‘Nehrenden’ (Fürst Ludwig von Anhalt), Moscherosch werde sich wegen seiner Aufnahme in die Fruchtbringende Gesellschaft

„ehest mit einem Dankbrief und Zuschreibung seines letzten Traumgesichts

in die ‘Fruchtbringende Gesellschaft’ aufgenommen worden.³⁰⁷ Mit diesem seinem Gesellschaftsnamen unterschreibt Moscherosch dann auch — zusätzlich zu seinem bürgerlichen — den Widmungsbrief an Karl Gustav:

„Bey der Hochlöblichen
Fruchtbringenden Gesellschaft
Der Traumende.“

Die ‘Fruchtbringende Gesellschaft’ (auch ‘Palmenorden’ genannt) war die älteste und bedeutendste der deutschen Sprach und Literaturgesellschaften; ihr Ziel war, eine für die deutsche Nation repräsentative Literatur zu schaffen.³⁰⁸ Die Aufnahme in die ‘Fruchtbringende Gesellschaft’, um die sich Moscherosch schon längere Zeit bemüht hatte, bedeutete für ihn nicht nur die Anerkennung seiner literarischen Leistung, sondern auch eine soziale Aufwertung: hochgestellte Persönlichkeiten, Fürsten und Adlige, waren ja Mitglieder dieser Gesellschaft.³⁰⁹ (Mit diesen erlauchten Mitgliedern, auf die Moscherosch in seiner Widmung stolz verweist, richteten sich die Bestrebungen der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’ in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts auf allgemeine Interessen.)³¹⁰

einstellen“.

(Krause, Ertzschrein, S. 376).

Diese Widmung ist offenbar unterblieben.

³⁰⁷ Als Nr. 436, Krause, Ertzschrein, S. 454.

³⁰⁸ Cf. Schäfer, Moscherosch, S. 144.

Näheres über die Bestrebungen der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’ s. auch: Stoll, Sprachgesellschaften im Deutschland des 17. Jahrhunderts.

³⁰⁹ „Sonsten ist ihm [= dem Spielenden] wissend, daß er [= der Träumende] solche Ehrenstelle in der Fruchtbringenden Gesellschaft lang verlangt“ habe, schreibt Harsdörffer an Fürst Ludwig (1. Dezember 1645).

(Barthold, Geschichte der Fruchtbringenden Gesellschaft, S. 315).

³¹⁰ Moscherosch, Gesichte Philanders 1, 1650, Widmung, S. [7].

S. unten S. 198.

Vor allem in der Leitidee der ‘Teutschheit’ komme eine Absage an höfische Prinzipien zum Ausdruck.

S. Stoll, Sprachgesellschaften, S. 178.

Die Pflege und Unterstützung der deutschen Sprache und Literatur gegenüber den anderen Nationalsprachen war das besondere Anliegen der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’. Moscherosch beeilte sich offensichtlich, diesem Anliegen zu entsprechen: in der Ausgabe der ‘Gesichte’ von 1650 ist die Tendenz zum Ersatz der Fremdwörter und zur Eindeutschung fremdsprachiger Passagen auffällig.³¹¹

Harsdörffer, literarischer Mentor und Berater Fürst Ludwigs von Anhalt, des Oberhaupts der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’, hatte Moscherosch für die Aufnahme vorgeschlagen. Beide, den „Spielenden“ (Harsdörffer) und den „Träumenden“ (Moscherosch) verband eine literarische Freundschaft, von der auch Harsdörffers Widmung zum ersten Teil des ‘Poetischen Trichters’ (1650) zeugt.³¹² Moscherosch hat in seinem Widmungsbrief dann auch nicht vergessen, Fürst *Ludwig* von *Anhalt*, den „Nehrenden“, gebührend hervorzuheben. Er nennt den Stifter und Urheber der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’ und würdigt dabei auch Harsdörffers Mittlerrolle:³¹³

„Es haben aber des *Höchstgeehrten Nehrenden* Fürstliche Genaden sich solche Schrifften [= die ‘Gesichte’] in Genaden so belieben lassen/ und meine mir selbst erkante unwürdig-

³¹¹Cf. Moscherosch, *Gesichte Philanders*, hg. Harms, Nachwort, S. 256.

³¹²Harsdörffer, *Poetischer Trichter* 1, 1650, ND, Widmung.

(„Zuschrift an der Hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft sinnreichen und wolverdienten Mitgenossen/ den Traumenden.“)

Harsdörffer bezeichnet seine Widmung an Moscherosch hier als

„Teuschhertzige Bezeugung unser vertreulichen Freundschaft“.

(Harsdörffer, *Poetischer Trichter* 1, 1650, ND, Widmung, S. [4]). Moscherosch seinerseits hat bereits 1643 ein Ehrengedicht zum 4. Teil von Harsdörffers ‘Gesprächspielen’ verfaßt, in dem er die ‘Fruchtbringende Gesellschaft’ mit diesen Worten rühmt:

„was Frucht bringet/ freuet/ zieret“.

(Harsdörffer, *Gesprächspiele* 4, 1644, ND, S. 483).

³¹³Moscherosch nennt ihn im Widmungsbrief mehrmals:

Moscherosch, *Gesichte Philanders* 1, 1650, Widmung, S. [5], S. [6] und S. [8] (hier in dem Namenspiel „*Anhalten*“).

keit mit Teütsch-Fürstlicher gewogenheit durch unseren *Edelen Spielenden* zu denen Löblichsten Palm-zweigen so erfürgezogen.“³¹⁴

Noch ein weiteres fürstliches Haupt der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’, Herzog *August* d. J. zu *Braunschweig-Lüneburg* ist mit seinem Gesellschaftsnamen „der Befreyende“ in der Widmung präsent.³¹⁵ Dieser Herzog August, ein Mäzen und wichtiger Förderer der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’, unterstützte Moscherosch auch materiell.³¹⁶ Die Gunst Herzog Augusts hatte Moscherosch zu einem stattlichen Wohnsitz verholfen: zum Henneberger Hof in der Nähe des Münsters, der den Braunschweiger Herzögen bei ihrem Aufenthalt in Straßburg zur Verfügung stand.³¹⁷ Moscherosch wohnte dort nachweislich zwischen 1649 und 1652.³¹⁸

Auch die Widmung ist dort geschrieben, wie Moscheroschs Datierung erweist:

„Geben in Straßburg im Hennenberger-Hofe auf Karle Tag 1650“.³¹⁹

Wie wichtig Moscherosch die ‘Fruchtbringende Gesellschaft’ als Institution war, erklärt er in der Vorrede der ‘Gesichte’ („An den Teutschen Leser“) öffentlich:

„Wan die *Hochlöbliche Fruchtbringende Gesellschaft*/ Alß deren Hochweisestem Urtheil/ nechst Gott und dem Vaterland/ ich mich und meine Feder wider aller gehässigen

³¹⁴Moscherosch, *Gesichte Philanders* 1, 1650, Widmung, S. [6].

³¹⁵Moscherosch, *Gesichte Philanders* 1, 1650, Widmung, S. [9] und [10].

Diesem Herzog August, dem „Befreyenden“, widmete auch Harsdörffer: und zwar den 4. Teil seiner ‘Gesprächspiele’ mit „Klingreimen“.

(*Gesprächspiele* 4, 1644, ND, Widmung, S. [9]).

³¹⁶S. Schäfer, Moscherosch, S. 156 mit Anm. 167.

Cf. Bechtold, Verzeichnis der Schriften Moscheroschs, S. 272.

³¹⁷Herzog August hatte als Domherr Straßburgs Anrecht auf ein angemessenes Quartier.

S. Schäfer, Moscherosch, S. 156.

³¹⁸Wahrscheinlich länger; s. Schäfer, Moscherosch, S. 156.

³¹⁹Moscherosch, *Gesichte Philanders* 1, 1650, Widmung, S. [10].

(„Karle Tag“ verweist auf den Adressaten Karl Gustav!)

und bissigen Neider Verachtung und Verfolgung zu beharrlichen hohen Genaden in gehorsamster Dienstfertigkeit vorlangest untergeben/ sich meine wenige Schrifften so furohin genädigst gefallen lasset/ hab ich fast gering zu schätzen/ wie ich von andern möge angesehen oder geachtet werden.“³²⁰

Moscherosch, der sich mit den satirischen Anspielungen in seinen ‘Gesichten’ offenbar Feinde gemacht hatte, fühlte sich durch den Schutz der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’ vor allen Widrigkeiten gefeit.³²¹ Die böswillige Kritik hatte vor einem Mitglied dieser illustren Gesellschaft zu schweigen. Für Moscherosch als Mitgesellschafter gilt von nun an:

„der Traumende achtet das Bällen der Hunde nicht: Dem Traumenden schadet keine Lästerung“.³²²

DER „TRAUMENDE“: DAS NAMENSPIEL IN DER WIDMUNG

Moscherosch beginnt den Widmungsbrief zum ersten Teil seiner ‘Gesichte Philanders von Sittewald’ (1650) an Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken mit einer Traumerzählung. In dieser verbreitet er sich über sein literarisches Sujet und seine Aufnahme in die ‘Fruchtbringende Gesellschaft’. In Anlehnung an die Traumsatire Francisco de Quevedos schrieb Moscherosch seine satirischen ‘Gesichte’ mit dem Ich-Erzähler Philander. Der Handlungsrahmen dieser Traum-‘Gesichte’ ist eine Reisebeschreibung, eine Form der Darstellung, die eine eigene Erfindung Moscheroschs ist.³²³

³²⁰Moscherosch, *Gesichte Philanders* 1, 1650, Vorrede, S. [5].

³²¹Einiges deutet darauf hin, daß nach der Auflage von 1642 sogar gerichtliche Verfahren gegen Moscherosch eingeleitet wurden.

Cf. Schäfer, der auf den letzten Teil des ‘Gesichts’ ‘Reformation’ (2,7) verweist, in dem die Verhandlung des ‘Teutschen Helden Rats’ wegen vorliegender Klagen gegen die Satiren beschrieben wird.

(Schäfer, Moscherosch, S. 143 mit Anm. 145).

³²²Moscherosch, *Gesichte Philanders* 1, 1650, Vorrede, S. [5].

³²³S. Schäfer, Moscheroschs Reise nach Frankreich, Kühlmann und Schäfer, *Frühbarocke Stadtkultur am Oberrhein*, S. 79.

Er sei, so beginnt Moscherosch, heute vor zehn Jahren auf der Pirsch auf sein „*Wildbert*“ (Wildbret) gestoßen; er meint damit, er habe sein Sujet gefunden.³²⁴ Vor zehn Jahren, 1640, ist nämlich die Erstausgabe der ‘Gesichte’ in Straßburg erschienen; und seither war Moscherosch „*Philander*“, Held der ‘Gesichte’ und deren Verfasser in einer Person.³²⁵ Er unterschreibt die Widmung hier freilich nicht als „*Philander*“, sondern mit seinem vollen Namen: „Hanß-Michel Moscherosch“ mit dem Zusatz: „Der Traumende“.³²⁶ Dadurch, daß Moscherosch in der Widmung erstmals mit seinem richtigen Namen zeichnet und sich so als Verfasser der ‘Gesichte’ zu erkennen gibt, wird die Ausgabe von 1650 autorisiert. Der Ruhm dieser „*Gesichte*“ in ihren ersten Ausgaben hat Moscherosch dann 1645 Zugang zur ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’ verschafft.³²⁷

³²⁴ „*Wildbert*“, eine mundartliche Variante für „*Wildbret*“, heißt nichts weiter als „das eszbare Fleisch“.

(Grimm, DW 14, 2, Sp. 47, „*Wildbret*“, weist auch auf diesen Beleg in den ‘Gesichten’ hin.)

³²⁵ So empfiehlt Rist seinen Lesern

„den guten Raht unseres tapfferen und weltberühmten Philanders von Sittenwald/ meines hochgeliebten Herrn Mitgesellschafters/ zubenamt deß Träumenden“.

(Rist, Das Friedejauchtzende Teutschland, 1653, Sämtliche Werke 2, Vorrede, S. 225).

Weiter berichtet Rist an dieser Stelle, daß „der liebe *Philander*“ das 6. ‘Gesicht’, „*Höllenkinder* geheissen“ „meiner weinigen Person in dem letzten Abdrucke zugeeignet“ habe.

(Rist, Das Friedejauchtzende Teutschland, 1653, Sämtliche Werke 2, S. 226).

Dieser lateinische Widmungsbrief Moscheroschs an Rist findet sich in:

Moscherosch, *Gesichte Philanders* 1, 1650, 6, S. 332.

Auch Moscherosch selbst sieht sich als ‘*Philander*’; so unterschreibt er die Widmung zu seinem 7. und letzten ‘Gesicht’ des 2. Teils, ‘*Reformation*’, mit: „Meines Herren/ Dienstergebener treuer Freund/ *Philander*.“

(Moscherosch, *Gesichte Philanders* 2, 1650, S. 871).

³²⁶ Moscherosch, *Gesichte Philanders* 1, 1650, Widmung, S. [10].

³²⁷ Cf. Schottels Fürsprache für die ‘*Gesichte*’ in einem lateinischen Schreiben vom 3. Januar 1643, das Moscherosch seinerseits in das letzte seiner ‘*Gesichte*’, ‘*Reformation*’, aufgenommen hat.

Moscheroschs Traum geht weiter: als er sich auf der Jagd nach dem „Wildbert“ auf das Eis der Saar begeben habe, das zu brechen drohte, habe er den Ruf vernommen:

„Halte dich an den Palmenbaum!“

Dieser Maxime habe er aber nur folgen können, weil er sich dazu der angebotenen Hilfe eines Gewächses „mit Früchten der Edelen Bundten *Spielbönlein*“ habe bedienen können, das die Palmzweige zu ihm hernieder gebogen habe,

„also daß an Denselbigen ich mich halten/ auf Land kommen/ erhalten/ und der augenscheinlichen gefahr/ darein mich der Vorwitz und gelüste zu disem neuen Wildbert gebracht/ entrinnen können.“³²⁸

Die „Spielbönlein“ verweisen auf das Gesellschaftsgemälde Harsdörffers.³²⁹ Mit diesem Bild hat Moscherosch also Harsdörffers

(Moscherosch, Gesichte Philanders 2, 1650, S. 900 f.).

S. Schäfer, Moscherosch, S. 145 f.

Auch Rist hat sich für Moscherosch eingesetzt:

„Es ist unter den jetzigen Satyrischen Poeten ein trefflich-erfahner und gelehrter Mann (dessen Wel[t]bekante Gesichte/ unter dem Namen Philanders von Sittewald vor wenig Jahren an das Liecht gekommen) billig hochzurühmen“.

Auch *dieses* Lob aus Rists ‘Schauplatz’ zitiert Moscherosch in seinem letzten ‘Gesicht’ ‘Reformation’.

(Moscherosch, Gesichte Philanders 2, 1650, S. 902).

³²⁸Moscherosch, Gesichte Philanders 1, 1650, Widmung, S. [4].

Mit der zitierten „gefahr“ meint Moscherosch offenbar die Feinde, die er sich mit seinen Satiren gemacht hat, und die er erst durch den Schutz der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’ nicht mehr zu fürchten brauchte.

³²⁹So schrieb Harsdörffer von sich selbst:

„und empfäht den Namen des *Spielenden*, sampt dem Gemählde der welschen *Böhnlein*: in welchen die Natur *auf manche art* Zu spielen pfeget.

(Harsdörffer an die ‘Fruchtbringende Gesellschaft’, Brief Nr. 1, Krause, Ertzschrein, S. 309).

Cf. dazu auch die Widmung der ‘Gesprächspiele 1’ an Fürst Ludwig von Anhalt, den Stifter und Urheber der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’, von dem es hier heißt:

„Er hat die *Bonenerbs*/ die sonst zur Erden lieget/
und in dem Felde sich auf schlanke weise bieget/

Hilfestellung bei seiner eigenen Aufnahme in die ‘Fruchtbringende Gesellschaft’ beschrieben. Im weiteren Text der Widmung kommt Moscherosch auf diesen Dienst Harsdörffers noch einmal zu sprechen.³³⁰

Als er die Schachtel mit der Aufschrift „Wildbert“ geöffnet habe, so fährt Moscherosch in der Erzählung fort,

„fande ich darin ein scharff-zugerichtetes Trächslers-Eisen/
und ein Buch mit Sittig-grünen seidin banden“,

auf dem „ruckwerts-oben“ stand:

„*Alles zu Nutzen.*

unden ab

Hohe Sachen.

vorher zu

Warheit.

Endes

Wildbert.“³³¹

Dies ist Moscheroschs Anzeige, daß nun die Devise der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’ („Alles zu Nutzen“) über diesem seinem „Wildbert“, den ‘Gesichten’, stehe. Mit „Hohe Sachen“ zitiert er dabei seine persönliche Devise („Wort“) in der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’. Mit dem Namen „der Träumende“, dem Gemälde „Nachtschatten“ und dem „Wort“ „Hohe Sachen“ war Mosche-

aus sonder hoher Gnad’ an einen Stab gehenkt/
erhaben Erdenaus/ und dergestalt beschenkt/
daß/ bald die bunte Blüh’ an Blätlein zu erkennen/
er selbst darvon beginnt den Spielenden zu nennen:
deswegen bringt er ihm die Erstlinge der Frucht/
die vor der Klügelhitz so wehrten Schatten sucht.“

(Harsdörffer, Gesprächspiele 1, 1644, ND, S. 8 f.).

³³⁰Moscherosch erklärt hier unumwunden, er sei durch die Gunst des „Nehrenden“ und

„durch unseren *Edelen Spielenden* zu denen Löblichsten Palm-Zweigen so erfürgezogen“ worden.

(Moscherosch, Gesichte Philanders 1, 1650, Widmung, S. [6]).

³³¹Moscherosch, Gesichte Philanders 1, 1650, Widmung, S. [4].

rosch als Nr. 436 in die ‘Fruchtbringende Gesellschaft’ aufgenommen worden.³³²

Die „Warheit“ nimmt in diesem Kontext eine Sonderstellung ein: sie kann sowohl auf Moscheroschs Absichten in seinem Werk, als auch auf die Absichten der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’ bezogen werden.³³³

Das „Trächsler-Eisen“, das Moscherosch findet, ist die Waffe des Satirikers, der die Aufgabe hat, die Auswüchse des ‘Welt-Wesens’ (2. ‘Gesicht’!) wieder zu beseitigen. Auf dem Kupfertitel ist dieses „Trächsler-Eisen“ in Aktion dargestellt. Moscherosch selbst erklärt die Funktion dieses Werkzeugs in seiner Vorrede.³³⁴ Das „sittig-grüne seidin band“ ist ein Utensil der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’: an einem solchen Band pflegten die Gesellschafter ihre Medaille, die eines jeden Wort und Gemälde zeigte, zu tragen.³³⁵ Die Auffindung dieser Schachtel steht hier für den Vor-

³³²Neumark, *Der Neu-Sprossende Teutsche Palmbaum*, 1668, ND, S. 282.

³³³Neumark bringt in dem Kapitel „Von der Fruchtbringenden Gesellschaft Vorhaben und Zweck“ ein Kupfer, das die Absichten der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’ versinnbildlicht. Der auf diesem Kupfer dargestellte dritte Palmbaum trägt die Umschrift „Teutsches Vertrauen“, und die unter diesem sitzende Frauenfigur hält eine Tafel mit der Aufschrift „Warheit“ in der Hand. Cf. dazu auch Neumarks Erklärung.

(Neumark, *Der Neu-Sprossende Teutsche Palmbaum*, 1668, ND, S. 83).

³³⁴„Erstlichen weiß ich gar wohl/ und sagt es mir mein kleiner Finger/ daß du gern wissen möchtest/ wo ich mit dem *Trächsler-Eisen*/ dessen in der Zugschrift gedacht wird/ hingekommen seyn möge? In dem wilden Buch stunden Eingangs diese Wort: Es ist hohe zeit daß der Welt das gröbste herab gemacht: das faule Holtz der Falschheit biß auf das gesunde abgenommen: die hochflatternde äste der Eitelkeit bestümmelt: die ungestalte Knorren der Thorheit behauen: die Rauhbastige Rinde des Gewalts beschnitten: die Balckichte Splitter der Heucheley abgeschärfft/ abgeträhet und abgeebnet werden.“

(Moscherosch, *Gesichte Philanders 1*, 1650, Vorrede „An den Teutschen Leser“, S. [1] f.).

So verhilft Moscherosch auch mit dem „Trächsler-Eisen“ dem Leser zum Wesentlichen: zur unverstellten „Warheit“.

³³⁵S. Hille, *Der Teutsche Palmbaum*, 1647, ND, S. 17 f.

Die Farbe „sittig-grün“ steht dabei für die Blätter des Palmbaums:

„Sittigrün sind die Zweige und langschüchtige Blätter des Indianischen

gang der Aufnahme in die ‘Fruchtbringende Gesellschaft’. „Wildbert“ und das „Trächsler-Eisen“ stehen für das Werk und seine Funktion, „Hohe Sachen“ und „Warheit“ für den Auftrag, zu dem sich der Dichter dieses Werks von nun an mit Gesellschaftsunterstützung berufen fühlt. Aus dem anonymen Philander ist ein geachtetes Mitglied der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’ geworden: der „Traumende“.

„Der ich jetzund *Der Traumend* heisse/
Und *Nachtschatten* mein *Gemähl*:
Mich der *Warheit* so befeisse/
Daß ich nirgend sie verhäl’.
Meine Träume machen wachen:
Mein Wort ist *von hohen Sachen*.“³³⁶

So charakterisiert Moscherosch sich selbst und seine Aufgabe als Mitglied der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’.

Dieses Selbstbewußtsein Moscheroschs spricht auch aus der Auslegung des „wahrerfolgten Traums“ in der Widmung:³³⁷

„Darauß ich nachsinnend geschlossen/ daß die *Warheit*/ insonders von *Hohen sachen*/ so selten als *Wildbert*/ und in jedermans *Herberg* nicht zufinden“.³³⁸

Palmbaums“.

(Neumark, *Der Neu-Sprossende Teutsche Palmbaum*, 1668, ND, S. 452).

³³⁶Moscherosch, ‘Über des Unverdrossenen Teutschen Palmenbaum’, Hille, *Der Teutsche Palmbaum*, 1647, ND, S. 59.

„Warheit“ ist im Text nicht hervorgehoben.

³³⁷„Wird dieser Gnadenschein dem *Spielenden* gedeyen/ so ist sein größtes Glück der wahrerfolgte Traum!“

sagt Harsdörffer am Schluß seiner Widmung an den „Befreyenden“ (= August d. J., Herzog zu Braunschweig-Lüneburg).

(Harsdörffer, *Gesprächspiele* 4, 1644, ND, Widmung, S. 9).

Auch Harsdörffer widmet also mit einem Traum und dessen Auslegung!

³³⁸„Wildbret“ wird im 16. und 17. Jahrhundert auch oft bildlich verwendet, um etwas Seltenes zu kennzeichnen („pro raritate“).

(Grimm, DW 14, 2, Sp. 53, „Wildbret“).

Moscherosch, *Gesichte Philanders* 1, 1650, Widmung, S. [4].

Erst nach dieser Präsentation und Deutung seines „Traums“ spricht Moscherosch seinen Adressaten Karl Gustav auf die gebührende Weise an:

„*Genädigster Fürst und Herr/ E. Hochfürstl. Durchl.* auf ungewohnte neue weise/ und mit einem *Traum* unterthänigst zu begrüßen/ hab auß ertheilter des *Höchstgeehrten Nehrenden* Fürstlichen Gnaden/ nunmehr in Gott seeligst ruhenden/ und von dero mir zugelegter Namens-Freyheit allein/ ich mich erkünnen dörfen.“³³⁹

Damit macht er auf das Prinzip seiner ‘guten Erfindung’ dieser Widmung, als „Traumender“ mit einem „Traum“ zu beginnen, aufmerksam. Diese mit seiner „Namens-Freyheit“ gerechtfertigte Lizenz nutzt Moscherosch umso lieber, als er sich dadurch gleich als Verfasser der Traum — ‘Gesichte’ einführen kann. Diese ‘Gesichte’ sind ja in Anlehnung an die Traumsatire Francisco de Quevedos (E: 1627) entstanden.³⁴⁰

Moscherosch hat also allen Grund, mit einem „wunderlichen und wahrhaftigen Gesicht“ (s. Titel!) seine Widmung beginnen zu lassen.

Die „Erfindungen“ aus den „Namen“ herzuleiten, dieses Verfahren empfiehlt auch Harsdörffer in seinem ‘Poetischen Trichter’.³⁴¹ Bei Moscherosch hat diese Art der ‘Erfindung’ freilich einen höheren Stellenwert: sein eigener Gesellschaftsname und die ihm inne-

³³⁹Moscherosch, *Gesichte Philanders* 1, 1650, Widmung, S. [5].

Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen war kürzlich (1650) verstorben, sein Nachfolger als Oberhaupt der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’ wurde Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar, der „Schmackhafte“.

Dieser Machtwechsel nach dem Tod Fürst Ludwigs habe eine höfische Umorientierung der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’ zur Folge gehabt.

(S. Stoll, *Sprachgesellschaften*, S. 178).

³⁴⁰Cf. Kupfertitel und Titelblatt zur zweiten rechtmäßigen Ausgabe von 1642: ‘*Visiones de Don Quevedo*’. Auf dem Kupfertitel und Titelblatt der Ausgabe von 1650 ist Quevedo nicht mehr erwähnt.

³⁴¹„Von den Poetischen Erfindungen/ so aus den Namen herrühren“.
(Harsdörffer, *Poetischer Trichter* 2, 1648, ND, S. 1, Inhalt).

wohnende „Namens-Freyheit“ erklärt seine Widmung nicht nur, sondern ist auch deren Leitidee. Mit dieser ‘Erfindung’ wird Moscheroschs Widmung zugleich gerechtfertigt und konstituiert.

„*Die Hochlöbliche Fruchtbringende Gesellschaft* (in deren Edelen Palmenbaums unverwesliche Rinde mein Name eingeschnitten)“³⁴²

hat Moscherosch mit deren fürstlichen Mitgliedern zwar nicht gleichberechtigt, aber doch für diese präsentabel gemacht.

„Dero *Hochfürstl.* Weltberühmtestem Namen so gering-füßige ungeschickte Schrifften/ alß ich thue/ zuzuschreiben“,

sei nur zu entschuldigen, schreibt Moscherosch, weil er

„mit übersendung des Gesellschaft-Kleinods von der Nidere so erhoben“,

sei, d. h. selbst als Mitglied aufgenommen wurde, und dies bekanntlich unter Berufung auf jene Schrifften, die ‘Gesichte’.³⁴³

Name steht gegen Name: „weltberühmtest“ wird der weltliche Name Karl Gustavs genannt; Moscherosch aber, der doch als Philander ebenfalls für „weltberühmt“ gilt, muß aus Standesrücksichten mit seinem bürgerlichen Namen bescheiden vor dem fürstlichen zurückweichen.³⁴⁴ („Gering-füßig“ sind also eigentlich nicht die Schrifften, sondern Moscheroschs Stand!) Die Gesellschaftsnamen beider, der „Traumende“ und der — vermeintlich! — „Zunehmende“ schaffen zwischen Moscherosch, dem Mann der Feder, und Karl Gustav, dem Mann des Schwertes, die erwünschte Verbindung. Dies ist ganz im Sinne der Satzungen der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’, auch wenn zwischen solchen Personen die Standesunterschiede keineswegs aufgehoben sind.³⁴⁵

³⁴²Moscherosch, *Gesichte Philanders* 1, 1650, Widmung, S. [9].

³⁴³Moscherosch, *Gesichte Philanders* 1, 1650, Widmung, S. [6] und [7].

³⁴⁴Cf. Rists Urteil, s. oben S. 190 mit Anm. 327.

³⁴⁵In der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’ sollten die Standesunterschiede bestehen bleiben. Die Absichten der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’ waren allerdings standesübergreifend, für bürgerliche wie für adlige Mitglieder gleich verbindlich.

Nicht zuletzt, um den in der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’ gebotenen Abstand zwischen Adligen und Bürgerlichen zu wahren, bedient sich Moscherosch in diesem seinen zweiten Teil des Widmungsbriefs eines devoten Stils, der der Schreibart seiner ‘Gesichte’ und ihrer sonstigen Begleittexte geradezu widerspricht.³⁴⁶ Moscherosch bleibt — laut Unterschrift — „Unterthänigster Gehorsamster Diener“ des Fürsten Karl Gustav, auch wenn er seinen Gesellschaftsnamen „Der Traumende“ hinzusetzen darf.³⁴⁷

Die Namen derer,

„So sich üm Teutschland so wol mit dem Degen/ als mit der Feder wolverdient gemacht“,

sind in der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’ verzeichnet; geordnet

Cf. dazu Harsdörffers Gedicht über das „Tugendband“ [= das sittig-grüne Band, an dem der Gesellschaftspfennig getragen wurde]:

„*Reich-belobtes Tugendband*
Wann du keine Gleichheit findest
Unter hoch- und schlechtem Stand
Sag/ wie du Sie gleich verbindest.
Teutschgesinnter Tugend-Muht/
Ist das reich- und gleichste Gut.“

(In: Neumark, *Der Neu-Sprossende Teutsche Palmaum*, 1668, ND, S. 72).

Die Leitidee der ‘Teutschheit’ verlangte von den höfischen Mitgliedern der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’, die sich traditionell an Frankreich orientierten, allerdings ein Umdenken.

Cf. oben S. 186 mit Anm. 310.

³⁴⁶ „Es hat aber die Meinung allhier gar nicht/ daß *große Herren und hohe Fruchtbringende Gesellschafter*/ sich mit den *Niedrigern*/ in verächtliche und allzugemeine Kundschaft einlaßen: oder die *Niedrigere*/ weil Sie auch *Ordensgenossen*/ denen vornehmen *Standespersonen*/ wie Etliche aus unbescheidener Kühnheit und thörichter Einbildung/ sich unterstanden/ alzu nahe treten; Sondern vielmehr erheischender Nohtdurft und Umstände nach/ in unterthänigster Aufwartung und geziehrender Demuht verharren sollen“.

(Neumark, *Der Neu-Sprossende Teutsche Palmaum*, 1668, ND, S. 77 f.).

Cf. dagegen Moscheroschs Invektive gegen das „Hoffleben“ im ‘Gesicht’ ‘Weltwesen’. Hier spricht er z. B. von

„so viel Potentaten/ deren ich unden einen grossen hauffen in der Hölle gesehen“.

(Moscherosch, *Gesichte Philanders* 1, 1650, 2, S. 83).

³⁴⁷Moscherosch, *Gesichte Philanders* 1, 1650, Widmung, S. [10].

werden sie aber — wie dies Neumark in seiner Aufzählung tut — ihrem weltlichen Rang nach.³⁴⁸ Auch Rist in seiner Zuschrift des „Friedewünschenden Teutschlands“ hält sich an diese Reihenfolge; und letzterem Vorbild ist Moscherosch in seiner Widmung gefolgt, wenn er aufzählt, zu welcher erlesener Schar von Mitgliedern er jetzt selbst gehöre:

„unter zween Churfürsten/ vier und dreissig Hertzogen/ acht und zwanzig Fürsten/ drey und dreissig Graven/ vilen Herren/ Rittern und Edelen“.³⁴⁹

Was Wunder, daß Rist die ‘Fruchtbringende Gesellschaft’ als eine „hohe Fürstliche Gesellschaft“ sieht, und seine Aufnahme in diese als „hohe Begnädigung“ erfahren hat, wie sie denn

„noch zuer Zeit keinem einzigen meines Standes (den Mürben außgenommen) wiederfahren.“³⁵⁰

³⁴⁸Neumark, *Der Neu-Sprossende Teutsche Palmaum*, 1668, ND, S. 34.

Die Aufzählung lautet wie folgt:

„Ein König. [= Karl Gustav!]

Drey Churfürsten.

Neun und viertzig Hertzoge.

Vier Markgrafen.

Zehn Landgrafen.

Acht Pfaltzgrafen.

Neunzehn Fürsten.

Sechzig Grafen.

Fünf und dreyßig Freyherrn.

Und Sechshundert Edelleute/

Gelehrte/ und andere vornehme bürgerliches Standes-Personen“.

So war der Stand bis 1662.

(Neumark, *Der Neu-Sprossende Teutsche Palmaum*, 1668, ND, S. 34).

³⁴⁹Moscherosch, *Gesichte Philanders 1*, 1650, Widmung, S. [7].

Etwas weniger Repräsentanten waren es noch bei Rist (1647):

„worunter zwei Kuhrfürsten/ zwei und dreissig Hertzogen/ zwei Pfaltzgraffen/ vier Marggraffen/ vier Landdgraffen/ siebenzehn Fürsten/ zwei und dreissig Graffen/ ohne etliche hundert andere Adelige Ritterstandes Personen/ Gelährte und um Teutschland hochverdiente Männer sich befinden“.

(Rist, *Das Friedewünschende Teutschland*, 1649, Widmung, Sämtliche Werke 2, S. 12).

³⁵⁰Rist, *Das Friedewünschende Teutschland*, 1649, Widmung, Sämtliche

Moscherosch dagegen scheint sich vor den fürstlichen Repräsentanten nicht ganz so klein zu fühlen; er weiß: seine Aufnahme hat er allein seiner Feder zu verdanken, und mit ihrer Hilfe kann er aus dem Schatten der fürstlichen Mitglieder herauszutreten. Feder *und* Schwert sind in der 'Fruchtbringenden Gesellschaft' als Ideal gefordert, aber nur wenige repräsentative Mitgesellschafter stellen gleichzeitig auch anerkannte Verfasser vor.³⁵¹ So kann Moscherosch stolz auf sein Metier verweisen, das ihn in die Gesellschaft so vieler erlauchter, aber auch nicht-schreibender Mitglieder versetzt hat.

Hohe und höchste Gesellschafter sind in das Namenspiel der Widmung miteinbezogen: Moscherosch baut ihre Gesellschaftsnamen geschickt in die am Schluß einer Widmung üblichen Segenswünsche ein.

„Gott der Ewige/ Allein-Mächtige und Unüberwindliche
[...] wolle mit seinen Himmelschen Genaden *Anhalten/*
über E. *Hochfürstl. Durchl.* und *Dero Königlichem Hause*
mit *Zunehmender Majestat* schalten und walten.“³⁵²

So spielt Moscherosch auf Fürst Ludwig von Anhalt, den „Neh-

Werke 2, S. 12 und 13.

Der „Mürbe“ = Johann Valentin Andreae, fürstlicher Württembergischer Rat und Hofprediger, Nr. 464.

Bei diesen beiden Ausnahmen sollte es auch bleiben; dem geistlichen Stand gegenüber verhielt sich das Oberhaupt der 'Fruchtbringenden Gesellschaft', der „Nehrende“, nämlich ablehnend.

(Cf. Otto, Sprachgesellschaften, S. 18).

³⁵¹Neumark führt eine Reihe von gelehrt-adligen Gesellschaftern an, die auch schriftstellerisch hervorgetreten sind, unter ihnen auch den „Vielgekörtnten“ (= Diederich von dem Werder, Schriftführer der 'Fruchtbringenden Gesellschaft'). Letzteren nennt ja auch Moscherosch in seiner Widmung.

(Neumark, Der Neu-Sprossende Teutsche Palmaum, 1668, ND, S. 452).

Die Gesellschafter, die nicht selbst Bücher schreiben, die „ehrliebenden hohen vornehmen Palmgenossen“, seien aber zur „Beförderung und Handbietung“ denen gegenüber, die schreiben, verpflichtet.

(Neumark, Der Neu-Sprossende Teutsche Palmaum, 1668, ND, S. 475).

³⁵²Moscherosch, Gesichte Philanders 1, 1650, Widmung, S. [8].

renden“, und auf den vermeintlichen Gesellschaftsnamen seines Adressaten, den „Zunehmenden“, an.

Auch die *Namen* weiterer Gesellschafter, die darauf als Bestandteil der Segenswünsche folgen, machen deutlich, worauf es Moscherosch bei dieser Verfahrensweise ankam: nicht auf den Text, wie er sich an seiner Oberfläche gibt, sondern auf die dahinterstehende Bedeutung, die sich freilich nur dem erschließt, der mit der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’ und ihren Satzungen vertraut ist. Acht (fettgedruckte!) Gesellschaftsnamen sind in diesem Abschnitt zu finden:

Der „Gewünschte“	= Axel Ochsenstirn, Nr. 232;
der „Vielgekörnte“	= Diederich von dem Werder, Nr. 31;
der „Untadeliche“	= Friedrich Wilhelm, Markgraf und Kurfürst zu Brandenburg, Nr. 401;
der „Zwingende“	= Octavio Piccolomini, Herzog von Amalfi, Nr. 356;
der „Mildernde“	= Kaspar von Bretlau, Nr. 118;
der „Einrichtende“	= Friedrich Hortleder, Nr. 343;
der „Wohlgerathene“	= August, erwählter Erzbischof zu Magdeburg, Herzog zu Sachsen, Nr. 402;

und schließlich wieder der Adressat als der „Zunehmende“ [!]. Bis auf den „Mildernden“ und den „Einrichtenden“ ist dies eine Aufzählung illustrier Mitglieder: Axel Ochsenstirn (Oxenstierna) war schwedischer Reichskanzler, Diederich von dem Werder Schriftführer der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’, und August, Herzog zu Sachsen, wurde 1667 das dritte Oberhaupt des Palmenordens.

Auffällig an der Auswahl dieser Mitglieder ist, daß außer dem Adressaten Karl Gustav noch weitere Kriegshelden genannt sind: der Kurfürst Friedrich Wilhelm, der „große Kurfürst“, und auf der Seite der Katholiken Octavio Piccolomini. Letzterer hat ein auf den erwünschten Frieden vorausweisendes Reimgesetz:

„Der Zwingend“ ich daher und Zu entwaffnen heiß“. ³⁵³

Auch der „Einrichtende“ — wiewohl niedrigeren Standes — wird als Verfasser der „acta publica/ von Ursachen des teutschen Krieges“ in der Rolle eines Friedensstifters gesehen, wie sein Reimgesetz zeigt. ³⁵⁴

Um Krieg und Frieden drehte sich zu dieser Zeit — der Westfälische Frieden war ja erst kürzlich (1648) unterzeichnet worden — nicht nur die Politik, sondern auch die Literatur. Die Friedensfestspiele eines Johann Klaj sind Ausdruck dieser Tendenz. Der erhoffte und endlich erreichte Frieden war auch ein wichtiges Anliegen der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’: noch in Neumarks Widmung des ‘Neu-Sprossenden Palmaums’ von 1667 wird dies spürbar, wenn er sein Werk

„Denen/ Gesamten/ So wol Krieges; Als Friedens-/ Helden/
Des Durchleuchtigsten und Weltberuffenen/ *Palmen-Ordens*

zuschreibt. ³⁵⁵

Dieselbe Absicht wie Neumark und Klaj hatte Moscherosch: er allerdings feiert den Frieden en passant in den Segenswünschen der

³⁵³Das Reimgesetz des „Zwingenden“ lautet vollständig:

„Die kleine Mondraut’ ist in wundersamen preis’
In dem sie manchem Hengst die eisen rabgerißen:
Der Zwingend ich daher und *Zu entwafnen* heiß’,
Hab’ iederzeit den feind Zu Zwingen mich befißen
Und Zu entwafnen ihn: Im Werck ich es erweis’
Er hat, gezwungen, mir bißher noch weichen müßen
Doch nein, ich Zwing’ ihn nicht: Gott ist es der den Zwingt,
Der mit der waffen macht auf meinen Keyser dringt.“

(Krause, Ertzschrein, S. 447).

³⁵⁴S. Neumark, Der Neu-Sprossende Teutsche Palmaum, 1668, ND, S. 462.

„... Ach könnt durch rath und schrifften,
Weil durch die waffen doch kein’ eintracht ist Zu stifften,
So manch verrencktes glied in Unserm Vaterlandt
Ich wieder richten ein in rechten Friedensstandt.“

(Krause, Ertzschrein, S. 447).

³⁵⁵Neumark, Der Neu-Sprossende Teutsche Palmaum, 1668, ND, Widmung, S. [1].

Widmung, versteckt in den Namen der Fruchtbringenden Gesellschaft.³⁵⁶ Einige von den Genannten waren ja am Zustandekommen des Friedens, dessen Durchführungsbestimmungen 1649/50 in Nürnberg verhandelt wurden, maßgeblich beteiligt: auf schwedischer Seite war Karl Gustav der höchste Repräsentant, als weiterer Friedensbevollmächtigter verhandelte Oxenstierna.³⁵⁷ Auf der Gegenseite agierte als höchster Gesandter des Kaisers Octavio Piccolomini in Nürnberg.³⁵⁸ In der Widmung zur „Irene“ (1650) wird Karl Gustav von Klaj gar als „Erdengott“ „Der diesen Krieg gestillt“ angesprochen.³⁵⁹ Als Kriegsheld wie als Friedensstifter spielte Karl Gustav in Deutschland eine führende Rolle.³⁶⁰

³⁵⁶Ansonsten hat Moscherosch den Westfälischen Frieden nur beiläufig in einem Epigramm erwähnt.

Cf. Schäfer, Moscherosch, S. 148 f.

³⁵⁷„dero Königl. Majest. und Cron Schweden Kriegs-Raht/ und zu denen allhier noch während Friedens-*Execution-Tractaten* verordnetem *Plenipotentiario*, & c.“

So wird Oxenstierna von Klaj in der Widmungsadresse zum ‘Geburtstag deß Friedens’ titulierte.

(Klaj, Geburtstag deß Friedens, 1650, [A], Widmung, Friedensdichtungen, [Variante 101]).

³⁵⁸S. Klajs Widmungsadresse zum ‘Schwedischen Fried- und Freudenmahl’ (1649), das Karl Gustav als „HochFürstlichem Gastherrn“, Octavio Piccolomini und anderen Fürsten und Friedensdelegierten gewidmet ist.

(Klaj, Schwedisches Fried- und Freudenmahl, 1649, Widmung, S. [1] f.).

Cf. zu den Nürnberger Friedensfeierlichkeiten:

Klaj, Friedensdichtungen, Nachwort, S. 20*.

³⁵⁹„... Der diesen Krieg gestillt/

ist gleich dem Erdengott/ mit Himmelsgeist erfüllt.

O hocheleuchter Fürst/ der du den Fried erzeuge/

für dir *Irene* sich/ als ihrem Vatter/ neiget/

der Tochter deines Lobs laß deines Namens-Ehr/

erwünschend/ daß dein Reich sich nach und nach vermehre.“

(Klaj, Irene, 1650, Friedensdichtungen S. [6], Widmung an Karl Gustav).

³⁶⁰Karl Gustav war Oberbefehlshaber der königlich-schwedischen Majestät über die in Deutschland weilenden schwedischen Truppen.

S. Widmungsadresse zu Moscherosch, Gesichte Philanders 1, 1650.

Als Friedensstifter wird Karl Gustav immer wieder apostrophiert:

„*Irene*/ welche du in Teutschland eingeführet/

Auch die Verse Moscheroschs, die die Widmung beschließen, weisen auf Karl Gustavs Bedeutung für den Frieden hin:

„Held Gustav nechst künfftiger König der Schweden
Macht unsere Teütschen alß Traumende Reden/
Befreyend sie von den bluttriefenden Feden.

Die güldine zeiten
Sich wider herleiten

Und enden des Krieges früh-zeitiges Töden.“³⁶¹

Karl Gustavs aktives Eingreifen in Krieg und Frieden, und sein Status als „Edelgebohrner Gesellschafter“ machen ihn — e contrario — zum idealen Adressaten einer Dichtung, die, noch in den Kriegsjahren geschrieben, Unordnung und Chaos (die ‘Laster’) anprangert.³⁶²

Das Namensspiel der Widmung macht darauf aufmerksam, welche Absicht sich noch hinter der Widmung an Karl Gustav verbirgt:

hat dich/ mit ihrer Kron/ wie jetzt gesagt/ bezieret/
und rühmet Deinen Ruhm: *die waare Seligkeit/
ist dem/ der Friede stiftt/ als GOTTes Kind/ bereit/
Bellona saget frey/ daß sie zwar überwunden/
doch in beliebter Hand den milden Tod gefunden/
der nun die letzte Welt von neuem Leben macht/
und der die Friedenszeit hat an das Liecht gebracht.“*

(Klaj, Irene, 1650, Widmung an Karl Gustav, Friedensdichtungen, S. [5]).

³⁶¹Moscherosch, Gesichte Philanders 1, 1650, Widmung, S. [10].

Zu „Befreyend“: gemeint ist der „Befreyende“, Nr. 227, Herzog August d. J. von Braunschweig-Lüneburg.

Karl Gustav wird hier nur „Gustav“ genannt, wohl um die Erinnerung an Gustav Adolf, den im Krieg gefallenen schwedischen König, wachzurufen.

³⁶²Neumark, Der Neu-Sprossende Teutsche Palmbaum, 1668, ND, S. 452.

In den ‘Gesichten’ schreibt Moscherosch:

„Einer solchen art sind auch diese Gesichte und Geschichte: welche anfangs nicht allein under dem ungehaltenen Mordblut-rufen und schryen der Soldthaten geschrieben; auf der ungewissen Post über land geschickt; sondern auch in grosser eyle getruckt/ und wegen meiner abwesenheit bey der Preß zimlich versäümet worden.“

(Moscherosch, Gesichte Philanders 1, 1650, Teutsche Zugabe, S. 690.)

eine Huldigung Moscheroschs an die Institution der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’, durch die Adresse an ihr repräsentativstes Mitglied, Karl Gustav, den künftigen König. Moscherosch, der sich durch Namen und Abzeichen der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’ „von der Nidere so erhoben“ fühlt, findet seine eigenen Interessen in den Gesellschaftsprinzipien wieder.³⁶³ Nicht umsonst läßt Moscherosch auf dem Stich von Peter Aubry (1652) sich mit dem Ordenskleinod der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’ abbilden.³⁶⁴ Die „Friedenskünste“ sind nun gefragt: schon von ihrem Ursprung her richtete sich die ‘Fruchtbringende Gesellschaft’ gegen Krieg und Zerstörung, indem sie den Frieden und seinen fruchtbringenden Nutzen dagegen gesetzt hat.³⁶⁵ Durch das Zusammenwirken von „großen Herren und hohen Fruchtbringenden Gesellschaftern“ und den Schriftstellern, die meist zu den „Niedrigere“ zählen, d. h. durch Mäzenatentum soll der deutschen Dichtkunst zu Rang und Geltung verholfen werden.³⁶⁶ Gelingt dies, so verspricht Mosche-

³⁶³ Moscherosch, *Gesichte Philanders 1*, 1650, Widmung, S. [7].

³⁶⁴ Abgebildet in: Schäfer, *Moscherosch*, S. 136, Abb.12.

³⁶⁵ „Die Feder und der Degen/ ich wil sagen/ die Krieg- und Friedenskünste verbinden sich löblich miteinander“,

konstatiert Neumark für die ‘Fruchtbringende Gesellschaft’.

(Neumark, *Der Neu-Sprossende Teutsche Palmbaum*, 1668, ND, S. 452).

Zwischen dem ‘Frieden’ und der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’ besteht in der Tat eine Verbindung: die ‘Fruchtbringende Gesellschaft’ wurde 1617, ein Jahr vor Ausbruch des 30-jährigen Krieges, gegründet. Das Unheil war damals schon vorauszusehen; es war die Zeit,

„Da Mars der Störenfried sich rüstete zum Kriegen/
Da man sein Blutpanir sah’ hin und wieder fliegen/
Da *Er* aus *Böhmen* her die Mord-Posaune blies/
Und *Deutschlands* grösten Theil/ vor Ihm erzittern hieß.“

(Neumark, *Der Neu-Sprossende Teutsche Palmbaum*, 1668, ND, S. 10).

Auch ebendeshalb dürfte die Wahl auf die Palme, das Friedenssymbol, gefallen sein, als man ein „Allgemeines Gemälde“ für die ‘Fruchtbringende Gesellschaft’ suchte.

³⁶⁶ Neumark nennt für die Mäzenatenpraxis in der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’ auch Moscheroschs Erfahrungen als Beispiel:

„Wie viel Hochfürstl- Gräfl- und Freyherrliche/ wil nicht sagen Hochadeliche *Gesellschafter*/ dieser *Ordnung* sich gemeß bezeuget/ und ihre hochruhm-

rosch den ‘großen Herren’ Lob für diese Leistung:

„Und O Ewig Rhum und Lob den Fürsten Herren und Ob-
rigkeiten/ welche solche Heldenübungen nicht nur mit den
Straalen ihrer Genaden und Gunst anscheinen; sondern auch
auß dero Mitte das werckthätlich fort zu setzen ich genädigt
belieben lassen.“³⁶⁷

Er selbst fühlt sich als Mann der Feder dieser Interessengemein-
schaft durchaus gewachsen, wenn nicht gar überlegen:

„Was aber die Feder einem Mänschen gibt/ das machet ihn
leben und geliebt werden/ so lang Himmel und Erden nicht
vergehen; Nemlich das ich seine [sc.: des Fürsten und Herren]
Freygebigkeit und Genaden-thaten in Schrifften kund mache:
und was er mir/ oder vielmehr dem gemeinen Vatterland/ hie
in disem Ort gutes erwiesen/ man dasselbe biß in Indien und
an der Welt Ende lese und lobe.“³⁶⁸

2.3.3 DIE „WARHEIT“ DER SATIRE

Die „Namens-Freyheit“ in der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’
war die Voraussetzung für diese Widmung.³⁶⁹ Diese „Namens-
Freyheit“ erlaubte Moscherosch, an Karl Gustav mit einer Wid-

bareste Leutseligkeit/ gegen niedrigere Standes-Personen spühren lassen/ kan
meines Wissens der *Suchende*/ der *Spielende*/ der *Rüstige*/ der *Traumende* [!]/
der *Vielbemühete*/ und der *Erwachsene* neben mir dem unwürdigsten
Sprossenden mit schuldig-unterthänigstem Dank und ersinnlichstem Lobe
nicht gnugsam preisen“.

(Neumark, *Der Neu-Sprossende Teutsche Palmbaum*, 1668, ND, S. 75).

Cf. Neumark, *Der Neu-Sprossende Teutsche Palmbaum*, 1668, ND, S. 475.

³⁶⁷Moscherosch, *Gesichte Philanders 1*, 1650, *Teutsche Zugabe*, S. 699.

Klaj dagegen betrachtet im selben Jahr diesen Zustand als schon erreicht:
„Wärlich es siegesprachtet die Teutsche Dichtkunst und wird ferner siegesprach-
ten durch Zuthun so hoher Leute. Wer wird sich ferner erkühnen/ sie anzufein-
den/ wann dero Feinde sehen/ daß sie in so hohem Ansehen“.

(Klaj, *Trauerrede*, 1650 [!], *Widmung, Friedensdichtungen*, S. [296]).

³⁶⁸Moscherosch, *Gesichte Philanders 1*, 1650, *Teutsche Zugabe*, S. 700.

³⁶⁹Moscherosch, *Gesichte Philanders 1*, 1650, *Widmung*, S. [5].

mung heranzutreten; der Kontakt zwischen Personen unterschiedlichen Standes war ja durch die ‘Fruchtbringende Gesellschaft’ schon geknüpft. War aber das Werk, die ‘Gesichte’, dem öffentlichen Status seines Adressaten auch angemessen? Moscherosch kennt und bekräftigt die in der Zeit allgemeinverbindliche Regel:

*„Fürsten und Herren gehören Fürstliche sachen; und frevelt der über alle massen/ der einer hohen Personē ungüldige Dinge beyträgt.“*³⁷⁰

Anscheinend bezichtigt Moscherosch sich selbst dieses Frevels, wenn er seine ‘Gesichte’ als „so ungeschmacktes mageres Gericht“ bezeichnet, das dem „Weltberühmtesten Namen“ seines Adressaten nicht angemessen sei.³⁷¹ Freilich, zur ‘hohen’ Literatur zählen die ‘Gesichte’ als Satiren nicht und so kann Moscherosch seinen Adressaten nur bitten,

*„dise meine Fruchtbringende Schertz-Gedichte und Schmertz-Gesichte [...] gleich etwas fremdes anzunehmen/ und/ wie ich demütig bitte/ mit Fürstlichen Augen anzusehen.“*³⁷²

Moscherosch verstieße in der Tat gegen die damalige Widmungspraxis, wenn er ein Werk von vergleichsweise geringem Status einem hohen Würdenträger zueignete. Von diesem Verdacht, einer so bedeutenden Persönlichkeit nur „ungüldige Dinge“ beizubringen, kann er sich aber selbst reinigen: seine „Gesichte“ seien nämlich, so behauptet er, „in ihrer maß/ auch in Fürstlichen Hohen sachen“ nicht „ohne nutzen“.³⁷³ Denn „der arme Federwisch“ habe auch in königlichen und fürstlichen Zimmern „seinen gewissen ort hinder der thüre“; und

„Dise Gesichte seind ein so genanter Federwisch/ mit welchem das unreine an seinem ort also abgeföhret und abgefegget wird/ daß auch Fürsten und Herren hie was denck- und

³⁷⁰Moscherosch, *Gesichte Philanders 1*, 1650, *Widmung*, S. [6] (im Original gesperrt gedruckt).

³⁷¹Moscherosch, *Gesichte Philanders 1*, 1650, *Widmung*, S. [6].

³⁷²Moscherosch, *Gesichte Philanders 1*, 1650, *Widmung*, S. [7].

³⁷³Moscherosch, *Gesichte Philanders 1*, 1650, *Widmung*, S. [7].

merck-würdiges werden zubeschauen/ zulesen/ zubetrachten
und zuachten haben.“³⁷⁴

Mit dieser hygienischen Rechtfertigung erklärt Moscherosch unmißverständlich, daß auch Fürsten und Herren seiner Satire bedürfen. Als Satiriker ist Moscherosch gehalten, die „Warheit“ zu sagen.³⁷⁵ Ja, Satire zu schreiben *heißt* für ihn, sich der „Warheit“ zu „befeissen“.³⁷⁶ Die „Warheit“ könne aber am besten „mit lachen“ gesagt werden, so behauptet Moscherosch und tritt damit in Horazens Fußstapfen.³⁷⁷

Moscherosch fühlt sich als gewissenhafter „Artzt“, der seine „herbe Artzney“ jedermannn anbietet.

³⁷⁴Moscherosch, Gesichte Philanders 1, 1650, Widmung, S. [8].

³⁷⁵Die Satire soll „mit scharfer Kritik dem unzulänglichen Leser dessen getarnte Mängel aufdecken und ihn dann dazu bereitmachen, Werte zu erkennen und sein Leben zu ändern.“

(Moscherosch, Gesichte 1642, hg. Harms, S. 234).

Die wichtigste Funktion der Satire aber ist die Aufdeckung der Wahrheit: in diesem Sinne schreibt Moscherosch „An den Warheit-Liebenden Leser“:

„Wer die Warheit ungerinn hört,
und von seinem thun und Wesen,
Nicht zu wißen Waß begehrt,
Laß dieß Buch nur ungelesen.“

Diese Verse stehen auf dem Kupfertitel der Ausgabe C.

(Bechtold, Kritisches Verzeichnis, S. 16 mit Abb. 4).

³⁷⁶S. Moscheroschs Gedicht auf seinen Gesellschaftsnamen und -devise, s. oben S. 194 mit Anm. 336.

³⁷⁷„Und wa ich scherzte/ da ist es allererst daß ich einem mit lachen sagen kan/ was ich ihm sonst nicht hätte sagen wollen.“

(Moscherosch, Gesichte Philanders 1, 1650, Teutsche Zugabe, S. 695).

Damit spielt Moscherosch deutlich auf Horazens „ridendo [eigentlich: ridentem] dicere verum“ (‘scherzend die Wahrheit sagen’) an, ein Diktum, das für den Satiriker des 17. Jahrhunderts den Maßstab setzte.

(Horaz, Satiren 1,1, 24).

In der Vorrede zum 2. Teil der ‘Gesichte’ erklärt Moscherosch wieder, daß für ihn eine Rede satirisch sei, wenn man „kein blatt fürs maul nimbt“, d. h. „die meynung frey herauß sagt“.

Außer auf Horaz verweist Moscherosch hier auf Lucilius, Juvenalis, Persius. (Moscherosch, Gesichte Philanders 2, 1650, Vorrede S. 2).

„Es ist eben die Edele Warheit ein ungeschmackte Artzney bey allen Menschen.“³⁷⁸

Zu „allen Menschen“ zählt Moscherosch auch die Fürsten; Moscheroschs „Warheit“, bestrebt „Jederman bekant zu werden“, „kloppet“ auch „an der Fürsten Pforten“.³⁷⁹ Wenn in den ‘Gesichten’ „iedermanns gebrechen zuerkennen“ sind, wie es im Ehrengedicht Romplers von Löwenhalt heißt, so sind darin auch die Gebrechen der Fürsten eingeschlossen.³⁸⁰ Freilich schweigt Moscherosch über dieses heikle Thema in der Widmung; im Text der ‘Gesichte’ ist davon aber ausführlich die Rede.³⁸¹

Statt „ungültiger Dinge“ kann Moscherosch seinem Fürsten und Adressaten „was denck- und merck-würdiges“ versprechen: seine ‘Gesichte’, die mit den Kriterien der Seltenheit und der Wahrheit ausgestattet sind. „Wunderliche und warhafftige Gesichte Philanders von Sittewald“ werden ja schon im Titel angesagt; „warhafftig“ verspricht Moscherosch seine ‘Gesichte’ darzustellen, die ja

³⁷⁸Moscherosch, *Gesichte Philanders 1*, 1650, Teutsche Zugabe, S. 689.

³⁷⁹Moscherosch, *Gesichte Philanders 1*, 1650, Ehrengedichte, S. [1], Hille, *Der Warheit Neid- und Ehrenkleid*.

³⁸⁰„Ein solcher spiegel schier ist dieses buch zunennen/
So da gibt iedermanns gebrechen zuerkennen

Macht iedem/ der es list/ gar eygendlich bekannt/
Waß übel ständig sey/ was gott-loos/ sünd und schand.“

(Moscherosch, *Gesichte Philanders 1*, 1642, Ehrengedicht „Wahrmunds von der Tannen“ [= Jesaias Rompler von Löwenhalt], Vorrede, S. [8]).

³⁸¹Cf. z. B. Moscheroschs Invektive gegen das „Hoffleben“ im Gesicht ‘Weltwesen’.

(Moscherosch, *Gesichte Philanders 1*, 1650, 2, S. 83).

Cf. auch das 6. Gesicht ‘Höllens-Kinder’, in dem Moscherosch „insonderheit Hochmögende Mächtige Herren/ ihre Tyranny/ Mutwillen/ Ungerechtigkeit“ anprangert.

„O Gott [...] was werden dermahlen die Außflüchte und Verantwortungen/ die Declarationes, Deductiones, Manifesta, Anti-manifesta, Erläuterungen/ Nothwendige Berichte/ Gründliche Ursachen unserer Fürsten und Herren/ für einen Außspruch und Außschlag gewinnen?“

(Moscherosch, *Gesichte Philanders 1*, 1650, 6, S. 338 f.).

der ‘Warheit’ zum Durchbruch verhelfen sollen.³⁸²

Zu dem in der Widmung erzählten Traum gab Moscherosch folgende Interpretation:

„Darauß ich nachsinnend geschlossen/ daß die Warheit/ insonders von Hohen sachen/ so selten als Wildbert/ und in jedermans Herberg nicht zufinden.“³⁸³

Das heißt aber auch: Moscheroschs Auftrag, die „Warheit“ zu suchen, tangiert, seiner Devise „*Hohe Sachen*“ gemäß, gerade die Interessen von Fürsten und Herren: denn was „in jedermans Herberg nicht zufinden“, findet sich in den Palästen allemal: seltene und kostbare Dinge, „die ein Fürstliches begnügen/ und bey andern ein wunder erwecken können“; sollen diese Dinge aber „bey ihrer zierde“ erhalten werden, tut „der arme Feder-wisch“ not, d. h. Moscherosch als Satiriker.³⁸⁴ Hinter Moscheroschs „Wort“ „Hohe Sachen“ steckt freilich mehr als die von ihm selbst vorgenommene Auslegung „Hohe Sachen“ = „Fürstliche Hohe sachen“.³⁸⁵ Dieses „Wort“ wurde Moscherosch ja passend zu seinem Namen und Gemälde in der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’ verliehen.³⁸⁶ Name, Gemälde und Wort Moscheroschs sind aber auf die ‘Gesichte’ gemünzt. Eben in dieser Beziehung erscheint dieses „Wort“ erstaunlich: handelt die Satire nicht gerade, wenn sie — laut Untertitel der ‘Gesichte’ —

„Aller Weltwesen/ Aller Mänschen Händel/ mit ihren Natürlichen Farben der Eitelkeit/ Gewalts/ Heucheley/ Thorheit bekleidet/ öffentlich auff die Schau geführet/ als in einem Spiegel dargestellt“

³⁸²S. unten S. 215 mit Anm. 407.

³⁸³Moscherosch, *Gesichte Philanders* 1, 1650, Widmung, S. [4].

³⁸⁴Moscherosch, *Gesichte Philanders* 1, 1650, Widmung, S. [7] f.

³⁸⁵Moscherosch, *Gesichte Philanders* 1, 1650, Widmung, S. [7].

Cf. unten S. 216.

³⁸⁶Dieses „Wort“ oder der „Spruch“, so Neumark, solle den „Zwekk und die Bedeutung“ melden (und zwar von „Gemählde“ und „Namen“ des Gesellschafters).

(Neumark, *Der Neu-Sprossende Teutsche Palmbaum*, 1668, ND, S. 15).

hat, von eher niedrigen Dingen?

Moscherosch selbst mit seinem Satireverständnis sieht dies keineswegs so: von „ungüldigen Dingen“ will er nicht handeln, sondern, im Gegenteil, von Dingen, die sich durch die Betrachtungsweise „als in einem Spiegel“ als allgemeingültig und verbindlich herausstellen.³⁸⁷ Die Entlarvung der menschlichen Torheit schon durch ihre Darstellungsweise hat sich Moscherosch vorgenommen. Auch so kommt die ‘Warheit’ ans Licht.

„Das/ was wachend tags geschicht/
Ist zu nachts ein Traum gesicht:
Solches höret man von mir/
Dan ich *Traume Hohe sachen*/
Welche man nicht sonder lachen
sihet nechst der warheit thür.“³⁸⁸

Damit wird Moscheroschs ‘gute Erfindung’, seine Erlebnisse in den ‘Gesichten’ als Träume zu beschreiben, benannt. Solche Träume bedeuten freilich mehr als die Wiedergabe des eigenen Erlebten, sie weisen vom Besonderen auf das Allgemeine:

„was das Mänschen volck verricht
Hab ich *Traumend* außgedicht.“³⁸⁹

³⁸⁷ „Es ist eben die Edele Warheit ein ungeschmackte Artzney bey allen Menschen [. . .] Also muß man die Edele Warheit vermummen und verkleiden, will man anderst/ das sie ohne gefahr durchkommen möge/ man muß sie durch schützung und gelaid der Gedichte; Ja (zusagen wie es an sich selbst ist) an vielen orten in den höfflichen Lügen verbergen/ so sie anderst soll angenommen und erhalten werden. Daß sind die ubergülte verzuckerte bittere Artzneyen.“

(Moscherosch, *Gesichte Philanders 1*, 1650, Teutsche Zugabe, S. 689).

Moscherosch als Satiriker sieht sich als Arzt, der die ‘Warheit’ so zubereiten muß, daß sie von allen angenommen wird.

Cf. zu Moscheroschs Satireauffassung auch Moscherosch, *Gesichte*, hg. Harms, Nachwort, S. 261.

³⁸⁸ Moscherosch, *Gesichte Philanders 1*, 1650, Ehrengedicht des „Spielenden“ (= Harsdörffers), *Ehrengedichte*, S. [4].

³⁸⁹ Moscherosch, *Gesichte Philanders 1*, 1650, Ehrengedicht Harsdörffers, *Ehrengedichte*, S. [4].

Darüberhinaus schreibt Moscherosch seinen Träumen eine besondere Kraft zu:

„Meine Träume machen wachen: Mein Wort ist *von hohen Sachen*.“³⁹⁰

Die Rolle von Schlaf und Wachen kehrt sich hier um; im „Spiegel“ des erzählten Traums soll jeder sich selbst erkennen.

„Filanders wunderbahr’ erschinene Gesichte
Sind nicht vergäbne träüm und eitele gedichte.
Sie seind eyn Spiegel glas/ da mancher sich beschaut;
Der bessere sein thun/ wem vor den strafen graut.“³⁹¹

Nach diesem Zeugnis hat Moscheroschs satirische Schreibart ihre moraldidaktischen Absichten — Selbsterkenntnis und Besserung — schon erreicht. Der Traum als höchste Stufe des Wachens, als Erkenntnismöglichkeit, ist ‘Warheit’.³⁹² In den ‘Gesichten’ begegnet die ‘Warheit’ ver- und entkleidet, um „angenommen und erhalten“ zu werden.³⁹³

³⁹⁰Hille, Der Teutsche Palmbaum, 1647, ND, Ehrengedicht Moscheroschs, S. 59.

³⁹¹Schneuber, Gedichte, 1644, S. 358.

S. Moscherosch, Gesichte, hg. Harms, Nachwort, S. 259.

Ein (allerdings gesprungener) „Spiegel“ ist auch auf dem Kupfer des „Traums“ dargestellt, zu dem Harsdörffers Ehrengedicht die Erklärung gibt. (Moscherosch, Gesichte Philanders 1, 1650, Ehrengedichte, S. [3] f.).

Cf. auch das Ehrengedicht Romplers von Löwenhalt, Vorrede, S. [8]).

S. oben S. 208 mit Anm. 380.

³⁹²S. den Anfang des 5. Gesichts (‘Letztes Gericht’), in dem Moscherosch Michel de Montaignes Auffassung des Traums zustimmend zitiert:

„Er [= Montaigne] halte/ daß die Träume ein rechtes muster seyen unserer Gedancken/ und dessen/ damit wir in unserem Leben und täglichem wandel umbgehen: und was einem wichtiges im sinn ligt/ das komet ihm im schlaff vor.“

(Moscherosch, Gesichte Philanders 1, 1650, 5, S. 284).

Cf. Moscherosch, Gesichte, hg. Harms, Nachwort, S. 264 f.

³⁹³„Also muß man die Edele Warheit vermunnen und verkleiden . . .“

(Moscherosch, Gesichte Philanders 1, 1650, Teutsche Zugabe, S. 689).

S. oben S. 210 f. mit Anm. 387.

Die „Warheit“, die nackt nur „Haß und Neid“ erregte, habe durch Moscherosch ihr „Ehrenkleid“ erhalten (d. h. er habe sie überall gesellschaftsfähig gemacht), behauptet der ‘Unverdrossene’:

„Endlich flohe sie [= die ‘Warheit’] zu dir
Mein Philander in Gedichten/
 In Geschicht- und in Gesichtern
 Ist beschmücket ihre Zier:
 Du hast ihr das Ehren-kleidt
 Zubereit.“³⁹⁴

‘Philander’ als der Verfasser der ‘Gesichte’ und die ‘Warheit’ sind nun nicht mehr zu trennen:

„Ja man liebet sie und dich“,

sagt der ‘Unverdrossene’ zum ‘Traumenden’.³⁹⁵ Die ‘Warheit’ ist aber nicht nur das Ziel der Satire Moscheroschs, sondern diese zeigt sich schon in der Schreibart: die zur Erkenntnis der ‘Warheit’ dienlichste Darstellungsweise ist die ‘Warheit’ selbst. Moscherosch gehöre zu den wenigen, schreibt Rist, die „bei dieser falsch-politischen Welt“ „die Teutsche warheit dörfen herauß reden“.³⁹⁶ Ebendies hat sich Moscherosch selbst vorgenommen, wenn er sagt, er wolle seinen Leser

„nicht mehr hofieren/ sondern frey Teutsch herauß reden
 [...] wie mir umb das Hertz ist.“³⁹⁷

³⁹⁴Moscherosch, *Gesichte Philanders* 1, 1650, Hille, *Der Warheit Neid- und Ehrenkleid*, Ehrengedicht, S. [2].

³⁹⁵Moscherosch, *Gesichte Philanders* 1, 1650, Hille, *Der Warheit Neid- und Ehrenkleid*, Ehrengedicht, S. [2].

Cf. dazu auch Rists Ehrengedicht, in dem es abschließend heißt:

„Doch/ wer vom Argen sich zu kehren nicht begehrt/
 Der wird Philandern und die Warheit nimmer leiden.“

(Moscherosch, *Gesichte Philanders* 1, 1650, Rist, *An die Europäische Völker*, Ehrengedichte, S. [6]).

³⁹⁶Moscherosch, *Gesichte Philanders* 2, 1650, 7, *Reformation*, S. 903.

³⁹⁷Moscherosch, *Gesichte Philanders* 1, 1650, 6, *Höllens-Kinder*, Vorrede, S. 333.

Moscheroschs satirische Kritik enthält auch eine kulturpatriotische Komponente. Mit seinem Vorsatz in den ‘Gesichten’, die „Teutsche Warheit“ zu „reden“, tritt Moscherosch für eine direkte Sprache ein und wendet sich gegen Verstellungen.³⁹⁸ Eine un-zweideutige, aufrichtige Sprache wird der Diplomaten-sprache entgegengesetzt. In diesem Sinne lobt Moscherosch auch einen Wimpheling für Merkmale, denen er sich selbst am meisten verpflichtet fühlt: jener sei von

„Gemüth aber so aufrichtig, so Teutsch und thätig gewest; da hingegen heutigs tags vile des hohen höfflichen Redens sich befeissigen“.³⁹⁹

Kritik und Belehrung müssen sich Fürsten und Herren solange gefallen lassen, wie sie nicht einmütig mit Moscherosch die „Teutsche Sprach in ihrer Herrlichkeit zu erhalten“ trachten.⁴⁰⁰ Damit befindet sich Moscherosch auch ganz auf der Linie der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’, die sich zum Ziel gesetzt hat, der wahren Tugend gegen die Anmaßung der Hofkultur zur Geltung zu verhelfen.⁴⁰¹

„Weißheit/ vieler Sprachen Ehr/
vieler Künste Zucht/
Als auch Teutsche Redlichkeit/
nennt sich unsre Frucht“,

so faßt Neumark „Vorhaben und Zweck“ der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’ zusammen.⁴⁰² Auch Moscherosch fordert eine solche

³⁹⁸ „Und wann ich eben die Teutsche Warheit reden soll/ so haben Zorn/ Schwälgerey/ Stoltz/ Geitz/ Uppigkeit/ Faulkeit/ Mord/ und viel tausend andre Sünden/ eing und allein ihren Ursprung von der Heucheley.“

(Moscherosch, Gesichte Philanders 1, 1650, 2, Welt-Wesen, S. 67).

³⁹⁹ So urteilt Moscherosch über die Argumentationsweise des elsässischen Humanisten Wimpheling, dessen ‘Germania’ er 1649 neu herausgab.

Zit. nach Schäfer, Moscherosch, S. 152 mit Anm. 160.

⁴⁰⁰ Moscherosch, Gesichte Philanders 1, 1650, Teutsche Zugabe, S. 700.

⁴⁰¹ Cf. Schäfer, Moscherosch, S. 146.

⁴⁰² Neumark, Der Neu-Sprossende Teutsche Palmbaum, 1668, ND, S. 82.

Rückbesinnung auf diese „Teutsche Redlichkeit“, wenn er „Heucheley/ Lügen und Triegerey in allen Ständen“ in seinen Satiren anprangert.⁴⁰³ Wenn ihr die Maske der Verstellung vom Gesicht gerissen wird, kommt die „Warheit“ zum Vorschein. (In diesem Sinne ist auch schon der Untertitel der ‘Gesichte’ zu verstehen!)⁴⁰⁴ Die „Heucheley“, die die „Warheit“ unkenntlich macht, ist von Übel, *nicht* aber die Verkleidung der „Warheit“ zum guten Zweck, wie sie Moscherosch selbst vorgenommen hat. Moscheroschs ‘Gesichte’ zählen zu den „nutzlichen büchern“, die mittels der „Warheit“ zur Selbsterkenntnis führen und zur Besserung anleiten wollen.⁴⁰⁵ Die ‘Gesichte’ handeln somit von „Hohen Sachen“, auch, indem sie das Verhalten von Menschen niedrigen Standes beschreiben. Mit dem „Wort“ hat die ‘Fruchtbringende Gesellschaft’ auch Moscheroschs *Absicht* in seinen Satiren honoriert und diese als bereits gelungen anerkannt. Die „Traumgesichte“ hätten, da sie bei „den neugierigen Leuten“ „so beliebt“ seien,

„fast mehr Früchte gebracht/ als manches Bet- und Predigt-
buch/ welches man unter der Bank liegen lässet“,

⁴⁰³Moscherosch, *Gesichte Philanders* 1, 1650, 2, Welt-Wesen, S. 66 f.

⁴⁰⁴S. oben S. 209.

⁴⁰⁵So „Warmund von der Tannen“ [= Jesaias Rompler von Löwenhalt] in seiner Vorrede zu den ‘Gesichten’:

„Und meyn ich zwahr/ daß/ nach den geystlichen bücheren/ diese [= die nutzlichen bücher] die nothwendigste seyen/ durch welche die leuthe zu erkantnuß ihrer gebrechen und laster gebracht; und hergegen zur nachfolg der tugend gereyzt werden.“

(Moscherosch, *Gesichte Philanders* 1, 1650, Vorrede „Warmunds von der Tannen“, S. [3 f.]).

Cf. auch dessen Ehrengedicht am Ende dieser Vorrede.

Diese Ausführungen Löwenhalts erklärt Moscherosch selbst zur maßgeblichen Interpretation:

„Und dis ist der Zweck dieses Wercks [= der ‘Gesichte’], welchen zwar der Edle und Hochgelehrte *Warmund von der Tannen*/ vor dem Eingang auf das zierlichste dargethan und erwiesen.“

(Moscherosch, *Gesichte Philanders* 1, 1650, *Teutsche Zugabe*, S. 693 f.).

hebt auch Neumark hervor.⁴⁰⁶ Die „Wahrheit“ zu sagen *und* geliebt zu werden ist Moscherosch gelungen.⁴⁰⁷

Das „Wort“ „Hohe Sachen“ hat noch eine andere Bedeutung: Opitz forderte vom „Poeten“ nicht nur, er solle von „sinnreichen einfällen und erfindungen“ sein, sondern auch, er müsse

„hohe sachen bey sich erdencken können“.⁴⁰⁸

Solche „hohen Sachen“ sind der Prüfstein für die Erfindung des Poeten. Wenn Moscherosch nun mit diesem „Wort“ bedacht worden ist, so besagt das auch, daß seine Satiren über ihre Gattungsgrenzen hinaus als dichterische Leistung in der ‚Fruchtbringenden Gesellschaft‘ Anerkennung gefunden haben. Moscherosch kann sich fortan zu den „Satyrischen Poeten“ zählen.⁴⁰⁹ Moscherosch konnte aus diesem „Wort“ zurecht den Anspruch auf unein-

⁴⁰⁶Neumark, *Der Neu-Sprossende Teutsche Palmbaum*, 1668, ND, S. 469.

⁴⁰⁷Hilles Verse auf Moscherosch lauten:

„In dem sanften Schatten Thron jener hohen Palmenbäume/
Hat er in bemühtem Schlaf von viel hohen Sachen Träume.
Obwol/ der die Wahrheit saget/ aller Orten ist verhasst/
Wird von jedem doch geliebet/ so sie Traumend hat verfasst.“
(Hille, *Der Teutsche Palmbaum*, 1647, ND, S. 205).

Dieselben Verse zitiert auch Neumark in:

Der Neu-Sprossende Teutsche Palmbaum, 1668, ND, S. 468.

Hille stellt fest, daß die Beliebtheit Philanders auf dessen Anliegen, die ‚Wahrheit‘, übergegangen ist:

„Wo sie [= die ‚Wahrheit‘] jetzund kommet hin
Wird ihr Haß in Huld verkehret/
Durch dich [= Philander] wird sie hochgeehret/
Gleich als eine halb-Göttin:
Ja man liebet sie und dich/
Wie du mich“.

(Moscherosch, *Gesichte Philanders 1*, 1650, Hille, *Der Wahrheit Neid- und Ehrenkleid, Ehrengedicht*, S. [2]).

⁴⁰⁸Opitz, *Buch von der Deutschen Poeterey*, 1624, ND, S. 11.

⁴⁰⁹So zitiert Moscherosch Rists Urteil am Ende des letzten Gesichts des 2. Teils, ‚Reformation‘:

„Es ist unter den jetzigen Satyrischen Poeten ein trefflich-erfahner und gelehrter Mann“ [nämlich Philander!].

(Moscherosch, *Gesichte Philanders 2*, 1650, 7, S. 902).

geschränkte Geltung seiner ‘Gesichte’ ableiten. Und in der Tat: gerade die Gelehrten haben die ‘Gesichte Philanders’ geschätzt und gelesen.⁴¹⁰

Moscheroschs „Wort“ „Hohe Sachen“ bedeutet also nicht nur ‘fürstliche Sachen’ und ‘zur Erkenntnis der Wahrheit dienliche Sachen’, sondern auch ‘poetische’, d. h. einem Dichter gemäße „hohe Sachen“. Die ‘Gesichte’, von „hohen Sachen“ handelnd, wollen mehr sein als nur Satiren: sie verweisen auf ihren Platz im Gesamtsystem barocker Dichtkunst. Mit diesem seinem „Wort“ gesellt sich Moscherosch zu den übrigen Dichtern, die ja alle — so Buchner — „von Weltlichen Händeln“ schreiben,

„damit wir daraus/ als in einem Spiegel/ zu sehen hätten/
was etwan in unserm Leben krum und unrecht“.⁴¹¹

Ebendies ist ja auch das Programm Moscheroschs, wenn er sagt, er habe in seinen ‘Gesichten’ „Aller Mänschen Händel“ „als in einem Spiegel“ dargestellt“ (Untertitel der ‘Gesichte’!). Dieser Erkenntniseffekt der Dichtkunst ist zugleich die ‘Warheit’ der Satire.

⁴¹⁰Moscherosch selbst sagt:

„Es sind aber solche Satyrische Gesichte bey den Gelehrten jederzeit in höherem werth und würden gehalten worden/ alß bey den Ronden-Schlechten-Teutschen; denen dergleichen Larven zu sehen/ frembd/ unnd ungewohnet zu lesen vorkommen.“

(Moscherosch, *Gesichte Philanders* 2, 1650, Vorrede, S. 7).

Tatsächlich, unter 50 ermittelten Beständen von gelehrten Privatbibliotheken des 17. Jahrhunderts sind die ‘Gesichte’ mit Abstand das häufigste deutschsprachige Werk.

Cf. Martino, Lohenstein, S. 51 f.

Cf. Moscherosch, *Gesichte*, hg. Harms, Nachwort S. 245.

⁴¹¹Buchner, *Weg-Weiser zur Deutschen Tichtkunst*, 1663, 3. Cap. Vom Ambt und Zweg des Poeten, S. 24.

2.4 ERFINDUNG UND ZWECK DER WIDMUNG

Auch wenn Moscherosch betont, er habe diese seine Widmung „auf ungewohnte neue weise“ beginnen lassen, bleibt er im Rahmen der gültigen Poetik.⁴¹² Der Dichter soll ja seine Sache gerade auf diese Weise vorbringen, weil der Mensch

„als ein fürwitzig und kitzliches Thier/ gerne was neues hörte“.⁴¹³

„Auf ungewohnte neue weise“ heißt auch Moscheroschs Umschreibung für seine ‘gute Erfindung’ dieser Widmung.⁴¹⁴ Wie den Poeten „allein die artliche Erfindung und Kunstgemässe Dichtung“ mache, wie Moscherosch selbst sagt, so machten auch den Widmungsschreiber „Erfindung“ und kunstgemäße Ausarbeitung.⁴¹⁵ In diesem wichtigen Punkt der „Erfindung“ ist beim Schreiben einer Widmung wie beim Schreiben eines poetischen Werks nach denselben Regeln zu verfahren.

Die ‘gute Erfindung’ der ‘*Gesichte*’ besteht für Moscherosch in der Zubereitung des „zu vorhien bey uns unbekanten/ so zusagen wilden Wildberts“, also seines literarischen Sujets, wie er in der Widmung sagt.⁴¹⁶ Dieses „Wildbert“ habe er „bereitet/ zugerichtet/ und vorgetragen“, auch wohl „zu besänfftigung und besüssi-

⁴¹²Moscherosch, *Gesichte Philanders* 1, 1650, Widmung, S. [5].

⁴¹³Buchner, *Poet*, hg. Prätorius, 1665, S. 5.

⁴¹⁴S. oben S. 181 mit Anm. 291 (2.3.1 Die ‘gute Erfindung’).

⁴¹⁵Moscherosch, *Gesichte Philanders* 2, 1650, 7, Reformation, Widmung, S. 864 f.

„Jedoch wie das Reymen und Vers raspeln keinen Poeten macht; sondern allein die artliche Erfindung und Kunstgemässe dichtung“.

(Moscherosch, *Gesichte Philanders* 2, 1650, 7, Reformation, Widmung, S. 864 f.).

Cf. Opitz:

„Die worte und Syllaben in gewisse gesetze zue dringen/ und verse zue schreiben/ ist das allerwenigste was in einem Poeten zue suchen ist. Er muß ephantasiotós, von sinnreichen einfallen und erfindungen sein“.

(Opitz, *Buch von der Deutschen Poeterey*, 1624, ND, S. 10 f.).

⁴¹⁶Moscherosch, *Gesichte Philanders* 1, 1650, Widmung, S. [5].

gung seiner ungeschlachtetigkeit“ nicht vergessen, es zu „bezugern und vergulden“. ⁴¹⁷ (In der Tat stellen die ‘Gesichte’ ja keine bloße Übertragung der ‘Visiones’ des Quevedo vor, sondern sie sind eine eigenständige Bearbeitung nach der spanischen Vorlage und deren französischer Übersetzung.) ⁴¹⁸

Diese ‘Gesichte’ haben die „Warheit“ von „Hohen Sachen“ zum Inhalt — sie stellen also eine Präsentationsform der „Warheit“ vor. In dieser Zubereitung wird das „ungeschmackte magere Gericht“ (Wildbert/ Warheit) zu etwas Seltenem, das „in jedermans Herberg nicht zufinden“, und daher ist es wohl würdig, vor die Augen des fürstlichen Adressaten zu kommen. ⁴¹⁹ Auch seinen übrigen Lesern gibt Moscherosch zu bedenken, daß ein etwaiges Mißfallen nicht seine Schuld sei:

„Dan meine Speisen seind gut vom Geschmack/ und mit fleiß zugerichtet“. ⁴²⁰

Auch in der Widmung stellt Moscherosch die „Warheit“ ins Zentrum. Sie ist der Sinn seines Traums, mit dem er die Widmung beginnen läßt. Dieser Traum als ‘gute Erfindung’ der *Widmung* stellt ebenfalls eine Präsentationsform der „Warheit“ vor: Werk und Widmung arbeiten so auf denselben Zweck hin, nämlich auf die Erkenntnis der „Warheit“ beim Leser oder Adressaten.

Moscheroschs artifizielles Spiel mit Gesellschaftsnamen und -devisen, das auch sonst in gesellschaftsinternen Schriften virtuos

⁴¹⁷Moscherosch, *Gesichte Philanders* 1, 1650, Widmung, S. [5].

⁴¹⁸Quevedos ‘Visiones’ sind 1627 erschienen, Moscherosch hat die französische Übersetzung von La Geneste (1633) benutzt. So stehen sechs inhaltlich von Quevedo abhängigen ‘Gesichten’ acht inhaltlich selbständige gegenüber. (Cf. Moscherosch, *Gesichte*, hg. Harms, Nachwort, S. 260).

Eigenes Erleben kommt hinzu, und die zeitkritischen Intentionen Quevedos finden sich bei Moscherosch verstärkt wieder.

(Cf. Schäfer, Moscherosch, S. 112).

⁴¹⁹S. oben S. 209 mit Anm. 383 (2.3.3 Die „Warheit“ der Satire).

⁴²⁰Moscherosch, *Gesichte Philanders* 1, 1650, Vorrede, S. [4].

geübt wurde, zeigt eine weitere Absicht der Widmung an.⁴²¹ So huldigt Moscherosch der Institution und den Würdenträgern der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’ und erklärt gleichzeitig deren Ziele zu den seinen. Mit Unterstützung der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’ wird Moscheroschs „Warheit“ zur „Teutschen Warheit“, die er als ein „Ehrlich Mann“, der „die Warheit lieb hat“, „darff heraußreden“.⁴²² Nicht zuletzt durch die ‘gute Erfindung’ wird diese Widmung zum Kabinetstück des Satirikers und Dichters Moscherosch, der der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’ damit zeigen wollte, daß ihr bewiesenes Vertrauen in ihn voll gerechtfertigt war. Eine ‘gute Erfindung’ hat auch die ‘Fruchtbringende Gesellschaft’ geleitet, als sie Moscherosch mit Namen, Gemälde und Wort ausstattete; und diese ‘Erfindung’ bedingt Moscheroschs eigene in der Widmung.

Auf seinen Gesellschaftsnamen „der Träumende“ gründet Moscherosch seine ‘gute Erfindung’ der Widmung; seine Devise „Hohe sachen“ dient ihm zur Rechtfertigung dieser Widmung. Auf diese Devise war er offenbar besonders stolz, er hat sie dreimal in seinen Widmungsbrief eingebaut. Nur sein Gemälde „Nachtschatten“ erwähnt er in der Widmung nicht, obwohl der Nachtschatten als Gift- und Heilpflanze zu Moscheroschs Auffassung vom Dichter als Arzt paßt.⁴²³

⁴²¹Z. B. in Ehrengedichten; cf. die Ehrengedichte zu Harsdörffers ‘Gesprächspielen’, 1644 ff., ND.

⁴²²Moscherosch, Gesichte Philanders 1, 1650, 2, Welt-Wesen, S. 56 f.

⁴²³Vom ‘Nachtschatten’ auch ‘Saukraut’ (lat.: *Noctis umbra*, *Solanum* [vulgare]), heißt es:

„Es kühlet [...] stilltet Schmerzen und machet schlafend, wie alle Nachtschatten thun.“

Außerdem galt der ‘Nachtschatten’, wiewohl „ein ganz gemeines Kraut“, sogar als heilkräftig gegen Brust- oder Hodenkrebs.

(Zedler, 23, Sp. 283 f.)

In seiner Funktion als Schlafmittel wird der ‘Nachtschatten’ in Moscheroschs Reimgesetz in der Stammrolle der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’ angeführt:

„*Nachtschatten* pfeget sanft den Schlaf zu flößen ein,

Stattdessen pocht Moscherosch in dieser Widmung auf die Funktion seiner Dichtung, die ‘Warheit’. Die ‘Warheit’ selbst — und nicht der ‘Nachtschatten’ — ist die „bittere Artzney“, deren Gift den Menschen von seinem Grundübel, „von solcher verdammlichen Thorheit“ abkehren soll.⁴²⁴

Der Adressat *Karl Gustav* als Person ist gegenüber der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’ als Institution in dieser Widmung zunehmend aus dem Blickfeld geraten. Eigentlich geht es Moscherosch auch um *alle* Fürsten und Herren in der ‘Fruchtbringenden Gesellschaft’, die das Zeug zum Mäzenaten haben. Stellvertretend für viele seiner Art steht Karl Gustav, der mit „Wort und Gunst“ für die „Kunst“ eingetreten ist.⁴²⁵ Ihm hat Moscherosch seine ‘Gesichte’ anvertraut, die bei „vilen grossen Leuten“ schon ihre Liebhaber gefunden hatten.⁴²⁶ Moscherosch bedurfte eines solchen Patrons,

Und Zeiget träume drauf, daher ich mir erwehlet
Den Nahmen mit dem kraut: Ich will beflissen sein
Als ich vorhin auch war, als ich die träum’ erzehlet,
Zu träumen mehr und mehr, bey nacht und tagesschein
und zwar mit offnem aug: Es sol sein unverhehlet
Was von geschickligkeit wird träumen meinen fleiß’
Auf das der *Träumend* ich viel *Hohe sachen* heiß.“

(Krause, Ertzschrein, S. 454).

⁴²⁴Cf. Moscherosch, *Gesichte Philanders* 1, 1650, Teutsche Zugabe, S. 690 f.

⁴²⁵In der Widmung zum Gesicht ‘Reformation’ reimt Moscherosch auf einen bekannten lateinischen Vers („Ars enim non habet osorem nisi ignorantem“):

„Wiltu wissen ob ein Mann
Waß von Künsten wiss und kan/
Gib acht auf sein Wort und Gunst:
Kan Er Kunst? So lobt er Kunst/
Kan Er nichts so wird er Kunst verachten.“

(Moscherosch, *Gesichte Philanders* 2, 1650, 7, Widmung, S. 864 f.).

⁴²⁶„Daß mein Herr seine Gesichter wider aufs neue lasset trukken/ solches vernehme ich/ und nebenst mir vile grosse Leute diser örter über die massen gerne“,

schreibt Rist.

(Moscherosch, *Gesichte Philanders* 2, 1650, 7, Reformation, S. 903).

wie Rist bezeugt hat.⁴²⁷ Ein solcher Patron bedurfte aber auch eines Moscherosch und der „Warheit“ seiner Satire: soll sie doch auch Fürsten und Herren zur Warnung und Besserung dienen.⁴²⁸ Logau hat den „Lob-Sprecher“, also denjenigen, die sich zum Fürstenlob veranlaßt sehen, empfohlen, folgendes in ihren Lobgedichten zu beachten:

„Also kann man dan die Pillen/ die sonst bitter wollen
schmecken/
Scheinlich machen und vergolden/ und die Pflicht ins Lob
verstecken.“⁴²⁹

Moscherosch versteckt diese „Pflicht“ nicht ins „Lob“, sondern in die Satire: seine „Warheit“ stellt sich als satirische Fiktion dar, um „angenommen und erhalten“ zu werden.⁴³⁰

„Dis sind die übergüldete verzuckerte bittere Artzneyen.“⁴³¹

⁴²⁷ „wan mein Herr solche gelegenheit/ zeit und weile/ vornemlich aber solche treffliche *Patronen* und Förderer hätte/ wie sie der berühmte *Ovvenus* zu seiner zeit gehabt hat/ er würde es demselben vielleicht in vilem zuvor thun/ welche meine meynung auch neulich ein grosser Herr in meiner Gegenwarth bestätigte.“

(Moscherosch, *Gesichte Philanders* 2, 1650, 7, Reformation, S. 903).

⁴²⁸ In dem Gesicht ‘Höllens-Kinder’ redet Moscherosch die Fürsten so an:

„Nun/ wollet ihr euren Frommen Redlichen Teutschen Rätthen nicht folgen/ noch sie hören: dann wer die Warheit zu seiner besserung nit von Gott anhören wil/ dem muß der Teufel zu seinem Undergang die Predig thun/ wann er sich nicht bekehret und Busse würcket.“

(Moscherosch, *Gesichte Philanders* 1, 1650, 6, S. 403).

⁴²⁹ Logau, *Sinn-Getichte*, [1654], 2,2,56, Lob-Sprecher, S. 43.

Cf. dazu Logau, *Sinngedichte*, hg. Wieckenberg, Nachwort, S. 305.

⁴³⁰ „Wer wird nicht ungedultig? oder/ wer hörets gern/ wan man ihm seine Fehler vorleget? die Bauren leidens nit/ will geschweigen die Herren: Es seye dan/ daß es mit fürstellung erdichteter Personen geschehe und Märhleinweise.“

(Moscherosch, *Gesichte Philanders* 1, 1650, Teutsche Zugabe, S. 689).

Weiter heißt es an dieser Stelle:

„Also muß man die Edele Warheit verummen und verkleiden [. . .] so sie anderst soll angenommen und erhalten werden.“

(Moscherosch, *Gesichte Philanders* 1, 1650, Teutsche Zugabe, S. 689).

⁴³¹ Moscherosch, *Gesichte Philanders* 1, 1650, Teutsche Zugabe, S. 690.

Nicht in die Satire allein hat Moscherosch diese „Pflicht“ versteckt, sondern auch in die Widmung zu dieser Satire: was er als „Traumender“ an „Warheit“ für Fürsten und Herren bereithält, hat er darin unmißverständlich ausgesprochen. Moscherosch als Dichter der „Warheit“ aber fühlt sich kraft seiner Feder sogar den Fürsten überlegen:

„Einmahl/ Fürsten und Herren sind nach ihrem Tod nichts/
wan die Feder nicht will: und alles was sie nach dem Leben
sind/ das haben sie von der Feder/ und denen die solche
führen. Dan was man schreibet das bleibet.“⁴³²

⁴³²Moscherosch, *Gesichte Philanders 1*, 1650, Teutsche Zugabe, S. 701.

KAPITEL 3

WIDMUNG UND TRAUERSPIEL IM 17. JAHRHUNDERT

3.1 ZUR THEORIE DES TRAUERSPIELS: DAS TRAUERSPIEL IM VERSTÄNDNIS DER ZEIT

Am Anfang aller Überlegungen zum Trauerspiel im 17. Jahrhundert steht Opitzens Definition im 'Buch von der Deutschen Poeterey' (1624):

„Die Tragedie ist an der maiestet dem Heroischen getichte gemeße/ ohne das sie selten leidet/ das man geringen standes personen und schlechte sachen einführe: weil sie nur von Königlichem willen/ Todtschlägen/ verzweiffelungen/ Kinder- und Vätermörden/ brande/ blutschanden/ kriege und auffruhr/ klagen/ heulen/ seuffzen und dergleichen handelt.“¹

Im folgenden Satz verweist Opitz noch auf Aristoteles und Daniel Heinsius, „die man lesen kan“.² Damit läßt er es vorerst genug sein.

Zwei Dinge stellt Opitz durch diese Definition klar: den hohen Rang, den die Tragödie oder das Trauerspiel (Opitz verwendet

¹Opitz, Buch von der deutschen Poeterey, 1624, ND, S. 20.

²Opitz, Buch von der Deutschen Poeterey, 1624, ND, S. 20.

beide Begriffe noch undifferenziert nebeneinander) innerhalb der Dichtungstheorie der Zeit beansprucht, und die ausschließlich hohen Gegenstände, die in Tragödie und Trauerspiel zur Darstellung kommen.³ Außerdem geht daraus hervor, daß das Trauerspiel für Opitz Geschichtsschreibung bedeutet. Über Scaliger und Heinsius lief die Rezeption eines Aristoteles, von dessen Vorschriften zur Tragödie im Wesentlichen nur das Faktum eines königlichen Helden übrigblieb.⁴

Der barocke Dramatiker in Opitzens Nachfolge beruft sich vorzüglich auf die *Geschichte*: sie stellt nicht nur seinen Gegenstand vor, sondern er bezieht aus ihr auch seine Rechtfertigung. So führt Kormart für sein Trauerspiel ins Feld:

„In allen hat man sich sonst auff die Warheit der Geschichte beffissen“.⁵

Der Fürst ist der wahre Repräsentant der Geschichte; er adelt auch die Gattung, in der er auftritt: das Trauerspiel.

Als „*Trauerspiel*“ wird im 17. Jahrhundert nicht allein die literarische Gattung bezeichnet, sondern „Trauerspiel“ ist auch ihr Stoff, die geschichtlichen Ereignisse, die im Schauspiel dargestellt werden. Das „Trauerspiel“, von dem im Schauspiel selbst die Rede ist, bedeutet nicht das vorliegende Stück, sondern das historische Geschehen.

„Ach schrecklichs Trauer-Spiel!“,
seufzt man und meint nicht das Theater, sondern das Leben.⁶

³„Trauerspiel“ ist zunächst einfach die Übersetzung für ‘Tragödie’. Eine bewußte Differenzierung nehmen die Autoren erst kurz vor 1800 vor.

(Cf. RL. 4, Trauerspiel, S. 546).

Benjamin dagegen macht auf den Wesensunterschied von Trauerspiel und Tragödie aufmerksam, der durch den Gegenstand bedingt ist: die Tragödie habe nicht die Geschichte, sondern den Mythos zum Gegenstand.

(Benjamin, Ursprung des deutschen Trauerspiels, S. 51).

⁴S. Benjamin, Ursprung des deutschen Trauerspiels, S. 50.

⁵Kormart, Maria Stuart, 1672, Vorrede, S. [2].

⁶Hallmann, Mariamne 5, 612, Trauerspiele 1, S. 334.

Im selben Sinne verwendet auch Gryphius diesen Begriff:

WÜRDE DES TRAUERSPIELS

Harsdörffer teilt die dramatischen Dichtungen nach den drei „Hauptständen“ ein, die in ihnen handeln: die „*Freudenspiele*“ sind den Bürgern, die „*Hirten- oder Feldspiele*“ den Bauern vorbehalten.⁷ Die zuerst genannten „Trauerspiele“ sind diejenigen,

„welche der Könige/ Fürsten und grosser Herren *Geschichte* behandeln.“⁸

Der Schauplatz des Trauerspiels kann nur der Spielplatz dieser höfischen Welt sein. In der Tat legt Harsdörffer fest:

„Hierzu [sc.: den Trauerspielen] sind stattliche Paläste/ und Fürstliche Garten-Gebäude/ die Schauplätze“.⁹

Das Trauerspiel, führend innerhalb der dramatischen Dichtungen, beanspruchte — da die heroische Dichtung der Antike kaum Nachfolge fand — in der Poetik des 17. Jahrhunderts bald den ersten Rang.¹⁰ Opitz spricht dies in der Widmung zur „Judith“ (1635) deutlich aus:

„... In wenig Zeit verfill
Deß Adels schönste Blum/ durch frembde Trauerspill“.
(Gryphius, Catharina 1, 555 f., Trauerspiele 3, S. 155).

Ebenso Lohenstein:

„Verwirrtes Trauerspiel! verkehrte Mitter-Nacht!“
(Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 5, 690).

⁷Harsdörffer, Poetischer Trichter 2, 1648, ND S. 71.

⁸Harsdörffer, Poetischer Trichter 2, 1648, ND S. 71.

⁹Harsdörffer, Gesprächspiele 6, 1646, ND, S. 40.

Cf. Harsdörffer im ‘Poetischen Trichter’:

„Der Schauplatz in den Trauerspielen ist besetzt mit Königlichen Palästen/ wolgezierten Gärten/ Jagthäusern Thiergärten u.“
(Harsdörffer, Poetischer Trichter 2, 1648, ND S. 98).

¹⁰Opitz selbst gibt eine eher skeptische Prognose für die heroische Dichtung in Deutschland:

„Ob aber bey uns Deutschen so bald jemand kommen möchte/ der sich eines vollkommenen Heroischen werckes unterstehen werde/ stehe ich sehr im zweifel/ unnd bin nur der gedanken/ es sey leichtlicher zue wündschen als zue hoffen.“

(Opitz, Buch von der Deutschen Poeterey, 1624, ND S. 20).

„Unter allen Poetischen Sachen oder Getichten aber ist sonder zweiffel nichts über die Schawspiele“.¹¹

Harsdörffer äußert 1645 noch dezidierter:

„Hierinnen [sc.: Trauer- und Freuden-Spiel] bestehet das letztere Meisterstück der Dichtkunst und die höchste Vollkommenheit“,

ein Befund, den Haugwitz wiederum in der Vorrede zu seinem ‘Prodromus Poeticus’ (1684) zustimmend zitiert.¹²

Gedanken zum Trauerspiel, die weiterführten als in seiner ‘Deutschen Poeterey’, hatte Opitz bereits ein Jahr später (1625) in der Vorrede zur Tragödienübersetzung von Senecas ‘Trojanerinnen’ bekanntgegeben. Nicht nur durch seinen Gegenstand sei das Trauerspiel erhaben, so betont er hier, sondern auch durch die Natur seiner früheren Verfasser:

„Trauerspiele tichten ist vorzeiten Keyser/ Fürsten/ grosser Helden und Weltweiser Leute thun gewesen.“¹³

Wie die Trauerspielhelden sind danach auch die Trauerspieldichter durch ihren sozialen Status charakterisiert. Solche Trauerspiele, von Königen handelnd und von Königen geschrieben, können wahrlich als „Schul der Könige“ gelten.¹⁴ Als Beispiele solcher Trauerspieldichter nennt Opitz u. a. Julius Caesar, Augustus, Mäcenas und Nero.¹⁵ Auch in der lateinischen Widmung zur ‘Antigone’ (1636) weist Opitz noch einmal auf den hohen sozialen

¹¹Opitz, Judith, Widmung, Geistliche Poemata, 1638, ND S. 87.

¹²Harsdörffer, Gesprächspiele 5, 1645, ND, S. 138.

„Nach dem mahl aber nach des sinnreichen Harßdörffers in Ludi-Loqvviis part. 5 p. 26 Ausspruche in den Trauer- und Freuden-Spielen das letzte Meisterstück und die höchste Vollkommenheit der Dichtkunst bestehen soll“

(Haugwitz, Prodromus Poeticus, 1684, Vorrede, S. [6]).

¹³Opitz, Trojanerinnen, 1625, Vorrede, S. [1].

¹⁴Harsdörffer zitiert für die Beschreibung des Trauerspiels Scaliger:

„Deswegen wird auch das Trauerspiel die Schul der Könige genennet.“

(Harsdörffer, Poetischer Trichter 2, 1648, ND S. 80.).

¹⁵Opitz, Trojanerinnen, 1625, Vorrede, S. [1].

Rang der Tragödiendichter in der Antike hin.¹⁶

Das Argument der exemplarischen Würdigkeit der Trauerspiel-dichter dient freilich auch der sozialen Apologie des Dichterstandes überhaupt.¹⁷ Als Trauerspieldichter bedurfte der Poet einer solchen Apologie besonders, da er sich keineswegs mit dem ja auch Stücke einrichtenden Spielleiter einer Wanderbühne, dessen sozialer Status zweifelhaft war, messen lassen wollte.

So verweist Johann Klaj 1645 in seiner stark an Opitz orientierten Definition der Schauspiele auf das hohe soziale Niveau ihrer Dichter, das solch geringe Personen ausschließe:¹⁸

„Es ist unschwer zu erweisen/ daß Schauspiele dichten vorzeiten nur Kaiser/ Fürsten/ grosser Helden/ und Weltweiser/ nicht aber schlechter Leute Thun gewesen“.¹⁹

¹⁶ „Ut belli duces maximos, vt Reges praeteream ac Imperatores: inter quos ipse Augustus“

(„Wie ich die größten Feldherrn beiseite lasse, die Könige und Kaiser: unter ihnen Augustus selbst“)

(Opitz, *Antigone*, Widmung Weltliche Poemata, 1644, 1, ND S. 249).

¹⁷ Alewyn, *Vorbarocker Klassizismus*, S. 7.

¹⁸ „Es ist unschwer zu erweisen/ daß unter aller Art zu reden die Poeterey (den Mißbrauch außgenommen/) die Stelle und den Vorzug habe/ ja daß sie von den ältisten Zeiten an eine Lehrerin der Frömmigkeit/ eine Erforscherin der Natur/ eine Mutter der Tugenden/ eine Geleitsmannin der Weißheit/ und ein Quäll der guten Künste und Sitten gewesen sey. Unter allen Poetischen Sachen oder Getichten aber ist sonder zweiffel nichts über die Schawspiele“

hat auch Opitz seine Widmung zur ‚Judith‘ (1635) begonnen.

(Opitz, *Geistliche Poemata*, 1638, ND S. 87).

„Trauerspiele tichten ist vorzeiten Keyser/ Fürsten/ grosser Helden und Weltweiser Leute thun gewesen“,

heißt es in der Vorrede (S. [1]) zu den ‚Trojanerinnen‘.

Daraus wird dann bei Klaj:

„Es ist unschwer zu erweisen/ daß Schauspiele dichten vorzeiten nur Kaiser/ Fürsten/ grosser Helden/ und Weltweiser/ nicht aber schlechter Leute Thun gewesen“.

(Klaj, *Herodes*, 1645, Widmung, *Redeatorien*, S. [131]).

Diese beiden Texte Opitzens benutzt Klaj auch im weiteren Wortlaut seiner Widmung, ohne sie freilich je zu zitieren.

¹⁹ Klaj, *Herodes*, 1645, Widmung, S. [1], *Redeatorien*, S. [131].

Und Hallmann betont bei seiner Verteidigung der Schauspiele in der Vorrede zu seinen ‘Trauer- Freuden- und Schäffer-Spielen’, daß sie von

„Ehrliebenden und Gelehrten/ nicht plebejischen und herumschweifenden Personen an Tag gegeben werden“.²⁰

Die „Würde und Nutzbarkeit“ — wie Hallmann nun anstelle der Opitz’schen „maiestet“ setzt — dieser Schauspiele leidet keine Gemeinsamkeit mit der Wanderbühne, die auch sozial verachtete Personen mit sich führte.²¹ Das Trauerspiel, das den Hof, die Gelehrten und die Bürger zugleich ansprechen will, grenzt sich so von den Possen des Pöbels ab.

WIRKUNG DES TRAUERSPIELS

Mit dieser von Hallmann behaupteten „Nutzbarkeit“ kommt ein neuer Aspekt ins Spiel: die erhoffte Wirkung des Trauerspiels auf das Publikum. Auch darüber hatte Opitz in der Vorrede zu den ‘Trojanerinnen’ schon nachgedacht. Ein Zweck der Tragödie sei es, so meint er hier, daß man mit ihr

„die Feinde des gerhuligen [sic!] Lebens/ nemlich die Verwirrungen des Gemüthes/ unterdrücken und dämpffen könnte“.²²

²⁰Hallmann, Trauer- Freuden- und Schäffer-Spiele, [1684], Vorrede, S. [1].

²¹„Würde und Nutzbarkeit“: Hallmann, Trauer- Freuden- und Schäffer-Spiele, [1684], Vorrede, S. [1].

„maiestet“: Opitz, Buch von der deutschen Poeterey, 1624, ND S. 20.

Die Antwort, die Rist den König auf das Ersuchen einer Komödianten-truppe um Aufführungserlaubnis zur Feier der Hochzeit seines Sohnes, des Prinzen, geben läßt, ist für die Einschätzung solch fahrenden Volks typisch:

„Was/ sagte der König/ Komoedianten? Wo führet der Henker diese leichtfertigen Buben her/ hinweg mit dem Geschmeiß! An Komoedianten ist ja kein redliches Hahr/ die rechte Gotteslästerer/ die Lügenger/ die Huhren Jäger/ die Geldaussauger/ die Landläuffer sind nicht wehrt/ daß sie der Erdboden sol tragen“

(Rist, Die Alleredelste Belustigung, 1666, Sämtliche Werke 5, S. 316).

²²Opitz, Trojanerinnen, 1625, Vorrede, S. [1].

Nicht auf eine aristotelische Reinigung der Affekte durch *eleos* und *phobos* hat es Opitz abgesehen, sondern — wie von Heinsius vorgegeben — auf die Unterdrückung dieser Affekte „*per misericordiam et horrorem*“.²³ Nur so kann das Theater zur stoischen Ataraxie erziehen und Lebenshilfe geben.

„dann in dem wir grosser Leute/ gantzer Städte und Länder eussersten Untergang zum offtern schawen und betrachten/ tragen wir zwar/ wie es sich gebühret/ erbarmen mit jhnen/ können auch nochmals aus wehmuth die Thränen kaum zu rück halten; wir lernen aber daneben auch aus der stetigen besichtigung so vielen Creutzes und Ubels das andern begegnet ist/ das unserige/ welches uns begegnen möchte/ weniger fürchten und besser erdulden.“²⁴

Im Widmungsbrief zur ‘Judith’ betont Opitz noch einmal die Nützlichkeit der Schauspiele für gegenwärtiges und zukünftiges Verhalten des Menschen:

„daß wir darauß das geschehene nützlich betrachten/ das gegenwertige vernünfftig austellen/ [sic!] unnd das künfftige besser suchen oder vermeiden/ ja uns mit Vorstellung solcher Exempel in Glück und Unglück desto leichter schicken und

²³Heinsius, *De tragoediae constitutione*, 1643 (1. Aufl. 1616), 2, S. 18.

(Zit. nach Flemming, *Das schlesische Kunstdrama*, S. 56).

²⁴Opitz, *Trojanerinnen*, 1625, Vorrede, S. [2].

Cf. dazu auch den Widmungsbrief Opitzens zu den ‘Trojanerinnen’, in dem er ganz ähnlich wie in der Vorrede über den Nutzen der Schauspiele spricht.

„*Doceant nos quóque suum illud doloris quaecunque remedium: Moderatiùs ferri sortem eam posse, quam alii ante nos passi sunt, nunc tam multi nobiscum patiuntur.*“

(„Sie mögen uns lehren, was jedem das seine an Schmerz und wie [dafür] das Heilmittel beschaffen sei: daß das nämliche Schicksal mit mehr Besonnenheit ertragen werden könne, welches auch andere vor uns erduldet haben, und jetzt so viele mit uns erdulden.“)

(Opitz, *Trojanerinnen*, Widmung, S. [2]).

Diese Stelle der Widmung spielt übrigens auf Senecas Chorlied (*Troades* 1009 ff.) an.

(Cf. Stachel, *Seneca und das dt. Renaissancedrama*, S. 183).

richten können“.²⁵

Das recht verstandene Trauerspiel liefert geradezu Lebensregeln für des Zuschauers eigene Situation.

Gryphius dagegen nähert sich wieder mehr dem Geist des Aristoteles, wenn er in der Vorrede zum ‘Leo Armenius’ (E 1650) sagt:

„Die Alten gleichwohl haben diese Art zu schreiben nicht so geringe gehalten/ sondern alß ein bequemes mittel menschliche Gemütter von allerhand unartigen und schädlichen Neigungen zu säubern/ gerühmet.“²⁶

Eine andere als diese hygienische Rechtfertigung der Tragödie bietet Gryphius auch für seine eigenen „gegenwärtigen/ und etlich folgenden Trauerspiele“, die — barockem Zeitgeist folgend — „die vergänglichkeit menschlicher sachen“ zum Thema haben, nicht an.²⁷

Eine der „unzählbaren Nutzbarkeiten“ dieser Art der „Poeterey“ sei es nun gerade, so formuliert Klaj, sich dieser Vergänglichkeit bewußt zu werden:

„Daß man bey gutem Zustande auf schlüpfrigem Eise wandle/ und mit dem Glükke ümgehen müsse/ wie mit einem scheinbaren Glase/ für dem sich augenblicklichen zu befahren/ daß es zerbreche/ oder seinen Glantz verliere.“²⁸

Wie Opitz sieht auch Klaj den Nutzen für den Zuschauer darin, Lehren für die eigene Situation aus den auf der Bühne dargestellten Exempeln zu ziehen; und dies kann nur gelingen, wenn die Affekte angesprochen werden.

Harsdörffer begnügt sich mit den Affekten als solchen, ohne — wie Gryphius — ihre Reinigung, oder — wie Opitz — ihre Überwindung zu fordern. Harsdörffer, der das „Trauerspiel“ nur als

²⁵Opitz, Judith, Geistliche Poemata, 1638, ND S. 87 f.

²⁶Gryphius, Leo Armenius, 1650, Vorrede, Trauerspiele 2, S. 3.

Über die unterschiedliche Tragödienauffassung von Gryphius und Opitz cf. Alewyn, Vorbarocker Klassizismus, S. 8.

²⁷Gryphius, Leo Armenius, 1650, Vorrede, Trauerspiele 2, S. 3.

²⁸Klaj, Herodes, 1645, Widmung, Redeoratorien S. [132].

„eine wahre Geschichte/ das den Zuseher Hermen und Erstaunen machet“

begreift — so schwächt er Aristoteles' *eleos* und *phobos* ab — geht damit freilich am Kern des barocken Trauerspiels vorbei, für das diese Affekt-Reste kaum konstitutiv gewesen sind.²⁹ Die Vermittlung von *Trost* (*consolatio*) hingegen, wie sich für Opitz und Gryphius die Wirkung der Tragödie darstellt, entspricht dem Wesen des barocken Trauerspiels: die Anschauung des Vergänglichen hilft gegen die Melancholie „menschlicher sachen“.³⁰ Das Trauerspiel als „Spiegel menschlicher Zufälle“ lehre uns — so behauptet auch Klaj — „beiderley Glück“ „männlich erwarten und sanfftmütiger ertragen“, indem es *Trost* für alle Lebenslagen bietet.³¹ Das Trauerspiel, das — wie damals jede Art von Dichtung — unter dem Zeichen von Horazens *‘prodesse et delectare’* rezipiert werden soll, kann diesen Zweck in besonderer Weise erfüllen, weil

²⁹Harsdörffer, Brief an Klaj zum ‘Herodes’, *Redeatorien*, S. [194].

Harsdörffer bezeichnet diese Affekte im selben Text auch als „Abscheu“ und „Mitbetrübnis“, und zwar als
„*Abscheu* vor der Grausamkeit/ und eine *Mitbetrübniß* über der Unschuldigen Elend“.

(Brief an Klaj zum ‘Herodes’, *Redeatorien*, S. [193]).

³⁰Für Gryphius und passim: Cf. Schings, *Consolatio Tragoediae*, 1971, S. 22 f.

Cf. Gryphius, *Leo Armenius*, 1650, Vorrede, *Trauerspiele* 2, S. 3.

³¹Klaj, *Herodes*, *Widmung*, *Redeatorien*, S. [131].

Cf. Opitz:

„wir lernen aber daneben auch aus der steten besichtigung so vielen Creutzes und Ubels das andern begegnet ist/ das unserige/ welches uns begegnen möchte/ weniger fürchten und besser erdulden“.

(Opitz, *Trojanerinnen*, 1625, Vorrede S. [2]).

So liege der *Trost* im Falle des ‘Herodes’ darin:

„Unfruchtbare Eltern/ mein ich/ solten sich/ wenn sie den Zustand der Bethlehemitischen Mütter beherzigten/ glücklich schätzen/ daß ihr Leib verschlossen blieben/ und ihre Brüste niemaln geseuget. Die jenigen aber/ die GOTT mit Kindern geseget/ sollen ihm danken/ daß er sie zeitlich wieder abgefordert“

(Klaj, *Herodes*, *Widmung*, *Redeatorien* S. [132]).

seine Stärke in dem Vermögen, die Affekte zu wecken, besteht.³² Die hervorgerufenen Affekte bewirken nämlich „einen Abscheu vor den Lastern“ und damit eine „Begierde zu der Tugend“.³³ Das ist der „Nutzen“ der Trauerspiele, der mit dem (selbstverständlichen) „Belusten“ einhergeht:³⁴

„das dergleichen Spiele die Gemüther der Zuhörer nicht allein belustigen/ sondern auch viel-fältigen nutzen/ indeme sie uns die Laster hassen/ die Tugend aber dagegen lieben und hoch schätzen machen“.³⁵

Dies kann einfach dadurch geschehen, daß der dramatische Held zum Tugendträger wird. Dieser „Held“

„Soll ein Exempel seyn aller vollkommenen Tugenden“, fordert Harsdörffer in diesem Sinne.³⁶ Birken setzt neben diesen positiven Helden, der „ein Fürbild aller Tugenden“ vorstelle, sein negatives Gegenstück.³⁷

„Ist er aber ja ein Tyrann oder Böswicht/ so soll ihm seine Straffe auf dem Fus nachfolgen“.³⁸

Lohn und Strafe erfolgen noch im Trauerspiel selbst:

„Das Trauerspiel sol gleichsam ein gerechter Richter seyn/ welches in dem Inhalt die Tugend belohnet/ und die Laster bestraffet“.³⁹

Birken begründet dies aus der christlichen Weltanschauung:

³² „Wer kein Empfinden hat/ wird durch ein Spiel geregt
Wil Alexandern nicht so Aug als Hertz zerflüssen?“

(Lohenstein, Sophonisbe, 1680, Widmung, A.T. S. 251, 259 f.).

³³ Harsdörffer, Brief an Klaj zum ‘Herodes’, Redeoratorien, S. [192].

³⁴ „Die Endursache [...] ist in den Trauerspielen der Nutzen und das Belusten“.

(Harsdörffer, Brief an Klaj zum ‘Herodes’, Redeoratorien, S. [192].)

³⁵ Rist, Die Allerredelste Belustigung, 1666, Sämtliche Werke 5, S. 276.

³⁶ Harsdörffer, Poetischer Trichter, 2, 1648, ND S. 84.

³⁷ Birken, Teutsche Rede- bind- und Dicht-Kunst, 1679, S. 330 f.

³⁸ Birken, Teutsche Rede- bind- und Dicht-Kunst, 1679, S. 331.

³⁹ Harsdörffer, Poetischer Trichter 2, 1648, ND S. 83.

„Dann wann/ in Schauspielen/ die Tugend nicht belohnt/
und die Laster nicht gestrafft erscheinen/ so ist solches ärger-
lich und eine Gotteslästerung/ weil es der Göttlichen Regie-
rung zuwider lauffet.“⁴⁰

Die gottgewollte, aber durch Menschen gestörte Ordnung wiederherzustellen, sieht Birken als Aufgabe des Dramatikers.⁴¹ Der weltliche Nutzen des Trauerspiels — und auf diesen beschränkt sich die Theorie sonst — bestehe aber darin, daß der

„Neben-Mensch zum Guten möge belehrt werden“.⁴²

Als Haupttugend gilt Senecas ‘constantia’, in ihr soll der Zuschauer unterwiesen werden:

„Solche Beständigkeit aber wird uns durch beschawung
der Mißligkeit des Menschlichen Lebens in den Tragedien
zuförderst eingepflantzet“,

befand Opitz.⁴³ Gerade in der Gegenwart („jetzige Zeiten“) sei es nötig, „daß man das Gemüthe mit beständigen Exempeln verwahre“, wie Opitz in der Vorrede zu den ‘Trojanerinnen’ behauptet.⁴⁴ Und Lohenstein geht noch einen Schritt weiter und sagt in seiner Widmung zur ‘Epicharis’, er wisse keine Zeit, in der es nicht angebracht wäre, seinen Geist durch Beispiele der Beständigkeit zu stärken.⁴⁵ Beständigkeit schickt sich für jede Zeit, also ist sie ihrem Wesen nach zeitlos.

⁴⁰Birken, Teutsche Rede- bind- und Dicht-Kunst, 1679, S. 331.

⁴¹Cf. Kirchner, Fortuna, S. 134.

⁴²Birken, Teutsche Rede- bind- und Dicht-Kunst, 1679, S. 336.

Cf. Benjamin, Ursprung des deutschen Trauerspiels, S. 50.

⁴³Opitz, Trojanerinnen, 1625, Vorrede, S. [1 f.].

⁴⁴Als Gründe für seine Übersetzung der ‘Trojanerinnen’ nennt Opitz:

„weil sie nicht allein die schönste unter den römischen Tragedien ist [...] sondern sich auch auff jetzige Zeiten/ da es von nöthen seyn will/ daß man das Gemüthe mit beständigen Exempeln verwahre/ am allerbesten zu fügen scheinet.“

(Opitz, Trojanerinnen, 1625, Vorrede S. [2]).

⁴⁵„nullum tempus, quo non expediat, animus firmare constantibus exemplis“.

(Lohenstein, Epicharis, 1685, Widmung, R.T. S. 295).

Die Erziehung zur Tugend ist der moralische Nutzen des Trauerspiels, zu diesem kommt die hygienische Rechtfertigung Einer solchen Wirkung seines Trauerspiels rühmt sich Hallmann schon in der Vorrede: seine ‘Mariamne’ sei

„Ein solches Trauer-Spiel/ von dem ich mit Wahrheit melden kan/ daß es Threnen erwecket hat.“⁴⁶

Dieser Effekt des Trauerspiels beeinträchtigt die ‘Belustigung’ nicht, sondern er geht mit ihr konform:

„Sie [= Mariamne] hat sich gezeigt/ und (darff ichs sagen?) mit höchster Vergnügung“,

versichert Hallmann im weiteren Text derselben Vorrede.⁴⁷ Die „Vergnügung“ liegt offenbar hier in der Erleichterung durch die Tränen. Worauf es in der Theorie ankommt, wird in der Praxis durch die Tränen der Zuschauer sichtbar: die Erregung und endliche Reinigung der Affekte. Die Tränen des Mitleids werden zur Quelle des Trostes.

Das auf der Bühne erscheinende Unglück wird nicht um seiner selbst willen vorgeführt, sondern um der Wirkung willen, die es

Damit spielt Lohenstein auf Gryphius’ zweites Motto zum ‘Papinianus’ an (Tacitus Annalen XVI, 35, vorletzter Satz):

„SPECTA. JUVENIS. ET. OMEN. QUIDEM. DII. PROHIBEANT. CETERUM. IN. EA. TEMPORA. NATUS. ES. QUIBUS. FIRMARE. ANIMUM. EXPEDIT. CONSTANTIBUS. EXEMPLIS.“

(Gryphius, Papinianus, Trauerspiele 1, S. 162).

„Sieh her, junger Mann; zwar mögen die Götter verhindern, daß es ein Vorzeichen für dich sei, aber du bist in Zeiten hineingeboren, in denen es förderlich ist, das Herz zu festigen an Vorbildern von Standhaftigkeit.“

(Tacitus, Annalen, Lat. und deutsch, hg. Heller, S. 819).

⁴⁶Hallmann, Mariamne, Vorrede, Trauerspiele 1, S. 201.

Cf. dieselbe Behauptung Hallmanns in der Vorrede zu den ‘Trauer- Freuden- und Schaffer-Spielen’ [1684], S. [5].

⁴⁷Hallmann, Mariamne, Vorrede, Trauerspiele 1, S. 201.

Dasselbe hat schon Lohenstein in der Widmung zu seinem ersten Trauerspiel ‘Ibrahim’ versprochen:

„Ich weiß: daß *Eur. Hochfürstl. Durchl.* sich mit völliger Hertzens-Vergnügung ergetzen werden“.

(Lohenstein, Ibrahim, 1689, Widmung, T.T. S. 81).

beim Zuschauer hervorruft. Gryphius hat dies prägnant formuliert, wenn er vom ‘Papinianus’ zu seiner Adressatin und damit zu allen Zuschauern sagt, er wolle

„dein betrübttes Hertz durch seine Qual erquicken“.⁴⁸

Diese Katharsis durch auf der Bühne dargestelltes Leid als Heilmittel („remedium“) gegen eigene Schmerzen ist aber nicht die einzige Form des ‘Vergnügens’ für den Zuschauer.⁴⁹ Er sieht und vergleicht, sein eigenes Leben gegen das des Protagonisten:

„Wol! spigelt euch an dem der so verfallen kan“,

sagt Gryphius im Falle des ‘Carolus Stuardus’ zu seinem Publikum.⁵⁰ Auch darin liegt ‘Vergnügen’, nach der Bedeutung des Dargestellten zu fragen. Das Trauerspiel in seiner zweiten Schicht, seiner Anwendbarkeit auf die Gegenwart, zu erfassen, war für die Zuschauer eine lebendige Form der Geschichtserfahrung.⁵¹ Für Wirkung und Bedeutung des Trauerspiels kann letztlich nur einer eintreten: der Zuschauer oder Leser. Auf seine Person zielen die Überlegungen zum Trauerspiel ab.

Würde, Nutzen und Wirkung des Trauerspiels sind Ausdruck einer besonderen Bedeutung, die die Zeitgenossen dem Trauerspiel im 17. Jahrhundert zumessen. Diese „hoherhabene Gattung des Schauspiels“ („Genus spectaculi sublime“) sei — so legt Gryphius’ Äußerung nahe — gegenüber geringeren Dichtungsarten gar „teuren Aloen und Myrrhen“ vergleichbar.⁵²

⁴⁸Gryphius, Sonette, Nachlaß, Gesamtausgabe 1, S. 120, LI.

Das Sonett LI. hat die Überschrift:

„An ein Adeliches Frauenzimmer/ in eben selbiger Gelegenheit. Als er ihr seinen Papinianus übersendete.“

⁴⁹„Doceant nos quóque suum illud doloris qualcuñque remedium . . . “ (Opitz, Trojanerinnen, 1625, Widmung, S. [2]).

⁵⁰Gryphius, Carolus Stuardus 3, 691, Trauerspiele 1, S. 109.

⁵¹Cf. Michelsen, Andreas Gryphius: Ermordete Majestät. Oder Carolus Stuardus, Geschichte als Schauspiel, S. 60.

⁵²Gryphius, Papinianus, Widmung, Trauerspiele 1, S. 164.

„Wehm poetische Erfindungen oder Farben in derogleichen heiligen Wercke belieben/ den weise ich zu meinem Oliveto, Golgatha und Trauer-Spielen

NACHFOLGE DER ANTIKE UND EIGENSTÄNDIGKEIT DES TRAUERSPIELS

Das Trauerspiel bildet Geschichte ab; durch die handelnden Personen auf dem Schauplatz wird sie als gegenwärtig vorgestellt. Das fasziniert das 17. Jahrhundert am Trauerspiel, daß die geschichtliche Wahrheit (und ihr glauben die Dramatiker durchaus zu folgen) im würdigen Gewand des Trauerspiels wiederaufersteht.⁵³

Opitz, der den Anstoß zu dieser Wiederbelebung der Tragödie gab, beschreibt 1625 noch, wie es „vorzeiten“ (= in der Antike) „gewesen“, um in deutscher Sprache Nacheiferer zu finden.⁵⁴ Mehr als vierzig Jahre später, 1666, kann Rist schon auf eine deutsche Tradition dieser Gattung zurückblicken und stolz vermerken:

„sonst muß ich bekennen/ das diese [sc.: Tragödien-Kunst] nunmehr zehnmal höher ist gestiegen/ als sie für 30/ 40/ oder 50 Jahren gewesen.“⁵⁵

(Durch ‘Irenomachia’, ‘Herodes und Perseus’, ‘Das Friedewünschende Teutschland’ u. a., seine eigene dramatische Produktion, glaubt Rist, dazu beigetragen zu haben.)⁵⁶

Als herausragende Vertreter der Trauerspieldichter werden Gryphius und Lohenstein genannt und gelobt:

„Es hat *Gryphius* und *Caspar* in Schlesien ihre in diesem Falle vortrefliche Erfindungen in gebundener Rede mit grossem

[. . .] Hier bringe ich zu dem Grabe meines Erlösers nicht teure Aloen und Myrrhen/ sondern nur schlechte Leinwand und Ehre derjenigen Feder . . . “ sagt Gryphius zur Rechtfertigung seiner geringer eingeschätzten ‘Oden’.

(Gryphius, Oden 4, Vorrede, Gesamtausgabe 2, S. 98).

⁵³Ein „fundamentaler Wesenszug“ barocker Dramatik sei „der Wirklichkeitserweis des dramatischen Geschehens“, befindet Tarot.

(Gryphius, Cardenio und Celinde, hg. Tarot, Nachwort S. 98).

Gryphius gelingt es mit dem Hinweis auf die historisch getreue Wiedergabe, sein atypisches Trauerspiel ‘Cardenio und Celinde’ doch noch für diese Gattung zu retten.

⁵⁴Opitz, Trojanerinnen, 1625, Vorrede, S. [1].

⁵⁵Rist, Die Alleredelste Belustigung, 1666, Sämtliche Werke 5, S. 307.

⁵⁶Rist, Die Alleredelste Belustigung, 1666, Sämtliche Werke 5, S. 304 f.

Ruhm der Welt erwiesen“.⁵⁷

Auch für Morhof sind Gryphius und Lohenstein die unanfechtbaren Vorbilder in dieser Gattung:

„Die beeden ersten [sc.: Gryphius und Lohenstein] haben die Trauer-Spiele in Teutscher Sprache zur höchsten Vollenkommenheit gebracht/ daß wir den Außländern nichts darinnen nach zugeben haben“.⁵⁸

Am Ende des Jahrhunderts ist der Stolz auf eine Tragödie deutschen Ursprungs so weit gewachsen, daß man glaubt, es mit den ‘Alten’ aufnehmen zu können. So urteilt Lohenstein über seinen Vorgänger Gryphius gar:

„Der über Sophoclen die Trauerspiele trieb“.⁵⁹

Lohenstein selbst war für Birken schon zu dessen Lebzeiten „unser Teutscher Seneca“.⁶⁰ Und nach seinem Tod wird man über Lohenstein sagen:

⁵⁷Kormart, Maria Stuart, 1672, Vorrede, S. [5].

Cf. dazu auch Haugwitz über seine eigenen Schauspiele:

„Die Trauer- und Lust-Spiele anlangende/ so gestehe ich gar gerne/ daß selbige mit des *Gryphii*, *Hofmanni*, *Casparis* und anderer berühmter Poeten nicht zuvergleichen seyn werden.“

(Haugwitz, Prodrömus Poeticus, 1684, Vorrede, S. [6]).

⁵⁸Morhof, Unterricht, 1700, ND S. 216.

Diese Meinung bekräftigt Morhof noch einmal:

„In diesen [sc.: Trauerspielen] sind Andreas Gryphius, und Daniel Caspar von Lohenstein vortreflich/ von welchen in Teutscher Sprache das Muster zu nehmen.“

(Morhof, Unterricht, 1700, ND S. 351).

⁵⁹Lohenstein, Blumen, 1680, S. 86, An Herren Balthasar Friedrichen von Logau und Altendorf.

⁶⁰Birken, Teutsche Rede- bind- und Dicht-Kunst, 1679, S. 332.

Auch Omeis spricht von

„Daniel Caspars, des Teutschen Senecae, herrlichen Schau- und meistens Trauer-Spielen“.

(Omeis, Anleitung, 1704, S. 247).

Cf. Stachel, Seneca und das deutsche Renaissancedrama, S. 282.

Noch Gottsched bestätigt widerwillig in seiner Vorrede zum ‘Sterbenden Cato’ (1732), daß Lohensteins Ruhm als Dramatiker noch keineswegs verblaßt war:

„Ich schaue nechst bey ihm das hohe Traur-Spiel stehn/
 Es heist dem Aeschylus die Segel vor ihm streichen;
 Er soll dem Seneca gleich an der Seite gehn/
 Und kaum dem Sophocles/ als seinen Fürsten/ weichen.“⁶¹

Bedenkt man, wie wichtig die Rezeption (oder gar die Imitation) Senecas von Anfang an für das barocke Trauerspiel war, so bedeutet diese Gleichstellung mit Seneca beinahe das höchste Lob, das Zeitgenossen aussprechen konnten.⁶²

Opitz hatte mit den ‘Trojanerinnen’ 1625, einer Versübersetzung der Tragödie ‘Troades’ des Seneca, die Parole gegeben. In Gryphius und Lohenstein nahmen dann die Dramatiker des 17. Jahrhunderts Gestalt an, die aus römischem Geist das barocke Trauerspiel ins Leben riefen und zugleich vollendeten.

Schon Gryphius, Lohensteins zeitgenössisches Vorbild, ließ seinen ‘Papinianus’ nach Senecas Lehren handeln und stellte ihn unter ein Motto des Tacitus.⁶³ Der Einfluß des Philosophen Seneca wie des Geschichtsschreibers Tacitus tritt bei Lohenstein stärker zutage als bei Gryphius. In allen Trauerspielen Lohensteins erscheint Rom als Machtzentrum der Welt. Lohensteins Motti aus Tacitus über die Unbeständigkeit der Macht (zur ‘Agrippina’) und aus Se-

„Ob ich gleich von vielen diesen Poeten himmelhoch erheben hörte, so konnte ich doch die Schönheit seiner Werke selber nicht finden, oder gewahr werden.“

(Gottsched, *Sterbender Cato*, 1732, Vorrede, S. [3]).

⁶¹Lohenstein, *Ibrahim Sultan* ... u. a. *Poetische Gedichte*, 1685, Christian Gryphius, *Epicidium*, S. [4].

⁶²Cf. Just, *Die Trauerspiele Lohensteins*, S. 21.

Nur Sophokles, der „*princeps tragoediae*“ komme noch vor Seneca. Mit Sophokles wird Gryphius verglichen, Lohenstein aber folgt nur knapp im Rang Sophokles nach.

Cf. Stachel, *Seneca und das deutsche Renaissancedrama*, S. 283.

⁶³So nimmt Papinianus als Stoiker sein *Fatum* an und stellt seinen Nachruhm dem irdischen Untergang entgegen.

(Cf. Papinianus, hg. Barth, *Nachwort Keller*, S. 148).

Das (zweite!) Motto des ‘Papinianus’ ist aus Tacitus, *Annalen XVI*. Cf. oben S. 233 f. mit Anm. 45.

neca über die ständige Bedrohung durch den Tod (zur ‘Epicharis’) präsentieren diese antike Tradition, der sich Lohenstein vor andern verbunden fühlt, augenfällig.⁶⁴ In ebendiesem ‘Römischen Trauerspielen’ ist Seneca nicht nur als literarischer Einfluß, sondern in beiden auch als dramatische Person anwesend.⁶⁵ Das Vorbild des Tacitus wirkte auf Lohenstein freilich noch entscheidender als das eines Seneca.⁶⁶

Das Muster Seneca ist aber nicht nur durch inhaltliche Entsprechungen präsent, sondern auch in Vers und Stil. Harsdörffer hatte für das barocke Trauerspiel auch der antiken Tradition wegen *Verse* empfohlen:

„Wann man den Griechen und Römern folgen sollte/
müssten alle Trauerspiele/
als der Poeten höchste Meisterstücke/
in Verse verfasset werden/
welches auch wol seyn kan“.⁶⁷

Von der antiken Tradition ganz abgesehen empfehle sich nach Harsdörffers Meinung für das Trauerspiel ohnehin die Versifikation, und zwar aus wirkungsästhetischen Gründen:

„weil die Gemüter eifrigst sollen bewegt werden/
ist zu den Trauer- und Hirtenspielen das Reimgebänd bräuchlich/
welches gleich einer Trompeten die Wort/
und Stimme einzwenget/
daß sie so viel grössern Nachdruck haben.“⁶⁸

Opitz hatte schon zuvor für seine Tragödienübersetzungen aus dem Lateinischen des Seneca und aus dem Griechischen des Sophokles den alternierenden Alexandriner gewählt. Dieser Vers, von Opitz zum ersten Mal für das Drama verwendet, wohl weil er des

⁶⁴Cf. Just, Römische Trauerspiele S. XIII.

⁶⁵Cf. Just, Römische Trauerspiele S. XVIII.

⁶⁶Just hält Tacitus neben Seneca für den „für Lohenstein in jeder Hinsicht maßgebenden Autor“, besonders in thematischer und stilistischer Hinsicht. (Just, Römische Trauerspiele S. XII).

Cf. Asmuth, Lohenstein und Tacitus, *passim*.

⁶⁷Harsdörffer, Poetischer Trichter 2, 1648, ND S. 85.

⁶⁸Harsdörffer, Poetischer Trichter 2, 1648, ND S. 79.

iambischen Trimeters der antiken Originale würdig schien, wurde zum charakteristischen Metrum des barocken Trauerspiels und noch der hohen Tragödie des 18. Jahrhunderts vor Lessing.⁶⁹

Typisch für diesen 12- oder 13-silbigen Alexandriner ist seine — laut Schiller — „zweyschenkligte Natur“, die durch die Zusammensetzung aus zwei sechssilbigen Halbversen (mit deutlicher Zäsur in der Zeilenmitte) entsteht.⁷⁰ Birken charakterisiert Lohensteins Versmaß nur nach der sechsfüßigen Einheit: Lohenstein habe

„in seinen fürtrefflichen Teutschen Schauspielen das *Genus Epicum*, so wir das Jambische Sechstrittige nennen“

gebraucht. Die „Sechstrittige“ Versart ist für Birken die „Alexandrinische“.⁷¹

Durch diese Zweiteilung, die der Trimeter nicht kennt, erhält der Alexandriner seine polare Struktur und Spannung. Der Alexandriner ist aufgrund dieses seines Baus auch ein „eminent geistiger Vers“ genannt worden.⁷²

Auch die Einteilung des barocken Trauerspiels in Akte („Abhandlungen“) geht auf Senecas Vorbild zurück.⁷³ Diese Abhandlungen sind noch in einzelne Szenen — „dem Leser zugefallen“, wie Gry-

⁶⁹Cf. Heusler, Deutsche Versgeschichte, S. 161.

Cf. Just, Die Trauerspiele Lohensteins, S. 78.

⁷⁰„Die Eigenschaft des *Alexandriners* sich in zwey gleiche Hälften zu trennen, und die Natur des Reims, aus zwey Alexandrinern ein Couplet zu machen, bestimmen nicht bloß die ganze Sprache, sie bestimmen auch den ganzen innern Geist dieser Stücke, die Charaktere, die Gesinnung, das Betragen der Personen. Alles stellt sich dadurch unter die Regel des Gegensatzes und wie die Geige des Musicanten die Bewegungen der Tänzer leitet, so auch die zweyschenkligte Natur des *Alexandriners* die Bewegungen des Gemüths und die Gedanken.“

(An Goethe, 15. Oktober 1799, Schiller, Briefe, hg. Jonas, 6, S. 96).

⁷¹Birken, Teutsche Rede- bind- und Dicht-Kunst, 1679, S. 332.

Durch die Verwendung der sechsfüßigen Versart in der epischen Dichtung unterstreicht er den heroischen Charakter.

⁷²Alewyn, Vorbarocker Klassizismus, S. 47.

⁷³Cf. Just, Die Trauerspiele Lohensteins, S. 34.

phius erklärt — unterteilt.⁷⁴ Diese Gliederung übernahm Lohenstein von Gryphius.

Ebenso war Seneca das ursprüngliche Muster für den „Stylus Sententiosus“ (= eines spruchreichen Stils, der zu lakonischer Kürze neigt), den Gryphius eigenständig weiterentwickelte und als dessen Hauptrepräsentant Lohenstein galt.⁷⁵

Opitz hatte mit der Eindeutschung von Senecas ‘Trojanerinnen’ den entscheidenden Impuls gegeben: eine Tragödie hohen Stils war in deutscher Sprache möglich geworden. Daraus sollte sich nicht nur das schlesische Kunstdrama, sondern die deutsche Kunstdichtung überhaupt entwickeln.⁷⁶ Der Beweis war damit erbracht worden, daß die deutsche Sprache, die zuvor nur für niedere Gattungen passend schien, zu hohen Gegenständen taugte. So führt die Rechtfertigung des hohen Trauerspiels in deutscher Sprache zugleich auch zur Etablierung einer deutschen Kunstdichtung.

Dieser Vorgang macht das barocke Trauerspiel zu einem Modellfall in Theorie und Praxis; und als solchen haben es die Zeitgenossen auch verstanden. Das Trauerspiel repräsentiert durch Tradition, Vers und Stil Tendenzen, die die hohe Dichtung des 17. Jahrhunderts generell prägen. Dies wird ex negativo noch durch die Kritik des 18. Jahrhunderts bestätigt, die in Beispielen aus Lohensteins Trauerspielen barocken Stil überhaupt anprangern will.⁷⁷

⁷⁴„Die Abtheilung der trawr- und Lustspiele in gewisse stück oder *Scenas*/ ist den Alten/ Wie auß geschribenen unnd theils gedruckten büchern zusehen/ gantz unbekandt gewesen. Nichts weniger haben wir solche mehr dem Leser zugefallen behalten/ alß daß wir sie hoch billichten“.

(Gryphius, Leo Armenius, 1650, Erklärung etlicher dunckelen örtter, Trauerspiele 2, S. 93).

Cf. Just, Die Trauerspiele Lohensteins, S. 35.

⁷⁵Cf. Just, Die Trauerspiele Lohensteins, S. 67.

Weichmann meinte gar, die Schriften Lohensteins kämen der lakonischen Schreibart des Sallust, Tacitus, Seneca etc. so nahe, „daß wir vielmehr diese Kürze an selbigen tadeln“.

(Weichmann, Poesie der Nieder-Sachsen 1, 1725, Vorrede S. [31]).

⁷⁶Cf. Alewyn, Vorbarocker Klassizismus, S. 12.

⁷⁷So Gottsched:

Die Etablierung des barocken Trauerspiels war — das erweist dessen steigendes Ansehen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts — gelungen; gleichzeitig werden auch die Äußerungen der Schriftsteller zur Trauerspieltheorie spärlicher. So kommt Gryphius nur noch auf trauerspieltheoretische Fragen zu sprechen, wenn er glaubt, sich für eine Abweichung von der bisher üblichen Praxis rechtfertigen zu müssen.⁷⁸

Erst Gottsched, zur abwertenden Kritik des barocken Trauerspiels fest entschlossen, greift für seine Argumentation auf die barocke (freilich eine durch die Praxis eines Gryphius und Lohenstein schon überholte!) Trauerspieltheorie à la Harsdörffer zurück.⁷⁹ (Lohensteins Dramentheorie, wie er sie selbst im Widmungsgedicht zur ‘Sophonisbe’ darlegt, stimmt dabei eher zu Birkens als zu Harsdörffers Poetik.)⁸⁰ Zugleich mit Lohenstein verwirft Gottsched auch dessen Vorbild Seneca wegen der angeblich ähnlichen Schreibart.⁸¹ Von nun an ist für das 18. Jahrhundert Seneca „eine überwundene Macht“.⁸²

„Im Deutschen kann uns Lohenstein die Muster einer so schwülstigen Schreibart geben.“

(Gottsched, Versuch einer Critischen Dichtkunst 1, 11, AW 6,1, S. 446 f.).

⁷⁸Nicht nur in der Vorrede zu ‘Cardenio und Celinde’, auch im Widmungsbrief zum ‘Carolus Stuardus’ sucht sich Gryphius für eine Neuerung zu entschuldigen: hier beruft er sich auf Petronius, um die Einführung von Geistern in die dramatische Handlung zu rechtfertigen.

(Gryphius, Carolus Stuardus [B], 1663, Widmung, Trauerspiele 1, S. 56).

⁷⁹Gottsched, Beiträge zur Crit. Hist. 1, Herodes, S. 355 ff.

Über Harsdörffers Trauerspieltheorie cf. dessen Brief an Klaj zum Herodes (den Gottsched in den ‘Beiträgen’ kritisiert!).

⁸⁰Birkens ‘Teutsche Rede- bind- und Dicht-Kunst’ (1679) war ja schon unter dem Eindruck der Trauerspiele Lohensteins verfaßt worden, während Harsdörffers ‘Poetischer Trichter’ 1–3 bereits 1648–1653 erschienen ist, und dessen Brief an Klaj über das Trauerspiel noch einige Jahre zuvor (1645).

Cf. zu Birkens Poetik und Lohenstein:

Stachel, Seneca und das deutsche Renaissancedrama, S. 281 und 289.

⁸¹„In dieser falschen Hoheit [sc.: des Ausdruckes] sind uns, bey den Lateinern, Seneca in seinen Tragödien; und bey uns, Lohenstein ganz unerträglich.“

(Gottsched, Crit. Dichtkunst 2,9, AW 6,2 S. 326).

⁸²S. Stachel, Seneca und das deutsche Renaissancedrama, S. 349.

Die Berufung auf Seneca und andere Autoritäten der Antike darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß das 17. Jahrhundert eine eigenständige Tragödie, das ‘Trauerspiel’ geschaffen hat. Vorbild, Rivalin und allgegenwärtiges Muster blieb gewiß die antike Tragödie; aber ebensowenig wie man barocke Trauerspieltheorie vornehmlich auf Aristoteles zurückführen kann, lassen sich Gryphius’ und Lohensteins Stücke allein aus dem Versuch, es Seneca nach- und gleichzutun, erklären, sondern im Gegenteil, der Wille zur Eigenständigkeit war vorhanden.⁸³

Die Qualität eines Poeten im 17. Jahrhundert ließe sich — so Lohenstein — an seinem Verhältnis zu den antiken Vorbildern messen: „Denn Opitz that es den Alten und Ausländern nach/ Unser Herr von Hofmannswaldau aber zuvor.“⁸⁴ Aus dem „Nachtun“ der „Alten“ wird ein „Zuvor“-tun.

Das neugewonnene Nationalbewußtsein der deutschen Dichter zeigt sich schließlich darin, daß Rom und Griechenland, die zunächst uneingeschränkt bewundert wurden, sich zu Gegenständen vergleichender Kritik wandelten, die von Deutschland zu übertreffen waren und übertroffen wurden: so sieht jedenfalls Abschatz die Situation der deutschen Dichtung und Geschichtsschreibung in seinem Ehrengedicht zum ‘Arminius’. Den Wettstreit mit den Griechen und Römern habe Lohenstein durch den ‘Arminius’ für sich entschieden.⁸⁵

⁸³Gryphius bereits wehrte den Gedanken an bloße Nachfolge der ‘Alten’ ab und setzt schon bei seinem ersten Trauerspiel auf Originalität, wenn er von seinem ‘Leo Armenius’ sagt, daß er,

„da er nicht von dem Sophocles oder dem Seneca aufgesetzt/ doch unser ist“.

Und Gryphius schließt hier zur Bekräftigung mit den Worten:

„Das Hauß ist zwar nicht groß: doch kennt es mich allein:

Es kostet frembde nichts: es ist nur rein und mein.“

(Leo Armenius, 1650, Vorrede, Trauerspiele 2, S. 4).

Cf. Stachel, Seneca und das deutsche Renaissancedrama, S. 205.

⁸⁴Hofmannswaldau, Übersetzungen und Getichte, 1689, Lohenstein, Lob-Rede, 1679, S. [14].

⁸⁵„Rom klebt die Hoffart an“, behauptet Abschatz hier, deswegen sei es

„Die Strass' ist zum Parnaß aus Teutschland längst gemacht/
Man sieht manch Lorber-Reiß bey unsern *Palmen* grünen.“⁸⁶

THEORIE DES TRAUERSPIELS UND WIDMUNG

Der Weg des barocken Trauerspiels von der Übertragung der antiken Vorbilder durch Opitz bis zur weitgehenden Selbständigkeit eines Gryphius und Lohenstein ist auch aus den Widmungen und Vorreden zu diesen Trauerspielen ablesbar. Neben den Poetiken stellen Widmungen und Vorreden die einzigen zeitgenössischen Quellen zur Theorie des Trauerspiels vor.

Gegenüber den Äußerungen in den Poetiken haben die theoretischen Äußerungen in Widmung und Vorrede den Vorzug, daß sich hier der Dichter authentisch zu seinem Werk äußert, und seine Theorie aus seiner eigenen poetischen Praxis erwächst. (Dies ist in den Poetiken nicht generell der Fall: Harsdörffer z. B. hat selbst kein Trauerspiel verfaßt.)⁸⁷

Die Elemente, die die Theorie des Trauerspiels konstituieren, sind in Widmungen und Vorreden zu finden: sie leisten eine *Beschreibung* des Trauerspiels, indem sie vor allem auf seine *Würde* und *Wirkung* eingehen. Opitz, Gryphius und Lohenstein stellen in diesen Vorreden und Widmungen das Trauerspiel aber auch in seiner Beziehung zum *Leben des Menschen* vor: Opitz, der ein Trauerspiel, das der stoischen Ethik verpflichtet ist, fordert (Widmung zur 'Judith'), Gryphius, der seine Trauerspiele sub specie der „vergänglichkeit menschlicher sachen“ (Vorrede zum 'Leo Armenius') sieht und schließlich Lohenstein, der das ganze mensch-

selten imstande, den „Feind“ [= Deutschland] „nach Würden“ zu „loben“.

„Des Grichen Buch ist oft ein leerer Fabel-Klang“,

heißt es weiter; letzterem werden gar „Haß und Irthum“ (die Todsünden des Historikers!) in der Darstellung bescheinigt.

(Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Abschatz, Ehrengedicht, S. [5]).

⁸⁶Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Abschatz, Ehrengedicht, S. [6].

⁸⁷Nur „Gesprächspiele“ 1–8 (1641–49).

liche Leben als „Spiel“ darstellt (Widmung zur ‘Sophonisbe’).⁸⁸ Ohne Vorreden und Widmungen wäre die Theorie des Trauerspiels um wesentliche Äußerungen ärmer, und im Falle Lohensteins, der nur in der Widmung zur ‘Sophonisbe’ seine ‘Theorie’ beschreibt, bliebe sie ganz ungesagt.

Warum wird diese Theorie nun zu einem großen Teil in Vorreden und Widmungen vorgebracht? Beide Rahmenstücke dienen zum einen der Rechtfertigung des Autors, zum andern der Vorbereitung des Lesers.

In diesen Widmungen und Vorreden findet eine Rechtfertigung des Autors, z. B. in Gestalt eines literarischen Werkstattberichtes und eine Vorbereitung des Lesers durch dessen Einstimmung auf das folgende Trauerspiel statt. Diese zwei Wirkungsabsichten läßt Gryphius in seinen Vorstücken zum ‘Leo Armenius’ erkennen, indem er in der Widmung an die Affekte des Lesers appelliert, in der Vorrede aber mit Argumenten, die sich an den Verstand des Lesers richten, die besondere Natur seines Trauerspiels zu rechtfertigen sucht.⁸⁹

⁸⁸Gryphius, Leo Armenius, 1650, Vorrede, Trauerspiele 2, S. 3.

Cf. oben S. 230.

„Wind/ Schatten/ Rauch und Sprew ist aller Menschen Pracht.“

(Gryphius, Papinianus 5, Trauerspiele 1, 270).

Cf. unten S. 275 ff. (3.2.2 Lohensteins Widmung zur ‘Sophonisbe’).

⁸⁹Das Widmungsgedicht zum ‘Leo Armenius’ beginnt so:

„DIRÆ FVRORES NOCTIS, ET SACRVM NEFAS . . . “

(Die Schrecken der unheilvollen Nacht, und das verfluchte Unrecht . . . “)

(Leo Armenius, 1650, Widmung, Trauerspiele 2, S. 2).

Wenngleich hier Ausdruck und Wortwahl von „Senecascher Prägung“ zeugen (s. Stachel, Seneca, S. 354),

formuliert hier Gryphius seine eigenen Absichten:

„MENTEMQUE GRYPHI NULLA SIC FAUSTAM TIBI

CALIGO LUCEM TURBET, ET FICTOS GEMAS

TANTUM FVRORES NOCTIS AC SCENAE NEFAS. “

(„Den Sinn des Gryph’, das dir so günstige Licht, möge keine Finsternis zerstören, und die erdichteten Seufzer seien nur Schrecken der Nacht und Unrecht auf der Bühne.“)

(Leo Armenius, 1650, Widmung, Trauerspiele 2, S. 2).

Mit den Begriffen „Schauspiel“ oder „Trauerspiel“ wird die Gattung des Werks in Vorreden oder Widmungen bezeichnet.⁹⁰ In der Widmung dient der Hinweis auf die Gattung aber auch ihrer eigenen Rechtfertigung; von der *Würde* der Gattung über die Würde derer, die diese Gattung hochschätzten und sich selbst darin versuchten („Kayser/ Fürsten und Helden“) führt *eine* Linie zur Widmungswürdigkeit dieser Gattung.⁹¹

Wenn Dichter, Gegenstand (Geschichte), Helden und Schauplatz (Hof) des Trauerspiels den höchsten sozialen Rang beanspruchen, darf — und sollte — auch der Adressat aus diesem sozial führenden Bereich gewählt werden, und dies ist — wie die Widmungspraxis lehrt — in der Tat auch der Fall.⁹² (Nebenbei ein Verfahren, das dem Dichter auch den immer wieder beliebten Vergleich Held – Adressat nahelegt.)⁹³

Zu dieser Widmung in Form einer Inskription (und Lohensteins Inskription zur ‘Cleopatra’, die mit dieser Widmung auch den Zweck, die Erregung der Affekte, gemein hat) cf. unten S. 253 f., 3.2.1 (Lohensteins Widmungen).

„Die jenigen, welche in diese Ketzerey gerathen/ alß könnte kein Trawerspiel sonder Liebe und Bulerey vollkommen seyn: werden hiebey erinnert/ daß wir diese/ den Alten unbekante Meynung noch nicht zu glauben gesonnen [...] Doch umb daß wir derselben gunst nicht gantz verlieren: versichern wir sie hiermit/ daß auffs eheste unser *Xa Abas* in der bewehreten beständigkeit der *Catherine* von *Georgien* reichlich einbringen sol/ was dem Leo nicht anstehen können.“

(Gryphius, Leo Armenius, 1650, Vorrede, Trauerspiele 2, S. 4).

⁹⁰Mindestens aber wird die Gattung des zugeeigneten Werks in der Widmung durch die Metapher „Schauplatz“ kenntlich gemacht, wie in Lohensteins Widmung zur ‘Agrippina’ und in Hallmanns Widmung zur ‘Sophia’.

(Lohenstein, Agrippina, 1665, Widmung, R.T. S. 13; Hallmann, Sophia, Widmung, S. [3], Trauer- Freuden- und Schäffer-Spiele, 1684).

⁹¹„Darumb haben viel Kayser/ Fürsten und Helden von dergleichen Tragoedien nit allein jederzeit sehr viel gehalten: Sondern auch dieselbigen zu schreiben sich mit grosser Embsigkeit selbst beflissen.“

(Opitz, Judith, Widmung, Geistliche Poemata, 1638, ND S. 88).

⁹²Besonders im Medium des deutschen Widmungsbriefs, cf. unten S. 258 (3.2.1 Lohensteins Widmungen).

⁹³Und zwar bevorzugt in der Form Heldin – Adressatin: schon Opitz vergleicht die Tugenden seiner Widmungsadressatin Margarethe von Kolowrath

Auch Belohnungen für das Trauerspiel sollten dem Rang der Gattung und des Verfassers angemessen sein: so empfindet Opitz es als einen Akt öffentlicher Genugtuung, daß Sophokles zum Dank für die ‘Antigone’ die Präfektur von Samos erhalten hatte.⁹⁴ Beispiele ungemeiner Ehrungen, die Tragödien- und Komödiendichtern im Altertum widerfahren, nennt später (1666) auch Rist.⁹⁵ Abschließend meint er dazu:

„Das laß mir Komoedianten [= Tragödien- und Komödiendichter] sein/ welche von den höchsten Häubtern der Welt/ nicht nur mit grossen Ehren/ sondern auch mit schier ungläublichem Reichthum gleichsahm sind überschüttet worden!“⁹⁶

mit denjenigen seiner Heldin Judith.

(Opitz, Judith, Widmung, Geistliche Poemata, 1638, ND S. 92).

Bei Lohenstein (Widmung zur ‘Agrippina’) werden die Tugenden der Adressatin Luise den Lastern der Heldin Agrippina entgegengestellt.

(Lohenstein, Agrippina, 1665, Widmung, R.T., S. 12).

⁹⁴„Digna illa merces, quam urbs florentissima redderet; digna, quam acciperet nobilissimus auctor“

(„Würdig war jener Lohn, den die sehr mächtige Stadt abstattete; würdig [sc.: der Lohn], den der sehr vornehme Verfasser empfing“).

(Opitz, Antigone, Widmung, Weltliche Poemata, 1644, I, ND S. 248).

⁹⁵So z. B. Roscius Amerinus und Aesop, für die Cicero Verteidigungsreden schrieb. Von ersterem berichtet Rist:

„Eben dieser Roscius Amerinus ist auch bey dem gewaltigen Römer Lucio Sylla in solchem Ansehen gewesen/ daß/ wie derselbe Dictator war/ und den höchsten Gewalt im Römischen Reiche trug/ er diesem Roscio einen sehr köstlichen Ring geschenket/ ihme auch vergönnet/ denselben zu tragen/ welches doch sonst niemand als nur den großmühtigsten und tapfersten Römischen Rittern erlaubt gewesen/ und damit dieser Komoediant des Sylla hohe Gewogenheit gegen ihm/ noch viel klährlicher spühren müchte/ so hat er ihm alle Tage aus dem Jnkommen der Statt/ tausend Denarios, welches nicht viel weniger/ als anderthalb hundert Reichsthaler unserer Müntze machet/ lassen reichen/ das also dieser Komoediant alle Wochen bey die tausend Reichsthaler an bahrem Gelde hat können heben/ ohne noch andere herrliche Verehrunge und Geschenke/ die ihme der Sylla überflüssig hat zugeschicket.“

(Man beachte dabei Rists genaue Buchführung der Geldsumme!)

(Rist, Die Alleredelste Belustigung, 1666, Sämtliche Werke 5, S. 277 f.).

⁹⁶Rist, Die Alleredelste Belustigung, 1666, Sämtliche Werke 5, S. 278.

Kein Zweifel, dieser Hinweis auf antike Vorbilder dient den Interessen des Dichters in der Gegenwart: „diese fürnemste art der Poeterey“ erfordert besondere Anstrengungen seitens der Empfänger, und das heißt der Widmungsadressaten.⁹⁷

Freilich besteht in der barocken Gegenwart eine gewisse Diskrepanz zwischen dem Wunsch des Trauerspieldichters nach sozialem Ansehen und der Wirklichkeit. Um diese Diskrepanz zu überbrücken, weist man zunächst auf den hohen Rang der Tragödienschreiber im Altertum hin, bis mit der Etablierung des Trauerspiels auch das Ansehen seiner barocken Verfasser wuchs.⁹⁸ Kaum einem Poeten schien es daher am Ende des Jahrhunderts noch nötig, wie Haugwitz, der selbst von altem Adel war, mit (übertriebenen!) Bescheidenheitsfloskeln zu argumentieren:

„daß dasjenige was durchlauchten Federn wohl angestanden/
ja rühmlichen gewesen/ einem weit geringern Kiele/ nicht zu
verargen seyn wird.“⁹⁹

Der Verweis auf die Verwandlung von „Scepter und Degen“ in „poetisirende Federn“ — ein Topos der Liebhaber-Dichtung! — wurde überflüssig, sobald sich die Dichtkunst aus sich selbst rechtfertigen ließ.¹⁰⁰ Die „Weißheit“ — und nicht mehr der Geburtsadel! — habe nunmehr den Dichter

„zu Ehren gebracht/ und neben die Fürsten gesetzt“,
wie es von Lohenstein heißt.¹⁰¹

⁹⁷Opitz, *Trojanerinnen*, 1625, Vorrede, S. [2].

⁹⁸Haugwitz glaubt sogar, eine solch exemplarische Exklusivität der Trauerspieldichter wie in der Antike auch in der Gegenwart feststellen zu können. S. unten S. 248 Anm. 100.

⁹⁹Haugwitz, *Prodromus Poeticus*, 1684, Vorrede, S. [6].

¹⁰⁰„Daß aber so wohl vor diesen als auch noch zu unsern Zeiten Käyser/ Fürsten/ grosse Helden und andere hohe Stands-Personen auch in den höchsten Würden und Verrichtungen sich zu wein nach dem *Parnassus* umbgesehen und ihre Scepter und Degen in poetisirende Federn verwandelt haben/ sollte mir zuerweisen unschwer fallen“.

(Haugwitz, *Prodromus Poeticus*, 1684, Vorrede, S. [4]).

¹⁰¹Lohenstein, *Arminius* 1, 1689, ND, Vorbericht, S. [5].

Dies konnte freilich erst gesagt werden, *nachdem* dem barocken Trauerspiel — und damit auch der deutschen Dichtung — Resonanz an Hof, Stadt und Schule zuteil geworden war.

Erstens wird in der Widmung die Theorie des Trauerspiels verbindlich ausgesprochen, und zweitens hilft die Widmung durch die Adressierung an maßgebliche Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens solche theoretischen Erwägungen praktisch durchzusetzen. Für das Trauerspiel bedeutet so die Widmung eine Etablierungshilfe; für den Dichter des Trauerspiels stellt die Widmung die Probe aufs Exempel dar, ob sich das Trauerspiel auch in der höfischen Welt behaupten könne.

Der soziale und poetische Anspruch, der die Theorie des Trauerspiels bestimmt, macht vor dem Dichter des Trauerspiels nicht halt. Wer den Souverän und dessen politische Machinationen im Trauerspiel darstellen will, muß dazu auch in der Lage sein. Die schwere Kunst des Trauerspiels erfordert bisweilen die „saure Mühe“ des „Gelehrten“, der als Ausnahme unter seinesgleichen die Voraussetzungen zum Trauerspieldichter mitbringt.¹⁰² Es gehören weitreichende historisch-politische Einsichten zu diesem Metier:

„Wer Tragoedien schreiben wil/ muß in Historien oder
Geschicht-Büchern so wol der Alten/ als Neüen/ treflich
sein beschlagen/ er muß die Welt- und Staats-Händel/ als
worin die eigentliche Politica bestehet/ gründlich wissen/
nicht aber allein wissen/ sondern auch verstehen/ denn/ in
Tragoedien handelt man nicht von gemeinen Dingen/ son-
dern von den allerwichtigsten Reichs- und Welt Händlen/

¹⁰² „Wenn [sic!] aber der schwere Aufsatz/ und die saure Mühe eines solchen Trauer-spiels nicht unbekant/ der wird nicht alles aufs genaueste rechnen“.

(Kormart, Maria Stuart, 1672, Vorrede, S. [1]).

„Die Tragoedien oder Traur-Spiele betreffend/ so wird man unter tausend Gelehrten/ schwerlich einen einzigen finden/ der sich damit recht wisse zu behelffen.“

(Rist, Die Alleredelste Belustigung, 1666, Sämtliche Werke 5, S. 378).

da muß der Poet wissen/ wie einem Könige oder Fürsten zu muthe sey/ so wol zu Krieges- als Friedens-Zeiten/ wie man Land und Leüte regieren/ bey dem Regiment sich erhalten/ allen schädlichen Rahtschlägen steuern/ was man für Griffe müsse gebrauchen/ wenn man sich ins Regiment dringen/ andere verjagen/ ja wol gahr aus dem Wege räumen wolle/ Jn Summa/ Die Regier-Kunst muß er so fertig/ als seine Mutter-Sprache verstehen.“¹⁰³

Wer so ausgerüstet sich an Trauerspiele wagt, dem dürfte auch die Widmung zum Trauerspiel gelingen. Was das barocke Trauerspiel so „schwer“ macht, prädestiniert es ja geradezu für die Widmung. Ein solches Trauerspiel hat viel mit einem Fürstenspiegel gemein; die Anleitung, wie dieser ‘Fürstenspiegel’ zu lesen sei, gibt die Widmung.

¹⁰³Rist, *Die Alleredelste Belustigung*, 1666, *Sämtliche Werke* 5, S. 378 f.
Cf. Benjamin, *Ursprung des deutschen Trauerspiels*, S. 51 f.

3.2 LOHENSTEINS TRAUERSPIELWIDMUNGEN

3.2.1 LOHENSTEINS WIDMUNGEN IM SPIEGEL SEINER ZEIT: FORMEN UND ADRESSATEN

Zur Ausgabe seiner gesammelten Gedichte, der ‘Blumen’ von 1680, sagt Lohenstein in der Vorrede:

„Meinem Fürhaben wird theils mein Vaterland/ theils die Freindschafft das Wort reden. Sintemahl der Schlesische Himmel/ oder/ ich weiß nicht/ was für ein Geist seinen Landsleuten für andern einen Trieb zum tichten einflösset“.¹⁰⁴

Eine Triebfeder seiner dichterischen Produktion ist sein schlesisches Vaterland; die andere sind seine Freunde:

„und das meiste/ was aus meiner Feder geflossen/ hat die Begierde vornehmen und vertrauten Freinden damit zu dienen/ so wol anfangs gebohren/ als itzt selbten zuzueignen veranlasset.“¹⁰⁵

Natürlich gilt dies zunächst einmal für die ‘Blumen’. Die weltlichen ‘Rosen’ (Hochzeitsgedichte) und ‘Hyacinthen’ (Grabgedichte) sind Friedrich von Roth, die geistlichen ‘Himmel-Schlüssel’ Hans Adam von Posadowsky gewidmet, beide waren einflußreiche Männer Schlesiens.¹⁰⁶

¹⁰⁴Lohenstein, Blumen, 1680, Vorrede S. [9] f.

¹⁰⁵Lohenstein, Blumen, 1680, Vorrede S. [10].

¹⁰⁶Zu beachten ist, daß Lohenstein in den ‘Blumen’, der damaligen Konvention folgend, die Abteilung der geistlichen Gedichte, die mit den ‘Himmel-Schlüsseln’ beginnt (zwei weitere Gruppen ohne eigene Widmungen schließen sich an) *vor* die weltlichen ‘Rosen’ und ‘Hyacinthen’ setzen lassen wollte. Diese nachträgliche Anweisung im Druckfehlerverzeichnis wurde vom Drucker aber nicht befolgt.

(Cf. Hans v. Müller, Bibliographie, S. 231–234; cf. Asmuth, Lohenstein, S. 52).

Das bedeutet, daß die Widmung an Posadowsky, *nicht* diejenige an Roth, den Band der ‘Blumen’ eröffnen sollte. Daher kann Lohenstein in der Widmung an Posadowsky auch mehrfach davon sprechen, er habe ihm (die?)

Darüberhinaus aber könnte dieses Bekenntnis Lohensteins auch seine Widmungspraxis zum Trauerspiel erhellen, die danach schon mit dessen Entstehungsgeschichte verflochten sein könnte. Die Inspiration des „Schlesischen Himmels“ und der Wunsch, „vornehmen und vertrauten Freinden“ zu gefallen, sind die beiden Kräfte, die Lohenstein zum Dichter machten — und die Widmungen folgten auf dem Fuße. Die Adressaten seiner Trauerspiele können alle — bis auf Kaiser Leopold — diesem Kreis der „vornehmen und vertrauten Freinde“ zugerechnet werden; und das Wohl Schlesiens liegt diesen — in ihrer Funktion als Fürsten oder Politiker — ebensosehr wie einem Lohenstein am Herzen.

Alle Trauerspiele Lohensteins haben Widmungen. Von zwei Trauerspielen, dem ‘Ibrahim’ von 1653 und der ‘Epicharis’ von 1665 existieren allerdings Ausgaben mit und ohne Widmung. A₁) des ‘Ibrahim’ von 1653 erschien *ohne* Widmung (nur mit einer Vorrede), A₂) ist das Exemplar mit der Widmung an die schlesischen Herzöge, A₃) erschien mit einer Adresse an die Freiherren Carl Henrich und Primislaus von Zirotin.¹⁰⁷

Der Erstdruck der ‘Epicharis’ A₁) *ohne* Widmung erschien 1665 zusammen mit der ‘Agrippina’, die der Herzogin Luise gewidmet ist. Dies dürfte für Lohenstein der Grund gewesen sein, seine ‘Epicharis’ als zweites Stück dieser Ausgabe ohne Widmung zu belas-

‘Blumen’ (= „Flores“) zugeeignet, z. B. schon im ersten Satz der Widmung: „Rubescerem, summe Vir, magno Nomini tuo Floribus literae . . .“

(„Ich würde rot werden, vorzüglichster Mann, deinem großen Namen mit ‘Blumen’ zu opfern . . .“).

(Lohenstein, Blumen, Himmel-Schlüssel, Widmung S. [1]).

Mit dem kaiserlichen Rat und herzoglich Brieg-Liegnitzschen Kanzler (s. Widmungsadresse!) *Roth* verkehrte Lohenstein in Wien tagtäglich.

(s. Conrad Müller, Beiträge zum Leben und Dichten, S. 44 mit Anm. 8).

Posadowsky war seit 1670 Landeshauptmann des Herzogtums Brieg, behielt diesen Posten auch, als der Kaiser das Piastenerbe antrat. Der Mutter Georg Wilhelms, des letzten Piasten, stand Posadowsky als Vormund zur Seite.

(Cf. Asmuth, Lohenstein, S. 14).

¹⁰⁷Cf. Just, Türkische Trauerspiele, S. 5 f.

sen.¹⁰⁸ (Einer Herzogin kann man kaum weniger als einen Band widmen!) A₂) erschien als Einzeldruck mit der Widmung an Otto von Nostitz.¹⁰⁹

Für die sechs Widmungen zu seinen sechs Trauerspielen benutzte Lohenstein die lateinische und die deutsche Sprache in den Formen *Inscription*, *Brief* und *Gedicht*. Den Brief gibt es in lateinischer ('Epicharis') und deutscher Version (Ibrahim, Agrippina, 'Ibrahim Sultan'); die Inschrift besteht aus lateinischen Versen ('Cleopatra'), und das Gedicht aus deutschen Alexandrinern ('Sophonisbe'). Verglichen mit seinen Vorgängern Opitz und Gryphius, aber auch mit Zeitgenossen wie Hallmann, zeichnet sich Lohenstein durch Variantenreichtum der Widmungsformen aus.¹¹⁰

Der Dedicationsmodus der *Inscription*, der unter anderem durch die Verwendung von Großbuchstaben gekennzeichnet ist, soll auf den sakralen Bezug der Widmung verweisen, indem antike Weihinschriften durch das Schriftbild nachgeahmt werden.¹¹¹ Auch Gryphius wählte für seine Widmung zum 'Leo Armenius' (1650), wie später Lohenstein zur 'Cleopatra', die Inschrift in lateinischen Versen. Wenn Gryphius und Lohenstein für ihre eigenen Verse diese besondere äußere Form wählen, so setzt diese ein Signal, das erhöhte Aufmerksamkeit fordert: diese Widmung sei nicht für den Tag geschrieben, sondern sie solle, als ob sie in Stein gehauen wäre, überdauern, dem Adressaten zu Ehren und immerwährendem Gedächtnis.

¹⁰⁸S. Just, Römische Trauerspiele, S. 147 mit Anm. 1.

¹⁰⁹Just kennt kein Exemplar von A₂), er beschreibt A₂) und ediert die Widmung nach Hans von Müller, Bibliographie, S. 221 (S. Just, Römische Trauerspiele, S. 149).

In der SUB Göttingen ist ein Exemplar von A₂) mit der Widmung an Otto von Nostitz vorhanden. Signatur: 8° Poet. Dram. III 1069. Erst im Zweitdruck B (1685) erschien die Widmung in sämtlichen Exemplaren.

S. Just, Römische Trauerspiele, S. 150 mit Anm. 6.

¹¹⁰Hallmann benutzt nur den deutschen Widmungsbrief und das deutsche Widmungsgedicht für seine Zuschriften.

Cf. Hallmann, Trauer- Freuden- und Schäffer-Spiele, [1684].

¹¹¹Cf. RE IV, Dedicatio, Sp. 2356 ff.

Lohenstein kommt in dieser Inschrift zur ‘Cleopatra’ der „hoherhabenen Schreibart“ nahe, die nach Stieler in

„hohen Gedanken/ sinnreichen Vergleichen/ kräftigen Erweiterungen“

besteht.¹¹² Gryphius hat seiner Widmungsinschrift zum ‘Leo Armenius’ mit Adresse, Unterschrift und Datierung Elemente des Briefformulars hinzugefügt, die bei Lohensteins ‘Cleopatra’ von 1680 weggelassen wurden.¹¹³

Das Vorbild für den Bau von Gryphius’ lateinischen Widmungsversen in dieser Inschrift ist der Trimeter, wie ihn Seneca in seinen Dramen verwendete.

Lohensteins Inschrift zur ‘Cleopatra’ umfaßt drei Seiten, sie ist in Hinkjamben geschrieben. Gryphius braucht für seine Widmung zum ‘Leo Armenius’ nur eine Seite.

Den Mitgliedern des Rates der Stadt *Breslau* hat Lohenstein diese ‘Cleopatra’ von 1661 zugeschrieben.¹¹⁴ Zur zweiten Ausgabe von 1680 vereinfacht Lohenstein dann die Adresse und widmet dem Rat als Institution:

„MAGNIFICO. REIP. VRATISLAVENSIS. SENATUI.“¹¹⁵

Lohenstein war mit Juristen des Magistrats befreundet: so mit dem Syndikus Andreas von Assig und mit Adam Caspar von

¹¹²Stieler, Sekretariat-Kunst, S. 341.

¹¹³Die Widmung an Wilhelm Schlegel ist auf 1646 datiert, vier Jahre vor der ersten Ausgabe von 1650.

(Gryphius, Trauerspiele 2, Gesamtausgabe 5, S. 2.) Nur U von 1661 der ‘Cleopatra’ hat eine Unterschrift Lohensteins:

„Obsequens. Cultor. devotus. Ambitor. manebit. ad. Bustum. Daniel Caspari.“

¹¹⁴„VIRIS. MAGNIFICIS. NOBILISSIMIS. STRENVIS. AMPLISSIMIS. CONSVLTISSIMIS. DOMINIS. PRAESIDI. SENATORIBUS. SYNCICIS. INCLUTÆ. REIPUBLICÆ. VRATISLAVIENSIS. . . .“

(Just, Afrikanische Trauerspiele, S. 15).

Cf. Gryphius’ Widmung, Anm. 117!

¹¹⁵Just, Afrikanische Trauerspiele, S. 15.

Artzat.¹¹⁶ Besonders verbunden fühlte er sich auch Hofmannswaldau, der später (1677) zum Präses dieses Rats ernannt wurde. Lohenstein, noch einfacher Anwalt in Breslau, bewies durch diese Widmung seine demokratische Gesinnung und leitete klug seine Karriere in ebendiesem Rat in die Wege. (1670 wurde Lohenstein Syndikus dieses Rats.) Breslau erwies sich später als das Zentrum des politischen Wirkens Lohensteins; diese eine Widmung steht also für seinen wichtigsten Lebens- und Arbeitsbereich. Recht selbstbewußt präsentiert sich Lohenstein 26-jährig dem Rat seiner Heimatstadt als der kommende Mann. Als Dichter nimmt er es dabei stillschweigend mit (dem noch lebenden!) Gryphius auf, der sein letztes Trauerspiel ‘Papinianus’ nur zwei Jahre zuvor, 1659, ebenfalls den Mitgliedern des Breslauer Rates gewidmet hatte.¹¹⁷

Der *lateinische Widmungsbrief*, wie ihn Lohenstein zur ‘Epicharis’ (1665) an Otto von Nostitz schreibt, ist im 17. Jahrhundert eine häufige Widmungsform. Erst später setzt sich an dessen Stelle der deutsche Widmungsbrief durch. Briefe und Widmungsbriefe werden immer noch lateinisch geschrieben, obwohl die Nationalsprache längst literaturfähig geworden ist. Ausnahmen stellen die Briefe an Fürsten dar, die Opitz im Gegensatz zu seiner übrigen Korrespondenz auf deutsch schreibt.¹¹⁸ (Die Fürsten waren des

¹¹⁶Auf beide schrieb Lohenstein Grabgedichte.

Denckmaal Herren Andreae von Aßigs, Lohenstein, Blumen, 1680, Hyacinthen S. 18–22.

Über das herrliche Grab-Maal/ welches Herrn Adam Caspern von Artzat, Lohenstein, Blumen, 1680, Hyacinthen S. 51–54.

¹¹⁷Gryphius starb 1664, im Alter von 48 Jahren an einem Schlaganfall (wie Lohenstein!) mitten in einer Ratssitzung der Landstände von Glogau.

Gryphius’ Widmung lautet:

„MAGNIFICIS, NOBILISSIMIS, STRENUISS. AMPLISSIMISQUE VIRIS. DOMINIS. PRÆSIDI AC SENATORIBUS Inclytæ Civitatis WRATISLAVIÆ ...“

(Gryphius, Papinianus, 1659, Widmung, S. [1].)

¹¹⁸Die Sprache von Opitzens gesamter Gelehrten- und Freundschaftskorrespondenz ist dagegen lateinisch.

Lateinischen wohl nicht immer mächtig.)

Freunde und Gelehrte sind die bevorzugten Adressaten des lateinischen Widmungsbriefs: so richtete Opitz den Widmungsbrief zu seinen ‘Trojanerinnen’ (1625) an August Buchner, den berühmten Professor der Poesie in Wittenberg, Gryphius seinen ‘Carolus Stuardus’ (Widmung: 1663) an Gottfried Textor.¹¹⁹ Textor war Sekretär der Herzöge zu Brieg und Wohlau, der ihm im Unglück als Freund zur Seite stand („quoties fortuna contra daret“).¹²⁰

Otto von Nostitz (1608–1666), Freiherr und kaiserlicher Rat, war wie der jüngere Franz von Nesselrode, der Adressat der ‘Sophonisbe’, ein hochgestellter Freund Lohensteins und dazu ein wichtiger Repräsentant der Macht Habsburgs.¹²¹ Der oberste Kanzler des Wiener Kaiserhofs, Graf Hartwig von Nostitz, mit dem Lohenstein im Auftrag des Breslauer Rates „wegen hochwichtiger Affairen gemeiner Stadt“ 1675 verhandeln sollte, mag ein Verwandter gewesen sein.¹²² Otto von Nostitz war Landeshauptmann der Fürstentümer Schweidnitz und Jauer, bekannt als Gelehrter und Büchersammler.

Seinen dritten Aktionsraum — neben der schlesischen Landesherrschaft und der Stadtrepublik Breslau — erschließt sich Lohenstein durch diese Widmung an Otto von Nostitz. Der Wiener Kaiserhof ist in dessen Person für Lohenstein erstmals in greifbare Nähe gerückt, bevor er sich mit der Widmung des ‘Ibrahim Sultan’ von 1673 an Kaiser Leopold zu wenden wagt.

Cf. Opitzens Briefe in:

Reifferscheid, Quellen zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland I. Briefe G. M. Lingelsheims, M. Bernegggers und ihrer Freunde.

¹¹⁹Gryphius, *Teutsche Gedichte*, 1698.

E von 1657 (*Deutscher Gedichte/ Erster Theil*) blieb *ohne* Widmung.

(Gryphius, *Trauerspiele* 1, S. VIII.)

¹²⁰„wieoft das Glück entgegen stand“.

(Gryphius, *Carolus Stuardus*, Widmung, *Teutsche Gedichte*, 1698, S. 253.)

¹²¹Zu Nesselrode s. unten S. 273 (3.2.2 Lohensteins Widmung zur ‘Sophonisbe’).

¹²²Zit. nach Müller, Conrad, *Beiträge zum Leben und Dichten*, S. 45.

Mit der 'Epicharis' erhält Otto von Nostitz ein Trauerspiel, das wie kein anderes Lohensteins für eine demokratische Regierungsform eintritt.¹²³

Lohenstein spricht seinen Adressaten Otto von Nostitz freilich *nicht* als Intimfreund, sondern in seiner öffentlichen Funktion an: als „OPTIMORUM PRINCIPUM OPTIMUM MINISTRUM“ bezeichnet er ihn hier.¹²⁴ In den lateinischen Widmungsbriefen zu den 'Blumen' an Friedrich von Roth ('Rosen') und Hans Adam von Posadowsky ('Himmel-Schlüssel') wird dagegen auch die Freundschaft („nostra Amicitia“) als Widmungsgrund angeführt.¹²⁵ Schon in der Adresse wird Roth als „Amicus intimus“ vorgestellt.¹²⁶ Für seine Trauerspiele setzt Lohenstein in jedem Fall auf die Repräsentativität seines Adressaten, und dies auch im lateinischen Widmungsbrief.

Die Stillage des lateinischen Widmungsbriefs ist niedriger als die der Widmungsinskription; der Brief geht mehr auf den Adressaten ein als das Gedicht. Gleichwohl werden hinter Beteuerungen der Freundschaft handfeste höfische Ambitionen spürbar: das gilt sowohl für Gryphius, der durch die Vermittlung Textors die „Viros Maximos“, seine Herzöge, erreichen will, als auch für Lohenstein, der hinter Otto von Nostitz die „OPTIMOS AUSTRIÆ PRINCIPES“ sucht.¹²⁷ Mit Wünschen für seinen Adressaten, der weiter-

¹²³S. Just, Römische Trauerspiele, S. XV.

¹²⁴„Der besten Fürsten bester Diener“.

(Lohenstein, Epicharis, 1685, Widmung, R.T. S. 296).

¹²⁵Lohenstein, Blumen, 1680, Rosen, Widmung S. [3].

„Me Gratia & Amicitia diutissime Tibi devincias“.

(Mich hast du durch deine Gunst und Freundschaft schon sehr lange für dich gewonnen“).

(Lohenstein, Blumen, 1680, Himmel-Schlüssel, Widmung S. [5]).

¹²⁶Cf. Gryphius' Adresse an Gottfried Textor:

„Domino & Amico Colendo“

(„Meinem Herrn und zu verehrenden Freund“).

(Gryphius, Carolus Stuardus, Widmung, Teutsche Gedichte, 1698, S. 252).

¹²⁷Gryphius, Carolus Stuardus, Widmung, Teutsche Gedichte, 1698, S. 253.

Die Herzöge von Brieg und Wohlau sollen helfen, des Fürstenmörders

hin wie bisher Gott, Kaiser und Vaterland dienen sollte, schließt Lohenstein seinen Widmungsbrief.¹²⁸ Auch Gryphius hatte seinen Widmungsbrief mit Segenswünschen für den Fürsten, das Herzogtum und den Adressaten beendet.¹²⁹

Im lateinischen Widmungsbrief braucht der Autor sich nicht so kurz zu fassen wie in der Inschrift; Gryphius und Lohenstein kommen in den genannten Widmungsbriefen zu ihren Trauerspielen mit je vier Seiten (= einem Bogen) aus. Zu den 'Rosen' und 'Himmel-Schlüsseln' hat Lohenstein weitschweifigere Widmungsbriefe geschrieben: sie füllen fünf ('Himmel-Schlüssel') und sogar zwölf Seiten ('Rosen').

Der *deutsche Widmungsbrief* scheint (wie bei Opitz der deutschsprachige Brief überhaupt) Fürsten und Fürstinnen vorbehalten. Bereits Lohensteins 'Ibrahim' von 1653 (A₂) ist mit einem deutschen Widmungsbrief an die herzoglichen Brüder Georg, Ludwig und Christian von Brieg und Wohlau gerichtet; der 'Agrippina' von 1655 ist ein solcher an die Herzogin Luise beigegeben, und auch Kaiser Leopold erhält zum 'Ibrahim Sultan' von 1673 einen Widmungsbrief in deutscher Sprache.

Als Lohenstein sich als 18-jähriger entschloß, seinen 'Ibrahim' 1653 noch unter dem Namen 'Daniel Casper' herauszugeben und einen Teil dieser Auflage mit einer höfischen Widmung an die schlesischen Herzöge *Georg, Ludwig* und *Christian* von Liegnitz, Brieg und Goldberg zu versehen, handelte er für die damalige

(„Hominem, quem dein omni conatu amplectendum“,
„Einen Menschen, den man mit jeder Anstrengung fassen muß“)
habhaft zu werden.

(Gryphius, Carolus Stuardus, Widmung, Teutsche Gedichte, 1698, S. 253).
„Die besten Fürsten Österreichs“.

(Lohenstein, Epicharis, 1685, Widmung, R.T., S. 295).

¹²⁸ „ut Deo, CAesari, Patriae serviendi Tibi nec Occasio nec Vires desint“.
(„damit Gott, dem Kaiser und dem Vaterland zu dienen dir weder die Gelegenheit noch die Kräfte fehlen“).

(Lohenstein, Epicharis, 1685, Widmung, R.T., S. 296).

¹²⁹Gryphius, Carolus Stuardus, Widmung, Teutsche Gedichte, 1698, S. 254.

Publikations- und Widmungspraxis ungewöhnlich. Nur durch eine Schulaufführung des ‘Ibrahim’ (wohl im Karneval 1650) hatte Lohenstein damals schon auf sich aufmerksam gemacht, und ein sonst unbekannter Leipziger Student hat auf der Schwelle der schlesischen Landesfürsten eigentlich nichts verloren.

Zwei Dinge dürften die Widmung dennoch ermöglicht haben: die angesehene Familie, aus der Lohenstein stammte (sein Vater diente als kaiserlicher Beamter diesen Fürsten) und die Verbindungen, die er selbst mittlerweile geknüpft hatte. Davon zeugt die Ausgabe des ‘Ibrahim’ mit der Widmungsadresse an die Freiherren Carl Henrich und Primislaus von Zirotin.¹³⁰

Lohenstein ist sich eines Verstosses gegen höfische Etikette durchaus bewußt, wie die captatio seines Widmungsbriefs an die Herzöge von Schlesien deutlich macht. Er könne

„billich einer Selbst-Liebe/ und Eigendünckels zu beschuldigen seyn: daß ich diese meiner Jugend noch unreiffe Sinn-Frucht und unzeitige Mißgeburth *E. Hoch-Fürstl. Durchl.* fürzutragen nicht schamroth würde“.

Freilich entschuldige ihn, so schreibt er weiter,

„Diese zu *Deroselbten* gedachte Zuversicht“.¹³¹

Die Herausgabe und Widmung dieses Jugenddramas setzt ein Zeichen: ein Dramatiker und Politiker hat angefangen zu wirken, von dem Schlesien noch hören wird.

Diese früh bezeugte „Zuversicht“ Lohensteins zu seinen schlesischen Herzögen war wohlgegründet und dauerhaft. Wiewohl Lohenstein niemals in ihre Dienste trat (ein diesbezügliches Angebot Herzog Christians schlug er aus), huldigt er Mitgliedern dieses Fürstenhauses durch weitere Widmungen.¹³² ‘Agrippina’ (1665)

¹³⁰Just, *Türkische Trauerspiele*, S. 6 und S. 12.

¹³¹Lohenstein, *Ibrahim*, 1689, Widmung, T.T., S. 80 f.

¹³²S. Brief dieses Herzogs Christian an den Breslauer Rat vom 5. Juni 1670. (Zit. bei Müller, Conrad, *Beiträge zum Leben und Dichten*, S. 44 mit Anm. 8).

ist der Herzogin *Luise* von Brieg und Wohlau, der Gemahlin Christians, gewidmet; der ‘Gratian’ (1672) ihrem Sohn *Georg Wilhelm*, und die ‘Lob-Schrift’ (1676 in Folio, 1679 in Quart erschienen) auf letzteren, der 15-jährig an den Pocken starb, wiederum *Luise*.

Die Widmung des ‘Ibrahim’ von 1653 an die drei herzoglichen Brüder erreichte diese kurz nach deren Regierungsantritt in Schlesien. Der regierende Herzog Georg Rudolf von Liegnitz und Goldberg war in diesem Jahr verstorben; die Kinder seines schon früher verstorbenen Bruders Johann Christian traten deshalb die Nachfolge an. Die Widmung an die neuen Machthaber in Schlesien war in der Tat „ein geschickter politischer Schachzug“ Lohensteins.¹³³ Christian, der letzte überlebende Bruder, ab 1653 Herzog von Wohlau, erhielt 1664 auch Liegnitz und Brieg. Er starb 1672; im selben Jahr beglückwünscht Lohenstein dessen 12-jährigen Sohn Georg Wilhelm mit der Widmung des ‘Gratian’ zu seiner neuen Herzogswürde. Mit den Widmungen an die Piasten will Lohenstein auch den Anspruch Schlesiens auf Eigenständigkeit gegenüber Habsburg unterstreichen.

Klage über den frühzeitigen Tod Georg Wilhelms (1660–1675) führt Lohenstein nicht nur in der ‘Lob-Schrift’ auf diesen letzten Piasten, sondern auch in einem Begräbnis-Gedicht: „Auff das absterben Seiner Durchl. Georg Wilhelms / Hertzogs zu Liegnitz / Brieg und Wohlau“:

„So bricht der glantz der welt!“¹³⁴

Eine besondere Rolle im Brieg-Wohlau’schen Fürstenhaus hat offensichtlich Herzogin *Luise* gespielt; das bezeugen nicht nur Lohensteins Widmungen (besonders der Widmungsbrief zur ‘Agripina’), sondern auch die Widmung eines Gryphius, der ihr die Ausgabe seiner „Deutschen Gedichte/ Erster Theil“ von 1657 zugeschrieben und mit einem Widmungsgedicht überreicht hatte.¹³⁵

¹³³ Just, *Türkische Trauerspiele*, S. XVIII.

¹³⁴ Neukirch, *Anthologie* 1, 1697, ND, S. 164–166.

¹³⁵ Dieselbe Widmung ist auch in der Ausgabe von Gryphius’ „Trauerspielen und Sonetten“ von 1663 noch einmal abgedruckt.

Diesen Beispielen seiner Vorgänger folgend hat Hallmann sein Lustspiel „Urania“ (1667) Luise gewidmet, ebenfalls mit einem Gedicht.

„Du Wunder unsrer Zeit/ fürtrefflichste LOUYSE“,
redet sie Hallmann in seinem Widmungsgedicht an.¹³⁶ Gryphius schließt sein Widmungsgedicht so:

„Durchläuchtigst! ach! man muß was himmlisch/ schweigend ehren.“¹³⁷

Auch Hallmann schreibt seine ‘Sophia’ (o. J.) der herzoglichen Familie (Herzog Christian, seiner Gemahlin Luise und ihren Kindern Georg Wilhelm und Charlotte) mit einem deutschen Widmungsbrief zu.¹³⁸ Nur Hallmanns Widmungsempfänger der ‘Mariamne’ (1670), Christoph Leopold Schaffgotsch, ist als Reichsgraf etwas niedriger gestellt als die übrigen Widmungsempfänger dieser Gruppe.¹³⁹

Was Hallmann von der Sprache seines Trauerspiels ‘Mariamne’ in der Widmung schreibt (übrigens mit deutlichem Anklang an die entsprechende Passage in Lohensteins Widmungsbrief zur ‘Agrippina’):¹⁴⁰

„Sie [= Mariamne] erscheint; Aber in einem Teutschen Kleide/ das ist: Jn ungefärbter Demuth“,

könnte auch für die Verwendung der deutschen Sprache in der *Widmung* eine hinreichende Erklärung sein.¹⁴¹ Mit den Fürsten in ihrer Landessprache zu sprechen, gebietet das Verhältnis Herr

¹³⁶Hallmann, *Urania*, 1667, *Widmung*, S. [1].

¹³⁷Gryphius, *Deutscher Gedichte/ Erster Theil*, 1657, *Widmung*, S[2].

¹³⁸Trauer- Freuden- und Schäffer-Spiele, [1684].

¹³⁹Immerhin war er aber u. a. — laut Hallmanns Adresse — Freiherr, kaiserlicher Rat, Kammerpräsident und Landeshauptmann der Fürstentümer Schweidnitz und Jauer.

¹⁴⁰„Ja sie würde sich in einem so ungeschickten teutschen Kleide nicht in das Zimmer so einer klugen Fürstin gewagt haben“.

(Lohenstein, *Agrippina*, 1665, *Widmung*, R.T., S. 13).

¹⁴¹Hallmann, *Mariamne*, 1670, *Widmung*, S. [3].

und Knecht, zu dem sich die Dichter schon durch Adresse und Unterschrift bekennen.¹⁴²

In Lohensteins Schlußfloskeln wie „der ich ersterben werde“, „und ersterbe“ (Widmung zum ‘Ibrahim’ und zum ‘Ibrahim Sultan’) findet die Bekundung der Loyalität gegenüber seinen erlauch- ten Adressaten ihre höchste Steigerung.¹⁴³ Sich „unterthänig- gehorsamer Knecht“ seiner Fürsten öffentlich im Widmungsbrief nennen zu dürfen,

„was ich zeither gewest und ersterben werde“,

empfindet Lohenstein als Privileg.¹⁴⁴

Ein solcher „Knecht“ kann nur in aller Bescheidenheit von seinem dargereichten Werk sprechen:

„diese meiner Jugend noch unreiffe Sinn-Frucht und unzeiti- ge Mißgeburth“,

¹⁴²Lohenstein:

„Meiner Gnädigen Fürstin und Frauen.“

„Eur: Fürstl: Genad:

unterthänig gehorsamen

Knecht

Daniel Casper.“

(Adresse und Unterschrift zur Widmung der ‘Agrippina’ an die Herzogin Luise, R.T., S. 12 u. 13).

Opitz:

„Meiner Gnädigen Frawen.“

„Trewgehorsamer Diener

M. Opitz.“

(Adresse und Unterschrift zur Widmung der ‘Judith’, 1635, an Margarethe von Kolowrath).

¹⁴³Lohenstein, Ibrahim, 1689, Widmung, T.T., S. 82;

Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 102.

¹⁴⁴Lohenstein, Gratian, 1675, Widmung, S. [23].

Cf. Schlußformel der Widmung der ‘Lob-Schriftt’:

„... welcher ist und ersterben wird

Ew. Fürstl. Durchl.

Unterthänig-gehorsamer/ Knecht

Daniel Casper von Lohenstein.“

(Lohenstein, George Wilhelms Lob-Schriftt, 1679, Widmung, S. [12]).

nennt Lohenstein seinen dramatischen Erstling ‘Ibrahim’.¹⁴⁵ Aber auch ‘Ibrahim Sultan’, den er zwanzig Jahre später als sein letztes Trauerspiel herausbrachte, bezeichnet er um des Rühmens seines Adressaten, des Kaisers, willen nur

„nicht so wohl ein würdiges Opfer/ als ein verächtliches
Kennzeichen meiner allerunterthänigsten Pflicht-Schuld“.¹⁴⁶

Sogar außersprachliche Mittel machen Devotion sichtbar: Schon der leere Raum zwischen Titulatur und Widmung hat seine besondere, dem sozialen Status des Adressaten angemessene Bedeutung.¹⁴⁷ Auch der Druck verwendet Schriftgrade (Fettdruck oder Versalien für den Namen des Adressaten gegenüber Normaldruck oder kleineren Schriftgraden für den Namen des Autors), die den sozialen Abstand zwischen beiden anzeigen.¹⁴⁸

In keiner Widmungsform wird die gesellschaftliche Distanz zwischen Autor und Adressat so augenfällig gemacht wie im deutschen Widmungsbrief, ja die Darstellung dieser Distanz in Wort und Schrift kann geradezu als eine Absicht dieser Widmungsweise im 17. Jahrhundert verstanden werden. Lohenstein weiß hierin freilich mehr zu beeindrucken als sein Konkurrent Hallmann, der — offenbar um eigene Einfälle verlegen — auf Lohensteins Muster

¹⁴⁵Lohenstein, Ibrahim, 1689, Widmung, T.T., S. 80.

¹⁴⁶Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 101.

¹⁴⁷Cf. Harsdörffers Anweisung für Briefschreiber:

„Ist nun der Titul besagter massen gesetzt/ so soll man die Wort nicht gleich anfügen/ sondern drey oder mehr Zeilen darunter anfangen/ nach dem die Person viel höheres Standes ist/ als der/ welcher schreibt: Sintemal solches die Demut erfordert/ so ein jeder Churfürsten/ Fürsten und Obern/ die ihm sonst nicht zugebieten haben/ schuldigst erweisen soll/ und gebühret ihnen billich eine höhere Stelle/ als den Geringern.“

(Harsdörffer, *Der Teutsche Secretarius* 1659, II, ND, S. 5).

Cf. oben S. 115 (2.1.1 Schreibart).

¹⁴⁸Cf. z. B. Hallmanns Unterschrift zur Widmung der ‘Mariamne’, in der „*Euer Hoch-Gräflichen Excellenz*“ größer als der Text, „gehorsamsten“ klein und „Hallmann“ wieder etwas größer gedruckt ist.

(Hallmann, *Mariamne*, 1670, Widmung, S. [4], cf. *Trauerspiele* 1, hg. Spelberg, S. 200).

zurückgreift. So ist Hallmanns Verfahrensweise, seine Titelheldin Mariamne selbst in der Widmung an seinen Adressaten herantreten zu lassen, als eine Nachahmung der Erfindung Lohensteins in der Widmung zur ‘*Agrippina*’ anzusehen. Beide Widmungen beginnen mit dem Namen der Titelgestalt.¹⁴⁹

Dieser Kunstgriff Lohensteins und Hallmanns ist freilich mehr als eine besondere Variante der Devotion, die darin besteht, daß die Titelheldinnen, weil fürstlichen Standes, zu den fürstlichen Adressaten vorgeschickt werden, um für Autor und Werk einzutreten. Ein Widmungsbrief mit der Titelfigur als handelnder Person schafft nicht nur einen fließenden Übergang zwischen Widmung und Trauerspiel, sondern mischt durch diese Geste Realität und Fiktion, Vergangenheit und Gegenwart. Die Titelfigur, die das Trauerspiel verläßt, um auf dem Schauplatz der Widmung zu agieren, ist außerdem eine Maske, derer sich der Autor zu seinen Zwecken bedienen kann. Die historische Figur und ihr Gestalter im Trauerspiel tauschen hierbei die Rollen.

Lohenstein erreicht dadurch, daß er seine tugendhafte Adressatin mit der lasterhaften Titelheldin konfrontiert, eine Gegenüberstellung anderer Qualität als die in Widmungen sonst übliche unwürdiger Dichter — hochgestellter Adressat.¹⁵⁰ Diesem Ver-

¹⁴⁹Lohenstein:

„AGrippine/ welche Rom anbeten/ der Käyser verehren/ die Völcker bedienen musten/ meinet nunmehr den Giepfel ihrer Ehrsucht erlangt zu haben/ wenn sie sich zu Eur: Fürstl. Genad: Füßen legen darff.“

(Lohenstein, *Agrippina*, 1665, Widmung, R.T., S. 12).

Hallmann:

„MARIAMNE, derer Unschuld weder bey dem Eh-Manne/ noch den heiligsten Richtern konte Gerechtigkeit finden/ suchet nunmehr selbte bey *Euer Hoch-Gräflichen Excellenz*.“

(Hallmann, *Mariamne*, 1670, Widmung, S. [2f.]).

¹⁵⁰„Denn ihre Laster wüßen nirgends als bey den Tugenden einer großen Herzogin Gnade.“

(Lohenstein, *Agrippina*, 1665, Widmung, R.T., S. 12).

fahren liegt Lohensteins Gegensatzprinzip zugrunde.¹⁵¹ Bei Hallmanns tugendhafter Mariamne wird dagegen die Annäherung von Adressat und Titelheldin nicht mit einem Gegensatz, sondern mit Ähnlichkeit begründet.¹⁵²

Darüberhinaus erhält der Adressat von Lohenstein noch eine unerwartete Rolle zugewiesen: für das weitere Schicksal der Titelfigur, ihr Weiterleben nach dem Tod, ist nicht mehr der Autor als Vermittler der Historie, sondern der Adressat zuständig. Mit dem Schutz Luisens brauche Agrippina deshalb nicht

„in der Asche sich fernern Schiffbruchs und Mutter-Mords zu besorgen haben“.¹⁵³

Hallmanns Mariamne wird analog dazu

„keiner Verläumdung/ noch Mord-Beiles ferner zu befürchten“

haben.¹⁵⁴

Lohenstein zeigt in seinem Widmungsbrief zur ‘Agrippina’, wie auf knappem Raum (zwei Seiten) und mit der gebotenen Devotion eine Widmung ihren Zweck erfüllen, darüberhinaus aber so abgefaßt werden kann, daß das Trauerspiel dadurch ergänzt und neu akzentuiert wird. Letzteres gilt auch und besonders für den Widmungsbrief zum ‘Ibrahim Sultan’.

In zweien seiner drei Widmungsbriefe zum Trauerspiel an hohe Adressaten läßt Lohenstein die Widmungskonvention hinter sich, nur im frühen Widmungsbrief zum ‘Ibrahim’ ist diese Eigenständigkeit Lohensteins noch wenig ausgeprägt. Hallmann aber bleibt — und da helfen ihm auch seine Anleihen bei Lohenstein nicht — mit seiner Widmungsweise im üblichen Rahmen.¹⁵⁵

¹⁵¹Cf. unten S. 376 mit Anm. 616 (3.3.5 Zur Funktion von Trauerspiel und Widmung).

¹⁵²„Wol wissend/ daß diese Göttin fürnemlich bey Göttlichen Gemütern anzutreffen sey.“

(Hallmann, Mariamne, 1670, Widmung, S. [3]).

¹⁵³Lohenstein, Agrippina, 1665, Widmung, R.T., S. 13.

¹⁵⁴(Hallmann, Mariamne, 1670, Widmung, S. [4]).

¹⁵⁵Hallmanns Widmungsprinzip ist Ähnlichkeit, nicht der „Gegensatz“.

Der deutsche Widmungsbrief zu den Trauerspielen umfaßt bei Lohenstein — ohne Adresse — zwei bis vier Seiten. Bei Hallmanns Trauerspielen ‘Sophia’ und ‘Mariamne’ finden sich Widmungsbriefe von drei (‘Mariamne’) und fünf (‘Sophia’) Seiten, ebenfalls ohne Adresse gerechnet.

Lohensteins deutsche Widmungsbriefe zum ‘Gratian’ und zur ‘Lob-Schrift’ auf Georg Wilhelm sind weit umfangreicher: der Widmungsbrief zur ‘Lob-Schrift’ hat zehn, der zum ‘Gratian’ gar zweiundzwanzig Seiten (ohne Adresse), eine Länge, bei der wohl die Gefahr besteht, das „Maß einer Zuschrift“ zu „überschreiten“.¹⁵⁶

Wie im Fall des lateinischen Widmungsbriefs stellt sich die Frage, warum für die Gattung Trauerspiel kürzere Widmungen verfaßt werden als für andere Gattungen.

Auch das *deutsche Widmungsgedicht* kann ein dramatisches Werk im 17. Jahrhundert einleiten. Häufig wird mit Alexandrinern, die sich auch oft zu einem Sonett fügen, gewidmet: Sonett und Alexandriner, die repräsentativsten Formen barocker Poesie, werden von Opitz, Gryphius und Hallmann gewählt, um Fürsten und Fürstinnen in der Widmung anzusprechen.

Lohenstein wählt für seine einzige Widmung in deutschen Versen eine Großform: mit 276 Alexandrinern in 46 Strophen wird sein Trauerspiel ‘*Sophonisbe*’ (1680) dem Freiherrn Franz von Nesselrode, Kaiser Leopolds Kammerherrn, zugeschrieben.

Opitz leitet sein Opernlibretto zur ‘Dafne’ (1627) mit einem Widmungsgedicht „An die HochFürstlichen Braut und Bräutigam“

Cf. oben S. 378 mit Anm. 621 (3.3.5 Zur Funktion von Trauerspiel und Widmung).

¹⁵⁶Lohenstein meint hier allerdings nicht, er habe selbst dieses „Maß“ schon überschritten. Der Kontext lautet:

„Gewißlich ich würde das Maß einer Zuschrift überschreiten/ wenn ich nur das Register so vieler ruhmwürdigsten Fürsten selber einverleibte.“

(Lohenstein, *Gratian*, 1675, Widmung, S. [15]).

(Eine kurze Übersicht über die bedeutendsten Vorfahren Georg Wilhelms folgt.)

ein.¹⁵⁷ Diese Oper — mit der Musik Heinrich Schützens — wurde anlässlich der Hochzeit Georgs, des Landgrafen zu Hessen, mit Sophie Eleonore, Herzogin in Sachsen, aufgeführt. Gryphius schreibt mit einem Sonett seine Gesamtausgabe der Trauerspiele und Gedichte von 1657 der Herzogin Luise zu.¹⁵⁸

Ebenfalls mit einem Sonett an Luise widmet Hallmann sein Lustspiel 'Urania' (1667) „Auff tieffgebücktem Knie“.¹⁵⁹

Gryphius' und Hallmanns Sonett an dieselbe Adressatin setzt — kaum zufällig! — mit demselben Wort und ähnlichen Vergleichen ein.

„Princesse, Licht der Welt/ nicht nur deß Vater-Landes“,
hebt Gryphius an.¹⁶⁰ Hallmann beginnt so:

„Princess' ob derer Glantz Stern/ Sonn und Mond er-
bleicht“.¹⁶¹

Beide huldigen Luise in den höchsten Tönen (bei beiden gelten elf der vierzehn Verse Luise), während vom dargereichten Werk bei beiden in nur vier Versen die Rede ist.

„Hier trotz/ wer herrscht und liebt/ Zwang/ Kärcker/ Ach
und Tod“,

beschreibt Gryphius in einem Satz die Thematik seiner Trauerspiele dieser Ausgabe von 1657.¹⁶² Diese Prägnanz der Aussage erreicht Hallmann mit der Charakteristik seiner 'Urania' nicht.¹⁶³

¹⁵⁷Opitz, Dafne, [1627], Widmung, S. [1].

Der Schluß dieses Widmungsgedichts lautet:

„... Nim dann in gnaden an/
Du doppeltes gestirn/ was Dafne geben kan;
Den immer-grünen krantz und dencke/ daß die gaben
So Fürsten als wie ihr vollauff zu geben haben
Zwar groß/ doch irrdisch sindt: die flucht der zeit vertreibt
Das usrig' und uns auch; was Dafne gibt das bleibt.“

¹⁵⁸S. oben S. 260 mit Anm. 135.

¹⁵⁹Hallmann, Urania, 1667, Widmung, S. [1].

¹⁶⁰Gryphius, Deutscher Gedichte/ Erster Theil, 1657, Widmung, S. [1].

¹⁶¹Hallmann, Urania, 1667, Widmung, S. [1].

¹⁶²Gryphius, Deutscher Gedichte/ Erster Theil, 1657, Widmung, S. [2].

¹⁶³„... hier prangt Uranjens Wiese

Wenn es galt, die Gunst hoher Damen zu gewinnen, wurde eine Widmung in Versen, oft in Form eines Sonetts, bevorzugt.¹⁶⁴ Bezeichnenderweise erhalten in Schottels 'Fruchtbringendem Lustgarten' [1647], der in einzelne Abteilungen gegliedert ist (mit jeweils einem eigenen Widmungsadressaten), die *Herren Widmungsbriefe*, die *Damen* dagegen *Widmungsgedichte*.¹⁶⁵ Lohenstein dagegen hat Herzogin Luise mit einem Prosabrief bedacht.

„Dem Aller-Durchlauchtigsten Paare Irrdischer Götter“, nämlich Kaiser Leopold und Claudia Felicitas, huldigt Hallmanns 20-zeiliges Alexandrinergedicht, das seinem zur Hochzeit (1673) verfaßten Pastorell 'Adonis und Rosibella' voransteht.¹⁶⁶ Rasch hingeworfene Gelegenheitsarbeiten sind anscheinend Hallmanns vierzeilige Widmungsgedichte zu den Trauerspielen 'Theodoricus Veronensis', 'Antiochus und Stratonica', 'Catharina', dem Freudenspiel 'Adelheide' und dem Schauspiel 'Heraclius' in der Sammelausgabe von 1684.¹⁶⁷ Seine Adressaten, „nur“ Grafen und Freiherren, erhalten ihr Stück mit Alexandrinern, die austauschbar erscheinen, überreicht. *Ein* Beispiel, das Widmungsgedicht zur

Mit Lilgen keuscher Brunst; hier stirbt der Wollust Riese/
Der sonst in seinen Schacht auch Kron und Harnisch zeucht.“
(Hallmann, Urania, 1667, Widmung, S. [2]).

¹⁶⁴Z. B. widmet auch Opitz einen Teil seiner 'Weltlichen Poemata' einer Fürstin mit einem Sonett:

Opitz, Von der Welt Eytelkeit, Widmung an Barbara Agnes, geb. Herzogin in Schlesien, Weltliche Poemata 1, 1644, ND S. 539.

(Auch Opitz beginnt hier mit der Anrede „PRinceßinn“!)

¹⁶⁵Schottel, Fruchtbringender Lustgarten, [1647], ND, hg. Burkhard.

¹⁶⁶Hallmann, Adonis und Rosibella, Widmung S. [1], Trauer- Freuden- und Schäffer-Spiele, [1684].

S. unten S. 303 mit Anm. 310 (3.3.1 Widmungsanlaß).

¹⁶⁷Hallmann, Theodoricus Veronensis, Widmung an Johann Bernhard Grafen von Herberstein;

Antiochus und Stratonica, Widmung an Hanns Heinrich Graf von Hohberg;

Catharina, Widmung an Johann George von Fürst;

Adelheide, Widmung an Kaspar von Schallensfeld;

Heraclius, Widmung an Hermann von Pucher.

In: Hallmann, Trauer- Freuden- und Schäffer-Spiele, [1684].

‘Catharina’ an den Freiherrn Johann Georg von Fürst kann für diese ganze Reihe stehen:

„Hier seuffzet *Werther Fürst*/ die Fürstin *Catharine*,
 Der Geilheit/ Rach’ und Mord durch ungeheuren Blitz
 Das Ehbett hat verkehrt in eine Folterbühne:
 Drumb sucht Sie sichren Schutz bey seinem hohen Witz.“¹⁶⁸

Datierung und Unterschrift werden noch hinzugefügt. Den 2. bis 6. Mai 1684 tragen diese Dedikationen als Datum, am 3. Mai verfaßte Hallmann sogar zwei dieser Gedichte, die Zuschriften zu ‘Theodoricus’ und ‘Heraclius’.

Auch August Adolph von Haugwitz, der Verfasser des ‘Prodromus Poeticus’ (1684), schreibt sein Lustspiel ‘Flora’ Susanne Margaretha von Zinzendorff mit einem Widmungsgedicht zu. Alexandriner verwendet er für sein galantes, aber belangloses Widmungsgedicht freilich nicht. Dem

„an Tugend Adel Schönheit Allervollkomnesten Fräulein *Susanna Margaretha*“,

einer Verwandten des Dichters gilt die Widmung.¹⁶⁹ Mit der Anrede: „O Göttinne!“ wird ihr in wenigen Versen gehuldigt.¹⁷⁰ We-

¹⁶⁸Hallmann, Catharina, Widmung, Trauer- Freuden- und Schäffer-Spiele, [1684].

¹⁶⁹Haugwitzens Onkel, der Oberhofmarschall Fr. A. von Haugwitz, dem er sein Trauerspiel ‘Maria Stuarda’ gewidmet hat, hatte seine Tochter an einen Grafen Zinzendorff verheiratet.

Cf. Huebner, August Adolph von Haugwitz, S. 20.

¹⁷⁰„O Göttinne!“

Vergebt doch meinem schwachen Sinne/
 daß er sich untersteht/
 und Euren Thron angeht.
 Es ist zu viel gethan/
 doch bitt ich nehmt nur an/
 was hier mein schlechter Kiel
 gespielt bey diesem Spiel/
 und schafft/ daß’s Eure Gunst gewinne.
 O Göttinne!“
 (Haugwitz, Flora, Widmung, Prodromus Poeticus, 1684, S. [114]).

nigstens in der Verabschiedung erweist sich Haugwitz erfinderisch: als

„Derer Gräffl: Vollkommenheiten gehorsamster und demüthigster Ausbreiter/ A. A. von Haugwitz“

bezeichnet er sich hier.¹⁷¹

Dieser Typ des Widmungsgedichts, wie er bei Hallmann und Haugwitz erscheint, stellt nicht viel mehr als die Überreichungsgeste vor. Nur durch den Druck zusammen mit dem Werk überdauert diese Geste den Augenblick. Die Vorstellung des dargereichten Werks beschränkt sich bei Hallmann auf eine Kurzcharakteristik der Titelfigur, bei Haugwitz entfällt sie ganz. Die Aufgabe, den Adressaten zu rühmen, nimmt dieses Widmungsgedicht aber wie alle anderen wahr.

3.2.2 SPIEL UND UNBESTAND DES MENSCHEN: LOHENSTEINS WIDMUNG ZUR ‘SOPHONISBE’

Lohensteins Trauerspiel ‘Sophonisbe’ ist 1680 erschienen, im selben Jahr wie die erweiterte Fassung der ‘Cleopatra’. Eine öffentliche Aufführung der ‘Sophonisbe’ ist erstmals 1669 bezeugt. Da das Trauerspiel Anspielungen auf die Verlobung und Hochzeit Kaiser Leopolds mit Margareta Theresia, der Tochter Philipps IV. von Spanien, enthält, ist eine Frühfassung aus dem Hochzeitsjahr 1666 nicht ausgeschlossen.¹⁷² (Die Bekanntmachung der Verbindung fand im Frühjahr 1663 statt, die Hochzeit am 12. 12. 1666.) Diese erste Hochzeit Kaiser Leopolds war eines der prächtigsten und bedeutsamsten Feste der Zeit, die mit allem Pomp began-

Cf. zu dieser Anrede Haugwitzens auch Hallmanns Widmungsgedicht zu ‘Adonis und Rosibella’, in dem er seine Adressaten, Leopold und Claudia Felicitas, als „Götter dieser Welt“ bezeichnet.

Cf. unten S. 389 mit Anm. 667 (3.3.5 Zur Funktion von Trauerspiel und Widmung).

¹⁷¹Haugwitz, Flora, Widmung, Prodrömus Poeticus, 1684, S. [115].

¹⁷²S. Barner, Disponible Festlichkeit, S. 257.

gen wurde.¹⁷³ Das Trauerspiel war aber wohl — da entsprechende Hinweise im Titel und in den Rahmenstücken fehlen — kaum als Festgabe zur Hochzeit gedacht.¹⁷⁴

In den Reyen der ‘Sophonisbe’ werden Leopold, Margareta und das Haus Habsburg gefeiert.¹⁷⁵ Gewidmet ist die ‘Sophonisbe’ von 1680 aber nicht Kaiser Leopold wie 1673 ‘Ibrahim Sultan’, sondern Leopolds Kammerherrn *Franz von Nesselrode*.

Es ist anzunehmen, daß Lohensteins *Verswidmung zur ‘Sophonisbe’* erst zur Druckfassung geschrieben wurde. Dieses Großgedicht Lohensteins zur ‘Sophonisbe’, das mit 276 Alexandrinern zwölf Seiten füllt, steht im Kontrast zu allen anderen Widmungsgedichten der Zeit, die sich oft mit nur einer Seite (wie bei Hallmann und Haugwitz, aber auch bei Opitz) begnügen. Das Alexandriner-Versmaß hat diese Widmung zur ‘Sophonisbe’ mit dem Trauerspieltext selbst und mit anderen Gedichten Lohensteins gemeinsam.¹⁷⁶ Der zweigeteilte Alexandriner, der den Geist der Epoche wie kein anderer Vers zeigt, erfüllt, wie Schiller erkannt hat, ‘die Regel des Gegensatzes’.¹⁷⁷ Das gilt auch — und nicht minder! —

¹⁷³Vehse berichtet u. a. von einem „prachtvollen Feuerwerk, das eine große mythologisch-symbolische Darstellung begleitete“ und die Hochzeitsfeierlichkeiten einleitete. Zuletzt seien die Buchstaben A. E. I. O. U. (Austria Erit In Omne Ultimum) in der Luft verblieben.

(Vehse, *Geschichte der deutschen Höfe*, 2, 11, S. 132.)

¹⁷⁴Cf. Spellerberg, *Zur Sophonisbe Daniel Caspers von Lohenstein*, *Literaturwissenschaft und Geschichtsphilosophie*, S. 250.

¹⁷⁵Auf die Verlobung mit Margareta (lat. *margarita* = Perle!) spielen z. B. folgende Verse an:

„Des Römischen Reiches Jupiter
Wird überm Meer Europens Perl ihm holen.
Der Teutschen Hercules und Herr
Hat Omphalen sein Hertze schon befohlen.
Die grosse Keyserin und Braut
Wird kurtzweiln mit der Löwen-Haut.
(Lohenstein, *Sophonisbe*, A.T., Reyen 2, 532–538.)
Cf. oben S. 305 mit Anm. 320 (3.3.1).

¹⁷⁶Z. B. mit ‘Eitelkeit des Glückes und des Hofes’, *Blumen*, 1680, S. 67 ff.

¹⁷⁷Schiller an Goethe, 15. Okt. 1799, Schiller, *Briefe* 6, S. 96.

für den Widmungsalexandrinier zur ‘Sophonisbe’.

Vielleicht, um die Sonderstellung dieser Widmung zu unterstreichen, wurde sie in der Forschung als „Widmungsvorrede“ oder „gereimte Widmungsepistel“ bezeichnet.¹⁷⁸ Diese termini treffen aber nicht den Kern: wohl enthält diese Widmung *auch* (aber keineswegs nur!) Elemente, die man von einer Vorrede erwarten kann, wohl ist sie etwa so lang wie eine Epistel, aber es besteht deshalb noch kein Grund, sie nicht unter die Verswidmungen zu rechnen. Es fehlen hier separate Anrede und Unterschrift, wie sie z. B. in der ebenfalls in Alexandrinern geschriebenen Widmung zur ‘Asiatischen Banise’ zu finden sind.¹⁷⁹ Adresse und Anrede im Eingang der Widmung sind vorhanden. Die Widmung erfüllt als Brief und als Gedicht ihre Aufgaben.

Diese Verswidmung zur ‘Sophonisbe’ ist wegen ihrer Thematik und Bedeutung einer der meist zitierten Texte der Barockliteratur — allerdings wird sie kaum als Widmungstext zur ‘Sophonisbe’ gesehen.¹⁸⁰

WIDMUNGSCHARAKTER

Daß Lohenstein dieses Gedicht zum Zweck einer *Widmung* geschrieben hat, macht er in 42 Versen deutlich, die sich direkt an seinen Adressaten, den Freiherrn von Nesselrode, wenden: am Anfang (V. 1–18), am Schluß (V. 271–276) und an einem zentralen Punkt der Erörterung (V. 187–204) wird Nesselrode angespro-

S. Schöne, Die deutsche Literatur 3, Barock, Vorbemerkung, S. IX.

¹⁷⁸ „Widmungsvorrede“: Tarot, Zu Lohensteins Sophonisbe, S. 77 ff.;

Lohenstein, Sophonisbe, hg. Tarot, Nachwort, S. 237 u. ö.

„Widmungsepistel“: Just, Afrikanische Trauerspiele, S. 242.

Von „Epistel“, aber auch von „Gedicht“ spricht Rusterholz, *Theatrum vitae humanae*, S. 132.

¹⁷⁹ Zigler und Kliphausen, *Asiatische Banise*, 1707, ND, Widmung an Johann Georg III. (1647–1691), Kurfürst von Sachsen, S. 7–11.

¹⁸⁰ Cf. Barner, *Disponible Festlichkeit*, S. 264 f.

chen.¹⁸¹

Franz von Nesselrode (1635–1707) entstammte einer „uralten illustren Familie“ schlesischen Adels; er wurde später von Kaiser Leopold in den Reichsgrafenstand erhoben und hatte diesem Kaiser 28 Jahre als Kammerherr gedient, ehe er „Chur-Fürstl. Cöllnischer Erbmarschall“ (Widmungsadresse!) wurde.¹⁸² Er war ein Freund und Altersgenosse Lohensteins, der ja ebenfalls 1635 geboren war. Nesselrode galt der Zeit als großer Staatsmann und Gelehrter, sein Besitz einer vortrefflichen Bibliothek, die er 1688 durch eine „Feuers-Brunst“ verlor, wurde rühmend erwähnt.¹⁸³ Die Leidenschaft für Bücher teilte er mit Lohenstein, der ja ebenfalls eine berühmte Bibliothek besaß. Nesselrodes lateinisches Epigramm eröffnet die Epikedien auf Lohensteins Tod in der Ausgabe von 1685.¹⁸⁴

Die Überreichung des Werks an Nesselrode wird schon im ersten Vers der Widmung vollzogen:

„Nimm dieses Trauerspiel zum Opfer von mir an/
Du ander Cyneas und Nestor unser Zeiten“.¹⁸⁵

Gemeint ist mit „Cyneas“ Kineas, ein König der Makedonen, Minister des Königs Pyrrhos von Epeiros, ein hellenistischer Herrscher. Kineas war ein glänzender Redner, angeblich ein Schüler und Nachahmer des Demosthenes. Im Jahr 279 v. Chr. wurde er zu Friedensverhandlungen mit Rom entsandt. Er zeichnete sich durch ein hervorragendes Gedächtnis aus: schon am Tage nach

¹⁸¹In der dritten der drei „Hof“-Strophen (s. oben S. 21 f.), in der Nesselrode als einzig positiver höfischer Spieler hervorgehoben wird:

„Dein Beyspiel aber hat/ Mecenas/ uns gelehrt:
Daß auch der Hof Gestirn und solche Lichter leide;“
(Lohenstein, *Sophonisbe*, A.T., 187 f.).

¹⁸²Sinapius, *Schlesische Curiositäten* 2, S. 385.

¹⁸³Zedler 23, Sp. 1947 (Nesselrode).

¹⁸⁴Lohenstein, *Ibrahim Sultan . . . und andere Poetische Gedichte, Lebens-Lauff*, [1685].

¹⁸⁵Lohenstein, *Sophonisbe, Widmung*, A.T., 1 f.

seiner Ankunft in Rom soll er alle Senatoren und Ritter mit Namen begrüßt haben.

Auch gegen Ende des Widmungsgedichts wird Nesselrode noch einmal mit „Nestor“ angesprochen.¹⁸⁶ „Nestor“ gilt bekanntlich seit der Antike als der Typus, ja das Ideal des Greises. Darauf kann Lohenstein hier nicht anspielen: Nesselrode war wie Lohenstein selbst 1635 geboren und zum Zeitpunkt der Widmung erst 45 Jahre alt. Freilich wird Nestor auch wegen seiner „Weisheit, Wohlberatenheit und Rechtschaffenheit“ gerühmt.¹⁸⁷ Nur so setzt Lohenstein den Namen Nestor hier ein.

„Zwey Dinge sind in dir/ O Nestor/ Wunders werth;
Daß Klugheit sich in dir mit Redligkeit vermählet“.¹⁸⁸

Beide antike Helden, Kineas und Nestor, verkörpern für Lohenstein offenbar diplomatische Tugenden.

„Oft weiß ein Cyneas/ ein Nestor Rath zu finden
Wo kein Achilles taug.“

So äußert sich Lohenstein über dieses Paar in der ‘Epicharis’.¹⁸⁹ Beide stellen keine Männer der Tat vor, sondern haben ihre Bedeutung als Ratgeber. In dieser ihrer Funktion soll sich Nesselrode, der Ratgeber des Kaisers, wiedererkennen. Zur Begründung seiner Widmung führt Lohenstein, Nesselrode anredend, an:

„Zudem/ dein hoher Geist hält selbst von Musen viel/
Und regt mit eigener Hand des Föbus Seiten-Spiel.“¹⁹⁰

¹⁸⁶Lohenstein, Sophonisbe, Widmung, A.T., 199 f.

¹⁸⁷Zu diesen und anderen Eigenschaften Nestors s. RE 17/1, Sp. 120.

¹⁸⁸Lohenstein, Sophonisbe, Widmung, A.T., 199 f.

Cf. auch Lohensteins Hinweis auf Nesselrodes „Weißheit“:
„Dein Beyspiel aber hat/ Mecænas/ uns gelehrt: [. . .] Daß Spiel und Weißheit sich gar schicklich paaren kan.“

Lohenstein, Sophonisbe, Widmung, A.T., 187, 192.

¹⁸⁹Lohenstein, Epicharis, R.T. 1, 348 f.

¹⁹⁰Lohenstein, Sophonisbe, Widmung, A.T., 5 f.

Sein Ruhm sei bei den „gelehrten Schwanen“ (= den Dichtern) Schlesiens allgemein, s. Widmung, 15 f.

In seiner Eigenschaft als Nebenstunden-Dichter erhält der Staatsmann Nesselrode die ‘Sophonisbe’; das ermöglicht Lohenstein, eine solche Widmung zu schreiben, die weit über das hinausgeht, was sonst in dergleichen Texten geboten wird.

In diesen zitierten Versen taucht der Begriff „*Spiel*“ zum erstenmal auf, der dann ab V. 19 der Widmung

„Ich liefer nur ein Spiel“

zum Stichwort des alles beherrschenden Themas wird.¹⁹¹ Dieses „Spiel“ ist das vorliegende Trauerspiel; aber damit ist es nicht genug: für Lohenstein wird dieser Begriff auch zur Metapher des menschlichen Lebens schlechthin.

Für den Dichter Lohenstein stellt sich die Frage, wie er dieses menschliche Leben am besten abbilden könne.

Darauf antworten die drei „Hof“-Strophen (V.169 ff.).

„Kein Leben aber stellt mehr Spiel und Schauplatz dar/
Als derer/ die den Hof fürs Element erkohren.“

Der „Hof“ als ein „hoher Schauplatz“ liefere gleichsam die Bühne für „die gantze Welt“, die „Spiel“-Möglichkeiten des Menschen

¹⁹¹Mit den unmittelbar folgenden Versen verweist Lohenstein auf Martial, der zu Anfang seines Epigrammbuchs Cato fiktiv anredet. Lohenstein:

„Ich liefer nur ein Spiel. Jedoch welch Cato mag
Nur immer ernsthaft seyn/ und alle Spiele schelten?“
(„Spiel“ = hier Schauspiel!)

Lohenstein, Sophonisbe, Widmung, A.T. 19 f.

S. Martialis Epigrammata, rec. Heraeus, 1, 1 (Einleitung):

Nosses iocosae dulce cum sacrum Florae

Festosque lusus et licentiam volgi,

Cur in theatrum, Cato severe, venisti?

An ideo tantum veneras, ut exires?

„Du kanntest doch die liebliche Feier der scherzhaften Flora,

die festlichen Spiele und die Ausgelassenheit der Leute;

warum bist du dann, gestrenger Cato, ins Theater gekommen?

Oder warst du nur deshalb da, um fortzugehen?“

(Martialis, Epigramme Lat.-deutsch, hg. und übers. Barié und Schindler, S. 35).

würden somit leichter offenbar, stellt auch Harsdörffer fest.¹⁹² Auch deshalb sei der Hof der legitime Schauplatz des Trauerspiels, weil an und in ihm das extreme Spiel des Menschen offenkundig werde. Geschichte, „Spiel“ und Trauerspiel fallen im Hof, dem „innersten Schauplatz“ in eins.¹⁹³

In seiner Eigenschaft als kaiserlicher Rat gehörte Nesselrode auch zu den Persönlichkeiten, „die den Hof fürs Element erkohren.“ An die drei „Hof“-Strophen schließt Lohenstein drei Lob-Strophen für Nesselrode an (V. 187 ff.).

Sie beginnen:

„Dein Beyspiel aber hat/ Mecænas/ uns gelehrt“.

Nesselrode wird als „Mecænas“ angeredet. Das bedeutet höchstes Lob; zur Diplomatie eines „Cyneas“ und zur Weisheit eines „Nestor“ kommen die Qualitäten eines Mäcenas. Mäcenas galt ja als sprichwörtlicher Verehrer und Beschützer der Musen, der von Vergil und Horaz besungen wurde.

„Er [= Mäcenas] war ein großer Patron der Poeten und überhaupt gelehrter Leute, so daß daher auch Mäcenas noch bis jetzo so viel als ein ieder Patron der Gelehrten heisset.“¹⁹⁴

Seit Opitz wird der Autor im 17. Jahrhundert nicht müde, auf Mäcenas und dessen Freund und Förderer Kaiser Augustus zu verweisen.¹⁹⁵

Im ‘Arminius’ wird Mäcenas zudem als Kenner der „Alterthümer“ gerühmt und wegen seiner Freigebigkeit hochgelobt.¹⁹⁶ Nesselrode

¹⁹² „Weil aber der Hof ein hoher Schauplatz ist/ den die gantze Welt betrachten kan/ pflegt man die Glücksspiel leichter zu bemerken/ als sonst.“

(Du Refuge, Kluger Hofmann, übers. Harsdörffer, 1655, Widmung [Harsdörffers], S. 3).

¹⁹³ Benjamin, Ursprung des deutschen Trauerspiels, S. 90.

¹⁹⁴ Zedler 19, 1739, Sp. 154.

¹⁹⁵ Cf. Opitz, Acht Bücher Deutscher Poematum, 1625, Widmung S. [2].

Cf. Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Vorrede, S. [13].

¹⁹⁶ „Denn Mecenas ist in Kenntnüssen der Alterthümer so erfahren gewest/ daß er ihm nicht leicht hat etwas aufbinden lassen [...] Zumahl auch die/ welche den Mecenas mit etwas beschenkten/ mehr Wucher trieben als Verlust

war jedenfalls — wie Lohenstein — als Sammler berühmt für seine Bücherschätze.¹⁹⁷

Im Vorbericht an den Leser zum ‘Arminius’ wird tatsächlich auf Nesselrode,

„den berühmten Welt-klugen Herrn Frantz Freyherrn von Nesselrode/ den Mäcenas dieser Zeit“

verwiesen.¹⁹⁸

Dies ist ein Zeichen dafür, daß der Verfasser des Vorberichts, Christian Wagner, Lohensteins Widmung zur Sophonisbe aufmerksam gelesen hat.

Lohenstein lobt „Tugend“ und „Weißheit“ (V. 192) seines ‘Hof-Spielers’ Nesselrode, der einzig untadelig dasteht, wenn

„schlimm zu spielen sich die ganzte Welt befeist.“¹⁹⁹

Im höfischen „Spiel“-Raum, einer Welt, die bei Lohenstein durch Laster und Intrigen gekennzeichnet ist, behauptet sich Nesselrode durch seinen Gegensatz exemplarisch.²⁰⁰ Das höchste Personenlob basiert auf vernichtender Hofkritik. Der „Ruhm“ (V. 195) des *Politikers* Nesselrode überstrahlt den des *Dichters* Nesselrode in Realität und Widmung bei weitem.

litten; Weil der Genuß dessen/ was er besaß/ fast aller Welt gemein/ und seine Vergeltung stets zweymahl überwichtig war.“

(Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, S. 127b.)

¹⁹⁷S. oben S. 273 mit Anm. 183.

¹⁹⁸Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Vorrede, S. [11].

¹⁹⁹Lohenstein, Sophonisbe, Widmung, A.T., 204.

²⁰⁰Cf. Lohensteins Hofkritik in der Widmung und die Hofkritik in

„Eitelkeit des Glückes und des Hofes“, z. B.:

„Die Heucheley flößt Gift für Milch und Honig ein/
Verläumbdung aber wirfft die Unschuld übers Bein.“

(Lohenstein, Sophonisbe, Widmung, A.T., 185 f.)

„Man sieht Verleumbdung dort der Unschuld Lilgen schwärtzen/
Der Heuchler falscher Firns verwandelt Koth in Gold.“

(Lohenstein, Blumen, 1680, S. 73, Eitelkeit des Glückes und des Hofes).

Cf. auch die Hofkritik im Prolog zum ‘Ibrahim Sultan’, s. unten S. 372 mit Anm. 602 (3.3.4 Trauerspiel und Widmung).

In der letzten Strophe streicht Lohenstein die Rolle Nesselrodes für sein Trauerspiel heraus:

„Zwar Sophonisben fehlt so Glantz als Kostbarkeit;
Doch Nesselrodens Ruhm kan sie so schätzbar machen:
Daß ihr Gedächtnüs wird bestehn für Neid und Zeit“.²⁰¹

Den Nachruhm, den auch die vier vorangehenden Strophen zum Thema haben, schreibt Lohenstein im Fall der ‘Sophonisbe’ allein dem Ansehen seines Adressaten zu.²⁰² Das höchste Ziel des Dichters, das Nachleben seines Werks, wird hier durch das höchste Kompliment, das man einem Adressaten machen kann, als erreichbar vorgestellt.

„Denn seine Tugend wird der Nachwelt Beyspiel seyn;
Europa sich ihm selbst zum Schau-Platz weihen ein.“²⁰³

So endet die Widmung zur ‘Sophonisbe’, indem sie ihren Adressaten Nesselrode zum überlebensgroßen Monument macht. Während am Anfang und in der Mitte dieser Widmung Nesselrode direkt angesprochen wurde, ist nunmehr von ihm nur noch in der dritten Person die Rede („Nesselrodens Ruhm“, „seine Tugend“).²⁰⁴

²⁰¹Lohenstein, *Sophonisbe*, *Widmung*, A.T., 271–273.

²⁰²„Ein Spiel ist übrig noch/ das Ruhm und Nachwelt hält
Den Todten/ die ihr Spiel des Lebens wol vollendet.“

(Lohenstein, *Sophonisbe*, *Widmung*, A.T., 249 ff.).

²⁰³Lohenstein, *Sophonisbe*, *Widmung*, A.T., 275 f.

²⁰⁴Und zwar in der ersten Strophe:

„Du ander Cyneas und Nestor unser Zeiten“.

(Lohenstein, *Sophonisbe*, *Widmung*, A.T., 2).

Bereits in der 2. Strophe, in der Lohenstein die Nymfen“ (V. 7) apostrophiert, ist von „ihm“ (V. 11, = Nesselrode) die Rede.

In der dritten Strophe hat Lohenstein die Widmung bereits ins Allgemeine gewendet:

„Was ihm nun wird gewehrt durch meine schwache Hand/
ist ein geringer Zinß für unser Vaterland.“

(Lohenstein, *Sophonisbe*, *Widmung*, A.T., 17 f.).

In den ‘Lob’-Strophen, die sich an die drei ‘Hof’-Strophen anschließen, wird Nesselrode wieder direkt angesprochen:

„Dein Beyspiel aber hat/ Mecænas/ uns gelehrt . . . “

Diese Ausweitung des Blickfeldes von einem Adressaten auf das gesamte Publikum ist die letzte Konsequenz einer Widmung, die neben ihrer eigentlichen Funktion das Thema ‘Spiel’ erschöpfend darstellt und so fast zu einer selbständigen Dichtung wird.

DAS THEMA „SPIEL“

Der Titel dieser ‘Dichtung’ könnte „*Spiel und Unbestand des Menschen*“ lauten.²⁰⁵ Alle Verse, die nicht von Nesselrode und der Widmung handeln, können auf diesen Nenner gebracht werden.²⁰⁶ Lohenstein beschreibt nach den Nesselrode-Versen des Anfangs zunächst das „Spiel“ der Natur (V. 25 ff.): Die Verwandlungen der Elemente, ihr Werden und Vergehen wird dargestellt.

„Ist der Natur ihr Werck nicht selbst ein stetig Spiel?

Der Sterne Lauf beschämt den Klang der süßen Seiten.“²⁰⁷

Mit diesem Bild verweist Lohenstein auf die Sphärenharmonie, die im ‘somnia Scipionis’ beschrieben wird.²⁰⁸ Das ‘Spiel’ von Gott und Natur zeige sich — laut Plato — eben auch in den Sternen und deren Klang.²⁰⁹ Nach der Vorstellung des Mondes kommt Lohenstein zu dem Ergebnis:

(Lohenstein, Sophonisbe, Widmung, A.T., 187 ff.).

Cf. oben S. 276.

Dieser Perspektivenwechsel ist für eine Widmung sehr ungewöhnlich!

²⁰⁵In Analogie zu „Eitelkeit des Glückes und des Hofes“, Lohenstein, Blumen, 1680, S. 67 ff.

²⁰⁶Barner nannte diese Ausführungen einen „Metatext über die Universalität des homo ludens“.

(Barner, Disponible Festlichkeit, S. 272.)

²⁰⁷Lohenstein, Sophonisbe, Widmung, A.T., 25 f.

²⁰⁸Cicero hat im verlorenen 6. Buch ‘De republica’ den ‘somnia Scipionis’ beschrieben; dieser ‘Traum’ ist nur durch den Kommentar des Makrobius erhalten.

²⁰⁹„Nach der Meynung des Göttlichen Plato verrichteten GOTT und die Natur alles spielende [...] Die Bewegung der Sterne solle sich einer spielenden Harffe gleichen.“

(Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, S. 86a.)

„Sein Wesen und sein Thun ist Spiel und Unbestand.“²¹⁰

Damit charakterisiert Lohenstein auch schon den Menschen, auf den er unmittelbar nach den „Natur“-Strophen zu sprechen kommt.

Der *Mensch* ist für Lohenstein ein Mikrokosmos im Makrokosmos der Natur: er sei nämlich

„das Alle und etwas ganzes in dem Allen ja die Kleine/ oder welches ich für rechter halte/ eine grosse Welt“.²¹¹

Der Mensch wird als Spiegelbild und Steigerung von Natur und Welt gesehen, und als Repräsentant ihrer Unbeständigkeit steht er im Zentrum dieser Gedichtwidmung.²¹²

Der Mensch wird nicht nur durch das „Spiel“, das für Unbeständigkeit steht, definiert, er ist auch selbst, während er spielt, Objekt des „Spiels“:

„Für allen aber ist der Mensch ein Spiel der Zeit.

Das Glücke spielt mit ihm/ und er mit allen Sachen.“²¹³

Der Mensch, abhängig von „Zeit“ und „Glück“, unterliegt einer zweifachen Unbeständigkeit, nämlich der der äußeren Umstände und der seiner eigenen Natur. Schon in seiner Kindheit wird deutlich, „daß ein Spiel sein ganzes Leben sey.“²¹⁴

DAS SPIEL VON LIEBE UND EHRGEIZ

Das geht so fort, bis die Liebe ihre Wirkungen zeigt. Dieser Kulminationspunkt des Lebens mit allen seinen „Spiel“-Arten ist zugleich das Thema der Schauspiele:

„Man stellt kein Schauspiel auf/ daß nicht die Raserey/

Der Liebe Meisterin/ im gantzen Spiele sey.“²¹⁵

²¹⁰Lohenstein, *Sophonisbe*, Widmung, A.T., 36.

²¹¹Lohenstein, *Blumen*, 1680, Rosen S. 122, Vereinbarung der Sterne und der Gemüther.

²¹²Cf. Rusterholz, *Theatrum vitae humanae*, S. 113 f.

²¹³Lohenstein, *Sophonisbe*, Widmung, A.T., 73 f.

²¹⁴Lohenstein, *Sophonisbe*, Widmung, A.T., 84.

²¹⁵Lohenstein, *Sophonisbe*, Widmung, A.T., 113 f.

Der zweite Affekt, der den Menschen treibt und die Welt bewegt, ist der „Ehrgeitz“:

„Der Ehrgeitz folgt der Lieb auf hohen Steltzen nach/
und ängstiget die Welt mit bluttgen Trauer-Spielen.“²¹⁶

Aus diesen beiden Zutaten des „Spiels“ sei auch das dargereichte Trauerspiel gemacht:

„Wer Lieb und Ehrsucht wil aufs grimmste spielen sehn/
Betrachte Masaniß’ und Sophonisbens Thaten“,

fordert Lohenstein sein Publikum auf.²¹⁷ Das Verhalten dieser seiner Hauptfiguren belegt, wie die vom Ehrgeiz besessene Menschenatur Wandlungen und Täuschungen unterworfen ist.²¹⁸

Im Wettstreit von Ehrsucht und Liebe muß die Liebe unterliegen, wie Lohenstein im Reyen zur vierten Abhandlung der ‘Agrippina’ zeigt. Hier erwidert die „Ehrsucht“ nämlich der „Liebe“ mit einem Argument, das Sophonisbe ins Spiel bringt:

„Die Ehrsucht ist der Libe Gift vielmehr.
Diß tödtete der Sophonißben Brunst.“²¹⁹

(Gemeint ist damit ihre erste Liebe zu ihrem Gemahl Syphax.)²²⁰
Der Affekt des Ehrgeizes, der sich zur Liebe gesellt, ist schuld, daß

²¹⁶Lohenstein, Sophonisbe, Widmung, A.T., 121 f.

²¹⁷Lohenstein, Sophonisbe, Widmung, A.T., 127 f.

²¹⁸„Die für den Ehemann itzt aus Liebe sterben wil/
Hat in zwey Stunden sein’ und ihrer Hold vergessen.
Und Masanissens Brunst ist nur ein Gauckelspiel/
Wenn er der/ die er früh für Liebe meint zu fressen/
Den Abend tödtlich Gift als ein Geschencke schickt/
Und/ der erst Buhler war/ als Hencker sie erdrückt.“
(Lohenstein, Sophonisbe, Widmung, A.T., 134–138).

²¹⁹Lohenstein, Agrippina, R.T., Reyen 4, 413 f.

²²⁰Sophonisbes Schuld rührt also vom Ehrgeiz her, der sie zur zweiten Heirat mit Masanissa trieb. In diesem Sinne bereut Sophonisbe auch zum Schluß:

„... ob uns schon hertzlich leid
Die wider unsern Ruhm begangne Eitelkeit:
Daß wir zum andern mal uns erst verehlicht haben.“
(Lohenstein, Sophonisbe, A.T., 5, 319–321).

die „Liebe“ am Hof zum „Ungeheuer“ wird. Durch diesen Zusatz wird die „Liebe“

„Die Tochter der Natur zur Mißgebürth der Welt“.²²¹

Gerade diese Verwandlung zum Bösen, die „so verfälschten Lieben“ verleihen der Liebe die Qualität für das Trauerspiel.²²² In der Welt aber gebärdet sich die Liebe wie im Trauerspiel:

„So spielet die Begierd und Ehrgeitz in der Welt!“²²³

MASKE UND SPIEL SOPHONISBES IN TRAUERSPIEL UND WIDMUNG

„Die Liebe/ liebstes Haupt/ ist aus des Proteus Orden/
Die sich zu allen macht/ nimbt jede Farb an sich
Wie ein Chamæleon. Die hat/ mein Engel/ mich
Auch in dis Kleid versteckt/ dir Hülff und Rath zu bringen.“²²⁴

So spricht Sophonisbe zu Syphax, um ihm ihre Verkleidung als römischer „Kriegs-Knecht“ [2, 259], in dessen Gestalt sie in den Kerker gelangt ist, zu erklären.

Das *Chamæleon* gibt die emblematische Lösung für Sophonisbe: unter diesem Zeichen, das für den proteushaften Wechsel der Gestalten steht, agiert sie im Trauerspiel.²²⁵

²²¹Lohenstein, *Blumen*, 1680, S. 70, Eitelkeit des Glückes und des Hofes.

²²²Lohenstein, *Blumen*, 1680, S. 71, Eitelkeit des Glückes und des Hofes.

²²³Lohenstein, *Sophonisbe*, *Widmung*, A.T., 139.

²²⁴Lohenstein, *Sophonisbe*, A.T., 2, 260–263.

²²⁵Cf. *Chamæleon-Emblem* aus den ‘*Amorum Emblemata*’ des Vaenius.

Die ‘*scriptio*’ bezieht sich auf Proteus:

„Te propter varios, ut Proteus, induo vultus,

Inque modum chamae, crede, leontis ago.

(„Deinetwegen nehme ich wie Proteus verschiedene Gestalten an und verhalte mich, glaub mir, wie ein Chamæleon.“)

(Henkel und Schöne, *Emblemata*, 666).

S. Schönes Interpretation, *Emblematik und Drama*, S. 107 f.

Das Spiel der Verwandlungen, des Er- und Verkennens in wechselnden Gestalten ist für das ganze Trauerspiel charakteristisch. Wichtige Dreh- und Angelpunkte der Handlung sind durch Maskierungen markiert und lösen sich in Demaskierungen auf. Auf diesen „Chamäleon“-Aspekt des Trauerspiels macht Lohenstein schon in der Widmung aufmerksam, wenn er von Sophonisbe sagt:

„Sie zeucht die Mutter aus/ das Glücksspiel zu verdrehn/
 Und wil ihr eigen Kind auf glimmen Rösten braten;
 Vermina wird ein Weib/ sie ein geharnschter Mann/
 Weil keines unvermummt sein Spiel vollenden kan.“²²⁶

Lohenstein betont damit unmißverständlich die negative Seite eines solchen Verwandlungsspiels, während Sophonisbe im Trauerspiel durch den Chamäleon-Verweis sich gerade positiv als Liebende charakterisieren wollte. Diesen Verweis benutzt Sophonisbe ad hoc zur Beglaubigung und Rechtfertigung ihres Vorgehens; Lohenstein wollte mit diesem Verweis aber mehr sagen: für ihn steht das Chamäleon — von der Bedeutung der *Amoris Emblemata* losgelöst — für Unbeständigkeit überhaupt.

„So seltsame Larven nehmen die Menschen nach und nach für; also daß einer heute ein geduldiges Lamm/ oder eine behägliche Taube fürbildet/ der gestern ärger als ein Tierger wütete/ und schärffere/ Klauen/ als Geyer und andere Raubvögel zeigte; wormit diese Warheit ja so viel klärer an Tag käme: daß der Mensch der veränderlichste Cameleon/ die Welt ein Schauplatz/ das Leben ein anfangs lächerliches/ hernach aber trauriges Spiel sey.“²²⁷

Zu dieser Ansicht kommt Lohenstein am Ende des zweiten Buchs des ‘Arminius’ („Anderer Theil“), und diese Erkenntnis liegt auch der Widmung der ‘Sophonisbe’ zugrunde. Dadurch wird aber auch klar, daß Sophonisbe keine positiv zu deutende Titelheldin sein kann.²²⁸

²²⁶Lohenstein, *Sophonisbe*, Widmung, A.T., 129–132.

²²⁷Lohenstein, *Arminius* 2, 1690, ND S. 390b (Ende des 2. Buchs).

²²⁸Schlegel meinte gar:

Sophonisbe, die bis zu ihrem Tod unter dem Zeichen des Chamäleon agiert, ist die Verkörperung des „Spiels“, des Begriffs, der die Widmung beherrscht.²²⁹ Freilich versteht Lohenstein diese Unbeständigkeit Sophonisbes nicht als individuellen Charakterzug, sondern als exemplarische Abbildung der Menschennatur. Auch Masanissa gibt in der Widmung ein Beispiel menschlichen Unbestands:

„Und/ der erst Buhler war/ als Hencker sie [= Sophonisbe]
erdrückt.“²³⁰

Damit belegt Masanissa die Wahrheit, daß der Mensch

„Ja was er betet an/ selbst zu zerstörn bemühet“

sei.²³¹

Die einzige Beständigkeit eines solchen Menschen liegt in seiner Unbeständigkeit. Das Lemma, das Picinelli dem Chamäleon beigibt („IN VARIETATE STABILIS“) könnte auch der Wahlspruch Sophonisbes sein.²³²

Die proteischen Gestalten, in denen Sophonisbe erscheint, stellen Metamorphosen des Menschen dar, auf die er in der „Raserey“ der Liebe verfällt:

„anstatt einer livianischen Sophonisbe sieht man hier die wollüstigste und die grausamste, die albernste, ja die niedrigste Person aus dem menschlichen Geschlechte, oder vielmehr ein solches Gemische von Thorheiten und Lastern, dergleichen niemals in einem menschlichen Herzen gewesen seyn kann.“

(Schlegel, J. H., Abhandlung von andern Tragödien, die auch von Sophonisben handeln, 1758, S. 195).

Cf. Asmuth, Lohenstein, S. 38.

Damit hat Schlegel nicht ganz unrecht: nur soll Sophonisbe nicht einen bestimmten Charakter vorstellen, sondern das unbeständige Wesen des Menschen schlechthin.

Wenn auch „dergleichen niemals in *einem* menschlichen Herzen gewesen seyn kann“, so doch in den vielen, für die Sophonisbe steht.

²²⁹Zu dieser Interpretation der ‘Sophonisbe’ cf. unten S. 386 (3.3.5 Zur Funktion von Trauerspiel und Widmung).

²³⁰Lohenstein, Sophonisbe, Widmung, A.T., 138.

²³¹Lohenstein, Blumen, 1680, S. 67 Ο ΒΙΟΣ ΕΣΤΙ ΚΟΛΟΚΥΝΘΗ.

²³²Picinelli, Mundus Symbolicus, 1681, 8, 5, 142 (S. 517).

„Sie wandelt sich in Hund/ in Aff/ in Fuchs/ in Pfauen“. ²³³

Diese Verkehrungen sind Anzeichen einer Pervertierung der Menschennatur. Sobald nämlich der Mensch anfangs, Gott unähnlich zu werden, sobald hört er auf, ein Mensch zu sein, sagt Lohenstein im 'Arminius'. ²³⁴ Und weiter heißt es hier vom Menschen:

„So ein grosses Wunder er von Anfang ist/ so ein heßliches
Ungeheuer wird er nach seiner Verstellung.“ ²³⁵

Das völlige Ausgeliefertsein des Menschen an seine Affekte mache ihn zum Tier: und zwar könne dabei der „Hund“ für „Neid“, der „Fuchs“ für „Arglist“ und der „Pfau“ für „Hoffart“ stehen. ²³⁶

²³³ Lohenstein, Sophonisbe, Widmung, A.T., 116.

²³⁴ „Allerdings hat GOtt sein Bild so unabsonderlich in Menschen gedrückt. Denn so bald er GOtt fängt an unähnlich zu werden/ so bald hört er auf ein Mensch zu seyn.“

(Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND S. 736a).

Ähnlich aber werde der Mensch Gott durch die „Tugend“:

„Weil er [= Gott] in's Menschen Geist nur wil gepregt seyn.

Den aber pregt der Mensch/ wenn er die Tugend übet/

Durch Andacht sich zu Gott zu schwingen ist bemüht/

Nach Wissenschaften strebt/ die Weißheit hertzlich liebet“.

(Lohenstein, Hyacinthen, Denckmaal Herren Andreae von Aßigs, S. 19).

S. unten S. 397 f. mit Anm. 706 (3.3.5 Zur Funktion von Trauerspiel und Widmung).

²³⁵ Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND S. 736a.

Über die im 17. Jahrhundert beliebten Tiervergleiche cf. Meyer-Kalkus, Wollust und Grausamkeit, S. 61 mit Anm. 126.

²³⁶ „Der Neid macht einen zum Hunde/ die Arglist zum Fuchse/ die Grausamkeit zum Löwen/ die Hoffart zum Pfauen/ die Geilheit zum Schweine.“

(Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND S. 736b).

Damit wäre der oben zitierte Widmungsvers:

„Sie wandelt sich in Hund/ in Aff/ in Fuchs/ in Pfauen“ im Wesentlichen erklärt. Für „Hund“ bietet sich freilich noch eine zweite Auslegung an:

Lohenstein spricht auch vom „tollen Hund“ (Lohenstein, Sophonisbe, A.T., 1, 268) und Sophonisbe spricht ebenso vom „Hund“, wenn sie 'Tollheit' oder 'Raserey' veranschaulicht will:

„Bricht Abgrund! wo der Hund/ so rasend/ so erhitzt

An unsre Seele setzt . . . “

(Lohenstein, Sophonisbe, A.T., 1, 280 f.).

Freilich seien die „Regungen“ als „Mittel-Dinge“ selbst weder böse noch gut, erläutert Lohenstein,

„sondern dem veränderlichen Thiere Cameleon zu vergleichen wären/ welches auf den Kräutern grün/ auf Scharlach roth/ in der Luft blau aussehe; ja alle Farben seines Behältnüsses in einem Augenblicke annehme.“²³⁷

Diese Affekte, für die hier in der Widmung die Tiermasken stehen, zeigen die Wendung zum Schlimmen der Chamäleon-Natur Sophonisbes an. Von Anfang an handelte Sophonisbe ja nicht allein aus „Liebe“, wie sie vorgibt, sondern auch aus „Ehrsucht“, dem verderbenbringenden Affekt *par excellence*.²³⁸ („Nichts aber verstellt den Menschen ärger/ als Ehrsucht“).²³⁹ Sophonisbes Charakterwandlungen stehen unter dem unheilvollen Doppelgestirn Eros–Ehrgeiz.

„Lieb“ und „Ehrgeitz“, die Triebfedern des Trauerspiels, sind auch die Ursache für Sophonisbes Maskenspiel.²⁴⁰

Alciatus sieht beide Impulse im „Hund“ vereint: ihm gilt der Hund, der den Mond anbellt, als Sinnbild der sinnlosen Wut und des vergeblichen Neides. Dessen Motto lautet: „Inanis impetus“.

(Cf. Schöne, *Emblematik und Drama*, S. 85).

Nur zum „Affen“, mit dem Sophonisbe an der zitierten Stelle noch verglichen wird, fehlt mir eine Erklärung.

²³⁷Lohenstein, *Arminius 1*, 1689, ND S. 1347a.

Cf. dazu Meyer-Kalkus, *Wollust und Grausamkeit*, S. 52.

Die Chamäleon-Metapher paßt also auch deswegen so vorzüglich auf Sophonisbe, weil sich mit ihr auch die Affektwechsel erklären lassen. *Tertium comparationis* bei Sophonisbe, dem Chamäleon und den Affekten ist das Merkmal der raschen Veränderung, das dem „Thiere Cameleon“ anhaftet.

²³⁸Die „Liebe“ ist freilich das ostensible Motiv, mit dem Sophonisbe ihren chamäleonartigen Gestaltwechsel in 2, 259–265 erklärt. Schon hier kommt aber der verderbliche ‚Ehrgeiz‘ hinzu, der sich darin deutlich ankündigt, daß Sophonisbe sich fragt:

„Wie aber? schafft auch dis dir/ Sophonisbe/ Nutz?“
(2, 286).

²³⁹Lohenstein, *Arminius 1*, 1689, ND, S. 1153.

²⁴⁰Lohenstein, *Sophonisbe, Widmung, A.T.*, 121 f.

Cf. oben S. 282 mit Anm. 223 (3.2.2 Lohensteins Widmung zur Sophonisbe).

Am Hof, dem „Spiel“-Platz von „Glück“ und „Eitelkeit“, sind solche Verkehrungen des Menschen gang und gäbe:²⁴¹

„Bey Hofe weiß ein Greif zur Taube sich zu machen.
Ein Fuchs ist mit der Haut der Lämmer angethan.
Der Panther scheint ein Schöpß/ die Geyer und die Drachen
Sieht man für Vögel oft des Paradißes an“.²⁴²

kurzum,

„Die Laster sind verlarvt hier in der Tugend Kleid“.²⁴³

In seiner Verblendung durch „Unmenschliche Begierd“ hält der Mensch gar

„Furcht/ Hoffnung/ Freude/ Zorn für schöne Larven“.²⁴⁴

Von fast denselben Affekten läßt Lohenstein im Reyen zur 1. Abhandlung „die Seele der Sophonisbe“ sagen:²⁴⁵

„Ja! alle die beherbergt meine Brust“.²⁴⁶

Erst in ihrem Tod durchschaut Sophonisbe die Verstellungen, und sie nimmt eine letzte Demaskierung vor:

„Vertrautste/ nunmehr ist der güldne Tag erschienen/
Des Glücks/ der Eitelkeit/ der tausend Seelen dienen/
Ihr Joch zu werffen ab; die *Larve wegzuzihn*
Gespenstern/ die mit nichts sich uns zu schrecken mühn.“²⁴⁷

Sophonisbe hat sich so vom Objekt des „Spiels“ von „Glück“ und „Eitelkeit“ zum Subjekt des „Spiels“ gewandelt. Sie entsagt dem Ehrgeiz, der

²⁴¹ „Doch spielt bey Hofe nicht nur Glück und Eitelkeit“

(Lohenstein, Sophonisbe, Widmung, A.T., 181).

²⁴² Lohenstein, Blumen, 1680, S. 70, Eitelkeit des Glückes und des Hofes.

²⁴³ Lohenstein, Sophonisbe, Widmung, A.T., 183.

²⁴⁴ Lohenstein, Sophonisbe, Widmung, A.T., 206 f.

²⁴⁵ „Zwytracht. Liebe. Haß. Freude. Schrecken. Begierde. Neid. Furcht.“ heißen die Leidenschaften, die im Reyen zur 1. Abhandlung auftreten.

(Lohenstein, Sophonisbe, A.T., 1, S. 275).

²⁴⁶ Lohenstein, Sophonisbe, A.T., Reyen 1, 577.

²⁴⁷ Lohenstein, Sophonisbe, A.T., 5, 325–329. Hervorhebung nicht im Text.

„... wider unsern Ruhm begangne[n] Eitelkeit:
 Daß wir zum andern mal uns erst verehlicht haben/
 Als das Verhängnis uns schon eine Gruft hies graben“,

nicht aber der Liebe zu Masanissa, die sie bis zuletzt noch beteuert.²⁴⁸ Sophonisbes Unbeständigkeit kehrt sich im Tod in Tugend und Beständigkeit.²⁴⁹

Dadurch hat sie ein Anrecht auf Nachruhm erworben, sie gehört zum Kreis derer, die — laut Widmung —

„ihr Spiel des Lebens wol vollendet“.²⁵⁰

So unterscheidet sie sich von ihrem Mit- und Gegenspieler Syphax, über den am Ende des Trauerspiels ein vernichtendes Urteil gesprochen wird:

„Fürst Syphax hat verspielt Reich/ Freyheit/ Zepter/
 Thron“.²⁵¹

Die ‘Spielerin’ Sophonisbe hat dagegen mit ihrem Tod den Rang eines „emblematischen Exempels“ erreicht.²⁵²

Für die *Widmung* aber bleibt Sophonisbe nur als Verkörperung von „Spiel“ und „Unbestand“ exemplarisch. Ihre Wendung zum Positiven wird hier *nicht* verzeichnet. Im übrigen wird auch der ‘Spieler’ des Trauerspiels, der durchgehend für Tugend steht, Scipio, nirgends in der Widmung erwähnt. Das ist umso erstaunlicher, als Scipio, der Masanissa den Weg der „Vernunft“ gewiesen

²⁴⁸Lohenstein, Sophonisbe, A.T., 5, 320–325.

„Es lebe Masaniß/ und dencke diser wol;
 Die ihn itzt sterbende zu gutter Nacht gesegnet.
 Geh meld ihm: daß uns dis/ was uns von ihm begegnet/
 Den Leib trennt/ nicht die Lieb;“

(Lohenstein, Sophonisbe, A.T., 5, 316–319).

²⁴⁹S. unten S. 386 mit Anm. 655 und 656 (3.3.5 Zur Funktion von Trauerspiel und Widmung).

²⁵⁰Lohenstein, Sophonisbe, Widmung, A.T., 248.

²⁵¹Lohenstein, Sophonisbe, A.T., 5, 603.

²⁵²Schöne, Emblematisierung und Drama, S. 119.

Lohenstein, Cleopatra, A.T. 1, 1008 f.

S. unten S. 337 mit Anm. 459 (3.3.3 Der Widmungsbrief).

hat, am Schluß des Trauerspiels als moralischer und politischer Sieger dasteht.²⁵³

In der Widmung ist und bleibt Nesselrode die einzig positive Figur, die den hier nur negativ charakterisierten Trauerspielhelden Sophonisbe und Masanissa entgegen gesetzt wird. Nesselrode allein demonstriert,

„Daß Spiel und Weißheit sich gar schicklich paaren kan.“²⁵⁴

Damit wird Nesselrode in der Widmung zum eigentlichen und einzigen Gegenspieler Sophonisbes. Scipio wird anscheinend nur deshalb hier nicht erwähnt, um das Prinzip des ‘Gegensatzes’, nach dem Nesselrode und Sophonisbe agieren, nicht zu stören.²⁵⁵

DAS SPIEL DER „KLUGHEIT“ IN DER „ZEIT“

„Wer Schertz und Ernst vermischt/ und mit der Klugheit spielt/

Hat oftermals zu erst den rechten Zweck erzielt“,

stellte Lohenstein schon am Anfang seiner Widmung fest, um zunächst zu rechtfertigen, daß er „nur ein Spiel“ liefere.²⁵⁶

²⁵³Scipio zu Masanissa:

„... Auf! lasse dir die Kertzen
Der nichternen Vernunft/ die Scipio steckt auf/
Dir weisen Fahrt und Port!“

(Lohenstein, Sophonisbe, A.T., 4, 418–420).

²⁵⁴Lohenstein, Sophonisbe, Widmung, A.T., 192.

²⁵⁵Cf. unten S. 361 (3.3.4 Trauerspiel und Widmung).

²⁵⁶Lohenstein, Sophonisbe, Widmung, A.T., 23 f.

Lohenstein, Sophonisbe, Widmung, A.T., 19.

Lohenstein will, so sagt er auch im ‘Arminius’, mit dem Anschein der Unterhaltung belehren und die Gemüter seiner Zuschauer oder Leser „gleichsam spielende und unvermerckt oder sonder Zwang auf den Weg der Tugend leiten“. (Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Vorrede).

An dieser Stelle des „Vorberichts“ heißt es unmittelbar vorher:

„Dahero unser Lohenstein auf die Gedancken gerathen: ob man nicht unter dem Zucker solcher Liebes-Beschreibungen auch eine Würtze nützlicher Künste und ernsthafter Staats- Sachen [...] mit einmischen [...] könnte.“

(Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Vorrede, S. [6]).

Der Schauspieldichter Lohenstein und der Staatsmann Nesselrode haben gemeinsam, daß sie auf rechte Weise — und das heißt: mit „Klugheit“ — zu spielen wissen. Dabei ist beider Spielweise zweckgerichtet: in der Dichtung wie in der Politik erscheint erlaubt, was dem Menschen dient. Für den „rechten Zweck“, den Erfolg, hält Lohenstein es für legitim, wenn sich die „Tugend“ verkleidet:

„Ja Tugend muß oft selbst nur in der Larve gelten.“²⁵⁷

Denn die „Tugend“ kann auf dieser „Welt“ mitunter

„Nicht ohne Larve gehn/ sol sie nicht Schiffbruch leiden.“²⁵⁸

Hiermit redet Lohenstein der Dissimulation (= dem erlaubten Verhüllen) aus erfolgsstrategischen Gründen das Wort. Diese weitverbreitete gesellschaftliche Praxis will Lohenstein gelten lassen, stellt sie doch ein Instrument fürstlicher Machtpolitik dar und gehört daher zum weltklugen Verhalten des politischen Menschen.²⁵⁹ Auch für den Repräsentanten der Macht, der sich durch Tugend auszeichnet, ist zum staatsklugen Agieren die Dissimulation unerlässlich:

„Wer sich nicht anstelln kan/ der taug zum Herrschen nicht.“²⁶⁰

Ja, Lohensteins eigenes Verhalten wird durch diese Kunst positiv charakterisiert.²⁶¹ Lohenstein hält es sogar für ein Zeichen

²⁵⁷Lohenstein, Sophonisbe, Widmung, A.T., 22.

²⁵⁸Lohenstein, Cleopatra A.T., 4, 344 f.

Eine Perversion dieser „Welt“ stellt demnach der Hof vor, auf dessen Schauplatz sich nicht Tugend, sondern die Laster maskieren.

S. oben S. 287 mit Anm. 242.

²⁵⁹Cf. Meyer-Kalkus, Wollust und Grausamkeit, S. 77 und 154.

²⁶⁰Lohenstein, Cleopatra, A.T. 4, 84.

In der Anmerkung untermauert Lohenstein diese Sentenz noch durch folgenden Hinweis:

Ludwig der Eilfte König in Frankreich hat seinen Sohn Carolum VIII. mehr nicht lernen lassen/ als diese Lateinische Wortte. *Qui nescit dissimulare, nescit regnare.*“

(Lohenstein, Cleopatra, A.T. 4, 84, Anm. U S. 231).

²⁶¹„Er war geschickt, beydes zu simulieren und zu dissimulieren“ berichtet Zedler über Lohenstein.

„großer Vernunft“, „die Tugenden im Fall der Noth zu verstellen“.²⁶² „Meister in der Welt“ ist derjenige, der gegebenenfalls seine eigene Klugheit verstellen kann und sich die „Thorheit“ seiner Umgebung zunutze zu machen weiß.²⁶³ Was die Staatsraison fordert, kann der Politiker durch kluges Agieren zuwege bringen. So kann und darf sich der Staatsmann mit „Vorsicht ohne Falsch“ zum guten Zweck verstellen, wenn seine „Klugheit“ sich „mit Redlichkeit vermählet“ und den „Betrug“ meidet, wie Lohenstein an Nesselrode rühmt.²⁶⁴ „Betrug“ aber gehört zur Simulation: bewußtes Verstellen und Unaufrichtigkeit sind keinesfalls zulässig.²⁶⁵ Mit diesem Lob plädiert Lohenstein auch für die Anwendung sauberer Mittel in der Machtpolitik, die er für effektiv genug hält.²⁶⁶ Auch wenn

„... Arglist insgemein itzt Staats-verständig heist/
Und schlimm zu spielen sich die gantze Welt befeist“,

darf dieses böse Prinzip skrupelloser Politiker keineswegs noch weiter um sich greifen.²⁶⁷

„Wie ieder in der Welt vernünftigt spielen kan“,

(Zedler 18, Sp. 279b).

²⁶² „Hierentgegen ist es eine Arth großer Vernunft/ die Tugenden im Fall der Noth zu verstellen/ dessen herrliches Exempel an C. Petronio fürstellet Tac. 15. Ann. c. 18.“

(Lohenstein, Epicharis R.T., Anmerkungen 3, 510, 511).

²⁶³ „Wer niemals thöricht spielt/ die Klugheit oft verstellt/
Aus Thorheit Vorthail macht/ ist Meister in der Welt.“

(Lohenstein, Sophonisbe, Widmung, A.T., 107 f.)

²⁶⁴ Lohenstein, Sophonisbe, Widmung, A.T., 200–203.

²⁶⁵ Zur begrifflichen Differenzierung von Simulation und Dissimulation nach Gracian cf. Meyer-Kalkus, Wollust und Grausamkeit, S. 154 mit Anm. 8 und 9.

²⁶⁶ „Daß Vorsicht ohne Falsch nie ihren Zweck verfehlet.“

(Lohenstein, Sophonisbe, Widmung, A.T., 202).

²⁶⁷ Lohenstein, Sophonisbe, Widmung, A.T., 203 f.

Das bedeutet auch eine Kritik an der machiavellistischen ‘ratio Status’-Lehre.

S. Meyer-Kalkus, Wollust und Grausamkeit, S. 161.

dafür steht das Beispiel Nesselrodes.²⁶⁸ Nesselrode hat sich am gefährlichen Schauplatz des Hofes exemplarisch bewährt, indem er gegen höfischen Unbestand seine Beständigkeit ausspielt.

„Daß auch der Hof Gestirn und solche Lichter leide;
Die's Glücke nicht verrückt; kein Finsternis versehrt/
Daß Tugend unbefleckt besteh in Würd und Seide“.²⁶⁹

Diese mit Klugheit behauptete Beständigkeit ist nichts anderes als höchste „Tugend“, die mit dem „unbeweglichen Angelstern“ sich vergleichen lassen darf.²⁷⁰ Nur so kann der Mensch jederzeit Subjekt des Spiels bleiben und sich gegen die schlimmen Umkehrungen des Spiels wappnen. Die einzig positive Maske des Spiels, die der „Klugheit“, wird es ihm ermöglichen, seine Rolle in der Welt zu erfüllen.

Den Menschen nennt nicht nur Lohenstein, sondern das 17. Jahrhundert überhaupt „ein Spiel der Zeit“.²⁷¹

„DER Mensch das spiel der zeit/ spielt weil er alhie lebt
Im schaw-platz dieser welt“,

wie dies Gryphius in seinem Sonett 'Ebenbildt unsers lebens' aussprach.²⁷² Auch nach seinem Tod bleibe der Mensch — so Lohen-

²⁶⁸Lohenstein, Sophonisbe, Widmung, A.T., 102.

²⁶⁹Lohenstein, Sophonisbe, Widmung, A.T., 188–190.

²⁷⁰Lohenstein spricht vom „unbeweglichen Angelstern ihres tugendhaften Gemüthes“.

(Lohenstein, Blumen, 1680, Rosen S. 128, Vereinbarung der Sterne und der Gemüther.)

Cf. unten S. 335 mit Anm. 450.

²⁷¹Schon von Epiktet wird der Mensch als „phantasma temporis“ bezeichnet, und durch Opitzens Florilegium war dieser Ausdruck verbreitet worden. Kaum ein barocker Dichter hat den Menschen *nicht* als „Phantasie“ oder „Spiel“ der Zeit bezeichnet.

(S. Rusterholz, *Theatrum vitae humanae*, S. 134).

Lohenstein: Sophonisbe, Widmung, A.T., 73.

²⁷²Gryphius, Sonette, 1643, Gesamtausgabe 1, S. 58 XLIII.

Dieses Sonett hat nicht nur diesen Gedanken mit Lohensteins Widmung (73 f.) gemeinsam. Während Gryphius die „vanitas“ des menschlichen Lebens, die im „Emblem“ des Bühnenspiels offenbar werde, demonstrieren will —

stein — „ein Spiel der Zeit“: Verwesung ist die nächste, Wiederauferstehn des Menschen im Nachruhm die letzte mögliche Station des Spiels.²⁷³

Durch das Spiel von „Ruhm“ und „Nachwelt“ werden bei Lohenstein die Unterschiede des Lebens auf Dauer manifestiert. Die Toten, „die ihr Spiel des Lebens wol vollendet“ (248) werden durch Denkmal oder Trauerspiel „verewigt“. Diesem Ausklang des „Spiels“ in Lohensteins Widmung entspricht die Stellung des Ruhmmotivs im Trauerspiel selbst, das ebenfalls am Ende des Lebens des Helden (und das heißt auch: am Ende des Trauerspiels) zum Tragen kommt. Die Diesseitigkeit bedeutet für Lohenstein keineswegs „vanitas“, sondern ermöglicht letztlich Unsterblichkeit durch das Fortleben bei der „Nachwelt“ (275). Mit diesem Gedanken klingt die Widmung zur ‘Sophonisbe’ aus.

Was ist diese „Zeit“ aber, deren Gegensatz im Barock ‘Ewigkeit’ ist? Für Lohenstein ist sie selbst nur Spielwerk:

„Und unsre kurze Zeit ist nichts als ein Getichte.

Ein Spiel/ in dem bald der tritt auf/ bald jener ab“.²⁷⁴

Für den Menschen als dem „veränderlichsten Cameleon“ ist die „Welt“ sein „Schauplatz“ und das „Leben“ sein „Spiel“, wie Lohenstein mehr als einmal formuliert und wie auch seinen Zeitgenossen geläufig war.²⁷⁵

(Cf. dazu Schöne, *Emblematik und Drama*, S. 227 f.)

steht Lohenstein dieser Interpretation des „Spiels“ fern. *Sein* Spiel endet nicht wie das von Gryphius damit, daß „der todt uns gleiche macht“.

²⁷³ „Ja nach dem Tode pflegt mit uns die Zeit zu spieln/

Wenn Fäule/ Mad’ und Wurm in unsern Leichen wühlh.“

(Lohenstein, *Sophonisbe, Widmung*, A.T., 245 f.).

„Ein Spiel ist übrig noch/ das Ruhm und Nachwelt hält

Den Todten/ die ihr Spiel des Lebens wol vollendet.“

(Lohenstein, *Sophonisbe, Widmung*, A.T., 247 f.).

²⁷⁴Lohenstein, *Sophonisbe, Widmung*, A.T., 242 f.

²⁷⁵Außer im schon zitierten „Cameleon“-Vergleich (s. oben S. 283 mit Anm. 227) begegnet dieser Gedanke auch in einem Gedicht Lohensteins

‘Sarch Herrn Heinrich Herrmanns/ auf Kwalwitz’:

„Die Welt/ das grosse Haus gib’t einen Schauplatz ab;

Das ganze menschliche Leben wird als Schauspiel begriffen. So hatte Lohenstein 1672 in seinem Widmungsbrief zum 'Ibrahim Sultan' argumentiert. In der Widmung zur 'Sophonisbe' freilich fehlt der Hinweis auf den „Himmel“, hier zeigt das Spiel keinen Providenzcharakter, es erfüllt sich im Diesseits.²⁷⁶ Das Theater kann dem 17. Jahrhundert als „vollkommenes Abbild“ und „vollkommenes Sinnbild der Welt“ erscheinen, weil seine Bedingungen (Wechsel der Schauplätze, der Akteure, der Requisiten) die Umstände des Lebens wie im Zeitraffer widerspiegeln.²⁷⁷ Diesen Bedingungen aber liegen „Spiel“ und „Unbestand“ zugrunde. Darauf kann sich auch die Trauerspieltheorie des 17. Jahrhunderts berufen.

„Dann eine Tragedie/ wie Epictetus sol gesagt haben/ ist nichts anders als ein Spiegel derer/ die in allem ihrem thun und lassen auf das blosse Glück fussen.“²⁷⁸

So hat schon Opitz das Wesen des Trauerspiels verstanden.

„Dis ist des Glückes Spiel“,

Das Leben ist ein Spiel/ bald lustig bald voll leiden.“
(Lohenstein, Blumen, 1680, Hyacinthen S. 43).

Ähnlich äußert sich Birken im Vorwort zur 'Aramena':

„Die Welt/ ist eine Spiel-büne/ da immer ein Traur- und Freud- gemischtes Schauspiel fürgestellt wird: nur daß/ von zeit zu zeit/ andere Personen auftreten“.

(Anton Ulrich, Aramena 1, 1678, „Vor-Ansprache zum Edlen Leser“, S. [1] f.).

Cf. dazu auch Treuer:

„Die Welt ist der Schauplatz/ darauff Lust- und Trauer-Spiele gespielt werden/ wir Menschen seynd die Comoedianten/ einer gehet ab/ der ander tritt auff/ einer stirbet/ der ander wird gebohren“.

(Treuer, Deutscher Dädalus 2, 1675, S. 951).

²⁷⁶Cf. dagegen Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 101.

Cf. unten S. 332 mit Anm. 435–437 (3.3.3 Der Widmungsbrief).

²⁷⁷Alewyn / Sälzle, Das große Welttheater, S. 48:

„In keinem Stoff aber auch hat das Barock sich völliger offenbart als im Theater. Es hat das Theater zum vollständigen Abbild und zum vollkommenen Sinnbild der Welt gemacht.“

²⁷⁸Opitz, Trojanerinnen, 1625, Vorrede, S. [1].

sagt im Trauerspiel 'Sophonisbe' Syphax, übrigens der Protagonist, auf den sich besonders viele „Spiel“-Metaphern beziehen.²⁷⁹ Dieses Wort gilt für den Handelnden im Trauerspiel ebenso wie für den Menschen, der auf dem Schauplatz der Welt agiert.

In proteischen Gestalten sucht der Mensch sich den Wechselfällen Fortunae im Leben anzupassen; gerade dadurch aber gerät er wie Sophonisbe in Gefahr zu scheitern. Das Rollenspiel, das das Leben mit sich bringt, sollte aber — wie im Fall Sophonisbes — nicht durch Affekte diktiert, sondern durch „Vernunft“ kontrolliert werden.²⁸⁰

„Das Lieben hat gefehlt; Vernunft den Zweck getroffen“,

²⁷⁹Lohenstein, *Sophonisbe*, A.T., 1, 95.

Micipsa sagt über Syphax:

„Nachdem er Capua verspielt hat/ und Tarent.“
(Lohenstein, *Sophonisbe*, A.T., 1, 62).

Syphax:

„Dis ist des Glückes Spiel. Ich habe noch für gestern
Mehr/ als du itzt geprangt. Gewalt und Fall sind Schwestern.“
(Lohenstein, *Sophonisbe*, A.T., 1, 95 f.).

Das Schluß-Verdikt über Syphax lautet:

„Fürst Syphax hat verspielt Reich/ Freyheit/ Zepter/ Thron“
(Lohenstein, *Sophonisbe*, A.T., 5, 603).

Cf. ferner:

„... wenn alles sonst verspielt ist und besiegt“
(Lohenstein, *Sophonisbe*, A.T., 2, 34; Syphax).

„Verspiele keine Zeit“

(Lohenstein, *Sophonisbe*, A.T., 2, 266; Sophonisbe zu Syphax).

„Was ohne dis verspielt/ läßt unschwer sich verschencken“

(Lohenstein, *Sophonisbe*, A.T., 3, 399; Sophonisbe zu Syphax).

„Ihr Götter! habt ihr noch mit mir nicht ausgespielt?“

(Lohenstein, *Sophonisbe*, A.T., 3, 403; Syphax).

²⁸⁰„Zwar jener trägt Gold/ der einen Schäffer-Stab/

Doch muß/ eh' ausgespiel't sich mancher schon verkleiden/

Und der Palast verkehr't sich oft in's Hirten-Hauß.“

(Lohenstein, *Blumen*, 1680, *Hyacinthen* S. 43, Sarch Herrn Heinrich Herrmanns/ auf Kwalwitz).

muß Masanissa am Ende einsehen.²⁸¹ Dies bedeutet auch die Lösung des dramatischen Konflikts, der sich in diesem Trauerspiel vor allem an Masanissa Nöten zeigte, wenn er zwischen „Begierden“ und „Vernunft“ zu wählen hatte.²⁸² Für den politischen Menschen des Trauerspiels muß die Staatsklugheit an erster Stelle stehen; und nur so — im Verein mit ‘Tugend’ (= Beständigkeit) — kann er sich in „des Glückes Spiel“ bewähren.²⁸³

Am Adressaten dieses Trauerspiels, Nesselrode, wird seine im „Glück“ gezeigte Standhaftigkeit hervorgehoben.²⁸⁴ Diese kann Nesselrode, wiewohl wie alle Menschen „ein Spiel der Zeit“, beweisen, weil er die Regeln des Spiels in der Welt begriffen hat und er „wohl“ zu „spielen“ weiß, während

„... schlimm zu spielen sich die gantze Welt befeist.“²⁸⁵

Was Lohenstein zum Lobe eines andern verdienten und adligen Mannes, Siegmund von Buchers, anführte, trifft auch den Kern von Nesselrodes Lob in dieser Widmung:

„Was er bey Fried und Krieg hier nützlich gepflogen/
Hat längst die Tugend selbst ins Buch der Zeit geetzt.
Die Klugheit war allzeit sein Bleymaaß/ ja sein Faden/
Der aus Verwirrungen iedweden Theseus führt.“²⁸⁶

²⁸¹Lohenstein, Sophonisbe, A.T., 4, 458.

²⁸²„Begierden und Vernunft bekämpfen mein Gemütt“.

(Lohenstein, Sophonisbe, A.T., 4, 455, Masanissa).

²⁸³Zur politischen Dimension der „Klugheit“ cf. unten S. 383 f. (3.3.5 Zur Funktion von Trauerspiel und Widmung).

²⁸⁴Indem betont wird, er gehöre zu jenen raren Persönlichkeiten, „Die’s Glücke nicht verrückt“.

(Lohenstein, Sophonisbe, Widmung, A.T., 189).

Cf. oben S. 292 mit Anm. 269.

²⁸⁵Lohenstein, Sophonisbe, Widmung, A.T., 203.

„Spiele wohl! / Das Leben ein Schauspiel“

lauten Titel und Untertitel eines Gedichts von Daniel von Czepko.

(Czepko, Daniel, GegenLage der Eitelkeit, XVIII. Sämtliche Werke 1, 1, S. 85 f.)

Lohenstein, Sophonisbe, Widmung, A.T., 204.

²⁸⁶Lohenstein, Blumen, 1680, Hyacinthen S. 16.

„Wohl“ zu spielen in der Welt heißt: klug zu spielen. Mit der „Klugheit“ steht dem Menschen auch *das* Mittel zu Gebote, das ihm hilft, aus den Verwirrungen des Lebens-“Spiels“ herauszufinden.

Lohensteins Freund und Vorgesetzter Hofmannswaldau sah den Menschen noch tief pessimistisch, wenn er klagt:

„Weil aus dem Erdenkloß nichts als Verwirrung quillet“.²⁸⁷

Lohenstein dagegen verkündet in dieser Widmung wie in diesem Gedicht eine neue Botschaft: die Verwirrung, in die der Mensch sich verstrickt sieht, könne er kraft seiner eigenen Klugheit selbst lösen. Nesselrode ist in der Widmung das Vorbild dafür, was dem Menschen in dieser Hinsicht zu erreichen möglich ist.

TUGEND UND VERNUNFT DES MENSCHEN

Ein solches Vorbild gibt erst die rechte Anleitung,

„Wie ieder in der Welt vernünftig spielen kan“.²⁸⁸

Nur „spielend“ können „der Weißheit Lehren“ vom Menschen erfaßt werden.²⁸⁹ Der Kreis schließt sich: der Dichter, der das „Spiel des Lebens“ im Schauspiel durchsichtig macht, und der Politiker, der ihm als Modell dient (in der Widmung Nesselrode, im Trauerspiel Scipio) haben dasselbe Ziel, nämlich mit dem „Licht“ der „Vernunft“ beim Menschen „den Nebel zu vertreiben“.²⁹⁰

Dem Politiker Scipio gelingt dies im Falle Masanissas, der am Ende seinen Irrtum mit Sophonisbe erkennt und sich den Forderungen Roms fügt. Niemand als Masanissa selbst wird den Weg finden, sich aus den Fallstricken Sophonisbes zu lösen. Für ihn gilt von nun an:

²⁸⁷Hofmannswaldau, Deutsche Übersetzungen und Getichte, 1689, S. 48 (‘Die Welt’).

²⁸⁸Lohenstein, Sophonisbe, Widmung, A.T., 102.

²⁸⁹Lohenstein, Sophonisbe, Widmung, A.T., 96.

²⁹⁰Lohenstein, Sophonisbe, Widmung, A.T., 248.

Lohenstein, Sophonisbe, A.T., 5, 574.

„Du bist dir selber klug.“²⁹¹

Den Menschen auf seine eigene Kraft zu verweisen, ist auch Lohensteins Anliegen in seiner Dichtung. „Des Menschen Geist“ vermöge — in Übereinstimmung mit dem Willen Gottes — sein eigener „Schöpfer“ zu sein.²⁹²

Wie diese Begabung des Menschen gefährdet wird, stellt Lohenstein im Trauerspiel dar. Die schlimmste Anfechtung verkörpert Sophonisbe.

„Ein zaubernd Weib kann auch den klügsten Kopf verstellen“,

warnet Scipio.²⁹³ Die Gefährdung der menschlichen Vernunft durch Sophonisbe hat auch eine politische Dimension:

„... Gewiß auch Rom wird fühlen/
Daß Klipp' und Syrten sind/ wo Sophonisben spielen.“²⁹⁴

Das Unheil, das sie ihrem Liebhaber bringt, rührt von ihrer Helena-Natur.²⁹⁵ So gibt Sophonisbes Handeln — wie auch schon Helenas — Veranlassung zu Krieg.²⁹⁶ Sophonisbe, die gleich Helena

²⁹¹Lohenstein, *Sophonisbe*, A.T., 4, 344.

²⁹²„Der Seele pflanzet Gott nur das Vermögen ein:

Daß sie durch eigne Müß ihr Wert und Güte gäbe;

Und heißt des Menschen Geist selbst seinen Schöpfer seyn.“

(Lohenstein, *Blumen*, 1680, *Hyacinthen* S. 19, Denckmaal Herren Andreae von Aßigs).

Cf. unten S. 390 mit Anm. 676 (3.3.5 Zur Funktion von Trauerspiel und Widmung).

²⁹³Lohenstein, *Sophonisbe*, A.T., 4, 225.

²⁹⁴Lohenstein, *Sophonisbe*, A.T., 4, 149 f.

„Syrten“ = zwei Buchten an der Nordküste Afrikas, s. Horaz, *Oden* I 22.

²⁹⁵Sophonisbe sei

„... eine Helena/ die einen Schwanen-Leib/

Ein Raben-Hertze hat.“

(Lohenstein, *Sophonisbe*, A.T., 4, 424 f.).

²⁹⁶Sophonisbe ist es, die

„Die Welt in Krieg verflucht“.

(Lohenstein, *Sophonisbe*, A.T., 4, 139).

Helena wird bekanntlich für den Untergang Trojas verantwortlich gemacht:

„... Untergang bringt zu
Und Gift zur Mitgift hat/ ist unwerth reiner Liebe.“²⁹⁷

Der Prozeß, der Masanissa diese Einsicht bewußt werden läßt, ist das eigentliche ‘Drama’ dieses Trauerspiels.²⁹⁸

Eben *nicht* der „blinde Willen“ und die „verkappte Brunst“ kann zum „Leit-Stern“ des Menschen taugen, das lehrt schon die dieses Trauerspiel einleitende Widmung.²⁹⁹ Freilich, auch das Leben wird von der Liebe regiert:

„Die Lust, die man mit Fug auch Marter nennen kan/
Verrücket die Vernunft/ verstelltet das Gemütte.“³⁰⁰

Durch die Tugend, die klug zu spielen weiß, kann diese ‘Verstellung’ der menschlichen Natur aber wieder aufgehoben werden.³⁰¹
Nur, wo

„Vernunft und Zeit kein Regiment mehr hat“

kann die Liebe zu einer solch bedrohlich chaotischen Macht werden.³⁰² Die „Sonne der Vernunft“, „der Tugend Licht“, wie Lohenstein sie nennt, ist der wahre Leitstern des Menschen.³⁰³ Zum

„Die Winde stäuben itzt das Ilium vonsammen/
Das auch ein schönes Weib hat in den Grauß gelegt.“

(Lohenstein, Cleopatra, A.T. 1, 956 f.).

²⁹⁷Lohenstein, Sophonisbe, A.T., 4, 432 f.

Cf. dazu die Aussage der „Vernunft“ im Reyen zur 2. Abhandlung des ‘Ibrahim Sultan’:

„Daß tödtend Gift der Schönheit Mitgift sey“.

(Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 2, 598).

²⁹⁸S. den Monolog Masanissas, Lohenstein, Sophonisbe, A.T., 4, 345 ff.

²⁹⁹Lohenstein, Sophonisbe, A.T., 4, 403 f.

³⁰⁰Lohenstein, Sophonisbe, Widmung, A.T., 111 f.

³⁰¹Als solche beschreibt Lohenstein das Übermaß der Liebe.

„Was wunderts aber uns? daß sich der Mensch verstellt/
Unmenschliche Begierd und wilde Regung fühlet?“

(Lohenstein, Sophonisbe, Widmung, A.T., 205 f.).

³⁰²Lohenstein, Cleopatra, A.T. 1, 942.

³⁰³„Ihr thörchtes Volck/ die ihr der Tugend Licht

Die Sonne der Vernunft nicht einmal könnt erblicken“

(Lohenstein, Agrippina, R.T., Reyen 2, 599 f.).

Wesen dieser Vernunft gehört die Erkenntnis von „Spiel“ und „Unbestand“. Die Vernunft verweist den Geist des Menschen auf

„der Seele Kern/ der nicht vermodern kan“.³⁰⁴

Die Vergänglichkeit im „Spiel“ des Menschen darzustellen, war Lohensteins Thema in dieser Widmung und in diesem Trauerspiel; zugleich lobt er aber auch im Vergänglichen das Unvergängliche, im Menschen die „Tugend“. Sie zeigt sich zuletzt auch in Sophonisbe; fortwährend aber in Nesselrode, dessen „Tugend“ durch Lohensteins Widmungsworte in der Zeit verewigt wird.

„Denn seine Tugend wird der Nachwelt Beyspiel seyn“.³⁰⁵

Auch Nesselrode hat somit wie Sophonisbe den Rang eines „Exempels“ erreicht.

Das beherrschende Thema der Widmung, das „Spiel“ des Menschen in der Fortuna-Welt, wird durch das Muster Nesselrodes in die rechte Bahn gelenkt. Das bedeutet mehr als die Kunst, das Thema des Trauerspiels auf die Person des Adressaten zu beziehen. Nesselrode, wahrlich ein „Meister in der Welt“, repräsentiert ja, was viele mit Lohenstein im 17. Jahrhundert vermißt haben mögen: des „Adels Glantz“, der durch „der Tugend Ebenbild“ erst zu leuchten beginnt.³⁰⁶

Cf. unten S. 390 mit Anm. 675 (3.3.5 Zur Funktion von Trauerspiel und Widmung).

Cf. Lohenstein, Sophonisbe, hg. Tarot, Nachwort, S. 241.

³⁰⁴ „Wie sol der Seele Kern/ der nicht vermodern kan/
Nicht ihrer Tugend Licht der Nach-Welt zünden an?“

fragt Lohenstein im Gedächtnis-Gedicht auf Maria Elisabeth, Freiin von Bibran.

(Lohenstein, Blumen, 1680, Hyacinthen S. 5).

³⁰⁵ Lohenstein, Sophonisbe, Widmung, A.T., 275.

³⁰⁶ „Wer niemals thöricht spielt/ die Klugheit oft verstellt/
Aus Thorheit Vortheil macht/ ist Meister in der Welt.“

(Lohenstein, Sophonisbe, Widmung, A.T., 108).

„Hier ist Herr Artzat euch zum Muster fürgesetzt;

Der seines Adels Glantz der Tugend Ebenbild/

Des Stammes Stütze war; und sein Geschlechte zierte.“

‘Tugend’ ist jedem Menschen erreichbar; und es stünde um die Welt besser, würde sie mehr geübt. Ohne Tugend ist aber auch kein Nachruhm möglich. Das ist die Widmung und Trauerspiel gemeinsame Botschaft.

(Lohenstein, Blumen, 1680, Hyacinthen S. 52, Grabgedicht auf Adam Casper von Artzat).

3.3 DER FÜRST IN DER FORTUNA-WELT: LOHENSTEINS WIDMUNG ZUM ‘IBRAHIM SULTAN’

„Tugend und Glückseligkeit sind die zwey Angel-Sterne des Erdbodens.“

3.3.1 WIDMUNGSANLASS: DIE HOCHZEIT KAISER LEOPOLDS MIT CLAUDIA FELICITAS

„*Ibrahim Sultan* Schauspiel auf die glücklichste Vermählung beyder Röm. Käyser- wie auch zu Hungarn und Böhheim Königl. Majestäten/ Herrn/ Herrn *Leopolds* und Frauen/ Frauen *Claudia Felicitas* Ertzherzogin von Oesterreich auß allerunterthänigster Pflicht gewiedmet durch Daniel Caspern von Lohenstein.“³⁰⁷

So präsentiert schon das Titelblatt zu Lohensteins letztem Schauspiel ‘Ibrahim Sultan’, das 1673 in einer Folioausgabe erschienen ist, den Widmungsanlaß.³⁰⁸ Auch die Widmung selbst wird im Titel vermerkt — ein singulärer Fall bei Lohenstein.³⁰⁹

Die Hochzeit Kaiser Leopolds mit Claudia Felicitas am 15. Oktober 1673 war ein dynastisches Ereignis ersten Ranges, dem die Poeten ihre Reverenz erwiesen. Auch Hallmann schrieb zu ebendiesem Anlaß sein Pastorell ‘Adonis und Rosibella’, laut Titel

„Auf die Aller-Durchlauchtigste Kaiserliche Vermählung Beyder Kaiser- und Königlichen Majestäten Herren *Leopoldi* Römischen Kaisers [...] Und Frauen *Claudia Felicitas* gebohrnen Ertz-Hertzogin zu Oesterreich u. u.“,

³⁰⁷Lohenstein, *Ibrahim Sultan*, 1673, Titelblatt.

S. auch Just, *Türkische Trauerspiele*, S. 99.

³⁰⁸Dieses Format ist für Lohensteins Trauerspiele ungewöhnlich: nur von der ‘Cleopatra’ (1661) soll noch eine Folioausgabe existiert haben, sonst sind Lohensteins Trauerspiele in den handelsüblichen Oktavausgaben erschienen.

³⁰⁹Alle anderen Werke Lohensteins tragen keinen Widmungsvermerk im Titel.

und dedizierte es mit einem Widmungsgedicht beiden Majestäten.³¹⁰ Stolz weist er darauf hin, daß er sein Stück in einer

„Allergnädigst verstatteten Zweyfachen Kaiserlichen Audi-
entz zu Wien den 27. und 29. Novembr. 1673 Demüthigst“

überreichen durfte.³¹¹

Lohenstein feierte die Heirat im Hause Habsburg außerdem mit einem Gedicht, das

„Zuruff Der frolockenden Oder über die Glückseeligste Ver-
mählung Der beyden Römischen Kayser- auch zu Hungarn
und Böheimb Königlichen Majestäten“

betitelt und zur Feier dieses Ereignisses im Kreis der Fürsten von Brieg und Wohlau bestimmt war.³¹²

Die politische Abhängigkeit Schlesiens von Leopold, die Lohenstein Jahre später (1682) so beschrieben hat:

„Sind Fürsten nun der Völcker Glückes-Sternen/
Hängt/ Schlesien/ von Oesterreich dein Heyl“

³¹⁰Hallmann, Adonis und Rosibella Pastorell, Trauer- Freuden und Schäffer-Spiele, [1684].

Das Widmungsgedicht beginnt:

„Ihr Sonnen unsrer Zeit! Ihr Götter dieser Welt/
Vor denen Ost und West demüthigst niederfällt/
Schaut Aller-gnädigst an/ was meine Clio zeigtet
Auf tieff gebücktem Knie! . . . “

Es ist datiert: „Breflau am Tage Charitatis den 8. Octob. 1673“.

(Hallmann, Adonis und Rosibella, Trauer- Freuden und Schäffer-Spiele, [1684], S. [4]).

³¹¹Hallmann, Adonis und Rosibella, Trauer- Freuden- und Schäffer-Spiele, [1684], S. [2].

Bei diesem Anlaß hielt er zwei Reden (eine an Leopold, die andere an Claudia Felicitas), die in seinen 'Leich-Reden' [sic!] abgedruckt sind.

(Hallmann, Leich-Reden, 1682, S. 480 und S. 490).

³¹²Lohenstein, Blumen, 1680, Rosen S. 8.

„Als Selbte [sc. Vermählung] Von dem Durchlauchten-Liegnitz- Brieg- und Wohlauischen Fürstlichen Hause An dem 15. Wein-Monats- und Vermählungs Tage feyerlich begangen ward.“

(Lohenstein, Blumen, 1680, Rosen S. 8).

war Anlaß und Grund solcher Glückwünsche.³¹³ 1676, nach dem Tode George Wilhelms, des letzten Erben des Piastenhauses, fielen Liegnitz, Brieg und Wohlau an die Habsburger.

Lohenstein, dessen Familie 1670 vom Kaiser geadelt worden war, kann unter dieses Schauspiel erstmals seinen Adelsnamen „von Lohenstein“ setzen. Im Jahr der Widmung des ‚Ibrahim Sultan‘, 1673, wurde Lohenstein Herr ausgedehnter ritterlicher Güter: das Gut Kittelau erwarb Lohenstein von der Herzogin Luise von Brieg und Wohlau, die Güter Reisau und Roschkowitz hatte er im selben Jahr geerbt.³¹⁴ Der Dichter naht sich keinesfalls als Unwürdiger dem Kaiser.

Leopold feierte am 15. Oktober 1673 bereits seine zweite Vermählung. Die erste Heirat mit Margareta Theresia, der zweiten Tochter Philipps IV. von Spanien, war 1666 prunkvoll begangen worden.³¹⁵ Bei ihrem Tod im März 1673 hinterließ Margareta aber keinen männlichen Erben. Noch im Trauerjahr entschloß sich Leopold, *Claudia Felicitas*, Ferdinand Karls, des Erzherzogs und Grafen von Tirol Tochter, geb. 20. Mai 1653, als seine Gattin heimzuführen. Sie sei eine

„prinzeßin von grosser schönheit/ und eben so gutem verstande“ gewesen, „der Käyser liebte sie inniglich“,

berichtet Leopolds Biograph Prink.³¹⁶ Auch andere Zeitgenossen beurteilten sie positiv: als

„eine Heldin und Dame von großem Verstand, vieler Sprachen kundig, andächtig im Gebet, freigebig und mitleidig ge-

³¹³Arie auf des Käyserlichen Printzen *Leopolds* Geburts-Fest/ Anno 1682. Lohenstein, Ibrahim Sultan und andere Poetische Gedichte, 1701 [unpag.].

³¹⁴Von seinem Gönner Tobias von Kleindienst, cf. Just, *Türkische Trauerspiele*, S. XXIV f.

³¹⁵Die Hochzeitsfeierlichkeiten, die am 8. Dezember mit einem prachtvollen Feuerwerk begonnen hatten, zogen sich mit Komödie, Schlittenfahrt und Ballet bis Januar 1667 hin. In einem Roßballet, in dem der Kaiser persönlich mitwirkte, fanden sie am 24. Januar ihren Abschluß.

(s. Vehse, *Geschichte der deutschen Höfe*, 2, 5, 11, S. 125 und 132 ff.).

³¹⁶Prink, *Leopolds des Grossen leben und thaten*, 1709, S. 302 ff.

gen die Armen und im Reden über alle Maaßen freundlich,
 'gestalt ein solches das Gesicht schon genugsam anzeigt',
 wird sie beschrieben.³¹⁷ Claudia Felicitas war auch im Jahr der
 Hochzeit die Adressatin einer Widmung Catharina Regina von
 Greiffenbergs.³¹⁸ Claudia Felicitas war kein langes Leben an der
 Seite Leopolds beschieden: sie starb mit 22 Jahren am 8. April
 1676, ebenfalls ohne einen Sohn und Erben zu hinterlassen, an
 einer

„langwierigen in höchster gedult ausgestandenen verzehren-
 den krankheit“.³¹⁹

Lohenstein, der in seiner um 1669 entstandenen 'Sophonisbe' noch
 die erste Braut Leopolds feierte, huldigt nun im 'Ibrahim Sultan'
 der zweiten, Claudia Felicitas.³²⁰ Mehr als an den Bräuten ist
 Lohenstein allerdings an Leopold interessiert: ihm allein gilt die
 Widmung des 'Ibrahim Sultan', während Hallmann dagegen *bei-*
de Majestäten in seiner Widmung zu 'Adonis und Rosibella' an-
 spricht.³²¹ Der Adressat von Lohensteins Widmungsbrief, der auf

³¹⁷Vehse, Geschichte der deutschen Höfe 2, 5, 11, S. 43.

Prink, Leopolds des Grossen leben und thaten, S. 659.

³¹⁸Nämlich der verschollenen 'Adler Grotta' von 1673. Die Widmung be-
 deutete nicht nur eine Reverenz vor der hochgebildeten Claudia Felicitas und
 dem habsburgischen Kaiserhaus, sondern sie hat auch eine Aufforderung zur
 Konversion enthalten.

(S. Greiffenberg, Geistliche Sonnette, Lieder und Gedichte, Sämtliche Wer-
 ke 1, S. 542.)

³¹⁹Es überlebte sie nur eine Tochter, Maria Josepha (geb. 1675), die aber
 noch im selben Jahr wie ihre Mutter Claudia Felicitas starb.

(Zedler 6, Sp. 244 f., s. v. 'Claudia Felicitas').

³²⁰S. Spellerberg, Zur Sophonisbe Daniel Casperts von Lohenstein, S. 250 f.

Über Margareta z. B.:

„Madrit und seiner Perle Zier
 Geht Colchos ja und Golde für.“

(Lohenstein, Sophonisbe, A.T. 4, 625 f.).

Deutsch 'Perle' = lat. *margarita*. Die Namenssymbolik war in der Panegyrik
 sehr beliebt.

³²¹„Dem Aller-Durchlauchtigsten Paare Irrdischer Götter Dem Unüberwind-
 lichen *Leopoldo*, Und der Unvergleichlichen *Claudiae Felicitati*“

dem nächsten Blatt nach dem Titel folgt, ist allein Leopold:

„Allerdurchlauchtigster Großmächtigster/
Unüberwindlichster *Römischer Käyser*“,

beginnt dieser Widmungsbrief.

Dieser Kaiser, *Leopold I.* (1640–1705), bereits 1657 als kaum 18-jähriger auf den Thron gekommen, herrschte fast 50 Jahre lang über ein Reich, das am Ende eine europäische Großmacht vorstellte. Die bedeutende Gewaltsteigerung, die Österreich während Leopolds Regierung widerfuhr, wird freilich mehr Leopolds Glück als dessen Tüchtigkeit zugeschrieben: Leopold galt als „schwach und phlegmatisch“.³²²

„Den armen Leopold fürchte ich wahrlich nicht,“ soll Ludwig XIV. gesagt haben, „aber ich fürchte seine Mirakel“ (= das miraculöse Glück Österreichs).³²³ Wie auch immer, mit Kaiser Leopold war zu rechnen — und der seiner Natur nach unkriegereiche Leopold war bereits nach der Schlacht bei St. Gotthart an der Raab (1664) als Türkenieger gefeiert worden.³²⁴

Lohensteins Glückwünsche gelten aber weder der Person Leopolds mit ihren Fehlern noch der Person der Claudia Felicitas mit ihren Vorzügen.³²⁵ Seinem „Schauspiel auf die glücklichste Vermählung beyder [...] Majestäten“ liegt der Wunsch nach dem Fortbestehen der Habsburg-Dynastie zugrunde, den zu äußern er sich auch im Schauspiel nicht scheute:

„Und unsers LEOPOLDS sein Hauß

(Hallmann, Adonis und Rosibella, Trauer- Freuden- und Schäffer-Spiele, [1684], S. [3]).

³²²Vehse, *Geschichte der deutschen Höfe* 2, 5, 11, S. 179.

³²³Vehse, *Geschichte der deutschen Höfe* 2, 5, 12, S. 165.

³²⁴Die kaiserliche Armee hatte die Türken besiegt. Mit 200000 Talern erkaufte Leopold einen Waffenstillstand von 20 Jahren.

³²⁵Zu Leopolds — laut Vehse — „erhabenen Phlegma“ (*Gesch. d. dt. Höfe* 2, 5, 12, S. 165) kam seine Vorliebe für Jesuiten: „Jesuitenkaiser“

(Vehse, *Gesch. d. dt. Höfe* 2, 5, 11, S. 179). Letztere kann Lohenstein als aufrechtem Protestanten wohl kaum gefallen haben.

Wird sich in hundert Zweig und Aeste breiten auß“.³²⁶

So lauten die letzten Verse des 'Ibrahim Sultan'. Damit es dazu kommen kann, muß erst einmal Hochzeit gefeiert werden — denn der Mannesstamm Habsburg-Österreich bestand allein aus Leopold, nachdem der Kronprinz aus der Ehe mit Margareta schon in seinem ersten Lebensjahr (1668) verstorben war.³²⁷ Das dynastische Denken, das die Handlungsweise des Fürsten bestimmt, bestimmt auch deren Beurteilung durch seine Völker. Lohenstein ruft Schlesien zu:

„Drum fürchte keine Nacht/ kein Ungelücke nicht/
So lang es Oesterreich an Fürsten nicht gebricht.“³²⁸

Wenn

„... der Löwe [= Leopold] s Haupt der Welt
Sein Hochzeit-Fest mit einer Göttin hält“,

ist die — wiewohl als „Göttin“ apostrophierte — Claudia Felicitas nur Mittel zum Zweck.³²⁹ Der politische Pragmatiker Lohenstein trägt diesem Sachverhalt Rechnung und richtet seinen Widmungsbrief allein an den Kaiser.

Die Herrschaft der Welt beansprucht das Haus Habsburg in Leopold und dessen Nachkommen — „imperat orbi“ steht auf der Medaille des Kaisers, die sein Sternbild im Zentrum des Himmelskreises zeigt.³³⁰ Claudia Felicitas' Sinnbild hat dagegen nicht

³²⁶Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., Reyen 5, 935/36.

³²⁷Vehse, Geschichte der deutschen Höfe 2, 6, 12, S. 33.

Erst aus der dritten Ehe mit Eleonora von Pfalz-Neuburg wurden die Erzherzöge Joseph (1678) und Carl (1685) geboren. Carl, dieser jüngste Sohn, hinterließ keinen männlichen Erben mehr, sondern Carls Tochter Maria Theresia folgte in der Regierung nach. Der 1682 geborene Leopold, auf dessen Geburtstag Lohenstein sein Glückwunschgedicht verfaßte (s. die folgende Anmerkung), starb früh, nicht ungewöhnlich zu dieser Zeit. Von Leopolds 16 Kindern überlebten ihn nur fünf.

³²⁸Arie Auf des Käyserlichen Printzen *Leopolds* Geburts-Fest, Ibrahim Sultan und andere Poetische Gedichte, 1701 [unpag.].

³²⁹Lohenstein, Blumen, 1680, Rosen S. 10, Zuruff Der frolockenden Oder.

³³⁰„herrscht über den Erdkreis“.

Prink, Leopolds des Grossen leben und thaten, Titelnkupfer.

Macht, sondern Schönheit zum Erkennungszeichen:

„NON EST IN TOTO PVLCHRIOR ORBE“

lautet die Umschrift der Medaille mit ihrem Porträt.³³¹

3.3.2 BILD UND BEDEUTUNG: DER KUPFERTITEL ZUM ‘IBRAHIM SULTAN’

Die Erstaussgabe des ‘Ibrahim Sultan’ in Folio, die 1673 in Leipzig erschienen ist, hat folgendes Aussehen: ein Kupfertitel mit Spruchband, Titelblatt und der vier Seiten umfassende Widmungsbrief („Zuschrift“) leiten das Werk ein, es folgen Inhaltsangaben der fünf Abhandlungen, Personenverzeichnis, schließlich der Text des Schauspiels und die Anmerkungen. Die erste Lage, bestehend aus sechs Blatt (sie enthält Titel bis Personenverzeichnis) hat wesentlich größere Drucktypen als der Text selbst. Von dieser Erstaussgabe sind nur noch wenige Exemplare vorhanden.

Das Wolfenbütteler Exemplar trägt unten auf dem Titelblatt den handschriftlichen Vermerk des Herzogs:

„Dies Buch hat Uns der Regierende Hertzog Georg Wilhelm zu Brieg, Ligenitz, Und Wohlaw in Schließien, bei Unserer anwesenheit zu Brieg, den 23 Mai Pfingstags 1675^o geschenkt.“³³²

Das Göttinger Exemplar hat den Stempel: „v. Rhedigersche Stadt-Bibliothek zu Breslau“. Wahrscheinlich wurde diese Erstaussgabe nur zu Geschenkzwecken auf Bestellung gedruckt und blieb dementsprechend exclusiv.

Der von Haublin ausgeführte *Kupfertitel* überrascht dadurch, daß es eine ganze Geschichte erzählt. Nicht *ein* prägnanter Moment, nämlich der Tod der betreffenden Titelheldin, wie auf den Kupfertiteln zur Sophonisbe, Cleopatra oder Agrippina gelangt zur

³³¹ „auf der ganzen Erde gibt es keine Schönere“.

Prink, Leopolds des Grossen leben und thaten, S. 614.

³³² Zitiert nach Just, Türkische Trauerspiele, S. 92.

Ausführung, sondern dieser Kupfertitel illustriert den Schlußsatz der Inhaltsangabe:

„Im Reyen wird Sultan Ibrahims unglückselige Geilheit gescholten/ und in die Hölle gestürztet/ die glücklichste Liebe beyder Käyserlicher Majestäten Käyser LEOPOLDS/ und der Ertz-Hertzogin CLAUDIA FELICITAS aber in Himmel erhoben.“³³³

Der Vorwurf des Kupfertitels zu 'Ibrahim Sultan' ist nicht wie in den zuvor genannten Trauerspielen der End- und Höhepunkt der dramatischen Handlung, sondern die allegorische Auslegung und Überhöhung dieser Handlung im Schlußfreyen des Schauspiels. Die Darstellung auf dem Kupfertitel verknüpft so das dramatische Geschehen mit einer Huldigung an das kaiserliche Paar. Der Anlaß, zu dem das Schauspiel verfaßt wurde, die Hochzeit Kaiser Leopolds mit Claudia Felicitas, erscheint auf dem Kupfertitel als Gegenbild zum Drama.³³⁴

³³³Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Inhalt des Schau-Spiels, T.T., S. 107.

³³⁴Margareta Theresia, Leopolds erste Gemahlin, starb am 12. März 1673, und bereits am 15. Oktober fand die zweite Hochzeit statt.

Lohenstein hatte also wenig Zeit, wenn er das ganze Trauerspiel zu diesem Ereignis verfassen wollte — es sei denn, er hat ein fast fertiges Stück zur Hochzeit lediglich aktualisiert.

Es ist nicht bekannt, wann Lohenstein mit der Arbeit am 'Ibrahim Sultan' begonnen hat. (Cf. Just, Türkische Trauerspiele, S. 91).

Immerhin wäre denkbar, daß Lohenstein das ganze Trauerspiel in nur wenigen Monaten verfaßt hat.

Lohenstein sagt selbst von seinen Stücken, sie seien in Nebenstunden oder im Reisewagen — „subcisivis horis aut in rhedâ“ — eilig gefertigte Produkte der Gelehrsamkeit und des Zufalls — „Doctrinæ Fortunæque meae“.

(Lohenstein, Epicharis, 1685, Widmung, R.T., S. 296).

Im gleichen Sinne bezeichnet Lohenstein seine 'Cleopatra' in der Widmung als eine frühreife Geburt, die — kaum drei Monate alt — die Mutter hervorgebracht habe:

„PARTVM./ QVEM. VIX. TRIMESTREM. MATER. EDIDIT./ PRAECOX.“

(Lohenstein, Cleopatra, 1680, Widmung, A.T., S. 16).

Diese Fälle zeigen, daß Lohenstein in der Lage gewesen wäre, sein Schauspiel

Ein über der Darstellung auf dem Kupfer schwebendes Spruchband, das Lohenstein selbst entworfen hat, kommentiert das Geschehen mit dem Sinnspruch:³³⁵

„Custus Amor Cygnis Vehitur, | Venus improba Corvis.“³³⁶

In der Tat wird auf der linken Seite des Kupfertitels der in dunkle Wolken gehüllte Ibrahim von Raben in die Hölle gezogen, auf der rechten Seite des Kupfers steigt der Wagen mit dem kaiserlichen Brautpaar aufwärts zum Himmel, Schwäne ziehen ihn durch eine geöffnete Pforte zum Licht. Zur schwarzen Wagenlenkerin Ibrahims („Venus improba“, im Reyen „Geilheit“) kontrastiert auf der Gegenseite die Göttin der keuschen Liebe („custus Amor“, im Reyen „Die keusche Liebe“), die Leopolds Wagen führt. Die schwarze Venus Ibrahims hält eine erloschene Kerze, die nur „Rauch und Wind“ (5, 832) hinterläßt. Weiße Amoretten, Rosen streuend, kommen dem Gespann der keuschen Liebe entgegen, auf der anderen Seite des Bildes folgen Ibrahim schwarze Liebesgötter, Tulpen streuend. Doch unter den Blumen kriechen Schlangen hervor („Auch deckt dein Blumwerck Nattern zu“, 5, 850). Ein Teufel erwartet Ibrahim im höllischen Feuer mit seiner „Schlangen-Rutte“ (5, 904). Während die schwarze Venus wie ein Komet in die Tiefe fährt, Ibrahim mit sich reißend, steigt die keusche Liebe zur Sonne empor.³³⁷ Sonne und Mond — die Sonne in hellem Glanz, der Mond als dunkle Sichel — stehen als kosmische Zeichen über den ihnen jeweils zugeordneten Bildteilen. Im Zeichen des Mondes muß Ibrahim „im tiefsten Zirckel wei-

‘Ibrahim Sultan’ ähnlich schnell zu verfassen.

³³⁵Diese Umschrift wurde angeblich „von Lohenstein selbst in ihrer besten Druckgestalt auf dem Papiere geübt“.

(C. Müller, Beiträge zum Leben und Dichten D. C. von Lohenstein, S. 71 mit Anm. 16).

³³⁶ „Die keusche Liebe fährt mit Schwänen, die unkeusche Liebe mit Raben.“

³³⁷Im Schlußreyn sagt ‘Die keusche Liebe’ zur ‘Geilheit’:

„Zeigt: daß mein Pfeil Gold/ deiner Bley/

Dein Glantz ein Schwantz-Gestirn [= Komet]/ ich eine Sonne sey.“

(Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 833f.).

chen“, während Leopold im Zeichen der Sonne siegt.³³⁸ Die Himmelsgestirne Sonne und Mond stehen hier für die Erdenmächte Österreich und das türkische Reich.³³⁹ Die Darstellung auf dem Kupfertitel zeigt in Bildern, was im Reyen zur 5. Abhandlung und schon im Prolog mit Worten vorgezeichnet wurde.

„Der vorredende Thracische *Bosphorus* verdammet die Unzucht des Türkischen Sultan Ibrahim/ erhebet die keusche Vermählung des unüberwindlichsten Käysers LEOPOLDS/ mit der Allerdurchlächtigsten Ertz-Hertzogin von Oesterreich *CLAUDIA FELICITAS*s wahrsaget jenem den Untergang/ diesem die Vermehrung des Reichs.“³⁴⁰

So faßt Lohenstein die Funktion seines Prologs zusammen. Über sein Kupfertitel ließe sich dasselbe sagen. Was in Worten prophezeit wird, wird auf der Abbildung nebeneinander dargestellt: die Hochzeit Leopolds (1673) und der Fall Ibrahims (1648). In Wirklichkeit war freilich nicht Leopold der Gegenspieler Ibrahims, sondern Ferdinand III., der auch in der Handlung des Trauerspiels erwähnt wird.³⁴¹ Die Zeit des Trauerspiels ist der 7. und 8. August des 1648. Jahres.³⁴²

Diese 'Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen' wird auf dem Kupfertitel künstlich hergestellt. Die Botschaft, die Lohenstein an seinen Repräsentanten zweier Welten (und Zeiten!) verkündet, hat aber nur *ein* Absehen: der Fall Ibrahims soll den Untergang des türkischen Reiches, der Aufstieg Leopolds den Machtanspruch Habs-

³³⁸ „Der Mohnde muß in tiefsten Zirckel weichen/

So oft die Sonn ist in des Löwen Zeichen.“

(Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., Schlußfreyen, 926 f.).

³³⁹ Cf. Picinelli, *Mundus Symbolicus*, 1681, 1, 9, 46.

Cf. Lohensteins Anmerkung zu Ibrahim Sultan 1, V. 663, T.T., S. 236:

„Der Türcken einiges Zeichen ist der Mohnde/ welches sie auf ihre Kirchen/ Thürne/ Schiffe/ Fahnen und andere Orthe zu setzen pflegen.“

³⁴⁰ Lohenstein, Ibrahim Sultan, Inhalt des Schau-Spiels, T.T., S. 103.

³⁴¹ „Und Ferdinand es wagt; so ists umb uns geschehn.“

(Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 1, 554).

³⁴² So Lohensteins Angabe nach dem Personenverzeichnis, T.T., S. 109.

burgs bedeuten.

„Denn keusche Liebe baut die Thron/ unkeusche reißt sie ein.“³⁴³

Damit ist auch eine Beziehung zur Handlung des Trauerspiels (unkeusche Liebe Ibrahims zu Ambre) und zum Widmungsanlaß (Hochzeit = keusche Liebe Leopolds zu Claudia Felicitas) hergestellt. Der historische Sultan Ibrahim zeichnete sich freilich nicht durch Ausschweifungen, sondern durch Willensschwäche aus; er wurde durch eine Palastintrige gestürzt.³⁴⁴

Gleichviel — der Gegensatz von „castus Amor“ und „Venus improba“ reicht weiter als die bloße Überschrift eines Kupfertitels erwarten läßt. Im Trauerspiel muß Ibrahim, der „auf Laster thürmt/ Sein Glücks-Rad“, untergehen, während Leopold, der tugendhaft liebt und lebt, im Schlußreyn triumphiert.³⁴⁵ Alle Reynen — bis auf den Reynen zur 4. Abhandlung — und der Prolog handeln von diesem Gegensatz, und auch im Widmungsbrief kommt dieses Thema zur Sprache.³⁴⁶ Den Gegensatz von „castus Amor“ und „Venus improba“ stellt der Kupfertitel durch Schwarz-Weiß-Zeichnung dar. Ibrahims Wagen, der in die Finsternis stürzt, wird von schwarzen Raben gezogen, Leopolds Wagen, der sich zur Sonne erhebt, von weißen Schwänen.

In der Emblematik haben Raben und Schwäne ihre besondere Bedeutung. Der Rabe als Aasfresser hat das Lemma: ‘Mihi Cadavera Luxus’. Er gilt als Zwillingsbild eines zügellosen Menschen.³⁴⁷

³⁴³Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., Letzter Vers des Prologs (104).

³⁴⁴Cf. Just, Die Trauerspiele Lohensteins, S. 107 f.

³⁴⁵Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 5, 361 f.

³⁴⁶Im Reynen zur 2. Abhandlung treten unter anderem „Wollust“ und „Keuschheit“ auf, und der Dialog zwischen „Frauen“ und „Jungfrauen“ im Reynen zur 3. Abhandlung handelt ebenfalls von diesem Gegensatz.

„sondern auch durch dero [= Ew. Käyserl. Majestät] reine Flammen jene beschämen: daß Liebe nichts minder ohne böse Lust/ als Rosen ohne Dornen/ Diamanten ohne Flecken/ und Gold ohne Kupfer seyn könne.“

(Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 102).

³⁴⁷‘Mir ist Aas Üppigkeit’.

Diese Auslegung macht ihn zum vollkommenen Reisegefährten des Ibrahim. Dem Schwan wird dagegen das Lemma 'Candor illaesus' zugesprochen, er steht für Reinheit und Schönheit.³⁴⁸ Die Eigenschaften der Zugtiere verweisen auf die Eigenschaften der Wageninsassen. Claudia Felicitas als der Personifikation der Schönheit wird durch ein Schwanengespann ebensowohl gehuldigt, wie Ibrahim durch sein Rabenpaar als Ausbund eines lasterhaften Menschen angeprangert wird.³⁴⁹ Die weiße Venus, die die Schwäne lenkt, und die schwarze Venus, die die Raben lenkt, ist die jeweilige Verkörperung der Liebestugend bzw. des Liebeslasters ihres Herrn.

Auch im Trauerspieltext bedient sich Lohenstein der emblematischen Eigenschaften von Rabe und Schwan, um Tugenden und Laster anschaulich zu machen.³⁵⁰ Wenn der „reinen Liebe Geist“ Leopold „mit Myrth- und Lorbern kränzt“, muß Ibrahim im „Unzucht-Dampf“ ersticken, weil er der Geilheit verfallen ist.³⁵¹ Ambre, das unschuldige Opfer Ibrahims, beklagt sich über die Nachtseite der Schönheit, weil diese solche Kreaturen wie Ibrahim an sich locke:

„Die Schönheit ist ein Aaß/ das Geyern meist gefället/

Picinelli, *Mundus Symbolicus*, s. v. 'corvus' (4, 22, S. 288 f.).

³⁴⁸ 'Unversehrter Glanz'.

Picinelli, *Mundus Symbolicus*, s. v. 'cygnus' (4, 25, S. 291 f.).

³⁴⁹ S. oben S. 310 mit Anm. 336.

³⁵⁰ Schwan:

Lohenstein, *Ibrahim Sultan*, T.T., 2, 74 („Und Schwanen fleckicht sind“);

Reyen 2, 653 („ein Schwanen-rein Gewissen“);

Reyen 3, 563 („Schwanen-reinen Wangen“)

Reyen 3, 603 f.

(„Die Jungfrau aber hier auf Erden/

Solln's Paradies Schwanen werden.“).

Rabe:

3, 295 („Du Raben-Vater du/ Welch Thier frißt seine Jungen?“);

3, 311 („Raben-Mutter“);

4,143 („Und Raben an sich lockt/ die Ehr und Zucht uns fressen“).

³⁵¹ Lohenstein, *Ibrahim Sultan*, Prolog 84 und 85.

Ein Aaß/ das stets Gestanck der Laster von sich haucht/
 Der Wollust giftigen Dampf statt süßen Balsams braucht/
 Und *Raben* an sich lockt/ die Ehr und Zucht uns fressen/
 Und ihren Geilheits-Koth schmiern auf ihr lüstern Essen.“³⁵²

Ibrahim ist ein solcher Rabe, doch die Schönheit Ambres wird ihm zum Verhängnis: sie bewirkt letztlich seinen Untergang. Auf dem Kupfertitel übernimmt diese Funktion, Ibrahim ins Verderben zu stürzen, eine andere Figur: Claudia.

„Ich bin des Höchsten Pfortnerin/
 Die Macht hat/ Hell und Sternen aufzuschlüsseln.“³⁵³

Der Doppelname der kaiserlichen Braut ist durch die allegorischen Figuren „Claudia“ und „Felicitas“ dargestellt. Die gekrönte „Claudia“ ist die Pfortnerin: sie schließt das Tor auf, durch welches Leopolds Wagen himmelwärts fährt, wo „Felicitas“ mit Paradies-Äpfeln, den Äpfeln der Hesperiden, wartet.³⁵⁴ Den Namen „Claudia“ leitet Lohenstein dabei für seine Zwecke von lat.: ‘claudere’ = ‘schließen’ ab.³⁵⁵ „Felicitas“ bedeutet lat. „Glückseligkeit“, und diese „Glückseligkeit“ ist dem kaiserlichen Brautpaar am Ende der Fahrt bestimmt.

Die Prädestination, die Lohenstein aus dem Doppelnamen der Braut herausliest, erläutert er im Widmungsbrief dann so:

„... weil diese glückselige CLAUDIA mit ihrem Nahmen die
 Geheimnisse aufschleust/ die das Verhängniß für so vielen
 Jahren in sein Geheimbuch von dieser Heyrath aufgeschrie-
 ben/ und den Vorschmack der güldnen Zeit verkündigt/ die

³⁵²Lohenstein, Ibrahim Sultan 4, 140–144. Hervorhebung nicht im Text.

³⁵³Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., Schlußreyen, 859 f.

³⁵⁴Cf.: „Komm Kind/ die Lust des Himmels zu genießen.

Nim diesen güldnen Apfel hin.

Geneuß diß edle Paradiß/

Das schon der keusche GOtt in Eden schauen liß.“

(Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., Schlußreyen, 861–864).

³⁵⁵‘Claudia’ ist aber nur ein gens-Name, ursprünglich von ‘claudere’ (= ‘hinken’) abgeleitet (Kaiser Claudius!).

die Nachwelt mit uns genüßen sol.“³⁵⁶

Diese Glückserwartung wird auf dem Kupfertitel in den Abbildungen von „Claudia“ und „Felicitas“ mit ihren Insignien Schlüssel und Äpfel der Hesperiden vorgestellt.

Das Tor, das Claudia öffnet, entläßt aber nicht nur Leopold in paradiesische Gefilde, sondern stürzt im selben Augenblick auch Ibrahim in den „Hellen-Schlund“.³⁵⁷ Das Tor birgt zwei Möglichkeiten des Lebens und der Liebe, und Claudia hält die Schlüssel für das Tor, das zur Zukunft führt, in der Hand. Claudia, als Erfüllungsgehilfin des „Verhängnisses“, belohnt die Protagonisten nach Verdienst und Würden. Ibrahim, weil er

„durch Brunst dem Teufel sich vermählet“, wird
„die Glutt zum Braut-Bett außerwählet“.³⁵⁸

Für die „reinen Seelen“ aber, das kaiserliche Paar, hat das „Verhängnüß“ nur „Guttes“ gesponnen.³⁵⁹ Das „Gutte“ besteht zuerst in Fruchtbarkeit: „Käyser-Früchte“ Österreich zu schenken, war die Aufgabe der kaiserlichen Braut, zumal da noch kein Thronerbe vorhanden war.³⁶⁰ Der Herrschaftsanspruch Österreichs in Europa konnte nur durch einen Erben für die Zukunft gesichert werden, und es schien höchste Zeit: nur noch „ein enig Zweig“ des österreichischen Hauses Habsburg, nämlich Leopold, war übrig.³⁶¹

³⁵⁶Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 100.

³⁵⁷Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., Schlußreyen 875.

³⁵⁸Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., Schlußreyen 905 f.

³⁵⁹Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., Schlußreyen 913 und 920.

³⁶⁰„Und ich seh Oesterreich bereit

Mit Käyser-Früchten fruchtbar stehn/

Mit Sonnen praln/ wofür die Monden untergehn.“

(Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., Schlußreyen, 928–30).

³⁶¹„Steht gleich ein enig Zweig nur noch“

(Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., Schlußreyen, 931).

Der spanischen Linie des Hauses Habsburg drohte durch die Kinderlosigkeit Karls II. das Erlöschen. Erbberechtigt war Leopold durch seine erste Gemahlin Margareta Theresia, die jüngere Tochter Philipps IV. von Spanien.

Leopold kann aber seinen Herrschaftsanspruch nur auf Dauer behaupten, wenn das Osmanische Reich untergeht. Diese politische Einsicht beweist Lohenstein im Schlußbreyen des ‘Ibrahim Sultan’.³⁶² Schon im Prolog ließ Lohenstein im selben Sinne prophezeien:

„Daß das Schwartz- und Mittel-Meer Wien und seinen Adler ehre;
Und Stambuldens Käyserthum Leopoldens Krone mehre.“³⁶³

Die Auseinandersetzung mit den Türken, bei der es um die Machtverteilung in Europa ging, sah Lohenstein kommen. Der späte Sieg des Prinzen Eugen auf dem Schlachtfeld von Zenta (1697) hat dann der Bedrohung Mitteleuropas durch die Türken ein Ende bereitet. Freilich kam „Stambuldens Käyserthum“ nie in Reichweite Leopolds.

In Prolog und Schlußbreyen und auf der Darstellung auf dem Kupfertitel wird die dynastische Realität (Hochzeit Leopolds mit Claudia Felicitas) zum Anlaß genommen, politischen Wunschvorstellungen (Weltherrschaft durch das Haus Habsburg) Raum zu geben. Mehr will Lohenstein auch mit seinem Trauerspiel nicht erreichen.

Wie aber können diese Wunschvorstellungen realisiert werden? Darauf gibt der Widmungsbrief Antwort.

3.3.3 DER WIDMUNGSBRIEF

Lohensteins vier Folio-Seiten füllender Widmungsbrief, der mit „Zuschrift“ bezeichnet ist, setzt in dem Bereich ein, der auf dem Kupfertitel ausgespart ist: auf Erden. Nach Paradies und Hölle auf dem Titelbild wird nun der Machtbereich von Lohensteins Adressaten, Kaiser Leopold, im Widmungsbrief benannt: der „Erdbo-

³⁶²S. die vorige Anmerkung.

³⁶³Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., Prolog, 81 f.

den“.³⁶⁴

„Tugend und Glückseligkeit sind die zwey Angel-Sterne
[= Polarsterne] des Erdbodens“,

hebt der Widmungsbrief an.

„Wer diese zwey grosse Weltgestirne mit einander verein-
bart/ reichert mit der einen Hand biß an das Ende des Mit-
tags/ mit der andern biß zu der eusersten Nord-Spitze. Er
behauptet die Herrschaft der Welt/ und übermeistert die Ge-
setze der Natur.“³⁶⁵

Nichts geringeres als Weltherrschaft sei demjenigen bestimmt, der als anderer Atlas die beiden irdischen Pole im Süden und Norden umfasse. Leopold — gemäß seiner Devise „*imperat orbi*“ — habe Anspruch auf ein Reich, so verkündet Lohenstein im Schlußreyn der 'Cleopatra', in dem die Sonne nicht untergehe.³⁶⁶ Im Schlußreyn der 'Sophonisbe' wird dem „Stärcksten“, „der den Welt-Kreiß überwunden“, der „güldne Siegs-Krantz“, den das „Verhängnüs“ mit „Stahl und Diamant“ an den Himmel angebunden hat, versprochen.³⁶⁷ Stärker als die vier konkurrierenden Monarchien erweist sich dann Österreich.³⁶⁸

³⁶⁴Just merkt an, daß weder die Höllen- noch die Himmelfahrt auf dem Kupfertitel religiös gedeutet werden dürfen.

„Vielmehr wird Ibrahim als sittlich minderwertiger und untüchtiger Fürst verdammt . . . Dementsprechend ist auch die „Himmelfahrt“ Leopolds keine christliche Apotheose. Nicht als gläubiger Christ, sondern als vorbildlicher Mensch und Politiker wird der Kaiser erhöht.“

(Just, Die Trauerspiele Lohensteins, S. 119).

³⁶⁵Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 100.

³⁶⁶„Die itzge Welt ist ihm zu klein/
Es wird noch eine Welt entstehen/
Ihm wird die Sonn nicht untergehen/
Und Thule wird nicht mehr der Erde Gräntzstein sein.“

(Lohenstein, Cleopatra, A.T., Schlußreyn 839–842).

(Lohenstein, Cleopatra, A.T., Schlußreyn 839–842).

Cf. zu 840: „schau eine neue Welt sich zeigen!“ (Lohenstein, Sophonisbe, A.T., Schlußreyn 680).

³⁶⁷Lohenstein, Sophonisbe, A.T., Schlußreyn 619 ff.

³⁶⁸Das assyrische Reich, das persische Reich, das griechische Reich und das römische Reich.

„Der ist ein Herr der Welt zu heissen/
Für dem wir alle viere knien.
Nimm/ Oesterreich/ den Siegs-Krantz hin.
Dein Stamm wird ewig uns stehn für.“³⁶⁹

Leopold komme die „Herrschaft der Welt“ zu, weil er an der Spitze Österreichs stehe, das als legitimer Nachfolger das Erbe des Römischen Reichs angetreten habe.³⁷⁰ Aber nicht nur die alte Welt werde ihm zu Füßen liegen, so läßt Lohenstein vorhersagen, sondern auch die neue Welt, „der dritte Welt-Kreiß“ im Süden und „neue Inseln“, zu denen das von Columbus entdeckte Amerika zählt.³⁷¹ Die „Oesterreichische Hoheit“ sei wie folgt gekennzeichnet: sie sei

„dieselbe Hoheit/ Macht und weite Herrschafft/ für welche
der Himmel keinen Endigungs-Zirckel/ die Erde keine Gränzen hat.“³⁷²

Cf. die Prophetie Daniels von den vier Weltreichen, die Lohenstein in seinen Anmerkungen zitiert (Anm. Sophonisbe A.T., 5, V. 632, 633, S. 409).

³⁶⁹Lohenstein, Sophonisbe, A.T., Schlußreyen 686–689.

³⁷⁰Das „Verhängnis“ prophezeit:

„Mein fernes Auge siehet schon
Den Oesterreichschen Stamm besteigen
Mit grösserm Glantz der Römer Thron.“

(Lohenstein, Sophonisbe, A.T., Schlußreyen, 677–679).

³⁷¹„Nach deinen [= Österreichs] Häuptern werden wir
Viel neuer Inseln nennen müssen.

Ja es wird noch in Sud sich dir
Der dritte Welt-Kreiß thun herfür.“

(Lohenstein, Sophonisbe, A.T., Schlußreyen, 691–694, Schlußverse!).

Cf. Schlußreyen Cleopatra, s. oben Anm. 366.

„Dis/ was Columb und Magellan/
Der andre Tiphys/ wird entdecken/
Wie ferne sich zwey Indien erstrecken/
Wird unsers Caesars Hauß fußfällig beten an.“

(Lohenstein, Cleopatra, A.T., Schlußreyen 843–846).

Lohenstein nennt Amerika auch „neu erfundene Welt“
(Anm. Cleopatra 5, 840 ff., A.T., S. 207).

³⁷²Zitat Lohensteins aus dem Französischen des „Mons. de Silhon“ [= Jean de Silhon] in seinem „Ministre d’Estat livr. 3 disc. 4“, Anm. Cleopatra 5, 840 ff. A.T., S. 207.

Was macht Leopold aber fähig, eine solche Weltherrschaft anzutreten und zu behaupten? Lohenstein antwortet auf diese Frage im Widmungsbrief mit zwei Begriffen: „Tugend“ und „Glückseligkeit“.

VIRTUS UND FELICITAS

Die Wahl seines Begriffspaars „Tugend“ und „Glückseligkeit“ begründet Lohenstein durch die Namen des kaiserlichen Brautpaars:

„Die erstere wird unter dem Sinnenbilde des Löwen/ von *Ew. Käyser- und Königl. Majest.* die andere durch den Nahmen dero *Allerdurchlauchtigsten Gemahlin* fürgebildet“.³⁷³

Lat. „LEO“ = „Löwe“, lat. „FELICITAS“ = „Glückseligkeit“ — diese sprechenden Namen bieten sich zur Auslegung geradezu an. Nicht nur Freude am Spiel, wie sie sich auch in den Anagrammen zeigt, machte die Namensauslegungen im 17. Jahrhundert so beliebt, sondern auch die Überzeugung,

„Daß in denen Nahmen offters verborgene Geheimnisse stecken“.³⁷⁴

„Und derogestalt die göttliche Versehung [= Vorsehung] ihre geheime Weissagungen durch die klaren Buchstaben so deutlicher Nahmen entziffern wolte.“³⁷⁵

Auf der Spur dieser Geheimnisse, die in den Namen seiner Adressaten verborgen liegen, hat Lohenstein eine Eingebung: „Tugend“ und „Glückseligkeit“ heißt seine Übersetzung von „Virtus“ und „Fortuna“. „Virtus“ und „Fortuna“ aber werden in einem bekannten Emblem, auf dem dargestellt ist, wie Fortuna und Virtus einem Fürsten die Krone reichen, zu Attributen des Herrschers. Dieses Emblem bedeutet: „Königliche Macht beruht auf Glück

³⁷³Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 100.

³⁷⁴Lohenstein, Ibrahim Sultan [...] und andere Poetische Gedichte, 1701, Lebens-Lauff, S. [3].

³⁷⁵Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 100.

und Tugend.“³⁷⁶ Ebendies meinen die ersten beiden oben zitierten Sätze des Widmungsbriefs.

Die Vereinigung von „Glück“ und „Tugend“, auf Ciceros Formel „Virtute duce, comite fortuna“ zurückgehend, ist eine höchstes Glück verheißende Konstellation, die fast unüberwindlich ist.³⁷⁷

„Da aber kann kein Anschlag fehn/
Wo Tugend und Gelück einander sich vermähln“.³⁷⁸

So liest Lohenstein aus der Vermählung Leopolds und Claudia Felicitas' („*Glückseeligkeit ists Löwen Braut*“) die emblematische Bestätigung heraus.³⁷⁹ Dem, „dem sich Glück und Tugend stets vermählet“, winkte, wie Lohenstein in der 'Cleopatra' am Beispiel Alexanders des Großen zeigt, nach seinem Tode der Nachruhm.³⁸⁰ Leopold hat, indem er Fortuna/ Felicitas zur Braut wählte, zu seiner Tugend das Glück gesellt: aus „Virtuti fortuna comes“ des

³⁷⁶Emblem Nr. 68 aus La Perriere, Guillaume de, La Morosophie (1553), Henkel und Schöne, Emblemata, VII, Sp. 1802.

³⁷⁷Cicero, Ad familiares, 10, 3 (ad Plancum).

Cf. dazu Kirchner, Fortuna in Dichtung und Emblematik, S. 12.

³⁷⁸Lohenstein, Schlußbreyen Ibrahim Sultan, 923 f.

Auch bei Gryphius bedeutet die Verbindung von „Glück“ und „Tugend“ höchste Steigerung des Adressatenlobs:

„HEld/ den die Tapfferkeit/ Held den die Kunst zu kriegen/
Der treffliche Verstand/ des alten Hauses Pracht/
Und das verknüpfte Glück mit Tugend/ herrlich macht“,

beginnt das Sonett „An einen höchstberühmten Feldherrn/ bey Überreichung des Carl Stuards“ (1650). (Gemeint war damit wohl der Brandenburger Kurfürst Friedrich Wilhelm).

Dieses handschriftliche Widmungsgedicht hat ein Überreichungsexemplar des 'Carolus Stuardus' begleitet.

(Gryphius, Sonette 1698, GA 1, S. 118).

³⁷⁹Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., Schlußbreyen 922.

³⁸⁰„Last uns den/ dem sich Glück und Tugend stets vermählet/

Dem eine neue Welt zu zwingen hat gefehlet/
Den/ dessen grossen Geist der Erden-Kreiß nicht schloß/
Im engen Sarche sehn. Macht Ertzt und Riegel loß.

Hier ligt der grosse Held/ von dem August muß lernen:
Der Leib vergeh in Asch/ der Geist steig an die Sternen“.
(Lohenstein, Cleopatra, A.T., 5, 743–748).

Alciatus wird so „Virtuti Felicitas comes“.³⁸¹

„Glück“ alias „Glückseligkeit“ begleitet fortan den Herrscher — und diesem Umstand wird schon im Titel des 'Ibrahim Sultan' („Schauspiel auf die *glücklichste* Vermählung“) und auch im Prolog Rechnung getragen. Der Herrschaftsbereich Leopolds, Österreich, heißt hier: „Glückseligs Land! Glückselger Fluß!“ (57), „Glückseliges Reich, glückselige Stadt!“ (65).

Der Name der Braut, Felicitas = Glückseligkeit, („der Löwe weiht/ Sich der GLÜCKSELIGKEIT“) ist schon die zureichende Erklärung für die Verwendung des Adjektivs „glücklich“ an diesen Stellen.³⁸² An einen paradiesischen Weltzustand ist dabei *nicht* zu denken.³⁸³ „diese glückselige CLAUDIA“ verkündige zwar „den Vorschmack der güldnen Zeit“ „die die Nachwelt mit uns genießen sol“. ³⁸⁴ Die „güldne Zeit“ selbst ist aber hiermit nicht heraufbeschworen, noch soll sie für die Zukunft angesagt werden.³⁸⁵

³⁸¹ Alciatus, Emblematum Libellus, XVIII, ND S. 52.

³⁸² Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., Prolog, 94 f.

³⁸³ S. Spellerberg, Zur Sophonisbe, S. 248.

³⁸⁴ Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 100.

³⁸⁵ Die „güldne Zeit“ in der 'Sophonisbe' trägt ihr Eigenschaftswort von Jasons goldenem Vließ und ist daher als eine weitere Anspielung auf die Argonautensage zu verstehen:

„Es wird ein edler gülden Fluß
 Als Phasis hat/ der Strom Manzanar hegen.
 Der Jason/ der von Argos stieß/
 Wird selbst so denn sein güldnes Fluß anlegen
 Dem Löwen/ der/ O güldne Zeit!
 Dem güldnen wieder sich verfreyt.“
 (Lohenstein, Sophonisbe, A.T., Reyen 2, 539–544).
 Cf. dagegen Spellerberg, Zur Sophonisbe, S. 248.

Eine Rückbeziehung der „güldnen Zeit“ auf die griechische Mythologie ist wohl auch im Widmungsbrief gegeben. Den „Vorschmack der güldnen Zeit“ gewähren nämlich die goldenen Äpfel der Hesperiden, die ja aus dem Göttergarten an den Grenzen der Erde stammen.

(Cf. Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., Reyen 5, 861–864; cf. dazu auch die Abbildung dieser Äpfel auf dem Kupfertitel, s. oben S. 314 mit Anm. 354).

Die Kaiser Leopold zugeschriebene „Tugend“ wird im Widmungsbrief nicht näher definiert. Der Kontext (Löwen-Emblem und die Rede von der Weltherrschaft) macht deutlich, daß es sich um die Tugend des Herrschers handelt.³⁸⁶ Diese höchste Stufe der Tugend erklärt Saavedra in seinem „Symbolum“:

„Die tugend macht sich durch eine sonderbahre verborgene krafft beliebt und geehrt. Die Himmlische Elementen sindt solcher wegen ihrer vortreflichen volkommenheit gehorsam; ebener massen die menschen achten nur denjenigen der höchsten herrligkeit und herrschafft würdig/ welche alle andere in der gerechtigkeit/ und andern tugenden ubertreffen.“³⁸⁷

Auch für Lohenstein kann Herrschaft legitimerweise nur auf Tugend gegründet sein. Der Machthaber, der ohne Tugend ist — das krasseste Beispiel ist Ibrahim — muß untergehen, wie Lohenstein in seinen Trauerspielen demonstrativ vor Augen führt.

„Hoheit und Tugend wird Sternen-werts steigen/
Wann sich die Wollust zur Erde muß neigen.“³⁸⁸

³⁸⁶Der *Löwe* steht in der Emblematik für einen tapferen und klugen Fürsten (Picinelli: „Princeps fortis & prudens“).

(Picinelli, *Mundus Symbolicus*, 5, 393 s. v. ‘Leo’).

Diese Erscheinungsformen der „Tugend“ „unter dem Sinnenbilde des Löwen“ (Widmung, s. oben S. 319 mit Anm. 373) wird Lohenstein gemeint haben.

In einem Emblem La Perrieres werden Löwe und Fuchs an der Hand eines Fürsten vorgestellt. Hier heißt es von beiden:

„Der Löwe ist von Gestalt und Sinn stark und mächtig, edel, mutig und tapfer. Der Fuchs ist von Natur aus auf jedem Gebiet schlau und listig. Diesen beiden soll der Fürst ähnlich sein, will er zu Wasser und zu Land siegen.“

(Henkel und Schöne, *Emblemata IV*, Sp. 392).

Hier werden also die zwei Kardinaltugenden des Fürsten, Klugheit und Tapferkeit, auf zwei Tiere verteilt, während Picinelli beide schon im Löwen allein vereinigt sah.

³⁸⁷Saavedra Faxardo, *Abriss Eines Christlich-Politischen Printzens*, 1655, v. Tugend S. 146 (*Symbolum* 18).

³⁸⁸Lohenstein, *Cleopatra*, A.T., Reyen 2, 757 f.

Diese Sentenz Lohensteins, mit der sich im Übrigen das Geschehen auf dem Kupfertitel gut hätte kommentieren lassen, benennt die „verborgene kraft“ der Tugend ebenso wie den verderblichen Sog des Lasters. Wer herrschen will, muß dem Laster valet sagen, wie Herkules am Scheideweg. Tatsächlich tritt Herkules als Personifikation der Tugend bei Lohenstein auf.³⁸⁹

Als „Der Teutschen Hercules und Herr“ ist *Leopold* in der 'Sophonisbe' gefeiert worden.³⁹⁰ Hier preist Herkules selbst den, der kraft seiner Tugend herrscht:

„So hoch sitzt der/ der Löwen zwingt/
[...]
Der's Vaterland und Tugend schirmet.
Die Sternen werden seine Kron/
Die Welt sein Reich/ der Ruhm sein Thron.“³⁹¹

Tapferkeit und Gerechtigkeit werden mit Weltherrschaft und Nachruhm belohnt. Diese Lehre, deren Richtigkeit sich an Herkules erwiesen hat, gilt auch für Leopold/ Herkules: er ist „ein Herr der Welt zu heissen“.³⁹²

Im Rahmen der zeittypischen Herkules-Allegorien auf den Herrscher ist auch Lohensteins Analogie Herkules-Leopold zu sehen.³⁹³ In dieser Herrscherreihe ist „der grosse Alexander“ der Dritte im Bunde: er wird im Widmungsbrief zweimal genannt.³⁹⁴

³⁸⁹ „Tugend/ unter der Person des Hercules“, Lohenstein, Sophonisbe, Reyen 2, A.T., S. 291. Im Reyen zur 4. Abhandlung der 'Sophonisbe' wird die Wahl des Herkules zwischen „Wollust“ und „Tugend“ vorgestellt. Zum Schluß weicht Herkules, überwunden von einem stärkeren: Kaiser Leopold.

³⁹⁰ Lohenstein, Sophonisbe, A.T., Reyen 2, 535.

³⁹¹ Lohenstein, Sophonisbe, A.T., Reyen 4, 597–602.

³⁹² S. oben S. 318 f. mit Anm. 369.

³⁹³ „Herkules war für das Herrscherbild der Barockzeit Inbegriff der Virtus“.
(Reuther, Der Carlsberg bei Kassel, S. 58).

Leopold wurde auch in der bildenden Kunst als Herkules abgebildet: z. B. Leopold I. als siegreicher Herkules von Gerard Hoet.

Max Emanuel, Kurfürst, Katalog der Ausstellung 2, Nr. 66.

³⁹⁴ Lohenstein, Ibrahim Sultan, Widmungsbrief, S. 101, 47 f. und S. 102, 84 f.

Der Kupfertitel zum ‘Ibrahim Sultan’ zeigt, daß Leopolds Tugend auch darin bestehe, die rechte Art der Liebe gewählt zu haben („Custus Amor“). Damit verhält sich Leopold wie Herkules. Ein Emblem mit der Inscriptio „VIRTUTE DUCE“ bildet Herkules ab, wie er Amor bei der Hand nimmt. Das bedeutet: unter der Führung der Tugend (= Herkules) bringt die Liebe Ruhm.³⁹⁵ Herkules am Scheideweg, der im Reyen zur 4. Abhandlung der ‘Sophonisbe’ auftritt, hat „der Tugend Distel-Bahn“ zuerst betreten, Leopold wird ihm nachfolgen.³⁹⁶ Dabei wird er wie Herkules feststellen, daß dieser „Distelweg“ der Tugend zum „Thron der Ehren“ führt:

„Hier hänget die verwelckens-freye Krone“.³⁹⁷

Im Schlußreyn zur ‘Cleopatra’ repräsentiert Leopold allein die Tugend und wird in ihrem Zeichen gekrönt:

„Kommt/ Schwestern/ schätzt ihr Tugend werth/
Helfft sein gekröntes Haupt mit Palm- und Lorbern kränzen.“³⁹⁸

Aus der „Tugend unter der Person des Hercules“ ist die ‘Tugend unter der Person Leopolds’ geworden.³⁹⁹

Der Name „Hercules“ fällt im Widmungsbrief nur einmal, am Ende:

„Die Corinthier entschuldigten die Kühnheit ihres dem grossen Alexander angebothenen Bürgerrechts: sie hätten es vorhero niemanden/ als dem Hercules angetragen“.⁴⁰⁰

Der Verweis auf diese Alexander-Episode dient Lohenstein als Argument für die Kühnheit seiner Widmung an den Kaiser. Lohenstein gibt hier wieder, was Seneca in ‘de beneficiis’ über Alexander und die Korinther berichtet hat:

³⁹⁵Veen, *Amorum Emblemata*, S. 52 f.

³⁹⁶Lohenstein, *Sophonisbe*, A.T., Reyen 4, 584.

³⁹⁷Lohenstein, *Sophonisbe*, A.T., Reyen 4, 590.

³⁹⁸Lohenstein, *Cleopatra*, A.T., Schlußreyn 849 f.

³⁹⁹Lohenstein, *Sophonisbe*, A.T., Reyen 2, S. 291.

⁴⁰⁰Lohenstein, *Ibrahim Sultan*, 1673, *Widmung*, T.T., S. 102, 83-85.

Alexandro Macedoni, cum uictor Orientis animos supra humana tolleret, Corinthii per legatos gratulati sunt et ciuitate illum sua donauerunt. Cum risisset hoc Alexander officii genus, *unus* ex legatis: "Nulli" inquit "ciuitatem umquam dedimus alii quam tibi et Herculi".⁴⁰¹

Im Folgenden berichtet Seneca, daß Alexander daraufhin das Bürgerrecht gern angenommen habe, weil ihm die seltene Auszeichnung dieser Ehrung nun klar geworden war.⁴⁰²

Höchste Huldigung für den Kaiser bedeutet es, wenn Lohenstein ihn so in eine Reihe mit Alexander und Herkules stellt. Freilich ist Lohensteins eigenes Gewicht in diesem Kontext auch nicht gerade gering: Lohenstein tritt mit der Widmung, die er dem Kaiser übergibt, an die Stelle der Korinther, die das Bürgerrecht verleihen.

⁴⁰¹Seneca, De beneficiis 1, 13, 1 (Freundlicher Hinweis von Heinz Heinen, Trier).

„Alexander von Makedonien, zu einer Zeit, da er als Bezwiner des Orients Gedanken über menschliches Maß hinaus erhob, wünschten die Korinther durch eine Gesandtschaft Glück und beschenkten ihn mit dem Bürgerrecht. Als Alexander über diese Art von Ehrenbezeugung lachte, sagte einer von den Gesandten: 'Niemand anderem haben wir jemals das Bürgerrecht verliehen außer dir und Herakles'.“

(Seneca, Über die Wohltaten 1, 13, 1, übers. Rosenbach).

⁴⁰²„Libens accepit non dilutum honorem [...] non qui sibi ciuitatem darent, sed cui dedissent“.

(Seneca, De beneficiis 1, 13, 2).

„Gern nahm er eine nicht verwässerte Auszeichnung entgegen [...] weil er erwog, nicht *daß* sie ihm das Bürgerrecht verliehen, sondern *wem* sie es zuvor verliehen hatten.“

(Seneca, Über die Wohltaten 1, 13, 2, übers. Rosenbach).

„Quod uoles gratum esse, rarum effice“

(Seneca, De beneficiis 1, 14, 1)

„Soll ein Geschenk willkommen sein, laß es selten sein“ fordert Seneca ja auch von den Wohltaten insgesamt.

(Seneca, Über die Wohltaten 1, 14, 1, übers. Rosenbach). Der Hinweis auf Herkules konnte aber auch deshalb seine Wirkung auf Alexander kaum verfehlen, da er selbst väterlicherseits von Herkules abstammen soll, wie Plutarch erzählt.

Auch in der Widmung der ‘Sophonisbe’ bringt Lohenstein diese Alexander-Anekdote ins Spiel:

„Seitdem ihm [= Nesselrode] Schlesien vergnügter / als Corinth

Alciden [= Herkules] hat das Recht der Bürger angetragen.“⁴⁰³

Zigler und Kliphausen scheut sich nicht, diesen — ihm sicher durch Lohenstein geläufigen — Alexander-Korinther-Vergleich für seine eigene Verswidmung (datiert 1688) zu verwenden.⁴⁰⁴

Leopolds Tugend ist im Widmungsbrief in der Tat herkulischer Natur:

„Er behauptet die Herrschaft der Welt / und übermeistert die Gesetze der Natur.“⁴⁰⁵

Freilich,

„Atlas und Alcides [= Herkules] weiß einen Welt-Ball nur zu tragen“.⁴⁰⁶

⁴⁰³Lohenstein, *Sophonisbe*, Widmung, A.T., 13 f.

Nicht nur der Herrscher, auch Nesselrode ist würdig, mit Herkules verglichen zu werden!

⁴⁰⁴„Corinth’ entschuldiget den wohlgemeynten schluß,

Philippi grossen sohn, als bürger aufzunehmen;

Mit diesem: daß sie nie erwehtes bürger-recht,

Als nur dem Hercules, jemanden angetragen.“

Ziglers Widmung ist an Johann Georg III., den Kurfürsten von Sachsen, gerichtet.

(Zigler und Kliphausen, *Asiatische Banise*, 1707, ND, Widmung S. 6.)

In der folgenden Vorrede macht Zigler überdies seinen Leser auf Lohensteins hohen Stil im ‘Arminius’ aufmerksam:

„Solte aber dem geehrten Leser die vollkommenheit Deutscher sprache zu sehen belieben, so wird ehestens der unvergleichliche *Arminius* nebst seiner Durchlauchtigsten *Thusnelda* des weit berühmten und vortrefflichen Daniel Caspar von Lohensteins sein verlangen sattsam stillen.“

(Zigler und Kliphausen, *Asiatische Banise*, 1707, ND, Vorrede, S. 8 f.)

⁴⁰⁵Lohenstein, *Ibrahim Sultan*, 1673, Widmung, T.T., S. 100.

⁴⁰⁶Lohenstein, *Sophonisbe*, A.T., 5, 161 (Didons Geist).

Damit spielt Lohenstein auf die 12. Arbeit des Herkules an, in der er beauftragt wurde, die goldenen Äpfel der Hesperiden (cf. Lohenstein, *Ibrahim*

Leopold dagegen wird so groß werden, daß ihm

„... ein allzu enges Ziel
Alcidens Seele werden wil.“⁴⁰⁷

Die Entdeckung einer „neue[n] Welt“ führt Leopold über die Grenzen der damals bekannten Welt, die durch die 'Säulen des Herkules' markiert sind, hinaus.⁴⁰⁸ Das „Non plus ultra“ des Herkules ist für Leopold außer Kraft gesetzt.⁴⁰⁹ Garant für die grenzüberwindende Macht Österreichs ist Leopolds Tugend. Leopold ist derjenige Herrscher, „der dem August es gleiche thut“.⁴¹⁰ Denn er ist durch seine Tugend über jeden Vergleich erhaben und übertrifft darin sogar Herkules.⁴¹¹ Auch Antonius in der 'Cleopatra', dem sich sonst „Glück und Tugend stets vermählet“, hält einem Vergleich mit Leopold nicht stand: „Dem eine neue Welt zu zwingen hat gefehlet“, sagt Lohenstein diesem Antonius nach.⁴¹² Gerade dieser 'Fehler' ist ja Leopolds Verdienst.

VERHÄNGNIS UND FORTUNA

Nach Lohensteins Vorstellung sind „des Himmels Schlüsse“

„In des Verhängnißes gestirntes Buch geschrieben“.⁴¹³

Sultan, T.T., Schlußreyen 861–864) zu holen. Damit Atlas sie für Herkules pflücken konnte, mußte Herkules so lange das Himmelsgewölbe des Atlas tragen, was ihm mit Hilfe Athenes auch gelang.

Der zweite Satz des Widmungsbriefs scheint auf diesen Atlas/Herkules – Mythos anzuspielen.

S. oben S. 317 mit Anm. 365.

⁴⁰⁷Lohenstein, Sophonisbe, A.T., Schlußreyen, 681 f.

⁴⁰⁸„Schau eine neue Welt sich zeigen!“

(Lohenstein, Sophonisbe, A.T., Schlußreyen, 680).

⁴⁰⁹„Bis hierher und nicht weiter“,

cf. Emblem „Säulen des Herkules“ des Soto, Henkel und Schöne, Emblemata V, Sp. 1199.

⁴¹⁰Lohenstein, Cleopatra, A.T., Schlußreyen, 838.

⁴¹¹Lohenstein, Sophonisbe, A.T., Reyen 4.

⁴¹²Lohenstein, Cleopatra, A.T., 5, 743 f.

⁴¹³Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 4, 103.

Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 5, 770.

Auch in der Widmung verleiht er diesem Gedanken Ausdruck: „diese glückselige CLAUDIA“, so schreibt er hier, schließe „mit ihrem Nahmen die Geheimnisse“ auf,

„die das Verhängniß für so vielen Jahren in sein Geheimbuch von dieser Heyrath aufgeschrieben“. ⁴¹⁴

Welcher Natur diese „Geheimnisse“ seien, darüber gibt Lohenstein dann im Schlußbreyen Auskunft:

„... kommt und schaut/
Was das Verhängnüß Guttus hat gesponnen
Für Oesterreichs gekrönete zwey Sonnen.“ ⁴¹⁵

Das „gestirnte Buch“ oder „Geheimbuch des Verhängnisses“ ist der Himmel, dessen Gestirne den göttlichen Willen verkünden.

„Ihr Sterne ihr/ in die GOtt hat geschrieben/
Das Heil der Welt/ den Lauf der Zeit/
Was Länder sol erfreuen und betrüben/
Entziffert mir die Heimlichkeit!“ ⁴¹⁶

So redet Lohenstein die Sterne in seinem „Zuruff“ zur Hochzeit Kaiser Leopolds und Claudia Felicitas' an. Das den Menschen sonst verborgene Verhängnis (= Fatum) kann also durch „supranaturale Illumination“ eingesehen werden. ⁴¹⁷ Wer die Vorzeichen am Himmel recht zu deuten weiß, dem bleibt bei günstiger Konstellation nur noch zu wünschen:

„Der Himmel gebe/ was er zeigt!“ ⁴¹⁸

⁴¹⁴Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 100.

⁴¹⁵Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., Schlußbreyen, 919–921.

⁴¹⁶Lohenstein, Blumen, 1680, Rosen S. 9, Zuruff.

⁴¹⁷S. Spellerberg, Verhängnis und Geschichte, S. 122 mit Anm. 290.

Spellerberg führt als Beispiele für die „supranaturale Illumination“ noch die Wahrsagung durch Didos Geist in der ‚Sophonisbe‘ und die Verse der Sibylla von Cuma in der ‚Epicharis‘ an:

„Denn das Verhängnis schleußt nichts so geheimes nicht/
Es bringt die Weißheit es/ eh es geschicht/ ans Licht.“

(Lohenstein, Epicharis, R.T., Reyen 4, 681 f.).

⁴¹⁸Lohenstein, Ibrahim Sultan, Prolog, 80.

Von der Allgewalt des Verhängnisses erzählt auch der Reyen zur 2. Abhandlung der 'Epicharis', in dem das Verhängnis über Glück, Klugheit und Zeit triumphiert. Das „Verhängnis“ spricht:

„Die Sternen selber sind nur Zeuger meiner Macht
 Mein mehr als stählern Arm/ die Richtschnur aller Zeit.
 Kein Mast wird an den Port/ kein Pfeil ans Ziel gebracht/
 Dem das Verhängnis nicht Wind/ Flug/ und Gunst verleiht.“⁴¹⁹

Das Verhängnis, das der Welt die Satzung schreibt, ist von Gott gewollt.⁴²⁰ Die „göttliche Versehung“ [= Vorsehung, providentia], hat es vorherbestimmt. Beide Begriffe werden von Lohenstein im 'Arminius' nebeneinander gebraucht, in den Trauerspielen erscheint aber nur das „Verhängnis“.⁴²¹ Im Widmungsbrief zum 'Ibrahim Sultan' werden wieder beide Begriffe in fast identischer Funktion verwendet: sowohl die „göttliche Versehung“ (Z. 20) als auch das „Verhängnis“ (Z. 32) geben ihre Geheimbotschaften dem Kundigen preis, und zwar in beiden Fällen durch die „Nahmen“ der Betroffenen.⁴²²

Neben den Sternen können auch die Namen zu 'Zeigern' göttlicher Botschaften werden, sowohl in ihrer Bedeutung („Felicitas“) als auch im Spiel mit deutscher und lateinischer Version (Leo = Löwe und „Leopold“).

„Dis/ was der *Grossen Kayserin* [= Claudia Felicitas]

⁴¹⁹Lohenstein, Epicharis, Reyen 2, 509–512.

⁴²⁰Das „Verhängnis“ spricht:

„Eh als Rom war/ eh als die Tiber floß/
 Eh Glück und Zeit und Klugheit trieb ihr Spiel/
 Schrieb ich der Welt schon Satzung . . . “
 (Lohenstein, Epicharis, Reyen 2, 577–579).

„Alles Geschehen in der Welt wurde in seinen Bedingungen und Ergebnissen so von Gott in seiner 'Versehung' gewollt und ist im 'Verhängnis' als der 'Satzung' der Welt manifest geworden.“

(Spellerberg, Verhängnis und Geschichte, S. 118).

⁴²¹S. Spellerberg, Verhängnis und Geschichte, S. 120.

⁴²²Cf. oben S. 319 mit Anm. 375.

Geburts-Stern und ihr Nahme selbst bringt mitte“, wird sich, stellt sich das Verhängnis nicht entgegen, unfehlbar erfüllen.⁴²³ Als Sternbild *Claudia Felicitas*’ nennt Lohenstein in diesem Gedicht die „Jungfrau“.

„Des Löwen und der Jungfrau Himmels-Flammen
Schau’ ich für allen Sternen pral’n.“⁴²⁴

Weitere Formen göttlicher Offenbarung des menschlichen Fatums (äußere Name und Sterne) sind Sinnbilder und Träume.⁴²⁵ Auf beide wird in diesem Widmungsbrief verwiesen: die „Tugend“ erschien unter „dem Sinnenbilde des Löwen“ und vom wahr-„träumenden Galba“ wird noch zu sprechen sein.⁴²⁶

Wie steht nun das Verhängnis, dessen Arm „Erd und Himmel hält“, zu *Fortuna*?⁴²⁷ Aus dem ersten Reyen der ‘*Cleopatra*’, in dem *Fortuna* die Herrschaft über die Welt zugesprochen wird, gehe — so Spellerberg — hervor, daß *Fortuna* „das in Erscheinung tre-

⁴²³Lohenstein, *Blumen*, 1680, Rosen S. 12, Zuruff.

Ebenso heiß es in der ‘*Cleopatra*’:

„... Auch ist nicht zu vermeiden/

Was die Geburts-Gestirn’ und Götter uns bescheiden.“

(5, 171 f.).

⁴²⁴Lohenstein, *Blumen*, 1680, Rosen S. 9, Zuruff.

Diese Zuordnung Lohensteins kann sich freilich nicht auf die herkömmliche Astrologie stützen: weder ist *Claudia Felicitas*, geb. 20. Mai, ‘Jungfrau’, noch Leopold, geb. 9. Juni, ‘Löwe’. Das Sternbild ‘Löwe’ ist für Leopold vielmehr wegen der Namensanalogie und der dem Löwen zugeschriebenen Herrschertugend zuständig, und die ‘Jungfrau’ für *Claudia Felicitas* wegen ihrer Nachbarschaft zum Sternbild des Löwen.

(Cf. Picinelli, *Mundus Symbolicus, Signa Zodiaci*, Leo mit dem Lemma: ‘DOMINATUR ET ASTRIS’ = ‘Regiert auch über die Gestirne’, 1, 12, S. 57).

Im Zodiakus beschützt der Löwe das benachbarte Sternbild der Jungfrau, die auch mit *Maria* identifiziert wird. (Cf. Seelig, *Aspekte des Herrscherlobs*, Max Emanuel, Kurfürst, 1, S. 7). Unter diesem Gesichtspunkt hat Lohenstein die ‘Jungfrau’ *Claudia Felicitas* zugeordnet.

⁴²⁵Cf. Kirchner, *Fortuna*, S. 36.

⁴²⁶S. oben S. 319 mit Anm. 373.

S. unten S. 348 f.

⁴²⁷Lohenstein, *Sophonisbe*, A.T., Schlußreyen 621.

tende und damit erfahrbare Verhängnis“ sei, seine „Erscheinungsform“. ⁴²⁸ In Fortuna (= dem „Glücke“), „der grossen Tochter des ewigen Verhängnisses“ ist das Verhängnis selbst gegenwärtig. ⁴²⁹ Fortuna ist daher für Lohenstein keineswegs „blind“: ⁴³⁰

„Nein nein! geirrt! die Göttin theilt die Gaben
Mit Wolbedacht/ meist auch nach Würden auß.
Sie hat gewust/ was ich und du sol haben/
Eh Sonn und Mond umblief das Sternen-Haus.“ ⁴³¹

Fortuna offenbart sich dem Wissenden nicht als blinder Zufall, sondern als das auf Erden erscheinende göttliche Verhängnis. Erato im 'Arminius' formuliert das Verhältnis von Fortuna und Fatum so: „alle Klugen/ welche iemahls das Glücke als was göttliches angebetet“ hätten geglaubt,

„daß eben diß/ was auf der Erde das Glücke heist/ im Himmel das Verhängniß oder die göttliche Versehung genennt werde“. ⁴³²

Dies ist auch die Beschreibung der Fortuna – Verhängnis-Konstellation im Widmungsbrief. „Tugend“ und „Glückseligkeit“ werden hier ja „die zwey Angel-Sterne des Erdbodens“ genannt, während das „Verhängniß“ als „göttliche Versehung“ vom Himmel kommt. ⁴³³

Der Fürst, der auf Erden mit Glück und Tugend herrscht, kann dies nur, solange er sich mit dem Verhängnis, das im Himmel beschlossen wurde, im Einklang befindet. Die göttliche Leitung, die das Verhängnis regiert, bestimmt auch die Handlungsweise des Fürsten. Sei der Fürst auch „das Haupt der Welt“ — „Er

⁴²⁸Spellerberg, Verhängnis und Geschichte, S. 46.

⁴²⁹Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, S. 275b. Cf. Spellerberg, Verhängnis und Geschichte, S. 46.

⁴³⁰Nur „Die Thorheit pflägt das Glücke blind zu nennen“.

(Lohenstein, Cleopatra, A.T., Reyen 1, 1077).

⁴³¹Lohenstein, Cleopatra, A.T., Reyen 1, 1081–84.

⁴³²Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, S. 297b.

⁴³³Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 100, 20 und 32.

behauptet die Herrschaft der Welt“, heißt es im Widmungsbrief — der Himmel über ihm schreibt die Gesetze.⁴³⁴ Der Himmel sieht zu beim großen Welttheater, in dessen Zentrum der Fürst handelt.

„Ich überliefern Fußfällig ein Schauspiel/ nicht so wohl/ weil die gantze Welt einen Schauplatz/ die Menschen die Spielenden/ ihr Leben das Spiel/ der Himmel den urtheilenden Zuschauer fürstellet“.⁴³⁵

In dieser *Theatrum*-Metapher, mit der Lohenstein hier seine Widmung zu rechtfertigen sucht, wird wieder auf die Dimension des Himmels verwiesen. Lohensteins Wiederaufnahme des alten Motivs vom ‘*Theatrum universum*’ bezieht sich unverkennbar auf ein programmatisches Emblem zu Boissard’s „*Theatrum vitae humanae*“ (1596).⁴³⁶ Hier schwebt über den Sitzreihen des menschlichen Publikums, durch einen Wolkenkranz getrennt, die Galerie der himmlischen Zuschauer. Sie gruppieren sich um das Tetragramm, das für das heilige Wesen Gottes steht. Im Text des Emblems wird mehrmals auf die Providenz verwiesen, die den Leitgedanken dieses Emblems vorstellt.⁴³⁷

Die Menschheitsgeschichte verläuft nach den Regeln der göttlichen Dramaturgie — Fürst und Fortuna müssen sich danach richten.⁴³⁸ Der Übergang vom ‘*Theatrum Fortunae*’ zum ‘*Theatrum Providentiae*’ scheint hiermit vollzogen.⁴³⁹ Glück und Unglück ist Teil der göttlichen Weltordnung, des Verhängnisses. Einen Ausschnitt aus dieser göttlichen Weltordnung zeigt der Dichter im Roman oder im Schauspiel. Dabei kann der Dichter, indem er das Verhängnis darstellt, zum Interpreten Gottes werden. „Was

⁴³⁴Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 4, 434.

Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 100.

⁴³⁵Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 101.

⁴³⁶Cf. Kirchner, Fortuna, S. 129 f.

⁴³⁷Cf. zu dieser Beschreibung: Kirchner, Fortuna, S. 130.

⁴³⁸Cf. Kirchner, Fortuna, S. 129.

⁴³⁹In Johannes von Salisbury’s ‘*Policratius*’ (ed. 1639) wird „*Theatrum Mundi*“ zum „*Theatrum Fortunae*“.

S. Kirchner, Fortuna, S. 130.

das Verhängnüss“ „hat gesponnen“ wird Gegenstand dichterischer Darstellung.⁴⁴⁰

Die Providentia – Idee hat nach Birken sogar Eingang in die Theorie des Trauerspiels gefunden: danach wird am Ausgang des Trauerspiels das Walten göttlicher Providenz sichtbar.

„Die Schauspiele sind Spiegel des Menschlichen Lebens/ und ist allen Menschen nützlich/ sowol als das Historien-Lesen/ sich darinn zuweilen ersehen: damit man an den Ausgängen die Vorsicht/ an den Unglücksfällen die Gedult und Hoffnung/ an den Lastern dieselben hassen/ und an den Tugenden dieselben lieben und üben lerne“.⁴⁴¹

Das 17. Jahrhundert zieht die Parallele zwischen dem Verfahren des Romanautors und dem Wirken Gottes in der Geschichte — in beiden erweise sich eine weise Fügung und Lenkung, die am Schluß offenbar werde.⁴⁴² Dies gilt auch für das Verfahren Lohensteins, indem er im Trauerspiel den Geschichtsprozeß als vom Verhängnis determiniert darstellt.

Außer im Schlußreyn zum 'Ibrahim Sultan' geschieht dies auch in den Schlußreynen der Afrikanischen Trauerspiele 'Cleopatra' und 'Sophonisbe', in denen Kaiser Leopold ('Cleopatra') und Österreich ('Sophonisbe') als die vom Verhängnis bestimmten Erben des römischen Weltreichs gefeiert werden. Der „Schluß“ des Verhängnisses steht fest:

„Mein fernes Auge siehet schon
Den Oesterreichschen Stamm besteigen

⁴⁴⁰Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., Schlußreyn, 920.

⁴⁴¹Birken, Teutsche Rede-bind und Dicht-kunst, 1679, 2, 12, S. 339.

Cf. Kirchner, Fortuna, S. 134.

⁴⁴²S. Spellerberg, Verhängnis und Geschichte, S. 228.

Spellerberg verweist hier auf den Gedanken Leibnizens, der zwischen Gott und dem Romanschreiber eine Analogie herstellt:

„Und niemand ahmet unsern Herrn beßer nach als ein Erfinder von einem schönen Roman“, da es „eine von der Roman-Macher besten künsten“ sei, „alles in verwirrung fallen zu laßen, und dann unverhofft herauß zu wickeln.“
(Leibniz an Herzog Anton-Ulrich, 26. April 1713, hg. Bodemann, S. 233 f.)

Mit grösserm Glantz der Römer Thron.“⁴⁴³

Prophezeit wird dieser „Schluß“ durch den Mund des Dichters. *Er* ist es, dessen Auge in die Ferne „siehet“. Die Geheimnisse der göttlichen Vorsehung zu deuten und so offenbar zu machen — wie dies Lohenstein in seinem Widmungsbrief tut — versteht der Dichter als seine Aufgabe.⁴⁴⁴ Namen und Gestirne sind bevorzugte Sinnträger göttlicher Botschaften, die der Auslegung harren. Dabei können dem Dichter freilich auch Fehler unterlaufen.

Vor diesem Verhängnis-Hintergrund regiert Fortuna in der Welt und treibt ihr Spiel mit dem Menschen. *Wie* dies im Einzelnen geschieht, darüber verbreitet sich Lohenstein ausführlich in der Widmungsepistel zur ‘Sophonisbe’.⁴⁴⁵ So diesseitig wie Fortuna im Widmungsbrief zum ‘Ibrahim Sultan’ auch erscheinen mag, bestehen bleibt ihr Verweis auf die himmlischen Mächte. Der „Verhängnis-Drat“ kettet — Lohensteinisch gesagt — die irdische Fortuna an die Macht Gottes.⁴⁴⁶ Dadurch erhält erst das Glück, das dem Menschen als „... Erbärmlich Unbestand“ erscheint, seinen Sinn.⁴⁴⁷ Hermanns Preis im ‘Arminius’ auf das „allsehende Auge“ der „Göttlichen Versehung“ erklärt „Glück“ und „Unglück“, ja sogar

„Dinge/ welche die allerverwirresten Zufälle zu seyn scheinen/
nemlich die Ergiessungen der Regen/ den Blitz der donnernden
Wolcken/ Gewitter/ Schiffbruch und Erdbeben“,

zu Fügungen Gottes.⁴⁴⁸

⁴⁴³Lohenstein, *Sophonisbe*, A.T., *Schlußreyn*, 675, 677–679.

⁴⁴⁴Cf. Kirchner, *Fortuna*, S. 135.

⁴⁴⁵„Für allen aber ist der Mensch ein Spiel der Zeit.

Das Glücke spielt mit ihm/ und er mit allen Sachen.“

(Lohenstein, *Sophonisbe*, *Widmung*, 73 f., A.T., S. 246.).

⁴⁴⁶Lohenstein, *Sophonisbe*, A.T., *Schlußreyn*, 669.

⁴⁴⁷„Erbärmlich Unbestand

Des Glückes! das mit uns spielt/ als mit Wasserblasen.“

Lohenstein, *Sophonisbe*, A.T., 2, 2 f.

⁴⁴⁸Das Auge Gottes wacht auch über Boissards Emblem „Theatrum vitae humanae“, s. unten S. 20.

Wie aber kann der Fürst in der ungesicherten Fortuna-Welt bestehen? Nicht gegen das Verhängnis, und nicht allein aus eigener Kraft, gewiß — aber er besitzt doch eine Möglichkeit, sich im Diesseits zu bewähren: die „Tugend“. Mit diesem Wort beginnt der Widmungsbrief zum 'Ibrahim Sultan', und diese „Tugend“ wird hier als einer der beiden „Angel-Sterne des Erdbodens“ bezeichnet.

Kennzeichen des Angel- oder Polarsterns ist seine Unbeweglichkeit. Nach Zodiakus hat der Polarstern das Lemma: „IN MOTU IMMOBILIS“ und steht daher für „VIRTUS“.⁴⁴⁹ Der Unbeständigkeit der Welt steht „der unbewegliche Angelstern“ eines „tugendhaften Gemüthes“ gegenüber, also die Beständigkeit (constantia).⁴⁵⁰

Vom „Compaß der ewigen Versehung“ unmerklich geleitet, kann der dieser Tugend teilhaftige Mensch letzten Endes „nicht scheitern, noch eines Hafens fehlen“, weil er

„auf diesem Meer der Welt GOTT zu seinem Angel-Sterne/
sein Gewissen zur Magnet-Nadel hat.“⁴⁵¹

Absolute Beständigkeit im unbeständigen Welttreiben bedeutet die von Lohenstein mit dem „Angelstern“ ausgezeichnete Tugend: und sie kann sich auf Erden behaupten, weil sie letztlich von Gott herrührt.

Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, 1292 f., cf. Spellerberg, Verhängnis und Geschichte, S. 116 f.

⁴⁴⁹ „In der Bewegung unbeweglich“.

(Picinelli, *Mundus Symbolicus*, 383, S. 54).

⁴⁵⁰ Lohenstein, *Blumen*, 1680, Rosen S. 128 f., Vereinbarung der Sterne und der Gemüther.

„die helleuchtende Fackel ihrer Schönheit/ und der unbewegliche Angelstern ihres tugendhaften Gemüthes“, sagt Lohenstein hier, seien „die warhaftigen Sternen/ derer kräftige Zusammenstimung dir die Würckungen der Liebe einflösset“.

⁴⁵¹ Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, S. 1105b.

TUGEND UND VERHÄNGNIS

„Denn die Tugend alleine ist nur ein selbständiges Wesen/
alle andere Dinge sind Schatten oder nur Anhänglinge“,

sagt Lohenstein zu ihrem Lob in der Widmung zum ‘Gratian’.⁴⁵²

Das bedeutet:

„Die Tugend vergnüget sich selbst mit einem guten Gewissen/
die blinde Welt aber mit Erleuchtung verfinsterter Gemüther;
sie macht Lebende beliebt/ die Todten unsterblich.“⁴⁵³

Das sagt Lohenstein zu einem Fürsten, dem Erben des Piasten-throns, dem jungen Georg Wilhelm, bei dessen Regierungsantritt.⁴⁵⁴ Zur Erziehung dieses Fürsten erklärt Lohenstein in diesem Widmungsbrief zum ‘Gratian’ das Wesen der Tugend. In diesem Sinne ist das erste Wort der Widmung zum ‘Ibrahim Sultan’, „Tugend“, auch als Aufforderung an Kaiser Leopold zu lesen, sie zu üben.

Wie die Adressaten der Widmungen werden auch die Hauptpersonen der Trauerspiele durch ihre Beziehung zur Tugend charakterisiert.⁴⁵⁵ Die Lektion, die „Masanissa“ am Ende des Trauerspiels ‘Sophonisbe’ „lernen“ soll, lautet:

⁴⁵²Lohenstein, Gratian, 1675, Widmung, S. [21].

(Als Privatdruck ist der ‘Gratian’ schon 1672 erschienen, ein Jahr vor ‘Ibrahim Sultan’.)

Cf. zu dieser Beschreibung der Tugend durch Lohenstein die Herleitung dieses Begriffs durch *Joachim von Sandrart auf Stockau* (ein Freund Lohensteins, sein Metier war das Kupferstechen. Er fertigte auch Lohensteins Porträt vor der Sammelausgabe von 1685).

„Dann Cebes ist in der Meinung gewesen/ daß er mit vielen andern behauptet/ die Tugend sey allein mit sich selbst/ ob sie auch gleich aller andern Hülffe ermangle/ zum wol und glückseelig Leben aufs beste vergnügt“.

⁴⁵³Lohenstein, Gratian, 1675, Widmung, S. [21].

⁴⁵⁴Georg Wilhelm (1660–1675). 1672, als Lohenstein für ihn den ‘Gratian’ übersetzte, war erst 12 Jahre alt. 1676 widmet Lohenstein dann dessen Mutter, der Herzogin Luise, die Lobschrift auf den frühverstorbenen Georg Wilhelm.

⁴⁵⁵Und zwar positiv wie negativ.

„Die Tugend schwinge sich bis an das Dach der Sternen“. ⁴⁵⁶

Die Trauerspiele Lohensteins lehren alle, daß die Tugend, die der Welt „ein schön Beyspiel“ weisen soll, mit dem Tod nicht endet, sondern den Helden unsterblich macht. ⁴⁵⁷

„So/ wenn Epicharis schon längst wird seyn gestorben/
Wird sich die Nachwelt ihr zu einem Tempel weihn
Und ihr Gedächtnüs-Bild ein ewig Nahme seyn/
Und wenn man mich und dich wird auf den Schauplatz he-
ben/
Wird Nero nur durch Schmach/ ich durch die Tugend le-
ben.“ ⁴⁵⁸

Auch Sophonisbe in der 'Cleopatra' dient als Tugendexempel:

„Wo Sophonißbe nicht sol ihren Ruhm beschämen
Die in der Sterne Gold ihr Grabmahl eingetzt/
Als sie den Gifft-Kelch hat so freudig angesetzt“. ⁴⁵⁹

Sophonisbe erreicht den Rang einer paradigmatischen Figur erst durch ihren Freitod. ⁴⁶⁰ In ihm beweist sie die Tugend der 'constantia', die ihr im Leben fehlte. ⁴⁶¹ Ebendiesen Mut zeigt Cleopatra an ihrem Ende. Selbst der „Feind“ wird daher

„... ein Gedächtnüs-Bild
Noch ihrer Tugend baun. Ein rühmlich Tod verhüllt

Cf. unten S. 337 mit Anm. 458. S. unten S. 363 (3.3.4 Trauerspiel und Widmung).

⁴⁵⁶Lohenstein, Sophonisbe, A.T., 5, 597 f.

⁴⁵⁷Und zwar sowohl bei der „Vorwelt“ (Lohenstein, Sophonisbe, A.T., Widmung, 255 f.), als auch bei der „Nachwelt“ (Lohenstein, Sophonisbe, A.T., Widmung, 275).

⁴⁵⁸Lohenstein, Epicharis, R.T., 5, 728–732.

⁴⁵⁹Lohenstein, Cleopatra, A.T., 1, 1008 f.

⁴⁶⁰S. Schöne, Emblematisches und Drama, S. 119.

⁴⁶¹Lohenstein, Sophonisbe:

„Doch ein behertzter Tod lescht alle Flecken aus“.

(Lohenstein, Sophonisbe, A.T., 5, 323).

Sophonisbe, die in der Handlung des Trauerspiels die Unbeständigkeit verkörpert, beweist mit ihrem Freitod letztlich doch die Tugend der 'constantia'.

Des Lebens schlimmste Schuld/ vergöttert sterblich Wesen.“⁴⁶²

„... wer rühmlich stirbt/ der hat genug gelebt“,

so lauten auch die letzten Worte des Antonius in der ‘Cleopatra’.⁴⁶³ Daß Cleopatras Ende ein Paradigma der Tugend darstelle, darauf deutet schon das vorangestellte Motto aus Tacitus’ Historien hin:

„Moriendum victis, moriendum deditis: id solum referre, novissimum Spiritum per Ludibrium & Contumelias effundant, an per Virtutem.“⁴⁶⁴

Ein Unterschied zwischen Epicharis einerseits und Cleopatra/ Sophonisbe andererseits bleibt freilich bestehen: Epicharis beweist vom Anfang bis zum Ende ihre Tugend, Cleopatra und Sophonisbe erst durch ihr jeweiliges Ende. Das ist für Lohenstein keine Charakterfrage, sondern eine Folge der historischen Umstände, in denen sich die Handlung des Trauerspiels abspielt. Über der Geschichte waltet als oberste Instanz das Verhängnis.⁴⁶⁵ Die sich im Verhängnis behauptende Tugend wird zum Leitmotiv der Trauerspiele Lohensteins. Unterschiedlich ist, wieviel historischen Raum

⁴⁶²Lohenstein, *Cleopatra*, A.T., 5, 325–327.

Cf. auch die Worte des Augustus in der ‘Cleopatra’:

„Die Ehren-Maale sind der Tugend Sonnen-Strahlen.

Welch Unmensch äschert denn die Helden-Bilder ein?

Cleopatra wird stehn/ wenn Rom nicht Rom wird sein.“

(Lohenstein, *Cleopatra*, A.T., 5, 536–538).

Weiter heißt es an dieser Stelle von Cleopatra:

„Wie ihr behertzter Todt des Lebens Fleck’ abwäscht“

(Lohenstein, *Cleopatra*, A.T., 5, 541).

⁴⁶³Lohenstein, *Cleopatra*, A.T., 3, 612.

⁴⁶⁴Tacitus 1. 3 Hist. c. 66.

„Sterben müssen die Besiegten, sterben auch, die sich ergeben; allein darauf kommt es an, ob man den letzten Hauch unter Hohn und Schimpf von sich gibt oder unter dem Zeichen der Tugend“.

(Lohenstein, *Cleopatra*, A.T., S. 14).

⁴⁶⁵Cf. Spellerberg, *Verhängnis und Geschichte*, S. 145 ff. (Geschichtsprozeß als Explication der Verhängnisordnung).

die Tugend erhält, um sich zu bewähren; ob das Verhängnis zu leben oder zu sterben gebietet.⁴⁶⁶

Die Selbstbehauptung des Helden im Verhängnis geschieht im Trauerspiel mittels seiner Tugend. Dieses Tugendprinzip gilt auch für den 'Helden' der Widmung zum 'Ibrahim Sultan', den Adressaten Kaiser Leopold. In der Widmung ist nun — im Gegensatz zum Trauerspiel — das Schicksal des 'Helden' noch ungewiß, da Leopold ja noch auf dem Schauplatz der Geschichte handelt. Spielt das Trauerspiel in der Geschichte, so zielt die Widmung auf die politische Zukunft. Lohenstein will hier in der Widmung zeigen, daß er eine Verhängnisordnung, die erst in der Zukunft offenbar wird, zu erkennen vermag. Vorhersage und Wunsch sind daher dieser Widmung eigentümlich.

DIE FÜRSTENHOCHZEIT

Die Verhängnisordnung kann bewirken, daß Tugend und Glück vereint wird.⁴⁶⁷ Den Modellfall für ihre Vereinbarung stellt die Fürstenhochzeit dar: in ihr erfüllen sich Politik und Natur, da sie sowohl eine politisch-geschichtliche Handlung vorstelle, als auch durch die Liebe der kosmischen Naturordnung entspreche.⁴⁶⁸

⁴⁶⁶Sophonisbe muß sterben, wie Didos Geist prophezeit:

„Elende Sophonisb'! ich klage dein Verterben!
Dein Syphax trägt das Joch/ dich heists Verhängnüs sterben!“
(Lohenstein, Sophonisbe, A.T., 5, 111 f.).

Das Verhängnis wird so zur richtenden Instanz, cf. Tarot, Sophonisbe, Nachwort, S. 240.

⁴⁶⁷Dies ist *nicht* unbedingt ein Gegensatzpaar, wie Lohenstein im 'Arminius' den kriegerischen 'Sieg' behaupten läßt:

„Ich weiß: daß Glück' und Tugend Feinde sind/
Daß beyde sich als Spinnen hassen.“
(Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND, S. 508b).

Cf. auch Wucherpennig, Klugheit und Weltordnung, S. 181.

Die wahren Antagonisten von Tugend und Glück sind Laster und Unglück, die zum Untergang des Fürsten und seines Staatswesens führen.

Cf. unten S. 375 (3.3.5 Zur Funktion von Trauerspiel und Widmung).

⁴⁶⁸Cf. Wucherpennig, Klugheit und Weltordnung, S. 112.

Die Hochzeit des tugendhaften Herrschers trägt immer das Signum der Vorsehung; als einer, der durch Tugend würdig ist, vom Verhängnis geliebt zu werden, hat dieser Herrscher das Recht auf „Glück“ (und das will heißen: politisches Gelingen) erwirkt.⁴⁶⁹ Die Göttin des Sieges nämlich sagt im ‘Arminius’:

„Wo ich nun sol beständig kehren ein/
 Altar und Tempel mir erwehlen/
 Muß Tugend und Gelück Geschwister seyn/
 und dieses jener sich vermählen.
 Wo Tugend und Gelück in Rom nun Hochzeit hält/
 Werd’ ich ein Leit-Stern seyn, und mein Magnet die Welt.“⁴⁷⁰

Das gilt genauso für Leopold, der nicht in Rom wie Augustus, sondern in Wien zur Hochzeit von „Tugend“ und „Glückseligkeit“ schreitet.⁴⁷¹

Sichere Anzeichen, so verkündet Lohenstein in der Widmung, deuten auf die glückliche Wendung hin, die die österreichische Heirat für die betroffenen Völker bedeute. Was

„das Verhängniß für so vielen Jahren in sein Geheimbuch von dieser Heyrath aufgeschrieben“,

⁴⁶⁹ „Wen aber das Verhängnüß lieb gewinnt/
 Dem muß die Schlang’ ihr Gifft weglassen.“
 (Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND, S. 508b).
 Cf. Wucherpennig, Klugheit und Weltordnung, S. 182.

⁴⁷⁰ Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND, S. 508a.

⁴⁷¹ „Da aber kan kein Anschlag fehl’n/
 Wo Tugend und Gelück einander sich vermähl’n.“
 (Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., Schlußreyen, 923 f.).
 Cf. oben S. 320 (3.3.2 Bild und Bedeutung).

Leopold tut es also staatspolitisch „dem August es gleiche“ (Lohenstein, Cleopatra, A.T., Schlußreyen, 838), wenn er die Hochzeit von Tugend und Glück feiert.

Augustus feiert freilich eine allegorische Hochzeit —
 „Komm Eintracht! komm! vergrosser’ unsre Lust!
 Vermähle Tugend und Gelücke,
 Vermähle Fried’ und Krieg, Rom dem August.“
 (Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND, S. 510b.)
 — Leopold eine tatsächliche mit Claudia Felicitas.

verkündige gar „den Vorschmack der güldnen Zeit“, „die die Nachwelt mit uns genüßen sol.“⁴⁷²

„Vorschmack“ besagt aber nun gerade *nicht*, daß Lohenstein die Wiederkehr des goldenen Zeitalters als Folge der Habsburger Hochzeit erwartet hätte. Die 'goldene Zeit' ist ja ihrem Wesen nach ungeschichtlich, sie herrscht in der Poesie wie im Roman.⁴⁷³

Der „Vorschmack der güldnen Zeit“ ist hier als huldigende Hyperbel auf Leopold und Claudia in der Widmung zu verstehen.

So kehrt Lohenstein auch zur politischen Realität zurück, wenn er im nächsten Satz nur vorsichtig sagt, mit geschichtlichen Wir-

⁴⁷²Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 100.

S. oben S. 321 mit Anm. 384.

⁴⁷³Vor allem in der Schäferpoesie, deren Gegenstand die Liebe ist.

„Wir sind der güldnen Zeit ihr Bild“,

singen die Schäfer im 'Arminius'.

(Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND, S. 1434b).

Cf. Wucherpfnennig, Klugheit und Weltordnung, S. 111.

Im 'Arminius' wird über die Hochzeit von Herrmann und Thusnelda im 'Brautlied der Holdinnen', das stellenweise sehr an die Glückwünsche für Claudia und Leopold erinnert, gesagt:

„Man wird die güldne Zeit von diesem Tag' an zählen,

Der Nachwelt Wolstand rechnen her,

Da Herrmanns und Thußneldens keusche Flammen

Uns neigen zu des milden Himmels hold,

Der Erde Fruchtbarkeit/ der edlen Freyheit Gold/

Und hundert tausend Seeln vereinbaren zusammen.“

(Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, S. 1429).

Hier handelt es sich nicht mehr um den „Vorschmack“, sondern um eine (allerdings fiktive!) Ankündigung der „güldnen Zeit“.

Cf. zu diesen Versen die Interpretation Wucherpfnennigs, der ich allerdings nicht folgen kann.

(Klugheit und Weltordnung, S. 112).

Wucherpfnennig sieht dabei nicht, daß es sich um eine Fürstenhochzeit im Medium des Romans handelt. Herrmann und Thusnelda, wiewohl auch historisch belegte Figuren, sind grundsätzlich anders einzuschätzen als Leopold und Claudia, die realen Personen der Widmung. (Auf dieses Kontrast- und Vergleichspaar geht Wucherpfnennig hier nicht ein.)

Die Geschichtsutopie des Romans kann nicht die Zukunftsutopie der Widmung sein.

kungen von Fürstenhochzeiten sei zu rechnen:

„Denn in Warheit/ die Vermählungen hoher Häupter haben
auf die Völcker einen nachdrücklichern Einfluß/ als die Ver-
einbarung guter oder böser Sterne über die Welt.“⁴⁷⁴

Die Analogie, die Lohenstein in den Wirkungen der Gestirne auf das Weltgeschehen und in den Wirkungen fürstlicher Hochzeiten auf die Völker sieht, hat ihren Grund in der Providenz Gottes, die sich in beiden Erscheinungen ausdrückt. Beide sind Konstellationen, die jedermann angehen:

„Denn an frommer Fürsten Heil
Hat iedermann/ wie an der Sonne/ Theil.“⁴⁷⁵

Die „Fürsten“ als „der Völcker Glückes-Sternen“ lenken das Geschick der Völker.⁴⁷⁶ Der Mensch schlechthin — so Lohenstein — zeichne sich durch eine Verwandtschaft mit den Sternen aus.⁴⁷⁷ Dem Fürsten sei ein besonderer Platz im Kosmos vorbehalten: als ‘Glücks-Stern’ oder gar als ‘Sonne’. Die Sonne begegnet im Widmungsbrief sogar in der Mehrzahl, während der übliche Gebrauch dieses Vergleichs des Fürsten mit der Sonne gerade durch seine Einzigkeit bestimmt ist.⁴⁷⁸ Als die „Sonnen von Oesterreich“

⁴⁷⁴Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 101.

⁴⁷⁵Lohenstein, Blumen, 1680, Rosen S. 10, Zuruff.

⁴⁷⁶„Sind Fürsten nun der Völcker Glückes-Sternen/
Hängt/ Schlesien/ von Oesterreich dein Heyl.“

(Lohenstein, Auf des Käyserlichen Printzen Leopolds Geburts-Fest, Ibrahim Sultan und andere Poetische Gedichte, 1701, [unpag.].

⁴⁷⁷„Da nun derogleichen Verwandtschaft mit den Sternen in geringen Geschöpfen augenscheinlich zu sehen ist/ wer wolte zweifeln: daß selbige in dem edelsten Geschöpfe dem Menschen befindlich sey?“

(Lohenstein, Blumen, 1680, Rosen S. 122, Vereinbarung der Sterne und der Gemüther).

⁴⁷⁸Cf. Benjamin, Ursprung des deutschen Trauerspiels, S. 57 f.

Z. B. heißt es bei Hallmann ausdrücklich:

„Der Himmel kan nur eine Sonne leiden/
Zwey können nicht im Thron’ und Eh-Bett weiden“.

(Hallmann, Trauer- Freuden- und Schäffer-Spiele, [1684], Mariamne, S. 17. Cf. Benjamin, Ursprung, S. 58).

werden Leopold und Claudia hier bezeichnet.⁴⁷⁹

Mit allen andern Hochzeiten hat die Fürstenhochzeit gemein, daß sie

„im Himel geschlossen sey/ und auff Erden vollzogen werde“,

d. h., Ehen seien überhaupt von Gott vorherbestimmt.⁴⁸⁰ Von den „Vermählungen hoher Häupter“ sind aber andere und größere Wirkungen zu erwarten als von den Heiraten gewöhnlicher Sterblicher. Solche „wohlbedächtige[n] Heyrathen grosser Fürsten“ haben weitreichende Folgen, indem sie nämlich

„die Gestirne gleichsam mit der Unter-Welt verknüpfen; die Menschen durch ihre Andacht dem Himmel beliebt, ihn aber zu Ausschüttung tausenderley Seegen geneigt machen.“⁴⁸¹

Zumal, wenn man — wie Lohenstein — in politischen Krisenzeiten lebt, wird diese Hoffnung zum Rettungsanker, das zeigt der nächste Satz des Widmungsbriefs.⁴⁸² Die Heirat im Hause Habsburg soll zum Licht in finsternen Zeiten werden, das ist der Sinn dieses Vergleichs der irdischen „Glücks-Sternen“ Leopold und Claudia mit den „Glück-Sternen“ des Himmels, des Kastor und der Helena.

⁴⁷⁹Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 102, 75.

Ebenso S. 101, 39 f. („Oesterreichischen Sonnen“).

⁴⁸⁰Lohenstein, Blumen, 1680, Rosen S. 126, Vereinbarung der Sterne und der Gemüther.

Cf. Lohenstein im 'Arminius':

„Das Verhängniß/ nicht eigenbewegliche Wahl, verlobte die Herzen zusammen/ und die wahrhaften Ehen würden im Himmel geschlossen. Diesen Leitungen folgte hernach die Vernunft/ und befestigte ein Band/ welches hernach auch der Tod nicht gänzlich versehren könnte“.

(Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND, S. 25b).

⁴⁸¹Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, S. 1424b.

Cf. dazu Wucherpfennig, Klugheit und Weltordnung, S. 184: „Lohenstein legitimiert metaphysisch österreichische Heiratspolitik.“

⁴⁸²Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 101, 37–41.

S. unten S. 344 mit Anm. 484.

DIE GLÜCK-STERNE KASTOR UND HELENA UND DAS GLÜCKSBILD GALBAS

Zwei Motive des Widmungsbriefs, die schon oben erwähnten „Glück-Sternen des Castors und der Helenæ“ und das „Ertzene Glücks-Bild“ Galbas, lassen die Fortuna – Verhängnis – Konstellation bei Lohenstein in neuem Licht erscheinen.⁴⁸³ Beide Motive werden von Lohenstein als Wunsch- und Hoffnungsträger eingesetzt, aber beide Motive verweisen auch auf die von Lohenstein in diesem Widmungsbrief sonst ausgesparte Nachtseite der Fortuna (= Fortuna mala).

Die Glück-Sterne Kastor und Helena

Lohensteins Vergleich

„Und die Schiffer dörrffen sich so sehr nicht bey dem Ungewitter über dem Anblick der zweyverschwisterten Glück-Sternen/ des Castors und der Helenæ; als die Welt bey ieszigen Sturmwinden über die Vereinbarung beider Oesterreichischen Sonnen vergnügen“,

spielt auf ein Emblem des Alciatus an, das ein Schiff im Unwetter und das Sternbild der Dioskuren (Kastor und Polydeukes) am Himmel zeigt.⁴⁸⁴ Die Bedeutung dieses Emblems ist: „SPES PROXIMA“ (= „Hoffnung am nechsten“).⁴⁸⁵ Den „Sturmwinden“ der „Welt“ entspricht auf dem Bild das von Stürmen gepeitschte Meer, auf dem ein Schiffelein treibt.⁴⁸⁶ Die Wendung zum Guten verheißt das Sternbild der Dioskuren am Himmel, die ihrer Schwester Helena zu Hilfe eilen.⁴⁸⁷

⁴⁸³Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 101, 39, 64.

⁴⁸⁴Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 101, 37–41.

⁴⁸⁵Henkel und Schöne, Emblemata, (Alc. 1531), Sp. 1642.

⁴⁸⁶Das stürmische Meer sei nicht nur ein geographischer Schauplatz, sondern zugleich auch die Allegorie der Welt, in der die unberechenbare Fortuna herrsche.

Cf. Alewyn, Der Roman des Barock, Formkräfte, S. 32.

⁴⁸⁷„Quod si Helenae adveniunt lucentia sydera fratres,

Lohenstein hat selbst auf seiner Rückreise von den Niederlanden auf dem Meer einen „heftigen Sturm“ erlebt,

„darinnen 13 Schiffe vor seinen Augen zu Grunde gegangen“, während sein Schiff allein verschont wurde.⁴⁸⁸ So hat er wohl ermessen können, welche Erlösung das Aufgehen der Glück-Sterne für die Seefahrer bedeuten kann. Sie sind als ein Zeichen „göttliche[r] Schickung“, die Rettung heißt, anzusehen.⁴⁸⁹ Dabei fällt auf, daß in Lohensteins Version dieses Emblems nur von Kastor, nicht aber von Polydeukes die Rede ist; dafür tritt Helena an Kastors Seite. In ihrer Funktion als Retter aus Seenot treten sonst in der Mythologie beide Dioskurenzwillinge, Kastor und Polydeukes, gemeinsam auf.⁴⁹⁰ Bei Lohenstein steht „Castor“ für beide Brüder; so nannte man sie auch „Castores“.

Zu den „Castores“ oder Dioskuren, die zweifellos als „der Schiffe und Seefahrer Glückbringende Götter“ galten, weil sie für „Beruhigung“ des Wetters (Meeresstille!) sorgen, gesellt Lohenstein nun Helena.⁴⁹¹ Die Vorstellung, daß Helena wie diese den Schiffern als

Amissos animos spes bona restituit.“

(Henkel und Schöne, *Emblemata*, Sp. 1642).

(„Wenn also der Helena die leuchtenden Sternbrüder zu Hilfe eilen, kehrt den schon Verlorenen die gute Hoffnung zurück.“)

Der Sage nach holten die Dioskuren die von Theseus entführte Helena wieder heim.

⁴⁸⁸Lohenstein, *Ibrahim Sultan* [...] und andere Poetische Gedichte, 1701, *Lebens-Lauff*, S. [6].

⁴⁸⁹Lohenstein, *Ibrahim Sultan* [...] und andere Poetische Gedichte, 1701, *Lebens-Lauff*, S. [6].

⁴⁹⁰Cf. Schadewaldt, *Sternsagen*, S. 55.

⁴⁹¹Sandrart, *Iconologia Deorum*, Castor und Pollux, S. 67.

Auf diese wetterberuhigende Wirkung des Dioskurensternbilds spielt Lohenstein auch in anderem Zusammenhang an. Zum Lob der Braut eines Freundes sagt er:

„Ihre Augen sind denen zwey der schönsten Helene verschwisterten Gestirnen vorzuziehen/ als welche nicht nur wechselsweise/ sondern zugleich dem irrenden Nachen seines verliebten Hertzen den angenehmen Westwind ihrer holden Gegenliebe und die Beruhigung deines zeither zweifelhaften Gemüthes andeuten.“

Flämmchen erscheine (St. Elmsfeuer) und als gutes Vorzeichen gelte, steht aber auch die Möglichkeit einer negativen Deutung ihres Sternbilds gegenüber. Helena sei zwar in den Himmel aufgenommen worden, weiß man zu berichten,

„woselbst aber ihr Gestirn denen Schiffenden so gefährlich, als ihre Brüder ihre solchen heilsam seyn soll“.⁴⁹²

Lohenstein will mit Helenas Namen an dieser Stelle seines Widmungsbriefs positive Assoziationen wecken (z. B. Helena – Claudia, tertium comparationis: Schönheit), gleichwohl bleibt Helena eine doppeldeutige Figur. Schon ihre Abkunft ist in der Mythologie umstritten: ob sie eine Tochter der Leda und des Zeus (und damit eine leibliche Schwester der Dioskuren) oder vielmehr eine Tochter der Rache- und Unheilsgöttin Nemesis und des Zeus sei, darüber gehen die Quellen auseinander.⁴⁹³ Im Trauerspiel ‘Sophonisbe’ zeichnet Lohenstein Helena dann auch als problematische Persönlichkeit.⁴⁹⁴ Darin folgt Lohenstein dem Helena-Mythos: denn das Glück, das eine Helena verheißt, brachte vielen Unglück und Troja den Untergang. Am Kastor-Helena-Motiv Lohensteins zeigt sich, daß in den positiv gedeuteten Zeichen zugleich auch die Möglichkeit einer Wendung ins Negative verborgen ist.

(Lohenstein, Blumen, 1680, Rosen S. 129, Vereinbarung der Sterne und der Gemüther.)

⁴⁹²Zedler 12, 1735, Sp. 1233, s. v. Helena.

Cf. Plinius, Hist. Nat. 2, 37.

⁴⁹³S. Pfuhl, s. v. Helena, RE 7,2 Sp. 2826 f.

Weiter heißt es an dieser Stelle:

nach den Kyprien sei Helene Tochter der Nemesis, die von Zeus, der sich ihr in Gans- oder Schwanengestalt genähert habe, ein Ei geboren hätte. Aus diesem Ei, das von einem Hirten gefunden und der Leda übergeben wurde, entstamme Helene.

Cf. dazu Schadewaldt, Sternsagen, S. 60.

⁴⁹⁴„Auf eine Helena/ die einen Schwanen-Leib/

Ein Raben-Hertze hat“,

heißt es in der ‘Sophonisbe’ (A.T., 4, 424f.).

Cf. dazu die Rabe-Schwan – Metaphern Lohensteins, oben S. 313 mit Anm. 350 (3.3.2 Bild und Bedeutung).

Und dies geschieht in dem Fall, in dem das Verhängnis seine Macht spüren läßt und die Vorzeichen ins Gegenteil verkehrt:

„Wenn das Verhängnis seine Hand anlegt
Bringt Castor Sturm/ Eudora Sonnenschein.“⁴⁹⁵

Die Botschaft der Sterne bedeutet nicht unfehlbar Erfüllung im wirklichen Leben: Glück oder Verhängnis können „aus wichtigen Ursachen den ordentlichen Einfluß der Sterne ändern“.⁴⁹⁶ Erst der Ausgang läßt letztlich die Erkenntnis zu, ob Fortuna bona oder mala die Glück-Sterne Kastor und Helena regiert hat. Nur auf Fortuna bona, die Schutzgöttin des tatkräftigen Fürsten, will sich Lohenstein berufen.⁴⁹⁷ Fortuna mala, das Unglück, wird im Widmungsbrief dagegen aus dem Umkreis Kaiser Leopolds verbannt. Lohenstein will hier als Deuter der Himmelszeichen von der Nachtseite Fortunas nichts wissen, aber in Helena ist die Unberechenbarkeit des Schicksals schon gegenwärtig. Helena leuchtet im St. Elmsfeuer, das Rettung oder Schiffbruch bedeuten kann, auf jeden Fall aber eine Schicksalswende.⁴⁹⁸ Daß dies eine Wendung zum Heil aller sei, beschwört Lohenstein durch seine Worte, die

⁴⁹⁵Lohenstein, Epicharis, R.T., 2, 537 f.

Eudora = Eudore gehört zu den Hyaden (Regenmachern) und bringt ihrer Natur nach schlechtes Wetter, s. Ranke-Graves 1, 27,2.

⁴⁹⁶„Das Glücks-Pfeil könn auch dis versehrn/

Was an dem Himmel gleich mit göldnen Ketten henckt.“

Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, S. 269a, s. Spellerberg, Verhängnis und Geschichte, S. 128.

⁴⁹⁷Gemeinsam mit einer Virtus fördert die römische Fortuna bona die politischen Unternehmen des Fürsten, cf. Kirchner, Fortuna, S. 163 f.

⁴⁹⁸‘Schiffbruch’ ist das dem Menschen drohende Schicksal, wenn er sich auf dem Meer der Welt (Lohenstein: „See der Welt“, Epicharis, R.T., 5, 435) befindet.

In der ‘Agrippina’, in der ein von Nero inszenierter Schiffbruch eine entscheidende Rolle spielt, heißt es:

„Was kann dem Zufall mehr als Schiffbruch ähnlich sein?

Ist nicht das wüste Meer ein Spiegel schnöder Sachen/

Ein Zirkel Unbestands?“

(Lohenstein, Agrippina, R.T., 3, 356–358).

auf Alciatus' Emblem verweisen, herauf: wo die Not am größten, da ist „Hoffnung am nechsten“.⁴⁹⁹

„Das Glücks-Bild“ Galbas

„Ein Ertzteses Glücks-Bild wahrsagte dem träumenden Galba sein künftiges Käyserthum“,

berichtet Lohenstein in seinem Widmungsbrief.⁵⁰⁰ Was hat es mit diesem „Glücks-Bild“ auf sich?

Lohenstein spricht einige Zeilen vorher vom „Ertzt“,

„welches die Heydnischen Käyser zum Bilde der gülden Glückseligkeit verschmeltzten/ und in ihr Schlawgemach zu ihrem Ab-Gotte aufsetzten“.⁵⁰¹

Damit ist klar: gemeint ist die römische ‘Fortuna aurea’. Die „Römischen Monarchen“ hätten nämlich, so berichtet Christian Gryphius,

„in ihrem Schlaw-Zimmer ein göldnes Bildniß des Glücks verwahret/ dasselbe göttlich geehret/ und niemandem als dem Nachfolger im Reiche zubesitzen überlassen“, damit „sie mit lebenswährender Glückseligkeit möchten beseliget werden und bleiben“.⁵⁰²

Dieses „Fürsten-Glück gezihrt mit Palm und Schild“ pflegte der sterbende Regent in die Hände seines von ihm designierten Nachfolgers als Zeichen der Herrschaft zu verfügen.⁵⁰³ Von Kaiser Seve-

⁴⁹⁹Henkel und Schöne, *Emblemata*, Sp. 1642.

⁵⁰⁰Lohenstein, *Ibrahim Sultan*, 1673, *Widmung*, T.T., S. 101, 64 f.

⁵⁰¹Lohenstein, *Ibrahim Sultan*, *Widmung*, 1673, T.T., S. 101, 59-61.

⁵⁰²Hofmannswaldau, *Deutsche Rede-Ubungen nebst Lob-Schriften* von Christian Gryphio, 1702, S. 55.

Cf. Kirchner, *Fortuna*, S. 14.

⁵⁰³Wie Gryphius es durch seinen Protagonisten im ‘Papinianus’ bezeichnen läßt. Der Kontext — der Dialog zwischen Kaiser Bassian und Laetus — lautet so:

„L. Gab nicht Severus an ein doppelt Kammer-Bild?

B. Du meinst das Fürsten-Glück gezihrt mit Palm und Schild?

rus wird erzählt, er habe befohlen — gegen den bis dahin üblichen Brauch —

„daß man die Bildnus der Fortun in seiner zweyer hinterlassenen Söhne Schlawfgemächer Wechselweis einen Tag um den andern setzen solle/ wordurch er andeuten wollen/ daß beede das Reich glücklich verwalten sollten“.⁵⁰⁴

An diese Statuette der 'Fortuna aurea' der römischen Imperatoren erinnert Lohenstein hier, um nach dem ersten auch dem zweiten Vornamen „Felicitas“ der Braut Leopolds seine Reverenz zu erweisen. Die „Glückseligkeit“ aus Fleisch und Blut verdiene natürlich „köstlicher Ertzt und einen herrlichern Stand“ als die Statuette.⁵⁰⁵ Kaiser Leopold könne sich rühmen, daß er für die „güldne Glückseligkeit“ (= Felicitas)

„nicht nur dero Schlawfgemach/ sondern so gar die Seele zu ihrem Heiligthume erlanget.“⁵⁰⁶

Der Eindruck, die Komponenten dieses Vergleichs seien etwas weit hergeholt, verstärkt sich, wenn man sich die *ganze* Geschichte des Glücks-Bilds Galbas ins Gedächtnis ruft. Sueton berichtet von dieser Episode im Leben des Servius Sulpicius Galba, der im Jahr 68/69 den Prinzipat innehatte, folgendes:

Sumpta uirili toga somniauit Fortunam dicentem, stare se ante fores defessam et nisi ocius reciperetur, cuicumque obuio

L. Recht! . . . “

(Gryphius, Papinianus 2, 77 ff., Trauerspiele 1, S. 185.).

⁵⁰⁴Sandrart, Iconologia Deorum, 1680, S. 169 („Die Fortun mit den Kaysern“).

Dies berichtet auch Gryphius:

„Severus hat das Königliche Glück/ welches mit den Fürsten pfegete geführt und in jhre Kammer gestellet zu werden/ zweyfach zu machen sich entschlossen/ daß er dises heilige Bild jdwederm seiner Kinder hinterlassen könnte. In dem jhm aber die Zeit wegen annahender Todes-Stunde zu kurz ward/ soll er/ wie man vorgibt/ anbefohlen haben/ solches einen Tag umb den andern in eines jden Kammer zu stellen.“

(Gryphius, Anmerkung zu Papinianus 2, 77, Trauerspiele 1, S. 259).

⁵⁰⁵Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 101, 59.

⁵⁰⁶Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 101, 62.

praedae futuram. utque euigilauit, aperto atrio simulacrum aeneum deae cubitali maius iuxta limen inuenit idque gremio suo Tusculum, ubi aestiuare consueuerat, auexit et in parte aedium consecratum menstruis deinceps supplicationibus et peruigilio anniuersario coluit.⁵⁰⁷

(„Nach Empfang der Männertoga träumte er, die Glücksgöttin sage ihm, sie stehe ganz ermüdet vor seiner Tür und werde, wenn er sie nicht rasch hereinlasse, dem ersten Besten zur Beute fallen. Wie er erwachte und die Tür zum Atrium öffnete, fand er eine etwas über eine Elle hohe eherne Statuette der Göttin neben der Schwelle; er brachte sie dann auf seinem Schoß nach Tusculum, wo er den Sommer zu verbringen pflegte, weihte ihr einen Teil des Hauses, brachte ihr jeden Monat ein Opfer dar und wachte einmal im Jahr die Nacht durch bei ihr.“)⁵⁰⁸

Das durch diese Erscheinung der Glücksgöttin gegebene Herrschaftsversprechen wurde spät eingelöst: erst im dreiundsiebzigsten Lebensjahr erlangte Galba (und nur für kurze Zeit!) den Prinzipat. Die Glücksgöttin kündigte ihm in einem Traum auch seinen Untergang an.⁵⁰⁹ Am 15. Januar 69 wurde Galba auf Betreiben Othos im siebten Monat seiner Regierung grausam ermordet.⁵¹⁰

⁵⁰⁷Galba 4, 3. (C. Suetoni Tranquilli opera, vol. I: *De vita Caesarum libri VIII*, rec. Ihm.)

⁵⁰⁸Sueton, Leben der Caesaren, Galba 4, Übers. A. Lambert, RK S. 257.

⁵⁰⁹Galba hatte ein der Glücksgöttin zugedachtes Geschenk (ein Halsband aus Perlen und Edelsteinen) dann doch der Venus auf dem Kapitol geweiht.

„Da hatte er in der nächsten Nacht einen Traum, in dem ihm die Glücksgöttin erschien, sich beklagte, daß sie um dieses ihr zugedachte Geschenk betrogen worden sei, und ihm drohte, auch sie werde nun ihm entreißen, was sie ihm gegeben habe.“

(Sueton, Leben der Caesaren, Galba 18, Übers. A. Lambert, RK S. 265).

⁵¹⁰Sueton berichtet:

„Ermordet wurde Galba am Curtiussee, und man ließ ihn, so wie er war, liegen, bis ein gewöhnlicher Soldat, der vom Proviantfassen zurückkehrte, seine Last ablegte und ihm den Kopf abhieb. Da er ihn nicht am Haar fassen konnte, barg er ihn in seiner Toga; dann stieß er ihm den Daumen in den

„... Wahr ists: der Himmel pflegt
 Durch Träum uns künftig Glück und Fall zu offenbaren“,
 heißt es auch im Trauerspiel.⁵¹¹

Lohensteins Vergleich, der das Glücks-Bild Galbas zum Namen der kaiserlichen Braut 'Felicitas' in Beziehung setzt, bedeutet mehr als eine unverbindliche Huldigung. Für letztere hätte eine Bemerkung von der Art Hallmanns genügt, der Claudia Felicitas zur Hochzeit so beglückwünscht hat:

„Denn Eure Kaiserliche Majestät führen den Namen der Glückseeligkeit/ und stellen an Dero Majestätischen Person die Glückseeligkeit selbsten vor“.⁵¹²

Lohensteins „aufgethrönete lebendige Glückseligkeit“ Claudia Felicitas soll wie Galbas Glücks-Bild ein Herrschaftsversprechen bedeuten: freilich nicht die Regentschaft wie im Falle Galbas, dafür aber sei

„Ew. Käyserl. Majest. Stammes und reiches Aufbreitung“
 von der beseelten Glückseligkeit zu erhoffen.⁵¹³ Die österreichische Herrschaft solle also durch Claudia Felicitas' Kinder (sie selbst sicherte Leopold Tirol) befestigt und ausgebaut werden.⁵¹⁴ Aus

Mund und brachte ihn so zu Otho. Jener schenkte das Haupt den Marketendern und Troßknechten, die es auf einen Spieß gesteckt unter allerlei Witzen um das Lager trugen . . . “

(Leben der Caesaren, Galba 20, Übers. A. Lambert, RK S. 266).

⁵¹¹Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, T.T., 3, 170 f.

⁵¹²Hallmann, Leich-Reden, 1682, S. 492, Allerunterthänigster mündlicher Glückwunsch.

⁵¹³Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 101, 66 f.

Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 102, 66 f.

⁵¹⁴Claudia Felicitas, eine Cousine Leopolds, war Ferdinand Karls, des Erzherzogs und Grafen in Tirol Tochter.

Die Habsburgischen Erblände Tirol und die Vorlande erwarb Leopold 1665, nachdem Ferdinand Karl bereits 1662 verstorben war. Durch die Heirat mit Claudia Felicitas wurde diese Erwerbung zusätzlich legitimiert.

(Cf. R. Bauer, Österreich, S. 191).

Cf. Lohensteins Umschreibung für Claudia Felicitas:

„Was leuchtet auß Tyrol für ein Gestirn hervor?“

diesem Grund komme ihr auch weit eher als dem „todten Bild zu Tusculum“, dem Galba monatlich als seinem „Ab-Gotte“ zu opfern pflegte, ein Weihgeschenk zu:⁵¹⁵

„wie viel Hecatomben werden wir nun nicht der von *Ew. Käyserl. Majest.* aufgethröneten lebendigen Glückseligkeit schuldig werden?“⁵¹⁶

Herrschaft auf Erden und Verehrung, wie sie einer Göttin gebühre, sind die Bezugspunkte in Lohensteins Vergleich.⁵¹⁷ Durch seine Heirat mit Claudia Felicitas wird Leopold — wie Galba — Eigentümer einer Personifikation der Glücksgöttin. Ebendieses Herrschaftszeichen weist Leopold auch als legitimen Nachfolger der römischen Imperatoren aus. Die römische ‘Fortuna Augusta’ hat sich in die lebendige ‘Felicitas Augusta’ an der Seite Leopolds verwandelt.⁵¹⁸

Diese positiven Auslegungen hat Lohenstein beabsichtigt. Die Nachtseite Helenas und diejenige des Glücksbilds werden hier verschwiegen. Im Gegensatz dazu berichtet Lohenstein im ‘Arminius’ auch, wie Kaiser Augustus, ebenfalls stolzer Besitzer der Glücksgöttin, sich am Ende der Ambivalenz dieses Bildes bewußt wurde.⁵¹⁹ In den Beispielen erwies sich diese Nachtseite

(Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., Prolog, 75).

⁵¹⁵Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 101, 61, 67.

⁵¹⁶Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 102, 68–70.

⁵¹⁷„... Die Fürsten sind geweiht

Zu Göttern dieser Welt/ für die die Sternen kämpffen“,

heißt es in der ‘Epicharis’ (R.T., 5, 542f.).

Die Betonung liegt für Lohenstein dabei auf „*dieser* Welt“: im Diesseits herrschen die Fürsten, aber hier liegen auch ihre Grenzen.

Lohenstein ist weit entfernt von einer unkritischen Vergötterung irdischer Macht.

Cf. dazu Just, die Trauerspiele Lohensteins, S. 96.

⁵¹⁸‘Fortuna Augusta’ oder ‘Augusti’ wird auf Kaisermünzen häufig als Göttin (stehend oder sitzend) dargestellt, in der Rechten ein Steuerruder, in der Linken ein Füllhorn. Sie fungiert als Schutzgöttin der römischen Imperatoren.

(Cf. Otto, s. v. Fortuna, RE 7,1, Sp. 37.).

⁵¹⁹„Er selbst [= Augustus] erkannte an sich seine Schwäche; und ward ge-

als Schicksalsmacht: Helena konnte „denen Schiffenden so gefährlich“ werden wie es die Mißachtung des Glücks-Bilds dem Galba geworden ist, Schiffbruch oder Tod waren die Folgen.

Beide Zeichen göttlicher Schickung verweisen auf eine allgemeingültige Verhängnisordnung, in der zum Glück auch das Unglück gehört. Bedacht auf eine positive Deutung der Zeichen, will Lohenstein dies, wenigstens für seinen Widmungsbrief, nicht wahrhaben: aber Fortuna läßt — wie im Mythos, so auch im Leben — nicht mit sich spielen. Claudia Felicitas stirbt nach nur zweijähriger Ehe, ohne den ersehnten Reichserben hinterlassen zu haben.

Die mit Claudia Felicitas verbundenen Prophezeiungen des Widmungsbriefs sind also nicht in Erfüllung gegangen: wie schon im Falle der ersten Gemahlin Leopolds, Margareta Theresia, machte ein allzu früher Tod allen dynastischen Hoffnungen ein Ende. Auf die dritte Eheschließung Leopolds mit Eleonora Magdalena von Pfalz-Neuburg, die noch im Todesjahr der Claudia Felicitas (1676) stattgefunden hat, spielt Lohenstein — allerdings ohne den realen Namen der Braut zu nennen — wohl im „Brautlied der Holdinnen“ im 'Arminius' an.⁵²⁰

Eleonora, diese — so sagte man — unwillige Braut sollte dann endlich Kaiser und Reich den Erben schenken.⁵²¹

wahr: daß er zwar in seinem Zimmer das Bild/ nicht aber das güldene Glücke selbst/ noch viel weniger aber die güldenen Waffen/ damit es zu bestreiten wäre/ besässe; sondern, daß diese grosse Göttin der Welt/ wenn sie in einer Hand gleich einem das Horn des Überflusses zeigte; doch die andere voller Vogel-Leim zu Bestrickung unserer Gemüther/ auf dem Haupte eine Kugel/ zum Zeichen seiner Unbeständigkeit hätte; und also alle die/ welche es wie eine gefangene an der Schnure zu führen vermeynten/ dardurch bethöret würden.“

(Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND, S. 11).

⁵²⁰S. unten S. 380.

⁵²¹Eleonora, die lieber ins Kloster gehen als heiraten wollte, soll ihre Haut dunkler gefärbt haben, damit sie bei der Brautschau dem Kaiser mißfalle.

Cf. Gies McGuigan, Familie Habsburg, S. 206 f.

Die 1655 geborene Eleonora hatte mit Leopold zehn Kinder. Als Reichserben blieben Joseph und Carl übrig, die beide noch auf den Thron gelangten

Wenn das Verhängnis es will, stirbt auch eine Felicitas/Fortuna im Glanz von Schönheit und Jugend, und die Botschaft von Stern und Name bewahrheitet sich auf Erden nicht.⁵²² Die Glückwünsche der Widmung und des ‘Zuruffs’ gehen nicht in Erfüllung. Wie Sophonisbe im Trauerspiel hat Claudia Felicitas am Ende erfahren müssen,

„Daß des Verhängnisses Hand alle Siegel bricht/
Oft uns ein Augenblick verleschet Glück und Licht.“⁵²³

3.3.4 TRAUERSPIEL UND WIDMUNG

DIE AMBIVALENZ DER ZEICHEN

Die zwei Gesichter der Fortuna, die Lohenstein im Widmungsbrief nicht wahrhaben wollte, zeigen sich aber doch: und zwar im *Trauerspiel*. Hier sind es die Protagonisten, die die Zeichen einseitig zu ihren Gunsten deuten und dabei ihr vom Verhängnis bestimmtes Schicksal verkennen. Nicht anders als Sophonisbe ergeht es hier in Cleopatra:⁵²⁴ erst am Ende ihres Lebens und des Trauerspiels

(Carl nach dem Tod seines Bruders 1711).

Die Faßmann’schen ‘Gespräche im Reiche der Todten’ lassen Leopold seine drei Ehefrauen wie folgt charakterisieren:

„Ich pflegte öfters von meinen drei Gemahlinnen zu sagen, daß ich an der ersten wegen ihrer Gravität und ernsthaftem Wesen eine Kaiserin, an der andern in Ansehung ihrer großen Freundlichkeit und continuirlichen Caressen eine Maitresse; und an der dritten in Betrachtung ihrer großen Vertraulichkeit und der vielen von ihr gebornen Kinder eine Frau gehabt.“

(Zit. nach Vehse, Geschichte der deutschen Höfe 2, 6, 12, S. 32).

⁵²² „Der Himmel schütte

Dis/ was der *Grossen Kayserin*

Geburts-Stern und ihr Nahme selbst bringt mitte/

Auf die *gekrönten Häupter* hin“.

(Lohenstein, Blumen, 1680, Rosen S. 12, Zuruff.)

⁵²³ Lohenstein, Sophonisbe, A.T., 5, 411 f.

⁵²⁴ Sophonisbe bereut am Ende, daß sie — unwissentlich! — gegen den Verhängnisauftrag verstoßen hat:

„Daß wir zum andern mal uns erst verehlicht haben/
Als das Verhängnis uns schon eine Gruft hies graben.“

wird ihr der Irrtum klar.

Zwar stehe fest,

„Was das Verhängnis schleust kan Niemand tilgen aus.
Die Taffeln sind aus Stahl/ die Schrift aus Diamant“.⁵²⁵

Die Protagonisten aber sind nur selten fähig, diese Schrift recht zu lesen, weil sie durch Affekte verblendet sind. Für sie, die

„... von Arth sind blind/ nur ohne Bländung nicht“,

gilt dann:

„Und unser Aberwitz faßt nicht des Himmels Schlüsse.“⁵²⁶

So verkennt Masanissa den unheilvollen Einfluß Sophonisbes, bis er in seinem großen Monolog zu seiner wahren Bestimmung findet:⁵²⁷

(Lohenstein, Sophonisbe, A.T., 5, 321 f.).

„Es scheint/ der Himmel sey uns gutt/ die Götter hold.“

(Lohenstein, Cleopatra, A.T., 3, 8).

Cleopatra glaubt, mit ihrem Handeln den Verhängnisauftrag zu erfüllen. (Cf. Spellerberg, Verhängnis und Geschichte, S. 152).

Sie sagt sich:

„Du must/ Cleopatra/ begehrtu Hülff und Heil/
Ans Keyzers [= Augustus] Gnaden-Port dein strandend Schiff anlenden.
[...]

Anton/ durch deinen Todt fahrn wir in Hafen ein!“

(Lohenstein, Cleopatra, A.T., 2, 460 f., 464).

In der 5. Abhandlung hat Cleopatra ihren Irrtum erkannt und ist bereit, die Konsequenzen zu ziehen.

„Der Himmel/ der uns liebt/ hat uns zu Trost entdeckt:

Welch einen Fall-Strick uns Augustus hat gesteckt.“

(Lohenstein, Cleopatra, A.T., 5, 97 f.).

⁵²⁵Lohenstein, Epicharis, R.T., Reyen 2, 582 f.

⁵²⁶Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 4, 102 f.

⁵²⁷Masanissa sehe in Sophonisbe seine „Sonne“ (Lohenstein, Sophonisbe, A.T., 2, 375–77) und sich selbst nicht als Icarus, sondern als Adler (Lohenstein, Sophonisbe, A.T., 4, 368). Nur der wahre Adler könne nämlich das Licht der Sonne aushalten.

(S. Tarot, Sophonisbe, Nachwort, S. 245).

In diesem Glauben beharrend, will Masanissa von Sophonisbes Nachtseite nichts wissen, obwohl ihm gesagt wird:

„Sie ist ein bluttig Stern/ ein Irrwisch/ ein Comete.“

„Das Reich ist dein Gemahl . . .

Die Herrschafft ist dein Gott/ die Klugheit dein Altar.“⁵²⁸

Mit der ‘Prudentia’, der Klugheit des Lebens und des Handelns, begabt ist der gute Fürst, auf den Lohenstein in der Widmung (durch Lob) wie im Trauerspiel (durch positive und negative Beispiele) abzielt.⁵²⁹ Diese Klugheit befähigt auch den Dichter, den „Schluß“ des Verhängnisses zu sehen. Ohne ‘Prudentia’, die wesentlich auch ‘Providentia’ ist, müssen die Vorhersagen fehlerhaft sein.⁵³⁰

Am Ende der Trauerspielhandlung des ‘Ibrahim Sultan’, in dem Augenblick, in dem der neue Herrscher Machmet als Nachfolger Ibrahims eingesetzt wird, wagt einer seiner Getreuen folgende Vorhersage:

„Diß Jahr/ das seinen Lauff führt nach der Arth des Leuen/
Weissagt:daß ihn die Welt als ein solch Thier wird scheuen.
Daß diesen Löwen Rom als Schutz-stern sol verehrn/
Ja Sonnen untern Mohnd und in den Krebs gehörn.“⁵³¹

Das bedeutet: Das osmanische Reich wird die Nachfolge Roms und damit die Weltherrschaft antreten, wie es die Sterne verheißen. Dieser Auffassung wird im Trauerspieltext nirgends mehr widersprochen.

Erst im Schlußreym werden die Dinge wieder an den rechten Ort gerückt und die vorangegangenen Verse des Trauerspiels als Irrtum entlarvt:

Der Mohnde muß in tiefsten Zirckel weichen/
So oft die Sonn ist in des Löwen Zeichen.“⁵³²

(Lohenstein, Sophonisbe, A.T., 3, 9).

⁵²⁸Lohenstein, Sophonisbe, A.T., 4, 406 und 408.

⁵²⁹Cf. Herrschertugend, oben S. 319 mit Anm. 378 (3.3.3 Der Widmungsbrief).

⁵³⁰S. Frühsorge, Der politische Körper, S. 105.

⁵³¹Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 5, 703–706.

⁵³²Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 5, 926 f.

Die Vorhersage im Trauerspiel zieht einen falschen Schluß aus der Konstellation, die einem Löwen Rom und die übrige Welt verspricht. Nur Leopold, nicht aber Machmet, kann dieser Herrscher sein. Das „Haupt der Welt“ ist in Wirklichkeit nicht „Stambuldens“ großer Herr, wie es im Text des Trauerspiels steht, sondern der „Löwe“ [= Leopold].⁵³³ Der Leser, der Widmungsbrief, Prolog und Reyen zur Kenntnis genommen hat, weiß dies an dieser Stelle, nicht aber der Akteur im Trauerspiel. Daß Österreichs „Sonnen“ (= Fürsten) eben nicht „untern Mohnd und in den Krebs gehörn“, geht überdies für den Leser schon daraus hervor, daß diese Kombination nicht Heil, sondern Unheil mit sich bringt. So klagt „Byzanz“ im Reyen zur ersten Abhandlung:

„WEil/ leider! das Verhängniß mich
Hat untern Krebs/ des Mohnden Haus/ gesetzt;
Geht Glück und Klugheit hinter sich“.⁵³⁴

Lohenstein erklärt selbst dazu in der Anmerkung:

„Im Krebse aber läuffet die Sonne zurücke/ also: daß die
Länge des Tages bey uns abnimmet.“⁵³⁵

Die „Sonnen unterm Mohnd“, die Herrscher im Orient, sind danach schon dem Untergang geweiht — die Voraussetzungen des Herrschens, 'Glück' und die Tugend der 'Klugheit' fehlen ihnen ja — während die „Sonnen“ Österreichs aufsteigen und im Zeichen des Adlers siegen.

„Wir sehen schon sein siegend Schwerdt/
den Adler für dem Mond am Nil und Bospher glänzen“,

⁵³³ „Würd unser Ohnmacht uns den Vorsatz nicht verkürzen/
Stambuldens grossen Herrn/ das Haupt der Welt zu stürzt“
(Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 4, 433 f.).

Ibrahim sei auch der, „Dem Ost und West gehorcht“.

(Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 2, 242).

„der Löwe sHaupt der Welt“.

(Lohenstein, Blumen, 1680, Rosen S. 10, Zuruff.)

⁵³⁴ Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 1, 659–661.

⁵³⁵ Anm. zu Ibrahim Sultan 1, 659/60, T.T., S. 236.

heißt es von Leopold im Schlußreyn der ‘Cleopatra’.⁵³⁶ Die Konkurrenz der beiden Herrschaftssysteme, die durch Mond und Sonne gekennzeichnet sind, ist für Lohenstein längst entschieden. Noch ehe das erste Wort im Trauerspiel gesprochen wird, sieht der Leser auf dem Kupfertitel die Machtverhältnisse abgebildet und erkennt darauf wie in der folgenden Widmung den wahren Helden des Trauerspiels und des Verhängnisses: Kaiser Leopold. Der Irrtum über den Verhängniswillen, in dem Lohenstein seine Trauerspielfiguren beläßt, gibt der vorletzten Szene des ‘Ibrahim Sultan’ den Charakter makabrer Doppelbödigkeit. Nach dem Sturz Ibrahims kommt hier dessen tugendhafter Sohn Machmet an die Regierung und kann die Herrschaft durch seine Person anscheinend stabilisieren.⁵³⁷ Mit einem Glückwunsch endet dann diese Szene wie folgt:

„*Alle.* Daß Sultan Machmet müß unendlich blühn und leben!“⁵³⁸

Im selben Atemzug wird gerade das Gegenteil des von Lohenstein und seinem Adressaten Erwünschten angesagt:

„Es werde Pers’ und Christ des Sultans Unterthan!“⁵³⁹

Die Akteure im Trauerspiel haben Grund zu der Klage:

„Verwirrtes Trauerspiel! verkehrte Mitter-Nacht!“⁵⁴⁰

„Verkehrt“ ist in dieser Szene in der Tat noch der Sinn der Ereignisse, der erst im Schlußreyn richtiggestellt wird.

⁵³⁶Lohenstein, *Cleopatra*, A.T., 5, 847 f.

⁵³⁷„Und daß Printz Mahumeth der Tugend Ebenbild

Des Vaters Thron betret.“

(Lohenstein, *Ibrahim Sultan*, T.T., 4, 460 f.).

⁵³⁸Lohenstein, *Ibrahim Sultan*, T.T., 5, 724.

⁵³⁹Lohenstein, *Ibrahim Sultan*, T.T., 5, 714.

Cf. dagegen die Ankündigung im Prolog:

„Und Stambuldens Monden sich für der Teutschen Sonne neigen.“

(Lohenstein, *Ibrahim Sultan*, T.T., Prolog, 56).

⁵⁴⁰Lohenstein, *Ibrahim Sultan*, T.T., 5, 690.

Die agierenden Figuren im Trauerspiel bleiben auch deshalb — wie in der 'Cleopatra' — in ihrer Selbsttäuschung über die zukünftigen Machtverhältnisse befangen, weil sie schon vom Verhängnis gezeichnet sind.

„Wie harte greiffet uns die eisen-harte Hand
Des wilden Unglücks an!
[...]
Und weils Verhängnis schleust die Köpff uns abzuschneiden/
Verwirrt es unsern Rath.“⁵⁴¹

Das Schauspiel 'Ibrahim Sultan', das mit dem verdienten Fall Ibrahims zu enden scheint (letzte Szene), nachdem die Türkenherrschaft sich durch dessen Sohn wieder hat restaurieren lassen (vorletzte Szene), hat noch ein Nachspiel, das alles Geschehen wieder in den rechten Rahmen fügt: den Schlußreyn. Erst,

„Wenn der Vernunft ihr Licht den Nebel wird vertreiben“,

wird die Verwirrung aufgelöst und die wahre Ordnung der Dinge wiederhergestellt.⁵⁴² Die Titelfigur im Schauspiel, Ibrahim, ist aus Mangel an Vernunft zur Einsicht in sein Verhängnis kaum fähig. Nur die Voraussicht des Dichters kann die richtige Interpretation der „Sonne“ „in des Löwen Zeichen“ geben.⁵⁴³

Die Ereignisse im 'Ibrahim Sultan' haben zwei Dimensionen: Handlung (im Schauspiel) und Bedeutung (für Lohensteins Zeit). Die Bedeutung kann man den Reyen, und die geschichtliche besonders dem Schlußreyn entnehmen. Dabei verweist die im Schauspiel dargestellte Geschichte (das historische Sujet ist hier der Fall Ibrahims) auf die Zeitgeschichte, den Aufstieg Leopolds.⁵⁴⁴

⁵⁴¹Lohenstein, Cleopatra, A.T., 2, 643 f., 646 f. (Antyllus zu Antonius).

⁵⁴²Lohenstein, Sophonisbe, A.T., 5, 574.

⁵⁴³S. oben S. 311 mit Anm. 338 (3.3.2 Bild und Bedeutung).

⁵⁴⁴Ähnlich Voßkamp, der aus dem Vorbild-Modell des Augustus (für Leopold) in der 'Cleopatra' folgert:

„Geschichte verweist auch in einer seiner Hauptfiguren auf Zeitgeschichte“.
(Voßkamp, Cleopatra, Geschichte als Schauspiel, S. 77).

Nur aus diesem Zusammenhang erhält die Konstellation des radikalen politischen Umschlags, auf den sich alles zuspitzt, ihren Sinn.⁵⁴⁵

„Doch diß ists Vorbild nur des rechten Trauer-Spieles.“⁵⁴⁶

Die Verwirrung („Verwirrtes Trauerspiel!“) löst sich im zum Schluß obsiegenden Prinzip des Gegensatzes:⁵⁴⁷

„Diß lehre dich/ mein Freund: daß auß Coloß- und Thürmen
Gruß/ Asche/ Thal und Pful/ auß Riesen einen Zwerg
Der Abend machen kan.“⁵⁴⁸

So zeigt sich Ambre zum Schluß erst in ihrer wahren Gestalt:

„Die Taube kehrt in einen Adler sich“.⁵⁴⁹

‘Ambrens Geist’ stürzt Ibrahim ins Verderben, und so endet der ‘Ibrahim Sultan’ mit einer radikalen Umkehrung der anfangs dargestellten Machtverhältnisse.

Dieser Umschlag bedeutet zwar das Ende des Trauerspiels, nicht aber auch das Ende in der Geschichte: hier steht als äußerster Gegensatz Leopold. Im Schlußreyn erscheint Leopold dann als derjenige, auf den die Zeichen im ‘Ibrahim Sultan’ immer schon verwiesen haben.

Der von Mehemet, dem vernünftigen Gegenspieler Ibrahims, schon in der ersten Abhandlung vorausgeahnte Untergang des

⁵⁴⁵Cf. Voßkamp, Cleopatra, Geschichte als Schauspiel, S. 74.

⁵⁴⁶Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 5, 451.

⁵⁴⁷Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 5, 690.

⁵⁴⁸Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 5, 372–74.

⁵⁴⁹Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 5, 797.

Die „frembde Taube“, von der Fatima träumt, und die von einem „erzürnten Strauß“ (= Ibrahim) gerissen wird, soll zweifellos Ambre bedeuten, obwohl — wieder mit einer Fehlinterpretation der Zeichen — Sisigambis sich selbst darin zu erkennen glaubt:

„Sisigamb. Ach! leider/ dieser Strauß
Ist unser Sultan selbst; ich aber leider! werde
Die frembde Taube seyn!“
(Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 3, 162–64).

Reichs, der auf dem Bewußtsein der Schwäche basiert, begründet im Schlußreyn den Triumph Leopolds.⁵⁵⁰

Vielleicht auch deshalb bezeichnete Lohenstein den 'Ibrahim Sultan' als einziges seiner Stücke nicht als „Trauerspiel“, sondern als „Schauspiel“. Zum „Schauspiel“ wird der 'Ibrahim Sultan' nur durch seine Rahmenstücke Widmung, Prolog und Schlußreyn, in denen die abendländisch-christliche Gegenposition vertreten wird. Der äußerliche Grund für diese Bezeichnung „Schauspiel“ dürfte sein, daß schon auf dem Titelblatt der Anlaß angegeben wird: „Schauspiel auf die glücklichste Vermählung“ heißt es hier. „Trauerspiel“ wäre an dieser Stelle wohl auch fehl am Platz.

DER „GEGENSATZ“

An der Ambivalenz der Bilder, der Uneindeutigkeit der Zeichen im Trauerspiel, zeigt sich das stilistische und dramatische Prinzip Lohensteins: der *Gegensatz*.

In dieses umfassende Prinzip des Gegensatzes, das beim 'Ibrahim Sultan' Bild (Kupfertitel), Sprache und Sujet erfaßt, ist auf besondere Weise auch die Widmung zum 'Ibrahim Sultan' einbezogen.⁵⁵¹ Gegen Ende des Widmungsbriefs bemerkt Lohenstein:

⁵⁵⁰ „Ich spüre viel Gefahr/
Und unsers Untergangs sind hundert Zeichen dar.

Der Türcken Käyserthumb steht nicht auf eignen Kräfte[n].“

(Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 1, 485–487).

⁵⁵¹ Das Schauspiel lebt von dem Gegensatz Ambre – Ibrahim. Ambre ist zunächst das tugendhafte Opfer des ruchlosen Herrschers Ibrahim, bis gerade ihre verletzte Tugend zum Anlaß einer Palastrevolte wird und zum Sturz des Tyrannen Ibrahim führt.

„... Das Band der Treue höret

Bey Unterthanen auf/ so bald ein Fürst versehret/
Durch Laster/ Ehr und Zucht“,

(Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 4, 163–65),

folgert Ambre aus ihrem Schicksal. So wandelt sie sich von einer Taube zum Adler, der an Ibrahim Rache nimmt.

(Cf. oben S. 360 mit Anm. 549).

„Diß Schauspiel entwirfft die Gemüths-Flecken und die zu unserer Zeit sichtbare Verfinsterung eines Oßmannischen Mohnden; umb durch *Ew. Käyserl. Majest.* Gegensatz der Welt für Augen zu stellen: wie jene zwar durch stetige Herrschens-Sucht sich aufblähen; die Sonnen von Oesterreich aber aller Vergrößerung überlegen sind“.⁵⁵²

Hier behauptet Lohenstein also, er habe Ibrahim als Kontrastfigur zu Kaiser Leopold konzipiert. Diese Aussage geht über ein in Widmungen übliches Adressatenlob weit hinaus und weist möglicherweise darauf hin, daß für Lohenstein das Widmungskonzept von Anfang an zum Plan des Schauspiels gehört hat.

Hinter Ibrahim steht als dessen Gegensatz Leopold, zu diesem Ergebnis war auch die Beschreibung des Kupfertitels mit Prolog und Schlußreyn gekommen. So ist diese Aussage Lohensteins nicht als bloße Rechtfertigung der Widmung zu lesen, sondern auch als Erklärung zu Wesen und Funktion dieses Schauspiels.

Leopold, der durch Glück und Tugend vor und in der Welt ausgezeichnet ist, wird im Schauspiel die Inkarnation des unseligen, lasterhaften Herrschers entgegengestellt: Ibrahim. Für Leopold bedeutet dieser Gegensatz die höchste Stufe der Huldigung, für Ibrahim: die völlige Verdammung.

Die Tugend, die Ibrahim *innerhalb* des Schauspiels gegenübertritt, bleibt zu blaß, um als echtes Gegengewicht zu Ibrahims Lastern zu erscheinen. Ibrahims Gegenspielerin Ambre, in der sich Unschuld und Tugend vereinen, agiert kaum, sondern reagiert nur auf Ibrahims Angriffe. Die übrigen Kontrahenten Ibrahims, Sisigambis, Mehemet und auch Ibrahims Sohn Machmet bleiben Randfiguren. Sisigambis kann — wie Ambre — ihre Tugend nur durch ihren Widerstand gegen Ibrahim beweisen, und von Machmet weiß man lediglich, daß er frei von Ibrahims Lastern ist. Seine ‘Regierungserklärung’ faßt er bezeichnenderweise in eine Negation:

⁵⁵²Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 102, 71–75.

„Wir werden ohne Blut zu herrschen uns bemühen“.⁵⁵³

Auch die Verbindung Ambres mit Mehemet hat den Charakter eines Verteidigungspaktes gegen Ibrahim.⁵⁵⁴ Freilich wird durch die Art der Liebe, die Ambre zu ihren Bedingungen verheißt, auch eine Parallele zum kaiserlichen Paar Leopold – Claudia hergestellt.

„Mein Alter ist auch zwar kaum fähig süßer Flammen;
Doch/ wo sie sich vermählen mit Tugenden zusammen/
[...]
So steht mein Hertze dir/ wie itzt mein Antlitz offen.“⁵⁵⁵

Doch diese Möglichkeit der Liebe bleibt unverwirklicht, da sich bei Ambre zur Tugend nicht das Glück gesellt. Ambre, von Ibrahim geschändet, gibt sich selbst den Tod. Der „Sarg“ wird ihr „Hochzeit Bette“ sein.⁵⁵⁶ Nur die Genugtuung der Rache bleibt Ambre, der Verkörperung glückloser Tugend. In dieser Hinsicht ist Ambre eine Kontrastfigur zur zwar ebenfalls tugendhaften, aber vermeintlich glücklichen Claudia Felicitas.⁵⁵⁷

⁵⁵³Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 5, 719.

⁵⁵⁴„*Mehem*. So gläube: daß der Fürst dich nicht versehren kan/
So lange Mehemet nicht ist in Staub verkehret.
Ambre. Mein Kuß und Hertze sey dir für mein Heyl gewehret.“
(Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 2, 170 -173).

⁵⁵⁵Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 2, 163 f., 167.
Cf. „Wo Keuschheit sich und Liebe legt zusammen/
Da krönet Lust die allzeit-hellen Flammen.“
(Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 5, Schlußreyen, 914 f.).

⁵⁵⁶Ambre schwört, sich nicht mit Ibrahim zu verbinden:
„Räumt er deß Oßmans Stul/ den halben Kreiß der Erde
Sein ganzes Käyserthum mir gleich zum Brautschatz ein“
(Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 2, 128–130).
Für Leopold und Claudia Felicitas gilt dagegen:
„Ihr Eh-Bett ist ein Himmelreich“
(Schlußreyen 916).

⁵⁵⁷Auch Claudia Felicitas war in Wirklichkeit höchstens kurze Zeit glücklich zu preisen: sie starb ja bereits 1676, im 3. Jahr ihrer Ehe mit Leopold.

Prink berichtet, wie Leopold den unvermuteten Tod Claudias aufnahm:
„Der Käyser hatte diese prinzeßin so inniglich geliebt/ daß ihn die be-
trübniß über die massen afficirte; damit er auch seinen schmerz öffentlich

Der Untergang Ambres erweist sich dabei als ganz verschieden von dem eines Ibrahim:⁵⁵⁸ während dessen Untergang selbstverschuldet ist, zeugt Ambres unschuldig erlittenes Unglück doch keineswegs gegen das Tugendprinzip, im Gegenteil:

„Gott schlägt der Unschuld Stein nicht: daß Er ihn zermalme/
Die Tugend-Funcken solln auß selbtem strahlen für.“⁵⁵⁹

Für das grundsätzlich positive Verhältnis von Tugend und Glück

(„Nur Muth! Der Tugend muß iedweder Zufall weichen“),

ist nun freilich nicht Ambre das Paradigma, sondern Leopold.⁵⁶⁰

Der tugendhafte *Herrscher* braucht die Ambivalenz des Glücks, die der gewöhnliche Sterbliche erfahren muß, nicht zu fürchten.⁵⁶¹

Ambre ist in ihrer Kombination von Unglück und Ohnmacht auch ein Gegenbild zu Leopold, der für Glück und Weltherrschaft steht. Ibrahims Laster führen ursächlich zu seinem Untergang, so wie auf der anderen Seite Leopolds Tugend die Herrschaft befestigt. Als Ibrahims vorherrschendes Laster wird im Schauspiel die „Wollust“ oder die „Begierde“ vorgestellt.⁵⁶²

„Was hat dem Sultan Ibrahim das Reich und das Leben genommen? Die Wollust“,

bezeugen möchte/ setzte er der verstorbenen käyserin mit eigener hand eine grab-schrift . . . “

(Prink, Leopolds des Grossen leben und thaten, S. 660).

Die betreffende Grabschrift mit Chronogramm lautete:

„HIC IaCet CLaVDIa LeopoLDI CaesarIs ConIVX“ [= 1676].

(Prink, Leopolds des Grossen leben und thaten, S. 57).

⁵⁵⁸ „... Das Unglück das uns blüht/
Kömmt her von unser Schuld.“

(Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 1, 503 f.).

⁵⁵⁹ Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 2, 40 f.

⁵⁶⁰ Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 3, 191.

⁵⁶¹ „SO gehts! so finster kan ein heller Tag sich schlüssen!

Wer sich aufs Glücke lehnt/ der steht auf schwachen Füßen“

(Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 2, 267 f.).

⁵⁶² S. Reyen zur 2. Abhandlung, T.T., S. 152.

so zieht Hallmann die Quintessenz aus dem Schauspiel.⁵⁶³ Wer wie Ibrahim das Regulativ der Vernunft („Kapzaum der Vernunft“) nicht anwendet, für den gilt:⁵⁶⁴

„Wer sich die strenge Flut läßt der Begierden jagen/
Wird auff die stürme See des Untergangs verschlagen/
Auff der kein Ancker hält.“⁵⁶⁵

Dazu kontrastiert das Schicksal des Tugendhaften, der auch auf dem Meer der Welt seine Orientierung nicht verlieren kann.⁵⁶⁶

Allein „die Kertzen der nichternen Vernunft“, wie Scipio in der 'Sophonisbe' Masanissa belehrt, weisen dem Fürst in der Fortuna-Welt „Fahrt und Port“. ⁵⁶⁷ Wer aber dem Gegenteil der Vernunft, der Begierde nachgibt, für den gilt:

„... Denn wer dem Irrwisch-Lichte
Der scheinbarn Wollust folgt/ versincket in Morast.“⁵⁶⁸

Ibrahim, der die Stimme der Vernunft nicht hören will (Ambre hofft in der 2. Abhandlung vergebens auf diese Wendung), wird die „Irrebahn verwehnter Sinnen“, die Masanissa um seines Nachruhms willen verläßt, bis zum bitteren Ende gehen.⁵⁶⁹

⁵⁶³Hallmann, Leich-Reden, 1682, S. 428 f.

Cf. Schöne, Emblematis und Drama, S. 190.

⁵⁶⁴Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 1, 306.

⁵⁶⁵Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 1, 307–309.

⁵⁶⁶Im Schauspiel wie in der Widmung spielt die Meeresmetapher eine tragende Rolle, s. oben S. 344 mit Anm. 486.

⁵⁶⁷„... Auf! lasse dir die Kertzen

Der nichternen Vernunft/ die Scipio steckt auf/
Dir weisen Fahrt und Port!“

(Lohenstein, Sophonisbe, A.T., 4, 418–20).

⁵⁶⁸Lohenstein, Sophonisbe, A.T., 4, 414 f.

⁵⁶⁹Ambre sagt als Schlußwort der 2. Abhandlung:

„Vernunft kan Stahl in Wachs/ und Glut in Schnee verwandeln“

(Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 2, 524).

Masanissa:

„Umbsonst! wer Lorbern/ Glück/ und Ruhm ihm wil sehn blühen/
Den Nahmen beym Gestirn in Ehren-Tempeln stehn/
Muß aus der Irrebahn verwehnter Sinnen gehn.“

(Lohenstein, Sophonisbe, A.T., 4, 446–48).

Die von Lohenstein im Schauspiel sichtbar gemachte „Verfinsternung eines Oßmannischen Mohnden“ namens Ibrahim endet im Kerker.⁵⁷⁰

„SO senckt Stamboldens Sonn hier den stolzen Lauf?
Schleust niemand uns die Nacht des bangen Kerckers
auf?“⁵⁷¹

Ibrahim selbst stellt sich diese Fragen zu Beginn der letzten Szene des Schauspiels. Zum Schluß dieser Szene wird Ibrahim dann, erwürgt von den „Stummen“, seinen verdienten Tod finden.⁵⁷² „Stamboldens Sonn“ hat sich als „schwänzichter Comete“ erwiesen, der in die Tiefe fährt.⁵⁷³ Die wahren „Sonnen“ sind ja Österreichs Fürsten, die jedem Versuch der Osmanen zur „Vergrößerung [ihres Reichs] überlegen sind“.⁵⁷⁴ Der türkischen „Herrschens-Sucht“, die sogar mit der „Wassersucht“ verglichen wird, steht die Herrschenskraft des Hauses Habsburg-Österreich gegenüber.⁵⁷⁵ Zum usurpatorischen Herrschaftsanspruch des türkischen Sultan (dessen Hauptstadt ist ja das ehemalige Byzanz) kontrastiert das rechtmäßige Herrschertum Leopolds, der in der „Käyserlichen Haupt-Stadt Wien“ regiert.⁵⁷⁶ Wien ist Schauplatz des Prologs, Konstantinopel der des Schauspiels.

⁵⁷⁰Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 102, 72.

⁵⁷¹Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 5, 725 f.

⁵⁷²Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 5, 802 und 811.

Cf. Lohensteins Anmerkung zu V. 811:

„fürnehmlich aber werden sie [= die Stummen] zu Erwürgung grosser Herren gebrauchet/ wie Suleiman durch sie seinen Sohn Mustafa erwürgen lassen. [...] und hier dem Ibrahim geschehen.“

(Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., S. 257).

⁵⁷³„Byzanz“ sagt im Reyen zur 1. Abhandlung:

„Mein Wachsthum ist nur Wassersucht/
Und meine Sonn ein schwänzichter Comete.“

(Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 1, 671 f.).

⁵⁷⁴Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 102, 75.

⁵⁷⁵Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 102, 74.

Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 1, 671, s. oben Anm. 573.

⁵⁷⁶Cf. Just, Türkische Trauerspiele, S. XLI.

Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., S. 110.

Diese Gegenwelt, die abendländische Welt mit Wien und Kaiser Leopold als Zentrum, die sich *außerhalb* des Schauspiels in dessen Rahmenstücken Kupfertitel, Widmung, Prolog und Schlußbreyen konstituiert, ist der Kontrast, auf den alles ankommt. Durch diesen Gegensatz tritt Tugend neben Laster, Unschuld neben Schuld, Licht zur Finsternis, und der Untergang des einen Reichs hat den Aufstieg des andern zur Folge.⁵⁷⁷ Das 'Verhängnis', das mit der Waagschale einer übergeordneten Gerechtigkeit mißt, bringt so die Dinge wieder in die rechte Ordnung, das steht für Lohenstein fest. Das Mittel des Gegensatzes, wie es Lohenstein für seine Darstellung im Schauspiel 'Ibrahim Sultan' verwendet, deckt sich funktional mit Überlegungen, die schon Castiglione, der Verfasser des berühmten 'Buch vom Hofmann', angestellt hat.⁵⁷⁸ Castiglione

⁵⁷⁷Cf. die Licht-Finsternis – Metaphern im 'Ibrahim Sultan', z. B.:

„SO gehts! so finster kan ein heller Tag sich schlüssen!“

(Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 2, 267)

(Ambre:) „Hilff: daß kein Nebel nicht mein Licht verdüstern kan;

Wie Geist und Traum mir dreut.“

(Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 2, 6 f.).

Cf. die Lichtverteilung auf dem Kupfertitel: links ins Dunkel stürzend Ibrahim, rechts Leopold und Claudia zum himmlischen Licht emporsteigend, cf. oben S. 310 (3.3.2 Bild und Bedeutung).

⁵⁷⁸Baldesar Castigliones 'Buch vom Hofmann' („Cortegiano“ E: 1528) ist eine der folgenreichsten Schriften der italienischen Hochrenaissance.

„Solange die Höfe bestehen“, schrieb Tasso, „solange die Fürsten dauern, Damen und Kavaliere zusammenkommen werden, solange Wert und Höflichkeit in unseren Herzen Herberge haben, wird der Name Castiglione gepriesen sein.“

(Zit. nach Castiglione, Buch vom Hofmann, Nachwort R. Willemsen, S. 428).

Diesem Lob schloß sich z. B. auch Julius Caesar Scaliger an, eine kritische Autorität, auf die sich Lohenstein zu berufen pflegt. So erklärt es sich, daß Castiglione, der gegen Ende des 16. Jahrhunderts allmählich in Vergessenheit geriet, bei Lohenstein noch auf diese Weise präsent ist.

Auch Lohensteins Ideal des Hofmannes, wie es in der Widmung zur 'Sophonisbe' an Nesselrode zum Ausdruck kommt, stimmt, besonders im Begriff des 'Spiels', mit Castigliones Auffassung vom Hofmann und dessen Lebenskunst auffallend überein.

hob hervor, daß das Gute auf der Welt nicht ohne das Böse existieren könne.⁵⁷⁹

„Denn da das Böse dem Guten und das Gute dem Bösen entgegengesetzt ist, ist es gleichsam notwendig, daß das eine durch den Gegensatz und ein gewisses Gegengewicht das andere stützt und stärkt, und wenn das eine abnimmt oder wächst, nimmt auch das andere ab oder zu, weil nichts ohne seinen Gegensatz besteht.“⁵⁸⁰

Dies ist der Grund, warum Lohenstein Ibrahim als einen Ausbund von Lastern schildert: dadurch wird sein Gegenspieler Leopold umso mehr erhoben.

Aus beiden Extremen entsteht ein Doppelbild des Herrschers, das dessen äußerste Möglichkeiten im Guten wie im Bösen faßt. Diese bewußte Stilisierung des Herrschertypus (Leopold war in der Realität kaum das Ideal eines Kaisers) geschieht keineswegs nur um des Rühmens willen, sondern aus der Einsicht des Hofmannes, der es als seine Aufgabe ansieht, seinen Fürsten zum rechten Gebrauch der Macht, zur *Tugend*, zu veranlassen.

„denn ebenso wie das Ziel des Arztes die Gesundheit der Menschen sein muß, muß das des Hofmannes die Tugend seines Fürsten sein“,

auch dieser Forderung Castigliones fühlt sich Lohenstein in besonderer Weise verpflichtet.⁵⁸¹ Sein Ziel, den Fürsten gut zu unterweisen, erreicht Lohenstein im 'Ibrahim Sultan' durch eine Darstellung ex negativo: Nur *der* Fürst kann wissen, wie er herrschen soll, der weiß, was er zu unterlassen hat. So ist das in der türkischen Gegenwelt sich abspielende Chaos von Politik und Erotik als

(Cf. Castiglione, Buch vom Hofmann, Nachwort R. Willemsen, S. 431).

⁵⁷⁹ „Denn sie [= die Alten] möchten, daß es auf der Erde nur Gutes ohne irgendein Böses gebe, was unmöglich ist.“

(Castiglione, Buch vom Hofmann, 2, S. 107).

⁵⁸⁰ Castiglione, Buch vom Hofmann, 2, S. 107.

⁵⁸¹ Castiglione, Buch vom Hofmann, 4, S. 380.

ein indirektes Plädoyer für eine vernünftig geordnete Welt anzusehen.⁵⁸² Denn ungerechte Herrschaft endet notwendig mit dem Sturz des Fürsten durch seine Untertanen, diese Lehre soll aus dem Schicksal Ibrahims gezogen werden.⁵⁸³

Ibrahim geht durch „durch Laster und Blutstürzung den gemeinen Weg der Tyrannen“. ⁵⁸⁴ Jeder Herrscher, der ihm darin nachfolgt, wird wie Ibrahim der Rache Gottes nicht entgehen.⁵⁸⁵

Die Schreckensherrschaft Ibrahims, in der „Gewalt und Aberwitz sich paaren“, steht gegen die Anti-Tyrannis Kaiser Leopolds.⁵⁸⁶ Leopold regiert in den „Saphiernen Friedens-Auen“,

„Die kein unschuldig Blut beflecket!
Wo niemals ein Tyrannen-Fuß
Den Palmenreichen Sand bedeckt.“⁵⁸⁷

Dies ist ein „Glückseligs Land“, weil sein Herrscher Leopold frei von Ibrahims Lastern die keusche Liebe gewählt hat.⁵⁸⁸ Tugend und Vernunft Leopolds triumphieren am Ende über „Gewalt und Aberwitz“ Ibrahims.⁵⁸⁹

⁵⁸²S. Asmuth, Lohenstein, S. 45.

⁵⁸³„... Das Band der Treue höret

Bey Unterthanen auf/ so bald ein Fürst versehret/
Durch Laster/ Ehr und Zucht“.

(Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 4, 163–65).

⁵⁸⁴Lohenstein, Gratian, 1675, Widmung, S. [11].

⁵⁸⁵Ibrahims letzte Worte (und zugleich die letzten des Schauspiels) sind:

„Lernt Sterblichen: wie scharf des Höchsten Pfeile seyn/
Wenn er sie lange Zeit ins Langmuths-Oel weicht ein!“

(Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 5, 814 f.).

⁵⁸⁶„Daß wenn Gewalt und Aberwitz sich paaren;

Ihr Grimm mehr Mord/ als klugen Eyfer spinnt.“

(Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 4, 275 f.).

⁵⁸⁷Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., Prolog, 53, 58–60.

⁵⁸⁸Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., Prolog, 57.

⁵⁸⁹Vernunft hält nicht nur die Begierde in Schach, sie gehört auch zur reinen Liebe, die sich auf Tugend gründet.

„Die Sonne der Vernunft verklärt Begierd und Brunst“ (Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 1, 161).

Macht und Tugend schließen sich somit nicht nur nicht aus, sondern ‘Tugend’ wird — gepaart mit ‘Glückseligkeit’ geradezu zum Garanten der Macht.⁵⁹⁰ Zu diesem Ergebnis gelangt man allerdings nur, wenn der Text der Widmung in die Interpretation des Schauspiels ‘Ibrahim Sultan’ einbezogen wird. Daß die Widmung tatsächlich ein wesentlicher Bestandteil dieses Stücks ist, und diese — in der Sprache der Emblematik — die ‘subscriptio’ zur ‘res significans’ des Schauspiels vorstellt, dürfte klar geworden sein.⁵⁹¹ Lohensteins Prinzip des Gegensatzes kann sich nur entfalten, wenn Schauspiel und Widmung als Teile eines Ganzen gesehen werden. Zwar kann der ‘Ibrahim Sultan’ — und möglicherweise auch Lohensteins Trauerspiel überhaupt — als „eine Huldigung ex negativo seiner Widmungsadressaten“ aufgefaßt werden, aber freilich ist Lohensteins Trauerspiel noch mehr als dies.⁵⁹² Trauerspiel und Widmung zum ‘Ibrahim Sultan’ stellen zwei verschiedene Darbietungen des *einen* Themas vor, das lautet: *der Fürst in der Fortuna – Welt*.

Dabei ist weder die Widmung dem Trauerspiel noch das Trauerspiel den Funktionen der Widmung untergeordnet.⁵⁹³ Für das

⁵⁹⁰Cf. dagegen Spellerberg, der ausführt,

„daß die Ausübung der Macht die Innehaltung der allen Menschen zur Norm gesetzten Tugend nicht ermöglicht und daß umgekehrt die Exponierung der Tugend notwendig zum Untergang des Tugendträgers führt, daß also *Macht* und *Tugend* bzw. *Tugend* und — im irdischen Dasein sich dokumentierende — *Glückseligkeit* einander ausschließen.“

(Spellerberg, Verhängnis und Geschichte, S. 201).

⁵⁹¹Cf. Schöne, Emblematik und Drama, S. 19.

⁵⁹²Meyer-Kalkus, Wollust und Grausamkeit, S. 151.

⁵⁹³So kann man z. B. das Trauerspiel ‘Agrippina’ nicht allein als

„einzige argute Huldigung der von Louyse verkörperten Tugenden“ (Meyer-Kalkus, Wollust und Grausamkeit, S. 152) bezeichnen. Analog gilt dies auch für ‘Epicharis’, die Meyer-Kalkus — in Anlehnung an Aussagen der Widmung — als „Huldigung des unter den Habsburgern erreichten und zu Lohensteins Lebzeiten gesicherten Friedens“ (S. 152) auffaßt.

Die „epideiktische Verweisungsstruktur“ (Meyer-Kalkus, S. 152) ist freilich ein Aspekt des Trauerspiels, aber nicht mehr: Lohensteins Trauerspiel will mehr als rühmen und tadeln, es will darüberhinaus alles erfüllen, was man

Schauspiel 'Ibrahim Sultan' gilt:

„Der gantze Welt-Kreiß sieht auf eines Fürsten Fall.“⁵⁹⁴

Zugleich nun beabsichtigt Lohenstein in der Widmung, durch Leopolds „Gegensatz der Welt für Augen zu stellen“, daß Weltherrschaft nur dem durch Tugend und Glück legitimierten Herrscher gebühre.⁵⁹⁵ Der Fall Ibrahims geht so notwendig dem glanzvollen Aufstieg Leopolds voraus.

Den „Gegensatz“ zwischen Leopold, dem „Beyspiel aller vollkommenen Fürsten“, und dem „Blutthund“ Ibrahim führt Lohenstein in der Widmung noch näher aus:⁵⁹⁶

„*Ew. Käyserl. Majest.* nicht nur durch dero Kriegs-Strahlen/ [...] des Machmets Monden verfinstern; sondern auch durch dero reine Flammen jene beschämen: daß Liebe nichts minder ohne böse Lust/ als Rosen ohne Dornen/ Diamanten ohne Flecken/ und Gold ohne Kupfer seyn könne.“⁵⁹⁷

Im Krieg wie in der Liebe ist Leopold seinem Gegenbild Ibrahim überlegen. Leopolds Tugend erweist sich im Siegen wie im Heiraten, während sich für Ibrahim die Niederlage schon ankündigt und seine Hochzeit mit Ambre nicht zustandekommt.⁵⁹⁸

Ibrahims Welt ist die des türkischen Hofes, von dem seine Mutter Kioseme sagt:

im 17. Jahrhundert von der Gattung erwartet hat. Siehe das Widmungsgedicht zur 'Sophonisbe', in dem wenig vom Rühmen, aber viel von anderen Funktionen des Trauerspiels die Rede ist.

⁵⁹⁴Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 1, 205.

⁵⁹⁵Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 102, 73 f.

⁵⁹⁶Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 101, 55.

„Blutthund“:

Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 5, 260 und 265 (und öfter!).

⁵⁹⁷Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 102, 76, 79–82.

⁵⁹⁸„... Kurtz! wir falln übern Hauffen/

Und unser Glücks-Spiel scheint jetzt so verwirrt zu lauffen:

Daß wo die Christen uns recht in die Karte sehn/

Und Ferdinand es wagt; so ists umb uns geschehn.“

(Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 1, 551–554).

„Ach Himmel! kan kein Tag bey Hofe zugebracht
 Nicht ohne Zittern seyn? und ohne Furcht verschwinden?
 Ist hier kein Rosen-Blat nicht ohne Dorn zu finden?“⁵⁹⁹

Während die Handlung des Schauspiels nur in den Innenräumen des Hofes spielt, ist der Prolog, in dem die Herrschaft Leopolds geschildert wird, im Freien angesiedelt:⁶⁰⁰ in der „Gegend der Käyserlichen Haupt-Stadt Wien“.⁶⁰¹ Hier regiert nicht wie in den türkischen Palästen Intrige und Unzucht, sondern Eintracht und Fruchtbarkeit in einer bukolischen Idylle.⁶⁰² *Hier* wären allenfalls Rosen ohne Dornen zu erwarten, nicht aber am Hof Ibrahimis. Bei ihrem letzten Erscheinen — schon als „Geist“ — nimmt Am-

⁵⁹⁹ Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 4, 336–338.

⁶⁰⁰ Lohenstein: „Der Schauplatz ist die Stadt Constantinopel/ und meistens das *Seraglio* oder die Käyserliche Burg.“

(Lohenstein, Ibrahim Sultan, Personenverzeichnis, T.T., S. 109).

⁶⁰¹ „Der Schauplatz stellet die Gegend der Käyserlichen Haupt-Stadt Wien/ und bey selber eine Meer-Enge nebst dem Donau-Strome für.“

(Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., Prolog, S. 110.

⁶⁰² „Ja wo Löw und Lämmer sich in vertrauter Eintracht gatten/

Wo man sieht auf Lantzen wachsen Trauben und Oliven-Beern.“

(Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., Prolog, 63 f.).

Für die Bewohner einer solchen Idylle gilt:

„Wie selig sind/ die den Schmaragd der Auen

Für der Paläste Gold erwehln!

Die nicht aufs Eiß der glatten Ehrsucht bauen/

Und sich mit eignen Lastern kwältn!“

(Lohenstein, Cleopatra, A.T., Reyen 4, 631–634).

Geschildert wird also im Prolog zum ‘Ibrahim Sultan’, wie im Reyen der Gärtner und Gärtnerinnen zur 4. Abhandlung der ‘Cleopatra’ das freie Landleben im Gegensatz zum verderblichen Hofleben. Dieselbe Gegenüberstellung — mit der Absicht der Hofkritik — nimmt Lohenstein auch in seinem Gedicht ‘Eitelkeit des Glückes und des Hofes’ vor.

(Lohenstein, Blumen, 1680, Hyacinthen S. 67–75.).

In diesem Gedicht nennt Lohenstein die mit dem Hof konkurrierende Natur „irrd’sches Paradiß“

(Blumen, 1680, Hyacinthen S. 68).

Als solches irdisches Paradies wird auch der Donaustrand im Prolog zum ‘Ibrahim Sultan’ geschildert. Die Idylle trägt aber keineswegs überirdische Züge, sondern bleibt diessseitig.

bre Kiosems Bild von der Rose, die nicht ohne Dornen sein kann, wieder auf. Sie sagt zu Ibrahim:

„Lern itzt: daß Ros' und Dorn auf einem Zweige blüht/
Daß eine Glutt zeugt Flammen/ Rauch und Dünste“. ⁶⁰³

Ambre meint damit, daß sie sich für Ibrahim vom „Abgott seiner Brünste“ zum „Hencker“ verwandelt hat. ⁶⁰⁴ Auch Ambre ist als Akteurin an Ibrahims Hof nicht frei von der Unheil bringenden Doppelstruktur der Dinge, sie ist selbst ambivalent. Auch sie macht die für den höfischen Menschen typischen Wandlungen durch. ⁶⁰⁵

'Claudia' im Schlußreyn hebt diese ambivalenten Gesetze höfischen Lebens für Leopold auf:

„Den grossen Käyser Leopold
Mach ich vom Leid und Dornen frey;
Zu lehrn: daß keusche Lieb auch nicht stets dörnricht sey.“ ⁶⁰⁶

Dem entsprechend wird Leopold in der Widmung von der Ambivalenz der Dinge, die für gewöhnliche Sterbliche gelten, freigesprochen.

Die „Rose“ erscheint für ihn „ohne Dornen“, „Diamanten ohne Flecken/ und Gold ohne Kupfer“. ⁶⁰⁷

Diese künstliche Welt ist aber kein Abbild der Wirklichkeit, sondern ein postuliertes Ideal. Das Tor, das Leopold und Ibrahim

⁶⁰³Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 5, 791 f.

⁶⁰⁴Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 5, 789 f.

⁶⁰⁵„Die Taube kehrt in einen Adler sich“

(Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 5, 797).

Darin ist Ambre Sophonisbe ähnlich, in der Lohenstein den Prototyp des höfischen Verwandlungskünstlers dargestellt hat.

⁶⁰⁶Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 5, Schlußreyn 868–870.

⁶⁰⁷Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 102.

Das Bild von der 'Rose ohne Dornen' erscheint auch in Lohensteins Gedicht 'Eitelkeit des Glückes und des Hofes'. Auch hier dient dieses Bild zur Beschreibung eines antihöfischen Ideals in der Idylle.

„Die Disteln stehn voll Lilg' und Rosen ohne Dörner.“
(Lohenstein, Blumen, 1680, Hyacinthen S. 69).

auf dem Kupfertitel passieren, offenbart Glanz und Gefahr des Herrschens: Aufstieg und Fall. „Eines Fürsten Fall“ wird an Ibrahim im Schauspiel vorgestellt, Leopolds Aufstieg in Widmung und Schlußreyn proklamiert.⁶⁰⁸ Leopolds Herrschertugend führt auf Erden schon zu einem paradiesischen Zustand, in dem die ambivalente Struktur der Dinge nicht mehr gefährlich werden kann, da sie außer Kraft gesetzt ist. Ibrahim muß — wie ihm Ambre klarmacht — an dieser ambivalenten Struktur, die sich gegen ihn kehrt, scheitern, während Leopold darüber erhaben scheint.

3.3.5 ZUR FUNKTION VON TRAUERSPIEL UND WIDMUNG

LOHENSTEINS FÜRSTENLOB

Ein großes Thema Lohensteins ist die Frage, wie der Mensch in der bedrohlichen Welt des Hoflebens bestehen könne. Durch den Lobpreis Leopolds und dessen Idealisierung als Herrscher in der Widmung zum ‘Ibrahim Sultan’ wird diese Frage keineswegs schon beantwortet. Mit dem personalisierten Prinzip des ‘Gegensatzes’ — Ibrahim contra Leopold — läßt sich zwar eine Wesensstruktur dieses Schauspiels erklären, der Sinn des ganzen Schauspiels oder gar aller Dramen Lohensteins wird damit nicht erfaßt. Freilich stellt ‘Ibrahim Sultan’ ein „Antiideal“ zu Leopold vor, aber deswegen erschöpft sich das Schauspiel doch kaum in „politische(r) Reportage im Dienste des österreichischen Kaiserhauses“.⁶⁰⁹

Auch ein so tugendhafter Herrscher wie Leopold ist dem allgemeinen Gesetz der Vergänglichkeit unterworfen.

„Auch der drey Kronen trägt/ den Stul auf Tugend gründet/
Verfällt in Staub und Koth/ wird aller Pracht beraubt“.⁶¹⁰

⁶⁰⁸S. oben S. 371 mit Anm. 594.

⁶⁰⁹So Lunding, *Das schlesische Kunstdrama*, S. 136.

Cf. dazu auch Asmuth, *Lohenstein*, S. 41.

⁶¹⁰Lohenstein, *Blumen*, 1680, *Hyacinthen* S. 75, *Eitelkeit des Glückes und des Hofes*.

So schreibt niemand, der bestehende Herrschaft unkritisch verherrlicht. Diese Einsicht Lohensteins in die Hinfälligkeit und Gefährdung irdischer Größe steht auch hinter seinem Lob Leopolds, das direkt in der Widmung und indirekt — mittels des Gegensatzes — im Schauspiel zum Ausdruck kommt. Der vorherrschende Zweck dieses Schauspiels kann daher nicht der Ruhm Kaiser Leopolds oder der Dynastie Habsburg — Österreich sein. (Das gilt auch für die beiden anderen Trauerspiele Lohensteins, die in Text und Reyen auf Leopold verweisen: 'Cleopatra' und 'Sophonisbe').

„Denn der Adel ist eine Nulle; Wenn die Ziffer der Tugend dabey steht/ gilt sie viel/ wenn sie alleine steht/ nichts“,

schreibt Lohenstein in seiner Lobrede auf Hofmannswaldau.⁶¹¹ Um das grundsätzliche Verhältnis von Macht und Tugend geht es Lohenstein allenthalben: und dieses Zitat liefert eine Erklärung dazu. Der Fürst, der seine Bedeutung und Rechtfertigung allein durch die Tugend erfährt, muß sich — sollte es ihm an ihr mangeln — Kritik und im äußersten Fall sogar Absetzung gefallen lassen. (Das Beispiel einer solch gerechtfertigten Entmachtung eines Fürsten kommt ja im 'Ibrahim Sultan' zur Darstellung.)

Ohne die „Ziffer der Tugend“ ist der Fürst zum Untergang verurteilt, das lehrt die Handlung aller Trauerspiele Lohensteins.⁶¹² Dem Kausalverhältnis von Laster und Untergang steht die wechselseitige Beziehung von Tugend und Herrschaft gegenüber.⁶¹³ Er-

⁶¹¹Hofmannswaldau, Übersetzungen und Getichte, 1689, Lohenstein, Lob-Rede, 1679, S. [12].

⁶¹²Cf. oben S. 335.

⁶¹³Cf. Tarot, Sophonisbe, Nachwort, S. 239.

Je tugendhafter der Herrscher ist, desto größere Gewalt wird ihm zugesprochen.

So heißt es von Augustus in der 'Cleopatra':

„Großmächtigster August! Gott schaffe dir mehr Welten/

Das Glücke werffe dir stets Lorbern in die Schoos

Denn deine Tugend ist für eine Welt zu groß.

Mit dem und mehrerm wirds Verhängnis dich beschütten“

steres wird im Schauspiel exemplifiziert, letztere in der Widmung zum ‘Ibrahim Sultan’ erklärt.

Lohenstein, der in seinen Trauerspielen vornehmlich die Laster seiner Protagonisten in vergangenen Herrschaftssystemen schildert, ist in den dazugehörigen Widmungen an seine fürstlichen Adressaten bemüht, Vergangenheit und Gegenwart in Eins zu sehen. Dieser Vergleich von Alt und Neu, der in der Widmung stattfindet, endet immer mit dem Lobpreis der gegenwärtigen Regierung. So kann Lohenstein in der Widmung an Herzogin Luise von Brieg und Wohlau von seiner Titelheldin Agrippina sagen:

„Denn ihre Laster wüßen nirgends als bey den Tugenden einer großen Herzogin Gnade“.⁶¹⁴

Zur Begründung dieser — zunächst befremdenden Vorstellung — führt Lohenstein ein Naturphänomen an:

„Weil die strahlende Sonne auch die trüben Dünste der Erden empor zeucht/ und in schöne Regenbogen verwandelt.“⁶¹⁵

Diese Umkehrung des Negativen in einen positiven Effekt, die in dieser Widmung stattfindet, bedeutet die höchste Steigerung des Gegensatzprinzips, das alle Widmungen Lohensteins auszeichnet.⁶¹⁶

(Lohenstein, *Cleopatra*, A.T., 5, 560–564).

⁶¹⁴Lohenstein, *Agrippina*, 1665, Widmung, R.T., S. 12.

⁶¹⁵Lohenstein, *Agrippina*, 1665, Widmung, R.T., S. 13.

Cf. zur Interpretation dieses Satzes der Widmung zur ‘Agrippina’:

Meyer-Kalkus, *Wollust und Grausamkeit*, S. 151. Dabei kommt Meyer-Kalkus zu dem Ergebnis:

„Diese wie auch die anderen Dedikationen von Lohensteins Dramen weisen auf einen textkonstitutiven Sachverhalt hin — den rhetorisch-epideiktischen Bezug zum Widmungsadressaten oder zum idealen Adressaten aller Stücke, zum fürstlichen Souverän.“

Cf. dazu oben S. 370 mit Anm. 593.

⁶¹⁶So findet sich der Gegensatz schon in der Widmung zum ‘Ibrahim Bassa’ (1650), Lohensteins erstem Bühnenstück. Hier heißt es im Widmungsbrief an die schlesischen Herzöge Georg, Ludwig und Christian:

„Ich weiß: daß *Eur. Hochfürstl. Durchl.* [...] dies aber/ was an dem Türckischen Hofe zu schänden ist/ aus Ihren Hochfürstlichen Höfen weit weg ver-

Die „trüben Dünste der Erden“ stellen dabei die Begierden dar, die so gefährlich sind, weil sie den Blick auf die Vernunft verwehren. So muß, wer herrschen will, zuerst „ein Fürst über Sich“ sein. Mit diesen Worten huldigt Lohenstein dem jungen Georg Wilhelm in der 'Lob-Schrift'.⁶¹⁷

Die „Welt“ ist der „Schauplatz“, auf dem der im Schauspiel dargestellte (Ibrahim) und der in der Widmung gefeierte Herrscher (Leopold) agieren und konkurrieren.⁶¹⁸ (Der Begriff „Welt“ erscheint allein fünfmal in diesem Widmungsbrief, und zweimal ist von „Nachwelt“ die Rede.) Leopold vollbringt seine „Helden-Thaten“ auf dem großen Schauplatz der Welt ebenso öffentlich, wie sich Ibrahim für seine Schandtaten bei seiner Mitwelt verantworten muß.⁶¹⁹ Lohenstein hat in Leopold einen Regenten

bannet befinden werden.“

(Lohenstein, Ibrahim Bassa, 1689, Widmung, T.T., S. 81, 35, 38 f.).

Lohenstein konfrontiert also hier schon die türkische Welt mit der abendländischen.

(Cf. Just, Türkische Trauerspiele S. XXXIX).

Freilich sind Licht und Schatten hier noch nicht so eindeutig zugeordnet: auch am türkischen Hof ist zu finden,

„was an unterschiedlichen Gemüthern lobwürdig“.

(Lohenstein, Ibrahim Bassa, 1689, Widmung, T.T., S. 81, 37 f.).

⁶¹⁷ „Unser Pyastischer Hertzog aber war nicht weniger ein Fürst über Sich/ als über Sein Unterthanen. Er verstand zeitlich: Daß die ungleichen Aufschwelungen der Begierden/ Dünste wären/ welche die heutere Vernunft verdüster-ten/ und die Augen des Verstandes umwölckten.“

(Lohenstein, George Wilhelms Lob-Schrift, 1679, D 2^v f.).

Dieses Lob in der Gedächtnis-Schrift für den mit 15 Jahren (!) verstorbenen schlesischen Herzog Georg Wilhelm macht deutlich, daß Lohenstein mehr daran gelegen war, einen vorbildhaften Herrschertyp zu entwerfen, als die individuellen Charakterzüge *dieses* Herzogs hervorzuheben.

Auch Georg Wilhelm wird — wie Leopold — zu diesem Zweck idealisiert.

⁶¹⁸ Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 101, 52.

⁶¹⁹ Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 101, 54.

Dagegen Ibrahim:

„... Der Sultan sol in Divan sich stelln ein/

Dem Volcke werden recht/ und außführn seine Thaten.“

(Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 5, 490 f.).

gefunden, der sich weltpolitisch und historisch, als Repräsentant des römisch-deutschen Imperiums, an die Spitze stellen läßt. (Nur als Persönlichkeit bleibt Leopold bei Lohenstein wie in der Wirklichkeit blaß.)

Nach diesem komplexen Lohensteinschen Muster lobt Hallmann, der andere Schlesier, der Leopolds und Claudias Hochzeit in einem Bühnenstück feierte, gewiß nicht. Hallmann rühmt sich in seinem Widmungsgedicht an die kaiserlichen Majestäten:

„... Auf diesen Schau-Platz steigt
Kein wiegernder Tyrann/ der zu den Teuffeln fährt“.⁶²⁰

Mit diesem Seitenhieb gegen Lohensteins Beispiel plädiert Hallmann für seine eigene Widmungspraxis, bei der sich nicht der Tyrann zum Friedensfürsten, sondern Schäfer zu Prinzen (und das heißt in gewisser Hinsicht: gleich zu gleich) gesellen.⁶²¹ Gerade im Gegensatz erweist sich aber die Qualität von Lohensteins Lob: Ibrahim wird „nur durch Schmach“, Leopold aber „durch die Tugend leben“, wie Lohenstein dies im Fall von Nero und Epicharis formuliert hat.⁶²² Der Nachruhm Leopolds lag bei Lohenstein jedenfalls in kompetenteren Händen als bei Hallmann. Leopold gehörte für Lohenstein zu den

„Fürsten/ die ihre Gedächtnüß-Säulen nicht auff die Leichen der überwundenen Feinde/ noch auff den Grauß der eingäscherten Länder/ sondern auff die Erhaltung ihres

⁶²⁰Hallmann, Adonis und Rosibella, Trauer- Freuden- und Schäffer-Spiele, [1684], Widmung, S. [4].

S. oben S. 303 mit Anm. 310 (3.3.1 Widmungsanlaß).

⁶²¹„Ach nein! hier wird *Adon* und *Rosibell* gewehrt/
Ein Spiegel keuscher Zucht und Vorbild treuer Flammen/
Wo Schönheit/ Witz/ und Muth vermählen sich zusammen.
Es sind zwar Schäffer nur: Doch was sind Printzen sonst
Als Schäffer ...“

(Hallmann, Adonis und Rosibella, Trauer- Freuden- und Schäffer-Spiele, [1684], Widmung, S. [4]).

⁶²²Lohenstein, Epicharis, R.T., 5, 731 f.

Cf. oben S. 337 mit Anm. 458.

Volckes/ und ihre Ehren-Tempel in die Hertzen ihrer Unterthanen zu bauen getrachtet“.⁶²³

Ein solcher Fürst setzt weniger durch Krieg ein Zeichen als durch Heirat, wie Lohenstein in seinem Widmungsbrief zum 'Ibrahim Sultan' andeutet.⁶²⁴ Das Absehen eines solchen Fürsten ist nicht, Herrschaft um der Herrschaft willen („Herrschens-Sucht“), sondern

„die gemeine Wolfarth in unverwelckender Blüthe“

zu erhalten, wie es in der Widmung der 'Lob-Schrift' heißt.⁶²⁵ So wird Leopold von Lohenstein letztlich danach beurteilt, was er bei seinen Untertanen bewirkt.

Aus dieser Perspektive kann Lohenstein für seine eigene Person sagen:

„MAGna Felicitas est clementi subesse Imperio. Major nostra; quod in OPTIMOS AUSTRIÆ PRINCIPES indicimus.“⁶²⁶

So leitet Lohenstein seinen lateinischen Widmungsbrief zur 'Epicharis' an Freiherrn Otto von Nostitz ein. Auch in diesem Widmungsbrief huldigt Lohenstein also mittels eines Gegensatzes: der verderbten römischen Welt zur Zeit Neros wird in der Widmung die Gegenwart unter Leopold entgegengehalten. Dabei wird klar,

⁶²³Lohenstein, Gratian, 1675, Widmung, S. [6] f.

⁶²⁴„... und *Ew. Käyserl. Majest.* nicht nur durch dero Kriegs-Strahlen [...] des Machmets Monden verfinstern; sondern auch durch dero reine Flammen jene beschämen ...“

(Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 102, 76 ff.).

⁶²⁵Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 102, 74.

„Sintemal Desselben [= Leopolds] sieghafte Waffen Uns den güldenen Frieden zuschantzen/ Sein güttigstes Vater-Hertz aber die gemeine Wolfarth in unverwelckender Blüthe erhält.“

Lohenstein, George Wilhelms Lob-Schrift, 1679, Widmung, S. [11].

⁶²⁶Lohenstein, Epicharis, 1685, Widmung, R.T., S. 295.

(„Ein großes Glück ist es, unter einer milden Regierung zu leben. Mein Glück ist noch größer, weil ich unter die besten Fürsten Österreichs beordert bin.“)

daß die römische Welt in derselben Weise wie die türkische im ‘Ibrahim Sultan’ auch als Gegenbild zu Leopolds Welt entworfen ist. Geschichte wird auch hier nicht um ihrer selbst willen dargestellt, sondern zur Klärung der Gegenwart verwendet.⁶²⁷

Für Lohensteins gesamte politische Produktion könnte gelten, was er selbst für den Fall seines Trauerspiels ‘Epicharis’ gesagt hat:

„Nostrum Carmen sub clementissimo INVICTISSIMI LEOPOLDI Imperio“.⁶²⁸

Unter diesem Zeichen sind Lohensteins Schriften mit ihren dazugehörigen Widmungen zu lesen.

Das Hauptinteresse Lohensteins galt dem Wiener Kaiserhaus, das belegen nicht nur — abgesehen von der Widmung an Leopold — Widmungen an hohe Hofbeamte (die kaiserlichen Räte und Freiherrn Otto von Nostitz und Franz von Nesselrode, letzterer später Reichsgraf, Adressat der ‘Sophonisbe’), sondern auch die Schlußreihen von ‘Cleopatra’, ‘Sophonisbe’ und ‘Ibrahim Sultan’.⁶²⁹

Im cheruskischen Romanhelden ‘Arminius’ schließlich wollte Lohenstein Leopold ein allegorisches Denkmal setzen.⁶³⁰ Geschichte und Gegenwart sollten sich in dem patriotischen Projekt des ‘Arminius’, das durch Lohensteins Tod unvollendet blieb, treffen. Das „Braut-Lied der Holdinnen“, das am Ende des ersten Teils des ‘Arminius’ zur Feier von Hermanns Vermählung mit Thusnelda gesungen wird, wirkt stellenweise wie ein weiteres Glückwünschgedicht zur Hochzeit Leopolds mit Claudia Felicitas.⁶³¹

⁶²⁷Cf. Just, Römische Trauerspiele, Lohenstein und die römische Welt, S. X:

„Die Antike ... war nie Vergangenheit, sondern, wenn und sobald sie im Wort beschworen wurde, Gegenwart, besser vielleicht: eine die Gegenwart nicht nur geistig, sondern auch politisch prägende Macht.“

⁶²⁸Lohenstein, Epicharis, 1685, Widmung, R.T., S. 295.

(„Meine Dichtung unter der mildesten Herrschaft des ganz unbesiegbaren Leopold“).

⁶²⁹Cf. oben S. 317 f. mit Anm. 369 und 371.

⁶³⁰Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Einführung Szarota S. 5*; S. Asmuth, Lohenstein, S. 16.

⁶³¹Cf. „Zuruff der frolockenden Oder“:

„Alleine Deutschland noch vielmehr
 Nun seine zwey Gestirne sich vermählen.
 Man wird die güldne Zeit von diesem Tag an zehlen/
 Der Nachwelt Wohlstand rechnen her/
 Da Herrmanns und Thußneldens keusche Flammen
 Uns neigen zu des milden Himmels hold/
 Der Erde Fruchtbarkeit/ der edlen Freyheit Gold/
 Und hundert tausend Seeln vereinbaren zusammen.“⁶³²

Besonders der Schluß dieses 'Braut-Lieds' wiederholt Leitgedanken von Widmung und Schlußreyn zum 'Ibrahim Sultan':

„So segne die Verhängnis-Hand
 Nun euer festes Liebes-Band/
 Die schon für tausend Jahr'n in die Gestirne schrieb:
 Die Heyrath würde's Glück' ans Vaterland vermählen/
 Es würden eurem Stamm auch niemals Zweige fehlen/
 Weil Erd' und Himmel würd' einander haben lieb.“⁶³³

So feiert Lohenstein im Roman wie im Leben fürstliche Hochzeiten, und Leopold steht hier wie dort im Mittelpunkt von Lo-

„Des Löwen und der Jungfrau Himmels-Flammen
 Schau' ich für allen Sternen pral'n.
 Ja beyder Glantz vermischet sich zusammen.
 Was deuten so vermeng'te Strahl'n?
 Daß der Löwe sHaupt der Welt
 Sein Hochzeit-Fest mit einer Göttin hält?“
 (Lohenstein, Blumen, Rosen, 1690, S. 9 f.)

Aber nicht auf die zweite, sondern allenfalls auf die dritte Vermählung Leopolds mit Eleonore von Pfalz-Neuburg (1676) konnte Lohenstein im 1675 begonnenen 'Arminius' Bezug nehmen.

⁶³²Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND S. 1429.

⁶³³Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND S. 1430.

Das „Verhängniß“ stehe schon als göttliche Botschaft in den Sternen:
 S. oben S. 327.

„Glück“:

Cf. die Rolle von „Tugend“ und „Gelück“ im Schlußreyn zum 'Ibrahim Sultan', s. oben S. 320 mit Anm. 378.

„Stamm“ und seine „Zweige“:

Cf. Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., Schlußreyn, 935 f.

hensteins Welt. Trotzdem soll Lohenstein mit der Widmung des ‘Arminius’ bereits die neue Hoffnung Deutschlands, den großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, anvisiert haben. Lohensteins Prophezeiung vom Untergang des türkischen Reiches („Stambols Monden bleichen“) hebt Abschatz im „Ehren-Getichte“ zur posthumen Ausgabe des ‘Arminius’ (1689) zurecht hervor.⁶³⁴

„Dis hat der kluge Geist gewünscht und vorgesagt/
 Der Sultan Ibrahims verdinten Fall besungen.
 Wenn Er die Zeit erlebt/ da dieser Wunsch vertagt/
 Hätt Er mit Herrmanns Lob noch höher sich geschwungen.
 Er hätte dises Buch noch weiter führen müssen/
 Und mit dem höchsten Ruhm der Kayser-Sige schlissen.“⁶³⁵

Das war Lohenstein nicht möglich. Er starb am 28. April 1683 durch einen „unvermutheten Schlag-Fluß“.⁶³⁶ An eben diesem Tag hat Leopold das Bündnis mit dem Polenkönig Johann Sobieski gegen die heranrückenden Türken unterzeichnet. Damit waren die Weichen für den Sieg über Kara Mustafa in der Schlacht am Kahlenberg vom 12. September 1683 gestellt.⁶³⁷

MENSCH UND FÜRST

„Kein Schau-Glaß nur/ kein Bley-Maaß ist uns kund/
 Die Nachwelt wird auch keines nicht bereiten/
 Das der Menschlichen Gemüther tieffes Welt-See gründen
 kan;
 Kein Compaß/ der sichre Farth in der Höfe Strudeln zeigt/
 Keine Kette/ die die Räder des Glückes hemmet an.“⁶³⁸

⁶³⁴ Abschatz, *Ehren-Getichte*, Lohenstein, *Arminius* 1, 1689, ND S. [7].

⁶³⁵ Abschatz, *Ehren-Getichte*, Lohenstein, *Arminius* 1, 1689, ND S. [8].

⁶³⁶ Lohenstein, *Ibrahim Sultan ... und andere Poetische Gedichte*, [1685], *Lebens-Lauff*, S. [12].

⁶³⁷ S. Bauer, Rolf, *Österreich*, S. 176.

⁶³⁸ Lohenstein, *Ibrahim Sultan*, T.T., 4, 265–269.

Diese Klage über die Unergründlichkeit des Menschen, die im 'Ibrahim Sultan' „Amuratens Geist“ ausspricht, ist ein Grundmotiv der Trauerspiele Lohensteins. Der Wechsel vom jambischen zum trochäischen Rhythmus in der Mitte dieser Verse (V. 267) unterstreicht dabei noch die Unausweichlichkeit der Situation, die durch Sentenzen ausgedrückt wird.⁶³⁹ Auch im 'Arminius' erklärt Lohenstein, daß der Mensch sich selbst ein Rätsel bleibe und auch dem Seelenkundigen nicht ganz auslotbar erscheine.

„Denn ein Mensch ist ihm selbst ein so grosses Buch/ das er sein Lebtag nicht auslesen kan; Die innerlichen Kräfte der Seele aber so hoch: daß kein Weltweiser ihre völlige Wissenschaft erreicht hat.“⁶⁴⁰

Damit verläßt Lohenstein auch die Tragödienwelt seines Vorbilds Seneca: für Seneca war — der stoischen Psychologie folgend — im Gegenteil gerade die Durchschaubarkeit seelischer Vorgänge die Grundvoraussetzung.⁶⁴¹ Lohenstein versucht in seinen Trauerspielen menschliches Wesen und menschliches Scheitern zu ergründen.

In diesem Bestreben hat der Dichter einen Gefährten, nämlich den klugen Fürsten. Ja, Herrmann sei offenbar in Einzelfällen schon gelungen, was den Dichtern insgesamt so viele Schwierigkeiten bereite.

„so meisterlich wuste er durch das Bleymaaß seiner Scharfsichtigkeit die Tiefen fremder Gemüther, und zwar auch des versteckten Tiberius zu ergründen“,

berichtet Lohenstein über diesen im 'Arminius'.⁶⁴² Beiden, Dich-

⁶³⁹Diesen Hinweis verdanke ich Cho, *Dramen in Versen*, 1994 (Microfiche-Ausg.).

⁶⁴⁰Lohenstein, *Arminius* 1, 1689, ND S. 1105b.

⁶⁴¹Cf. Seeck, *Senecas Tragödien. Das römische Drama*, S. 409f.

⁶⁴²Lohenstein, *Arminius* 1, 1689, ND S. 1266b.

Cf. oben das gegenteilige Bekenntnis von „Amuratens Geist“ im 'Ibrahim Sultan', das diesen Amurat auch als Fürsten, der dieser seiner Aufgabe nicht gewachsen war, kennzeichnet. Ihm fehlte die dazu nötige und bei Herrmann hervorgehobene „Scharfsichtigkeit“.

ter und Fürst, tut dazu Erfahrung und Menschenkunde not; und sie müssen sich dabei der Grenzen ihrer Weisheit immer bewußt bleiben.

„So ungleich sind die Menschen geartet! wer eines Löwen, einer Schlange Eigenschaft weiß; weiß sie des gantzen Geschlechtes. [...] Aber wer einen Menschen von Grund aus ausgeholt, kennet nur einen; wo anders das menschliche Herze durch einiges Bleymaaß zuergründen ist.“⁶⁴³

(Es geht ja darum, den Menschen in seiner Individualität zu erfassen; an einem allgemeinen Gattungsscharakter, wie bei der Tierwelt, kann man sich dabei nicht orientieren!) Trotz dieser berechtigten Skepsis ob der Möglichkeit der völligen Enträtselung des Menschen muß der Dichter sich dieser Aufgabe stellen. Mit der Behauptung, der Fürst in Gestalt von Herrmann habe diese Aufgabe schon gelöst, wird das erwünschte Ideal fürstlicher Menschenkenntnis in die Vergangenheit zurückprojiziert, um von da aus seine Adressaten der Gegenwart zu beeinflussen.

„Was wunderts aber uns? daß sich der Mensch verstellt“ — es ist eine alte Erfahrung.⁶⁴⁴ Da nun aber kann die Kunst der scharfsinnigen Affektenlehre ansetzen, die beim Fürsten zur ‘Staats-Klugheit’ gehört.⁶⁴⁵ Heinrich IV. in Frankreich z. B. habe sich dieses Herrschaftswissens bedient:

„er ergrübelte die tiefen Heimlichkeiten/ zergliederte gleichsam die Menschen Gemüther/ in dem er so gar ihre Gedanken und Zuneigungen außlegte.“⁶⁴⁶

Auch der weltkluge Dichter Lohenstein muß sich auf diese Kunst verstehen, wenn er sein Thema: der Mensch in seiner höchsten Form als Fürst, adäquat darstellen will. Neben der Unergründlichkeit des Menschen — seine Auslotung durch dazu besonders

⁶⁴³Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND S. 1153b.

Cf. Meyer-Kalkus, Wollust und Grausamkeit, S. 75 f.

⁶⁴⁴Lohenstein, Sophonisbe, A.T., Widmung, 205.

⁶⁴⁵Cf. Meyer-Kalkus, Wollust und Grausamkeit, S. 74.

⁶⁴⁶Lohenstein, Gratian, 1675, S. 75.

qualifizierte Fürsten vergangener Zeiten widerlegt dies nicht — kommt auch seine Vielgestaltigkeit in den Blick: er repräsentiert als „Kleine“ auch eine „grosse Welt“.⁶⁴⁷

Am negativen, nicht am positiven Helden stellt Lohenstein sein Experiment der Extreme an. Das „im menschlichen Bereich stets und immer wieder Mögliche“ zeigt er an der lasterhaften Natur des Menschen.⁶⁴⁸ Die tugendhafte Natur eignet sich schon deshalb kaum für solche Zwecke, da sie ihrem Wesen nach „Mittel-liebend“ (also: maßvoll) ist. Lohenstein beschreibt in seinen Trauerspielen hauptsächlich die Fürsten,

„welche ihrer Ehrsucht kein Maaß/ und ihrer Herrschafft kein Ziel zu setzen gewust/ und also die Gräntzen der Mittel-liebenden Tugend überschritten“.⁶⁴⁹

Der lasterhafte Fürst ist ein besonders geeignetes Demonstrationsobjekt, weil er als Vertreter unumschränkter Macht seine Leidenschaften ohne Rücksichten durchzusetzen sucht. Die Laster dieser Fürsten entsprechen ihrer männlichen oder weiblichen Natur (Agrippina!), beiden gemeinsam ist Machtstreben. Lohenstein läßt diesen am exponierten Schauplatz des Hofes agierenden Fürsten Ibrahim mit Politik und Erotik in Konflikt geraten. Pervertierte Liebe und pervertierte Macht bestimmen das Geschehen am Hof und werden zum rechten 'Trauerspiel': die „Liebe“ selbst wird hier zum „Ungeheuer“ und ungezügelter Ehrgeiz zur „Herrschensucht“.⁶⁵⁰ Ibrahim ist ebenso wie Sophonisbe Subjekt und Ob-

⁶⁴⁷Lohenstein, Blumen, 1680, Rosen S. 122, Vereinbarung der Sterne und der Gemüther.

Cf. oben S. 280 mit Anm. 211 (3.2.2 Lohensteins Widmung zur 'Sophonisbe').

⁶⁴⁸S. Just, Afrikanische Trauerspiele, S. XX.

⁶⁴⁹Lohenstein, Gratian, 1675, Widmung, S. [6].

⁶⁵⁰„Die Liebe selber wird bey Hof' ein Ungeheuer/
Die Tochter der Natur zur Mißgeburth der Welt.“

(Lohenstein, Blumen, 1680, Hyacinthen S. 70, Eitelkeit des Glückes und des Hofes).

„Herrschens-Sucht“: Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T.,

jekt des „Spiels“, in das der Mensch zeit seines Lebens verstrickt bleibt.⁶⁵¹

„Wer Lieb und Ehrsucht wil aufs grimmste spielen sehn/
Betrachte Masaniß’ und Sophonisbens Thaten“.⁶⁵²

Auch Ibrahims Taten sind denselben entfesselten Energien entsprungen. Die „Venus improba“ des Kupfertitels — alias „Unmenschliche Begierd“ — regiert Ibrahim wie Sophonisbe.⁶⁵³

Besonders an der Titelheldin ‘Sophonisbe’ wird deutlich, daß „der Mensch der veränderlichste Cameleon“ sei, während ihr tugendhafter Gegenspieler Scipio als Vertreter der Staatsklugheit immer derselbe bleibt.⁶⁵⁴ Bei der Gegenüberstellung Ambre – Ibrahim liegt ein ähnlicher Fall vor: Ambre verkörpert die Unschuld bis zum Schluß, während Ibrahim in seinen politischen und erotischen Entschlüssen schwankt.

Wie veränderlich und von außen veränderbar der Mensch auch sei, wählt er die Tugend, so verleiht sie ihm Standhaftigkeit. Zum Prüfstein der Tugend wird am Ende der Tod:

„Denn er versetzt das Bild der Tugend erst ins Lichte.“⁶⁵⁵

S. 102.

⁶⁵¹Zur Bedeutung dieses Leitbegriffs in der ‘Sophonisbe’ und in ihrer Widmung s. oben S. 279 f. (3.2.2 Lohensteins Widmung zur ‘Sophonisbe’, Das Thema „Spiel“).

⁶⁵²Lohenstein, Sophonisbe, A.T., Widmung, 127 f.

⁶⁵³Lohenstein, Sophonisbe, A.T., Widmung, 206.

Scipio sagt Sophonisbe mit Recht folgendes nach:

„Die einen Tag sich nicht zwey Männer schämt zu lieben/
Und nach des Glückes Uhr auch ihre Liebe stellt;

Ja geile Wechselung für Witz und Klugheit hält.“
(Lohenstein, Sophonisbe, A.T., 5, 582–584).

Dadurch gerät Sophonisbe in gefährliche Nähe zu einem Erotomanen wie Ibrahim.

⁶⁵⁴Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND S. 390b.

⁶⁵⁵Lohenstein, Blumen, 1680, Hyacinthen S. 75, Eitelkeit des Glückes und des Hofes.

Gemäß dieser Maxime wäre auch Cleopatras und Sophonisbes Freitod zu interpretieren.

Cf. oben S. 337 (3.3.3 Der Widmungsbrief).

Im erhellenden Moment des Todes scheidet sich Laster von Tugend und Wahrheit von Irrtum. (Die Kupfertitel von 'Cleopatra' und 'Sophonisbe' halten deshalb den Tod der jeweiligen Titelfigur fest.)

Versagt der Mensch auch im „Glück“, so hat er doch noch die Chance, sich im Tod zu bewähren, und so zeigen Cleopatra und Sophonisbe an ihrem Ende Tugend, während Ibrahim schmachvoll zugrunde geht.⁶⁵⁶

Sind diese untergehenden Fürsten wirklich noch als „Götter dieser Welt“, wie sie im 'Ibrahim Sultan' und in der 'Epicharis' bezeichnet werden, zu verstehen?⁶⁵⁷ Lohensteins Verwendung dieser Metapher ist jedenfalls durchaus kritisch gemeint: an der bewußten Stelle im 'Ibrahim Sultan' werden die Schattenseiten dieser Fürsten deutlich hervorgekehrt:

„... Die Götter dieser Welt
Beginnen off/ was GOtt im Himmel nicht gefällt/
Was Ehr und Tugend stört.“⁶⁵⁸

Auch Lohensteins Titelheldin Epicharis setzt diesem fürstlichen Anspruch auf Gottähnlichkeit die Wirklichkeit auf Erden entgegen, in der ihrer Ansicht nach viele Fürsten „ein knechtisches Gemütte“ an den Tag legen.⁶⁵⁹ Wenn solche Fürsten fallen, kann man in ihnen dann tatsächlich noch „der Götter Bilder“ erkennen?⁶⁶⁰ Für Kioseme jedenfalls belegt Ibrahims Beispiel am Ende

⁶⁵⁶ „Gold wird durch Glutt/ ein Geist durch Glück und Todt bewehrt.“
(Lohenstein, Cleopatra, A.T., 5, 178).

⁶⁵⁷ Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 1, 145.

In der 'Epicharis' heißt es:

„... Die Fürsten sind geweiht
Zu Göttern dieser Welt/ für die die Sternen kämpffen“
(Lohenstein, Epicharis, R.T., 5, 542–44).

⁶⁵⁸ Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 1, 145–147.

⁶⁵⁹ „In wie viel Fürsten steckt ein knechtisches Gemütte?
Hof-Heuchler/ Henckers-knecht; Ja tausend Slaven sind
Viel edler/ als ihr Herr.“
(Lohenstein, Epicharis, R.T., 5, 548–550).

⁶⁶⁰ „Daß Seul' und Fürsten ja/ die gleich verfallen/ noch

gerade das Gegenteil:

„... Ach! Kiosem/ itzt lerne:

Der Erde Sonnen sind Irrlichter/ keine Sterne.“⁶⁶¹

Kiosems Einsicht gilt für alle lasterhaften Fürsten. Nur die tugendhaften dürfen gewiß sein, daß der „Himmel“ sie begünstigt.⁶⁶²

Der Fürst, auch wenn er mit Gott verglichen wird, bleibt für Lohenstein ganz Mensch. Das Vorbild Scipio weist in der ‘Sophonisbe’ Masanissas Huldigung mit folgenden Worten zurück:

„Ich bin ein Mensch wie du/ doch der Begierden Herr.“⁶⁶³

Und auf den Einwand Masanissas, Scipio stamme von den Göttern ab, entgegnet Scipio diplomatisch:⁶⁶⁴

„Der ist der Götter Kind recht/ den die Tugend ziert.“⁶⁶⁵

Die *Tugend* ist also für Scipio (und Lohenstein!) der Prüfstein für den Fürsten, kraft dieser können

„Menschen sich allein vergöttern und ihren Vorzug vor der niedrigen Welt weisen“.⁶⁶⁶

Die Vergleichbarkeit des Fürsten mit (einem) Gott wird zweitrangig gegenüber dem Tugendprinzip, das für den Fürsten als beispielhaften Menschen unbedingt verbindlich ist. Hallmann spricht

Der Götter Bilder sind.“

(Lohenstein, Sophonisbe, A.T., 1, 110 f.).

⁶⁶¹Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 4, 353 f.

⁶⁶²„Ja Stern und Himmel selbst fürs Heil der Fürsten kämpfft.“

(Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 4, 436).

⁶⁶³Lohenstein, Sophonisbe, A.T., 4, 303.

⁶⁶⁴„Du bist der Götter Blutt/ und stammst vom Jupiter/

Dein Thun weists.“

(Lohenstein, Sophonisbe, A.T., 4, 303 f.).

⁶⁶⁵Lohenstein, Sophonisbe, A.T., 4, 308.

⁶⁶⁶Und zwar mit der Fürstentugend der „Wohltätigkeit“, so Lohenstein in der Widmung zum ‘Gratian’, 1675, S. [15 f.]. Desgleichen erklärt Lohenstein in dieser Widmung von einem Vorfahren seines Adressaten, „Henrich der bärtichte“:

„seine Tugend setzte ihm die königliche Krone seiner Vor-Eltern auff“.

(Lohenstein, Gratian, 1675, Widmung, S. [12]).

in seinem Widmungsgedicht Leopold und Claudia Felicitas als „Götter dieser Welt“ an.⁶⁶⁷ Nicht so Lohenstein: er begnügt sich in seinem Widmungsbrief damit, beide Majestäten als „Sonnen von Oesterreich“ zu bezeichnen.⁶⁶⁸ In keiner seiner Widmungen geht Lohenstein so weit, seinen Adressaten als „Gott“ anzusprechen.⁶⁶⁹ Das Äußerste, was Lohenstein in dieser Beziehung wagt, ist die Feststellung eines gemeinsamen Wesenszugs bei „große(n) Könige(n)“ und „Gott“: beide erfreuen sich auch an geringen Gaben.⁶⁷⁰

Für Lohenstein bleiben seine fürstlichen Adressaten Menschen, und als Menschen sollen sie sich in den Tugenden der Akteure im Trauerspiel wiedererkennen. Dies jedenfalls spricht Lohenstein in der Widmung zu seinem ersten Türkendrama 'Ibrahim' deutlich aus:

„*Eur. Hoch Fürstl. Durchl.* werden in des tapffern Ibrahims seiner unüberwindlichen Tugend [...] *Dero* eigene Tugenden als in einem Schau-Glase abgemahlet befinden“.⁶⁷¹

Lohenstein entwirft in seinen Trauerspielen durchaus abschrecken-

⁶⁶⁷Hallmann, Adonis und Rosibella, Trauer- Freuden- und Schäffer-Spiele, [1684], S. [4].

⁶⁶⁸Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 102, 75.

⁶⁶⁹Ausgenommen in der Zuschrift zum 'Arminius', die freilich nicht mehr von Lohenstein selbst, sondern von seinem Sohn desselben Namens verfaßt wurde. *Dieser* „Daniel Caspar von Lohenstein“ bezeichnet den offenbar noch von Lohenstein selbst vorgeschlagenen, ursprünglichen Adressaten *Friedrich Wilhelm* als einen „viel rechtern GOTT/ weil Gott der Götter die Beherrscher der Erden selbst so nennet“.

(Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Widmung S. [2]).

⁶⁷⁰„und daß mehrmals grosse Könige sich an einer Hand voll Wasser/ wie GOTT an einem Lothe Weyrauch vergnüget“.

(Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 102, 89 f.).

Diese Wendung Lohensteins begegnet leicht abgewandelt auch in der Widmung zur 'Agrippina':

„Daß Tempel und Altar nicht schlechten Weyrauch verschmehen“, heißt es hier.

(Lohenstein, Agrippina, 1665, Widmung, R.T., S. 13, 15 f.).

⁶⁷¹Lohenstein, Ibrahim Bassa, 1689, Widmung, T.T., S. 81, 23 f. und 27 f.

de Bilder der Fürsten und des Hoflebens; in seinen Widmungen erklärt er dagegen, daß sein Adressat, wiewohl ebenfalls an einem Hof wirkend, einer andern Welt zuzuordnen sei. Das gilt für Leopold, der in der Widmung zum 'Ibrahim Sultan' nicht als Regent am Wiener Hof, sondern als Thronprätendent des ganzen Erdkreises vorgestellt wird. Das gilt aber auch für Leopolds Kammerherrn, den hohen Hofbeamten Nesselrode, den Adressaten der 'Sophonisbe'. Er wird als exemplarische Lichtgestalt in der Finsternis des Hofes gefeiert.⁶⁷²

Nesselrodes „Tugend“ besteht vor allem in „Klugheit“; sie ist es, die dem Menschen wie dem Fürsten am Hof notwendig ist.⁶⁷³

In der Dunkelheit der Elemente sollen „die Kertzen der nichternen Vernunft“ umso heller scheinen und dem Menschen „Fahrt und Port“ weisen.⁶⁷⁴ Diese „Vernunft“ ist nichts anderes als „der Tugend Licht“.⁶⁷⁵ Ob der richtungsweisende „Angelstern“ als „Tugend“ (Widmung Ibrahim Sultan!) oder „Gott“ erscheint, ist sekundär; entscheidend ist, daß in der 'Vernunft' menschliches Vermögen und göttliche Leitung eins werden.⁶⁷⁶ Die 'Klug-

⁶⁷²Lohenstein, Sophonisbe, Widmung, 188–190, A.T., S. 249.

⁶⁷³Lohenstein, Sophonisbe, Widmung, 200, A.T., S. 250.

⁶⁷⁴Lohenstein, Sophonisbe, A.T., 4, 418–420.

⁶⁷⁵„Ihr thörchtes Volck/ die ihr der Tugend Licht

Die Sonne der Vernunft nicht einmal könnt erblicken“,

heißt es. (Lohenstein, Agrippina, Reyen 1, 599 f.)

⁶⁷⁶„Der Seele/ pflanzet Gott nur das Vermögen ein:

Daß sie durch eigne Müh ihr Werth und Güte gäbe;

Und heißt des Menschen Geist selbst seinen Schöpfer seyn.“

(Lohenstein, Blumen, 1680, Hyacinthen, S. 19, Denckmaal Herren Andreae von Aßigs).

Dies „Vermögen“ ist nichts anderes als die göttliche Begabung des Menschen zur Vernunft.

(Ähnlich auch Tarot, Sophonisbe, Nachwort, S. 241).

Lohenstein behauptet aber auch;

„... so wil auch Gott gar nictes/

Was wieder die Vernunft“.

(Lohenstein, Blumen, 1680, Himmel-Schlüssel, S. 41, Leitung der Vernunft).

heit' bedeutet politische Vernunft: sie befähigte Nesselrode, um „Deutschland“ sich „verdient“ zu machen, „und umb die halbe Welt“.⁶⁷⁷ Ibrahim erwies sich als Herrscher untauglich, weil er — trotz Vorhaltungen! — unfähig war, der 'Vernunft' den ihr gebührenden Rang in seinem Regiment einzuräumen.⁶⁷⁸ Fehlende oder vorhandene Tugend eines Fürsten ist immer auch eine öffentliche Angelegenheit, weil der Einfluß eines Fürsten maßgeblich ist: das zeigt das Beispiel Ibrahims und das Gegenbeispiel Leopolds.⁶⁷⁹ Die menschliche Natur des Fürsten zieht politische Konsequenzen nach sich; nur *der* Fürst kann seine Herrschaft behaupten, der eingesehen hat:

„Man muß sich in die Zeit vernünftig lernen schicken.“⁶⁸⁰

Die schon aus Staatsraison gebotene Tugend des Herrschers kann sogar den Wechselfällen Fortunas standhalten. Tugend siegt über Unglück und bewährt sich im Verhängnis.⁶⁸¹ 'Tugend' heißt die

Das bedeutet: vernunftbestimmtes Handeln stimmt mit der göttlichen Vorsehung überein.

(Cf. Tarot, Sophonisbe, Nachwort, S. 243).

⁶⁷⁷Die „Nachwelt“ wird, so spricht Lohenstein Nesselrode an,
 „Ein Redner deines Ruhms/ der Klugheit Zeuge seyn;
 Was zu gemeiner Ruh du Gutttes beygetragen;
 Wie klug und Tapfer du die Bothschaft fürgestellt;
 Umb Deutschland dich verdient/ und umb die halbe Welt.“
 (Lohenstein, Sophonisbe, Widmung, 195–198, A.T., S. 250).

⁶⁷⁸Sechierpera zu Ibrahim:

„So wird der Seelenbrand sich auch des Sultans trennen
 Durch Zeit/ Vernunft/ und Witz“.

(Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 3, 92 f.).

Kiosem zu Ibrahim:

„Mein Fürst/ mein Sohn/ ist er bey Witz und bey Vernunft?“

(Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 3, 221).

⁶⁷⁹„Weil Fürsten/ die das Gift der Laster an sich nehmen/
 Von ihrem Himmel es auf hundert Völcker sämen.
 Ihr bö's' Exempel sind die Funcken/ die den Brand
 Auf tausend Häuser streun.“

(Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 1, 215–218).

⁶⁸⁰Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., 5, 60.

⁶⁸¹„Die Unglücks-Welle bricht am Tugend-Fels entzwey.“

„Kette/ die die Räder des Glückes hemmet an“.⁶⁸²

Der politisch richtig, d. h. mit Klugheit, handelnde Mensch setzt sein Tugendmaß gegen das Chaos verderblicher Mächte. Fürsten, die dieses Maß verlieren, weihen sich selbst und ihr Reich dem Untergang.⁶⁸³

Die anscheinend übermenschlichen (herkulischen!) Möglichkeiten des Fürsten —

„Er behauptet die Herrschaft der Welt/ und übermeistert die Gesetze der Natur“,

sind in Wirklichkeit Eigenschaften, die in jedem mit Vernunft begabten Menschen in nuce angelegt sind.⁶⁸⁴

„Die Sonne der Vernunft/ das Auge des Gemüttes/
Macht uns zu Herrn der Welt/ zu Meistern der Natur.“⁶⁸⁵

Der *kluge* Fürst, der in diesem Sinne sich als Mensch erweist, ist das Ziel der Widmung zum ‘Ibrahim Sultan’. Der „grosse Käyser“ Leopold hat — trotz der gegenteiligen Formulierung Lohensteins, in der dieser Gedanke vorgeblich verneint wird —

„ietzt einen ihm anständigen Redner oder Tichter“

(Lohenstein, Epicharis, R.T., 2, 470).

⁶⁸²Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T. 4, 269.

S. oben S. 382 mit Anm. 638 (3.3.5 Zur Funktion von Trauerspiel und Widmung).

⁶⁸³Die Fürsten nämlich,

„welche ihrer Ehrsucht kein Maaß/ und ihrer Herrschaft kein Ziel zu setzen gewust“.

(Lohenstein, Gratian, 1675, Widmung, S. [6]).

⁶⁸⁴Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 100, 10 f.

⁶⁸⁵Lohenstein, Blumen, 1680, Hyacinthen, S. 23, Die Höhe des Menschlichen Geistes.

Cf. Tarot, Sophonisbe, Nachwort, S. 241.

Die herkulische Natur der Tugend Leopolds ist freilich trotz dieser Parallele, die aufs Allgemein-Menschliche zielt, nicht wegzuleugnen.

S. oben S. 326 (3.3.3 Der Widmungsbrief).

gefunden: Lohenstein selbst.⁶⁸⁶

Selbst „der grosse Alexander“ habe „in dem blühenden Griechenland schon über den Abgang eines Homerus geseufzet“.⁶⁸⁷ Am Grabe Achills habe Alexander bittere Tränen vergossen, da er Achill nicht um seine Taten, sondern um das Glück, daß sie von Homer gefeiert worden sind, beneidet habe, berichtet Castiglione.⁶⁸⁸

Alexander, der größte der antiken Helden, ist um seinen Nachruhm besorgt, da er keinen Homer mehr finden kann. Diesem Mangel, der Alexander so erregte, verspricht Lohenstein im Fall Leopolds, der im Vergleich an die Stelle Alexanders tritt, abzuhelpen.⁶⁸⁹

Lohenstein bietet sich selbst als Homernachfolger an, und zwar, indem er im nächsten Gedanken der Widmung den Plan des 'Arminius' ins Spiel bringt.⁶⁹⁰ In der Person des 'Arminius' huldigt Lohenstein bekanntlich Leopold.

Nur der Dichter (Lohenstein) kann dem Potentaten (Leopold) Un-

⁶⁸⁶Und zwar in Form einer rhetorischen Frage:

„Denn wie sol ein so grosser Käyser jetzt einen ihm anständigen Redner oder Tichter finden?“

(Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 101, 45 f.).

⁶⁸⁷Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 101, 46–48.

⁶⁸⁸„Als Alexander zum berühmten Grabe

Achills des Stolzen kam, er seufzend klagte:

Oh, Glücklicher, der Du des Ruhmes Gabe

Durch den erhieltst, der höchstes Lob dir sagte!“

(Castiglione, Das Buch vom Hofmann, 1, 45, S. 83).

⁶⁸⁹Diese Gleichsetzung von Alexander und Leopold bedeutet höchstes Herrscherlob.

S. oben S. 325 (3.3.3 Der Widmungsbrief).

⁶⁹⁰Die hier beklagte „Unwissenheit der uhralten deutschen Helden Wunderwercke“ bleibt dann nämlich nicht mehr „unter den Staub der Vergessenheit vergraben“, sondern wird durch den 'Arminius' zu neuem Leben erweckt.

(Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 101, 48–50).

Der Arminius-Roman ist wohl im letzten Lebensjahrzehnt Lohensteins entstanden, angeregt wurde er wahrscheinlich auch durch die 1673 (im Erscheinungsjahr des 'Ibrahim Sultan'!) neu gedruckte 'Historia Arminii Germanorum contra Romanos Ducis' des Georg Spalatinus (E 1535).

(Cf. Asmuth, Lohenstein, S. 62).

sterblichkeit verleihen: durch den Nachruhm in seinen Werken. Auf *diesen* Zusammenhang wollte Lohenstein hier in der Widmung mit dem Bild des seufzenden Alexander verweisen. Somit bringt er eines der zentralen Argumente der Dichtung im 17. Jahrhundert ins Spiel: nur sie vermag großen Taten Dauer zu verleihen.⁶⁹¹ Die Mächtigen sind nichts ohne die Unterstützung der Dichter — darum seufzt Alexander am Grabe Achills.⁶⁹²

Als „kluger Geist“, so nannte Abschatz Lohenstein, wollte er Leopold durch Widmung und Trauerspiel zum klugen Fürsten erziehen. Dies unternahm Lohenstein mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln, auch (und gerade!) mit der „Wissenschaft der Laster“, mit der er im Trauerspiel auftrumpft. Freilich verdient diese „Wissenschaft“ für Lohenstein eher „den Namen einer Weißheit“, weil sie gleichsam den ersten Schritt zur „Wissenschaft der Tugend“ vorstelle.⁶⁹³

Das Ziel der Klugheit ist zivilisatorischer Natur, es beruht auf Wissen und Erkenntnis. Dazu kann, neben der Tat des klugen Fürsten, der im Extremfall seine Untertanen aus „wilden Thieren“ zu „Menschen“ formt, auch das Wort des klugen Dichters seinen Beitrag leisten.

In drei Zeiten soll sich die Klugheit erweisen: in Vergangenheit,

⁶⁹¹Nachruhm durch den Poeten: s. unten S. 524.

⁶⁹²Cf. auch Assmann, die diese Alexander-Anekdote nicht als Beispiel für den Ruhm der Helden, sondern den der Dichter versteht. (Assmann, Erinnerungsräume, Fama, S. 42).

⁶⁹³„Im Fall aber die Wissenschaft der Laster den Namen einer Weißheit verdient . . . ,“.

(Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND S. 94 f.).

So schreibt Lohenstein in der ‘Lob-Schrift’:

„Das *Pyastische Geschlechte* ist vergangen/ welches die unbändigen Sitten der gefrorenen Nord-Welt in den Stand wol-gesitteter Völcker gesetzt; das nach erlangter Kundschaft von den Lastern den rauhen Scythen die Wissenschaft der Tugend durch heilsame Gesätze beybracht/ und aus wilden Thieren gleichsam Menschen gemacht hat.“

(Lohenstein, George Wilhelms Lob-Schrift, 1679, J₂).

Cf. Wucherpennig, Klugheit und Weltordnung, S. 213.

Gegenwart und Zukunft.

„Denn der weiß nur zu leben/ der aller dreyer Zeiten Genüß
durch Erinnerung geschehener/ durch tugendhafte Anweh-
rung gegenwärtiger/ und kluge Vorsehung künftiger Dinge
nicht verabsäümet.“⁶⁹⁴

Zu solcher Lebens- und Regierkunst will Lohenstein den Fürsten anleiten; aus Lohensteins Dichtung kann der Fürst geschichtliches Bewußtsein mit der Vergangenheit, das Ergreifen der Gelegenheit in der Gegenwart und die Bewältigung des Kommenden in der Zukunft lernen.⁶⁹⁵ Dieses Programm ist aus Saavedra Fajardos 'prudencia'-Lehre für den Herrscher entwickelt.⁶⁹⁶

Der letzte Teil der Klugheit ist der schwierigste: „künftiger Dinge Wissenschaft“ sei „der Kern der Klugheit“.⁶⁹⁷ Nur Ausnahmehenschen könnten „durch das Fern-glaß/ ich sage durch den Krystall deß Gegenwärtigen/ in die zukünftigen Begebenheiten/ durchschauen“.⁶⁹⁸ So kann sich auch der Weise und der König mit Aussicht auf Erfolg um die Vorhersicht „künftiger Dinge“ bemühen.⁶⁹⁹

Aber auch der Dichter hat an diesem mehrfachen Wesen der Klugheit selbst Anteil: er erinnert an Geschehenes und sieht Künftiges

⁶⁹⁴Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND S. 1308b.

Cf. Wucherpfennig, Klugheit und Weltordnung, S. 48.

⁶⁹⁵Die Gelegenheit stelle den von der 'bona Fortuna' gewährten Augenblick möglichen Handelns vor.

S. Wucherpfennig, Klugheit und Weltordnung, S. 73 f.

⁶⁹⁶Cf. Saavedra Fajardo, *Idea Principis Christiano-Politico*, S. 182.

S. Wucherpfennig, Klugheit und Weltordnung, S. 46.

⁶⁹⁷„So wenig dient künftiger Dinge Wissenschaft zur Glückseligkeit; ob schon solche der Kern der Klugheit ist.“

(Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND S. 846a).

Cf. Wucherpfennig, Klugheit und Weltordnung, S. 76.

⁶⁹⁸Du Refuge, Kluger Hofmann, übers. Harsdörffer, 1655, Widmung [Harsdörffers], S. [1].

⁶⁹⁹„... daß die Wissenschaft künftiger Dinge nur eine Eigenschaft der Weisen/ und eine königliche Verrichtung sey.“

(Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND S. 1352b).

voraus. (Das Handeln in der Gegenwart kommt hinzu, wenn der Dichter — wie Lohenstein — gleichzeitig Politiker ist.) Die Voraussicht des Künftigen, der die Einsicht in die Bedingungen von Vergangenheit und Gegenwart zugrunde liege, ist sein besonderes Metier.⁷⁰⁰ Diese Voraussicht behauptet ihren festen Ort im Trauerspiel (Schlußreihen) und in der Widmung, in der die geheimen Botschaften des Verhängnisses durch den Mund des Dichters ans Licht kommen.⁷⁰¹

Der vom Dichter auf den Pfad der Tugend verwiesene Fürst bleibt — im Gegensatz zu einem Ibrahim — berechen- und lenkbar. Dies hat der Diplomat Lohenstein sicherlich bedacht.

Nicht Huldigung um ihrer selbst willen bezweckt Lohenstein mit dieser Widmung und dem Schauspiel, sondern Politik im Medium der Literatur. Lohenstein sieht in Habsburg – Österreich die bislang einzige deutsche Macht, die fähig ist, der Türkengefahr zu begegnen.⁷⁰² Deswegen versucht Lohenstein die moralische Kraft von Habsburg-Österreich zu stärken, militärisch war es ohnehin den Türken unterlegen.⁷⁰³ Tatsächlich ist Österreich zum Zeit-

⁷⁰⁰Hermann habe zu diesem Zweck von Ingviomern

„den gegenwärtigen Zustand seines Landes/ die Neigungen des Adels/ das Vermögen des Volkes/ die Bündnisse und Kräfte der Nachbarn/ um aus dieser beyder mehrmaligen Erfolg/ nicht aber aus einer einzelnen Begebenheit und einem blinden Glücks-Falle von allen künftigen Fällen vernünftig zu urtheilen.“

(Lohenstein, *Arminius* 1, 1689, ND S. 1261b).

⁷⁰¹Cf. oben S. 339 (3.3.3 Der Widmungsbrief).

⁷⁰²Am Ende seines Lebens setzte Lohenstein dann offenbar auf Brandenburg-Preußen statt auf Österreich:

Nach dem Zeugnis seines Sohnes, des Verfassers der Widmung zum ‘Arminius’ 1, 1689 hatte Lohenstein jedenfalls vor, seinen ‘Arminius’ dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm zu widmen. Diese Aussage wurde zwar stark bezweifelt (s. z. B. Asmuth, Lohenstein, S. 16), aber da keine Gegenbeweise vorliegen, ist sie ernst zu nehmen (s. oben S. 389 mit Anm. 669 [3.3.5 Zur Funktion von Trauerspiel und Widmung]).

⁷⁰³Das kaiserliche Heer, das 1683 gesammelt wurde, war zahlenmäßig zu schwach, um die Armee Mustafas, die von den Magyaren noch unterstützt wurde, aufhalten zu können. Das Stärkeverhältnis der Belagerer zu den Be-

punkt der Widmung zum 'Ibrahim Sultan' nicht mehr als Anspruch und Hoffnung geblieben: der Anspruch heißt mit Lohensteins Worten „Tugend“, die Hoffnung „Verhängnis“, im Fall Leopolds „Glückseligkeit“. Die Kraft dieser „zwey grosse(n) Weltgestirne“ wird beschworen, um Leopold eine unanfechtbare Position für kommende große Aufgaben zu verschaffen.⁷⁰⁴

Gewiß, die Widmung setzt damit Schlagworte; dennoch ist sie keinesfalls nur als Propagandaschrift zu verstehen. Wie sehr die Begriffe „Tugend“, „Glück“ und „Verhängnis“ auch die Werke Lohensteins bestimmen, dürfte sich gezeigt haben. Rhetorische Pflichtübungen nur zu Huldigungszwecken, „einen Tand leerer Wörter“, sind Lohensteins Sache nicht.⁷⁰⁵ Lohenstein geht es in diesem Schauspiel um das Verhältnis Mensch – Fürst, nicht mehr, wie noch Gryphius, um das Verhältnis Gott – Fürst. Dem 'homo politicus', dem umfassend Gebildeten, der aktiv in die Politik eingreift, ist eine Position zwischen Mensch und Fürst vorbehalten. Der „Tugend“-übende Mensch, nicht der Fürst, verkörpert Lohensteins Ideal, wenn er

„Nach Wissenschaften strebt/ die Weißheit hertzlich liebet;
[...]
Durch dieses kan ein Mensch ein Halb-Gott hier auf Erden/
Des Vaterlandes Licht/ ein Pfeiler seiner Stadt/
Ein Schutz-Bild eines Volcks/ der Nachwelt Vorbild werden.“⁷⁰⁶

Damit wollte Lohenstein seinem Freund, dem Breslauer Syndikus Andreas von Assig, ein Denkmal setzen; diese Beschreibung trifft aber ebenso auf Lohenstein selbst zu. Nesselrode, der dichtende Staatsmann am Wiener Hof, war für Lohenstein wohl der voll-

lagerten in Wien betrug 160000 : 16000.

(Cf. Bauer, Österreich, S. 175 f.).

⁷⁰⁴Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 100, 8.

⁷⁰⁵Feind, Deutsche Gedichte 1, 1708, Widmung S. [4].

⁷⁰⁶Lohenstein, Blumen, 1680, Hyacinthen S. 19f., Denckmaal Herren Andree von Aßigs.

kommenste Repräsentant dieses Typs. In Nesselrode vereinigen sich ‘Tugend’ und Weltläufigkeit. Nesselrode repräsentiert kraft der „Tugend“ „der Nachwelt Beyspiel“.⁷⁰⁷ Damit steht er einem Leopold kaum nach, von dem es in der Widmung zum ‘Ibrahim Sultan’ hieß, er sei

„ein anbethens-würdiges Vorbild der Vollkommenheit bey der Nachwelt“.⁷⁰⁸

Der Dichter sieht es als seine Aufgabe, die Tugend-Beispiele der „Vorwelt“ für die Mit- und Nachwelt im Wort festzuhalten.⁷⁰⁹ Dies spricht Lohenstein in der Widmung zur ‘Sophonisbe’ aus und deutet diese Funktion in der Widmung zum ‘Ibrahim Sultan’ an. Lohenstein beklagt in diesem Sinne den bisherigen Mangel an Chronisten *deutscher* Geschichte.⁷¹⁰ Diese Aufgabe wird im Trauerspiel ex negativo durch den lasterhaften Helden der „Vorwelt“ erfüllt, während die Widmung den positiven Helden, der Zeitgenosse ist wie Leopold oder Nesselrode, dagegensetzt. Erst der ‘Arminius’ bringt den tugendhaften Helden der Vorwelt, Hermann, ins Spiel. Ziel dieses Verfahrens ist im Trauerspiel wie im ‘Arminius’-Roman ‘aemulatio’:

„Und das Ziel der Vorwelt soll seyn der Ansprung der Nachkommen“,

steht auf einer Denksäule.⁷¹¹

⁷⁰⁷Lohenstein, Sophonisbe, A.T., Widmung, 275.

⁷⁰⁸Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 101, 55 f.

⁷⁰⁹„Der Vorwelt Tugend wird nicht besser eingesämt
Der Jugend/ als enn man ihr ein schön Beyspiel weiset;
Denn kein Porphyren Bild/ kein Alabastern Grab
Mahlt/ wie Euripides/ die alten Helden ab.“
(Lohenstein, Sophonisbe, A.T., Widmung, 255–258).

⁷¹⁰„und unserer danckbarern Vorfahren Unwissenheit der uhralten deutschen Helden Wunder-Wercke unter den Staub der Vergessenheit vergraben lassen?“
(Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 101, 48–50).

S. oben S. 393.

⁷¹¹Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND S. 375.

Cf. Wucherpennig, Klugheit und Weltordnung, S. 292 f.

Ansporn bedeutet es für den Fürsten gleichermaßen, das Gegenteil eines Ibrahim wie das Ebenbild eines Herrmann zu verkörpern. Dieses Herrscherideal zu bilden, dazu geben Trauerspiel, Widmung und 'Arminius'-Roman Anweisungen, jeder der Texte auf seine eigene Weise.

Der vollkommene Fürst der „Vorwelt“ ist Hermann; der unvollkommenste der Zeitgeschichte Ibrahim; der vollkommenste der Zukunft wird aber Leopold sein, wenn er Lohensteins Lehren beherzigt hat.

Diese Lehren dienen am Ende freilich nicht nur dem Fürsten und dessen Staatsmännern, sondern auch dem Menschen: soll er doch sein Affektleben, wiewohl oft ins Maßlose übersteigert, im Fürsten des Trauerspiels „als in einem Schau-Glase abgemahlet“ wiedererkennen.⁷¹² Für Fürst und Mensch gilt gleichermaßen: tugendhaft kann nur der bleiben, der sich nicht von den „schärfsten Gemüths-Regungen“ übermeistern läßt.⁷¹³

Ein „Fürst über Sich“ — gleich dem Piasten-Herzog Georg Wilhelm — kann jeder Mensch werden, der seine Begierden beherrscht.⁷¹⁴ Selbsterkenntnis des Fürsten wie des Menschen tut not.

Die Trauerspiel-Widmung wird zur Ergänzung des in der Geschichte spielenden Trauerspieltextes, ohne ihren Widmungszweck und -charakter, der in Gegenwart und Zukunft liegt, aufzugeben. Trauerspiel *und* Widmung haben ein gemeinsames Ziel: den Wert der 'Tugend' bei Mensch und Fürst darzustellen.

*„So lange man nun wird der Tugend Ehre geben/
Wird unser Lohenstein in seinen Schrifften leben“,*

⁷¹²Lohenstein, Ibrahim Bassa, 1689, Widmung, T.T., S. 81, 27.

⁷¹³„An dem Solymann werden sie schauen einen Tugendhaften/ doch von den zwey schärfsten Gemüths-Regungen übermeisterten Fürsten“.

(Lohenstein, Ibrahim Bassa, 1689, Widmung, T.T., S. 81, 29-31).

⁷¹⁴Lohenstein, George Wilhelms Lob-Schrift, 1679, D 2 f.

Cf. oben S. 377 mit Anm. 617 (3.3.5 Zur Funktion von Trauerspiel und Widmung).

prophezeit Abschatz am Ende seines „Ehren-Getichts“ zum ‘Arminius’.⁷¹⁵ Kraft der Tugend erreicht Lohenstein das höchste Ziel der Dichtung: Nachruhm. Solange die Höfe bestehen, solange die Fürsten dauern, obliegt die Erziehung zur Tugend dem ‘klugen Geist’, sei er Dichter oder Politiker, oder auch — wie Lohenstein und Abschatz — beides in einer Person.⁷¹⁶ Diesen seinen Fürsten ruft ein solcher ‘kluger Geist’ mahnend zu:

„Über diß glaube: daß mehr zu einem vollkommenen Menschen/
als zu dem grösten Welt-Beherrscher gehöre.“⁷¹⁷

Das Lob der Tugend in Lohensteins Dichtung geht weit über die Belange der Fürsten hinaus und bedeutet überhaupt ein Bekenntnis zum göttlichen Funken im Menschen:

„Doch bleibt des Menschen Kern der Geist aus aller Noth/
Er wird von Wurm’ und Tod und Kranckheit nicht gestochen.“⁷¹⁸

Des „Menschen Kern“, der sich in der ‘Tugend’ manifestiert, stellt Lohenstein im Trauerspiel dar, an ihn appelliert er in der Widmung.⁷¹⁹

⁷¹⁵Abschatz, *Ehren-Getichte*, Lohenstein, *Arminius* 1, 1689, ND S. [8].

⁷¹⁶Cf. Castiglione, *Buch vom Hofmann*, Nachwort, S. 428.

⁷¹⁷Lohenstein, *Arminius* 1, 1689, ND S. 1105b.

⁷¹⁸Lohenstein, *Blumen*, 1680, *Hyacinthen* S. 66, Ο ΒΙΟΣ ΕΣΤΙ ΚΟΛΟΚΥΝΘΗ.

⁷¹⁹„Der Geist/ das beste Theil/ der etwas Göttlich’s heg’t/

Der auff was besserm spielt/ als morschem Wollust-Eise/

Und weit aus Staub’ und Koth den Sinn nach Tugend trägt“,

heißt es an anderer Stelle über „des Menschen Kern“, den „Geist“.

(Lohenstein, *Blumen*, 1680, *Hyacinthen* S. 34, *Trauer- und Trost-Gedanken* über dem Absterben Fr. Anna Aßigin. Diese war die erste Frau des Breslauer Ratsherrn Hans von Assig, die 1658 starb.)

KAPITEL 4

WIDMUNG UND DRAMA IM 18. JAHRHUNDERT

4.1 DIE KRITIK DES KENNERS: GOTTSCHEDS WID- MUNG ZUM ‘STERBENDEN CATO’

4.1.1 GOTTSCHEDS BEMÜHUNGEN UM EIN REGELMÄSSIGES DEUTSCHES TRAUERSPIEL

Gotscheds Literaturreform begann mit dem Trauerspiel. Schon vor dem Erscheinen seines ‘Versuchs einer Critischen Dichtkunst’ (1730) hatte sich Gotsched theoretisch wie praktisch mit dem Trauerspiel in Deutschland auseinandergesetzt.¹ Bereits 1729 hielt er die programmatische Rede: ‘Die Schauspiele, und besonders die Tragödien sind aus einer wohlbestellten Republik nicht zu verban-
nen’.² 1730 war das Jahr der Veröffentlichung der Anweisungen für das Trauerspiel in der ‘Critischen Dichtkunst’.³ 1730 war aber auch das Jahr, in dem Gotsched selbst ein Trauerspiel, den ‘Ster-

¹Im folgenden zitiert nach der maßgeblichen 3. Auflage von 1742, ND Gotsched, Versuch einer Critischen Dichtkunst 1 u. 2, Ausgewählte Werke, hg. J. u. B. Birke, 1973, 6, 1 und 6, 2.

²Gotsched, Ausführliche Redekunst, Leipzig 1739, Gesammelte Reden, AW 9, 2.

³Gotsched, Versuch einer Critischen Dichtkunst 2, 10, Von Tragödien oder Trauerspielen, AW 6, 2 S. 309 ff.

benden Cato', geschrieben hat. 1731 wurde er in Leipzig uraufgeführt und ist 1732 ebendort im Druck erschienen.

„Joh. Christ. Gottscheds Prof. der Poes. in Leipzig, *Sterbender CATO* ein Trauerspiel, nebst einer Critischen Vorrede, darinnen von der Einrichtung desselben Rechenschaft gegeben wird.“⁴

„Ich unterstehe mich eine Tragödie in Versen drucken zu lassen, und zwar zu einer solchen Zeit, da diese Art von Gedichten seit dreyßig und mehr Jahren ganz ins Vergessen gerathen; und nur seit kurzem auf unserer Schaubühne sich wieder zu zeigen angefangen hat. Diese Verwegenheit ist in der That so groß, daß ich mich deßwegen ausführlich entschuldigen muß.“

So beginnt diese Vorrede, mit der Gottsched sein Konzept einer Wiederbelebung der dramatischen Poesie in Deutschland durchzusetzen suchte. Die Zeitangabe („seit dreyßig und mehr Jahren“) ist dabei in mehr als einer Hinsicht bemerkenswert: sie zeugt zum einen von Gottscheds historischem Interesse für das Trauerspiel, das nicht erst in den letzten drei Jahren vor Erscheinen des 'Cato' erwacht sein kann, und sie will zum anderen auf einen markanten Punkt in der Geschichte des deutschen Trauerspiels hinweisen.⁵ Gottsched will mit dieser Zeitangabe nicht an den letzten bedeutenden deutschen Dramatiker Lohenstein erinnern — dies hieße

⁴Diese Angabe macht das Titelblatt zur 10. Aufl. des 'Cato':

„Cato, ein Trauerspiel von Johann Christoph Gottscheden,
verfertigt im 1730 Jahre.

zuerst gespielet 1731 und 1732 zuerst gedrucket.“

(Gottsched, *Der sterbende Cato*, Titelblatt zu I, 10. Aufl. 1757, AW 2 S. 23.)

⁵Dies wird im weiteren Text der Vorrede auch klar ausgesprochen:

„Es sind nunmehr 15. oder 16. Jahre als ich zuerst *Lohensteins* Trauerspiele lase, und mir daraus einen sehr wunderlichen Begriff von der Tragödie machte.“. Durch die Lektüre von Lohensteins Trauerspielen war Gottsched nämlich 'zuerst auf die Theatralische Poesie gelenket worden'.

(Gottsched, *Sterbender Cato*, 1732, Vorrede S. [3]).

seine Intentionen zu verkennen.⁶ Vielmehr will er auf eine Übersetzung von Racines ‘Cid’ (1699) aus dem Französischen durch den Liebhaberpoeten Gottfried Lange, dem der ‘Sterbende Cato’ gewidmet ist, hinweisen. Diese Versübersetzung Langes stellt für Gottsched den Beginn des regelmäßigen Trauerspiels in Deutschland vor. Ohne die Ausführungen des Widmungsbriefs könnte die Anspielung auf Langes Übersetzung im Eingangssatz der Vorrede nur schwer entschlüsselt werden. Die Vorrede beschränkt sich auf das eher unauffällige Signal der Zeitangabe („seit dreyßig und mehr Jahren“) und — im weiteren Text — den beiläufigen Hinweis auf einen „weit geschicktern Poeten“ [= Lange].⁷

In der Tat, die „göttliche Melpomene“ hatte — laut Gottsched — „unter uns Deutschen“ in Lange einen ihrer wenigen „Verehrer“ gefunden.⁸ In Gottsched selbst aber hatte sie ihren theoretischen Verfechter gewonnen, und zwar zu einer solchen Zeit, in der vergessen zu werden drohte, was das Trauerspiel zu leisten imstande war.

Gottsched fühlte sich veranlaßt, verlorene Zeit nachzuholen, und endlich das Trauerspiel in Deutschland französischem Niveau anzugleichen. Der erste Schritt in dieser Richtung waren metrische Übersetzungen aus dem Französischen wie diejenige Langes. Langes Übersetzung ging übrigens auf die Initiative Herzog Anton Ulrichs von Braunschweig-Lüneburg zurück: auf sein „Verlangen und Befehl“ machte sich Lange an die Arbeit, an seinem Hof zu Wolfenbüttel, einer „Residenz der deutschen Musen“, wie ihn Gottsched zurecht nennt, wurde der deutsche ‘Cid’ zuerst auf-

⁶Eine Neuauflage von Lohensteins Werken erschien übrigens zuletzt 1723/24. Noch 1748 wurde der Versuch einer Neuauflage seiner Werke gemacht: Lohensteins Ruhm erwies sich also noch bis zur Jahrhundertmitte als wirksam. S. Asmuth, Lohenstein, S. 21.

⁷Gottsched, Sterbender Cato, 1732, Vorrede S. [8].

⁸„indem die göttliche Melpomene unter uns Deutschen kaum einen einzigen Verehrer gefunden“.

(Gottsched, Sterbender Cato, 1732, Widmung S. [4]).

geführt.⁹

Während Gottsched neue Übersetzungen immer wieder fördert und anregt, wagt er sich selbst an die erste deutsche „Originaltragödie“, seinen ‘Sterbenden Cato’.¹⁰ So ‘original’ war dieser ‘Cato’ freilich nicht: ging er doch aus einer geplanten Übersetzung von Addisons ‘Cato’, zu der Gottsched Teile von Deschamps ‘Cato’ hinzuzuziehen für notwendig hielt, hervor. Gottsched vermißte bei Addisons ‘Cato’ die Regelmäßigkeit, daher nahm er für die ersten beiden Handlungen Deschamps ‘Cato’ zum Vorbild, der „weit genauer den Regeln Aristotelis und andrer Kunstrichter gefolget war“.¹¹ Die „letzte Handlung“ habe er dagegen „fast ganz aus dem Addison beybehalten“, berichtet er.¹²

Auch in seinem Widmungsbrief zum ‘Sterbenden Cato’ will Gottsched seinen ‘Cato’ nicht „ganz vor mein eigenes Werk ausgeben“. Er habe „das meiste darinnen theils von einem Engelländer, theils von einem Franzosen entlehnet“, berichtet er hier.¹³

Tatsächlich stammten — wie man nachrechnete — nur 174 der insgesamt 1648 Verse des ‘Cato’ aus Gottscheds eigener Erfindung, die übrigen waren Übersetzungen.¹⁴ Gottscheds Bescheidenheit war daher angebracht. Mit diesem ‘Cato’ gelang Gottsched, was er beabsichtigt hatte: die Erneuerung des deutschen Trauerspiels

⁹Gottsched, Deutsche Schaubühne 1, 1742, Vorrede S. 17.

¹⁰Gottsched sagt hierüber in der Vorrede zum ‘Cato’:

„So machte ich selbst endlich mit Übersetzung der Iphigenia aus dem Racine einen Versuch, und spornte zugleich ein paar gute Freunde, und geschickte Mitglieder der Deutschen Gesellschaft allhier an, dergleichen zu thun; da denn der eine den andern Theil des Cids, oder Chimenens Trauerjahr; der andre aber die Berenice aus dem Racine ins Deutsche brachte.“

(Gottsched, Sterbender Cato, 1732, Vorrede S. [8])

Gottscheds Übersetzung ist erst 1734 erschienen, cf. Gottsched, Deutsche Schaubühne 2.

¹¹Gottsched, Sterbender Cato, 1732, Vorrede S. [14].

¹²Gottsched, Sterbender Cato, 1732, Vorrede S. [16].

¹³Gottsched, Sterbender Cato, 1732, Widmung S. [5] f.

¹⁴Nachrechner war Johannes Crüger, Gottsched und die Schweizer, [1883], S. 38.

auf der Basis von *Regeln*, die er in der 'Critischen Dichtkunst' aus Vorbildern alter und neuer Zeit gewonnen und festgelegt hatte. Damit konnte ein Kernsatz der dramatischen Theorie Gottscheds — „es kommt nur auf die Wissenschaft der Regeln an“ — Bestätigung in der Praxis des Trauerspiels finden.¹⁵ 'Cato' war nämlich von Gottsched in erster Linie als „Exempel“ zu seinen „guten theatralischen Regeln“ konzipiert worden:¹⁶

„Zum Exempel kann die oberwähnte Tragödie des Sophokles [= Ödipus], oder auch mein Cato dienen“.¹⁷

Gottscheds Auseinandersetzung mit dem deutschen Trauerspiel begann als eine bloße Suche nach Regeln — das erörtert die Vorrede zum 'Cato' ausführlich genug.¹⁸ „Die schlechten Stücke“ (gemeint sind vor allem deutsche!), „die ich spielen sahe“ machten Gottsched „begierig“, sich „um die Regeln der Schaubühne zu bekümmern“.¹⁹ Mit dem Rücken gegen das „Chaos“ aus lauter „schwülstigen [...] Haupt- und Staats-Actionen“, wie sich ihm das Repertoire der deutschen Schaubühne darstellte, sucht er, „die Deutsche Comödie auf den Fuß der Französischen zu setzen“.²⁰

„Die Ausländer, und sonderlich die Franzosen, haben sich viel genauer nach den Regeln und Mustern der Alten gericht-

¹⁵Praktische Erfahrung im Theaterwesen ist für Gottsched Voraussetzung für den Primat der Regeln:

„Es kommt nur auf die Wissenschaft der Regeln an; die aber nicht ohne alle Bemühung und Geduld gefasset werden können. Es gehört auch Gelegenheit dazu, die Deutsche Schaubühne nach ihren bisherigen Fehlern und erforderlichen Tugenden kennen zu lernen: Wie denn auch die Kenntniß des Französischen, Englischen und Italiänischen Theaters einiger massen hierzu nöthig ist.“

(Gottsched, *Sterbender Cato*, 1732, Vorrede S. [2]).

¹⁶Deutsche Schaubühne 2, 1741, Vorrede S. 30.

¹⁷Gottsched, *Versuch einer Critischen Dichtkunst* 2, 10 §11, AW 6, 2 S. 317.

¹⁸Gottscheds Wunsch nach Regeln für die Schaubühne erwuchs zunächst aus der eigenen Leseerfahrung, die ihn recht unzufrieden zurückließ, s. Gottsched, *Sterbender Cato*, 1732, Vorrede S. [3–5].

¹⁹Gottsched, *Sterbender Cato*, 1732, Vorrede S. [5 f.].

²⁰Gottsched, *Sterbender Cato*, 1732, Vorrede S. [4] und [7].

tet, als unsre deutsche Dichter des vorigen Jahrhunderts.“²¹

Dies war der Hauptgrund für Gottscheds Ausrichtung an den Dramenmustern der französischen Klassik des 17. Jahrhunderts. Die in einer französischen Übersetzung wiederentdeckte Poetik des Aristoteles wurde für Gottsched und die nachfolgende Generation zum Maßstab aller Kritik.²² „Regelmäßig“, Gottscheds höchstes Lobeswort, verdienten die französischen Stücke vor allem wegen dieser ihrer Orientierung an der griechischen Tragödie.

Den Griechen nachzufolgen, die die „Tragödie zu ihrer Vollkommenheit gebracht“, war Gottscheds Absicht, sowohl in den „äußerlichen Stücken“ der Tragödie als auch in der „inneren Einrichtung“ derselben.²³ Kernstück dieser inneren Regeln ist für Gottsched der moralische Lehrsatz, den er im Falle des ‘Cato’ freilich nicht so einleuchtend formulieren konnte wie für Sophokles’ Ödipus.²⁴

Die beiden Titelhelden jedenfalls sind nach Gottscheds Auffassung aus dem gleichen Holz geschnitzt, nämlich „wie die Menschen insgesamt zu seyn pflegen [...] von mittlerer Gattung“ — dies gilt für Ödipus genauso wie für Cato.²⁵ So, glaubt Gottsched, will

²¹Gottsched, *Deutsche Schaubühne* 2, 1741, Vorrede S. 8.

²²Aristoteles’ Poetik wurde vor Gottsched trotz vorhandener Ausgaben praktisch ignoriert.

S. Gottsched, *Versuch einer Critischen Dichtkunst* AW 6, 3, Nachwort des Herausgebers (J. Birke), S. 171.

²³Gottsched, *Versuch einer Critischen Dichtkunst* 2, 10 AW 6, 2 S. 312.

Gottsched, *Versuch einer Critischen Dichtkunst* 2, 10 AW 6, 2 S. 316.

²⁴Sophokles’ ‘Ödipus’ wird von Gottsched auf folgende Formel gebracht:

„Der Poet wollte dort zeigen, daß Gott auch die Laster, die unwissend begangen werden, nicht ungestraft lasse.“

(Gottsched, *Versuch einer Critischen Dichtkunst* 2, 10 AW 6, 2 S. 317).

Cato macht durch seine übertriebene Liebe zur Freyheit“, die sich in einen „Eigensinn verwandelt“, den entscheidenden „Fehler“, der zu seinem Untergang [= Selbstmord] führt.

(Gottsched, *Sterbender Cato*, 1732, Vorrede S. [18]).

Die moralische Lehre hieraus zu verallgemeinern, unterläßt Gottsched.

²⁵Gottsched, *Versuch einer Critischen Dichtkunst* 2, 10 AW 6, 2 S. 313.

Cato sei „sehr tugendhaft gewesen, doch so wie es Menschen zu seyn pflegen; daß sie nemlich noch allezeit gewisse Fehler an sich haben, die sie unglücklich

Aristoteles, daß man die tragischen Hauptpersonen bilden soll, damit die meisten Zuschauer, die selbst „weder recht gut, noch recht böse“ sind, in diesen gemischten Charakteren sich wiedererkennen können.²⁶ Dadurch können die Gemütsbewegungen dieser Zuschauer umso leichter geweckt werden.²⁷ Programmgemäß flossen die Tränen bei Gottscheds Publikum:

„Also habe ich das Vergnügen gehabt, zu sehen, daß dieses Stück auch Gelehrten und Ungelehrten in der Aufführung gefallen, und vielen von beyden Gattungen Thränen ausgepresset hat.“²⁸

Auch zum Nutzen der 'Ungelehrten' hat der Aufklärer Gottsched das deutsche Trauerspiel wieder ins Leben gerufen. Beide, Adel und Bürgerschaft, sollten sich der theatralischen Poesie zuwenden, die für Gottsched die „hauptsächlichste Gattung“ der Dichtkunst darstellte.²⁹

Für die herrschende Klasse sei die tragische Poesie — und hier vertritt Gottsched noch den Standpunkt des 17. Jahrhunderts — geradezu geschaffen:

„Die Wahrheit, welche in ihrer natürlichen Gestalt, durch eure Leibwachten und Trabanten nicht durchdringen kann, sieht sich genöthiget, von der göttlichen Melpomene ihr tragisches Kleid zu erborgen. Da tritt sie denn, in Gestalt alter

machen können.“

(Gottsched, *Sterbender Cato*, 1732, Vorrede S. [18]).

²⁶Gottsched, *Sterbender Cato*, 1732, Vorrede S. [18].

Gottsched, *Versuch einer Critischen Dichtkunst* 2, 10 AW 6, 2 S. 313.

²⁷Cf. Rieck, Gottsched (*Der Poet und sein Publikum*), S. 161.

²⁸Gottsched, *Sterbender Cato*, 1732, Vorrede S. [18 f.].

²⁹„Meine Pflicht erfordert es, seit etlichen Jahren die Poesie öffentlich zu lehren; und da kann ich unmöglich die hauptsächlichste Gattung derselben, dem Spotte und und der Verachtung der Unverständigen ausgesetzt seyn lassen. Die Tragödie ist es, was mir nächst dem Heldengedichte, die Dichtkunst als etwas erhebliches dargestellt, darauf auch ein edler Geist ohne Schamröthe legen kann.“

(Gottsched, *Gesammelte Reden, Die Schauspiele*, AW 9, 2 S. 493 f.).

Helden, auf die Schaubühne.“³⁰

Die „Großen und Gewaltigen dieser Erden“ sollen durch die Schauspiele zu ihrer Pflicht erzogen werden.³¹

„Die Musen allein erkühnen sichs, euch auf euren Thronen zu lehren, wenn sich euer ganzes Hofgesinde in Schmäuchler verwandelt hat“.³²

Dieses Anliegen fand aber bei den ‘großen Herren’ wenig Widerhall, und so sah sich Gottsched veranlaßt, deutlicher zu werden und den Grund für das höfische Desinteresse zu benennen:

„Es kömmt nur darauf an, daß unsere großen Herren sich endlich einen Begriff von deutschen Schauspielen beybringen lassen: denn solange sie nur in ausländische Sachen verliebt sind, so lange ist nicht viel zu hoffen.“³³

Viele ähnliche Stoßseufzer Gottscheds zeigen, daß sich an diesem Zustand auch später nicht viel geändert hat.³⁴ „Unsre Fürsten verstehen ja kaum ihre Muttersprache!“³⁵ Französisch sprechend wie Friedrich II. waren sie — von Ausnahmen wie früher schon Anton Ulrich von Braunschweig-Lüneburg abgesehen — nicht bereit, die deutschsprachige Literatur zur Kenntnis zu nehmen oder gar zu unterstützen. Mußten aber nun „die armen deutschen Poeten“ wirklich „Stümper bleiben, wenn kein Richelieu, kein Ludewig

³⁰Gottsched, Gesammelte Reden, Die Schauspiele, AW 9, 2 S. 497.

³¹Gottsched, Gesammelte Reden, Die Schauspiele, AW 9, 2 S. 497.

³²Gottsched, Versuch einer Critischen Dichtkunst 1751, 4. Aufl., AW 6, 2 S. 656.

³³„Soviel ist aber gewiß, daß die deutschen Comödianten, bey unsernmeisten gar zu ausländisch gesinneten Höfen, bisher nicht sonderlich geachtet worden“.

(Gottsched, Deutsche Schaubühne 2, 1741, S. 24).

„Unsere Höfe, und der gereiste Adel, sind insgemein die geschwornen Anbether des fremden und ekele Verächter des deutschen Witzes“.

(Gottsched, Nöthiger Vorrath 1, 1757, Vorrede).

³⁴Gottsched an Manteuffel (IV / 234 ff.), zit. nach Wehr, Gottscheds Briefwechsel, S. 165.

³⁵Gottsched an Manteuffel (IV / 234 ff.), zit. nach Wehr, Gottscheds Briefwechsel, S. 165.

XIV, kein Kanzler Segnier aufsteht, der sich um sie bekümmert“, wie Gottsched zu fürchten vorgibt?³⁶

Gottsched sieht eine Lösung dieses Problems: er setzt darauf, daß sich im Falle des deutschen Trauerspiels „Vernunft“ und „Einsicht“ gegen den „Spott“ und die „Verachtung der Unverständigen“ doch endlich durchsetzen werden.³⁷

Die Aufklärung verlangt die Muttersprache, um auch die „Unstudierten, das ist, den größten und edelsten Theil eines Volkes“ an ihr teilhaben zu lassen. Die „Unverständigen“ aber sind „wahre Feinde ihres Vaterlandes: die uns bewegen wollen, daß wir unsere Landsleute [die „unstudierten“!] in einer ewigen Unwissenheit und Barbarey sollen stecken lassen.“³⁸

Gottscheds Trauerspiel war erstmals für beide Klassen, für „Gelehrte“ und „Ungelehrte“, gedacht. Nur die „Unverständigen“ können dies tadeln: sie allein sind Gottscheds Widersacher; umso höher ihre gesellschaftliche Stellung ist, umso mehr kann ihre 'Unverständigkeit' schaden. Deshalb wendet sich Gottsched so entschieden — aber ohne Namen zu nennen! — gegen 'große Herren' in Deutschland, die französisch sprechend unter sich bleiben wollen — aber auch gegen Gelehrte, für die die Literatur immer

³⁶ „Vernunft und Einsicht kömmt gar langsam in den Stand,

Daß sie dem Staate nützt: beut ihr kein Fürst die Hand.“

(Gottsched, Gesammelte Reden, Widmung an Friedrich V. von Dänemark, AW 9, 1 S. 6).

Um Unterstützung für seine muttersprachlichen Aufklärungsprogramme muß Gottsched also bei einem ausländischen Monarchen werben!

³⁷Gottsched, Gesammelte Reden, Die Schauspiele, AW 9, 2 S. 494. Cf. die vorige Anmerkung.

³⁸Gottsched, Lob- und Gedächtnißrede auf [...] Martin Opitzen von Boberfeld, 1739, AW 9, 1 S. 170.

Gottsched fährt an dieser Stelle fort:

„Dieses sind die Gedanken derer, die uns überreden wollen, nach Art der alten Ägyptier, aus der Gelehrsamkeit und Wissenschaft ein Geheimniß zu machen; Vernunft und Witz als ein Handwerk anzusehen, und die Unstudierten, das ist, den größten und edelsten Theil eines Volkes, fast zu der Unwissenheit der Bestien hinunter zu stoßen.“

noch exklusiven Charakter bewahrt hat.

Die Menschen, „zu einerley Tugenden und Lastern fähig und geneigt“ können *alle* aus der Botschaft der Trauerspiele lernen, behauptet Gottsched.³⁹ Das Trauerspiel, einst zum Nutzen der Könige erdacht, wird schließlich zum „POEMA POPULARE“ für die „Bürgerschaft“, „zumal die Zuhörer aus allerley Leuten bestehen“. ⁴⁰ Wie Addisons ‘Cato’ soll auch Gottscheds ‘Cato’ als der „vollkommenste Bürger einer freyen Republik“ „allen vernünftigen Zuschauern von der Welt“ gefallen.⁴¹ Um auch ungebildete Bürger als Zuschauer zu gewinnen, ist die Verwendung der Muttersprache, für die Gottsched eintritt, Voraussetzung. Freilich darf auch in der Muttersprache „die tragische Schreibart“ nicht „so stolz und übersteigend“ sein, daß sie unverständlich wird. Der erwünschte Effekt der Rührung kann beim „Ungelehrten“ nur durch eine „allgemeine und verständliche Deutlichkeit“ der tragischen Schreibart erreicht werden.⁴²

Als sichtbares Zeichen dieser Rührung wertet Gottsched — lange vor Lessing — die „Thränen“ seiner Zuschauer.⁴³ Zu diesem

³⁹Gottsched, Gesammelte Reden, Die Schauspiele, AW 9, 2 S. 498.

⁴⁰„Kann nicht ein Edler und Bürger eben das im Kleinen ausüben, was Fürsten und Helden im Großen gethan?“

(Gottsched, Gesammelte Reden, Die Schauspiele, AW 9, 2 S. 498).

Cf. auch Bodmer an Gottsched, sub finem 1732, zit. nach Danzel, Gottsched und seine Zeit, S. 189.

[Köllner], Nachricht von den Schicksalen dieses sterbenden Cato, Gottsched, AW 2 S. 182.

⁴¹Gottsched, Sterbender Cato, 1732, Vorrede S. [11].

⁴²Köllner fordert eine „allgemeine und verständliche Deutlichkeit“ für die tragische Schreibart, damit sie auch „ein wohlbezogener Mittelmann, ein ungelehrter Bürger, ein unstudirtes Frauenzimmer fassen kann, um dadurch gerührt und eingenommen zu werden.“

([Köllner], Nachricht von den Schicksalen dieses sterbenden Cato, Gottsched, AW 2 S. 178).

⁴³Wie ich nun in dem allen die Regeln der Alten von Trauerspielen aufs genaueste beobachtet zu haben glaube: Also habe ich das Vergnügen gehabt, zu sehen, daß dieses Stück auch Gelehrten und Ungelehrten in der Aufführung gefallen, und vielen von beyden Gattungen Thränen ausgepresset hat.“

Ende war für den Didaktiker Gottsched das Kalkül der Regeln unerlässlich. Das Trauerspiel beiden Klassen von Zuschauern („Gelehrten“ und „Ungelehrten“) nahezubringen, war dadurch zum ersten Mal möglich geworden.

Trotz dieser Ansätze, ‘Cato’ einem größeren Publikum zugänglich zu machen, war ‘Cato’ weit eher ein Stück für gelehrte Kenner als für Ungebildete, und der „unverständige Pöbel“ sollte mit diesem Trauerspiel auch keineswegs angesprochen werden.⁴⁴ Die „Kenner der Poesie“ waren die wahren Adressaten des ‘Cato’, zumal in seiner gedruckten Form, die sich durch Vorrede und Widmung auszeichnete. Gottscheds Vorrede zum ‘Cato’ richtete sich an „Gelehrte“, nicht an „Ungelehrte“. Das bezeugt N. C. Cultor, der von der Aufnahme der „Critischen Vorrede“ bei (und nur bei!) der „Gelehrten Welt“ spricht.⁴⁵

Aber auch für die Schaubühne war der „Beyfall aller Kenner“ entscheidend, um Gottscheds „regelmäßige und wohleingerichtete Tragödie“ in deutscher Sprache durchzusetzen.⁴⁶ Den „unparteyischen“ Zuschauer für seine Reformziele zu gewinnen, glückte Gottsched offenbar mit der Hilfe dieser ‘Kenner’.⁴⁷ Der erstaunliche Erfolg, der dem Trauerspiel ‘Sterbender Cato’ beschieden war, bestätigt dies wohl: ‘Cato’ erlebte in 25 Jahren nicht weniger als zehn Auflagen und wurde an Hof und Stadt zum beliebtesten

(Gottsched, *Sterbender Cato*, 1732, Vorrede S. [18 f.]).

⁴⁴Denn „dieser vielköpfigte Götze urtheilt oft sehr verkehrt von Dingen“.

(Gottsched, *Versuch einer Critischen Dichtkunst*, AW 6, 1 S. 186).

⁴⁵„Mit welchem Applausu Dero *Sterbender Cato* aufgenommen, zeigen die hin und wieder bey Kennern der Poesie, annoch befindliche und sehr admirirte Stücke“.

(Nathanael Caesar L. C. Cultor an Gottsched, Cassel, 9. Nov. 1734, zit. nach von Reden-Esbeck, *Caroline Neuber*, S. 99 f.).

⁴⁶Gottsched, *Deutsche Schaubühne* 1, 1742, Vorrede S. 19.

Gottsched, *Gesammelte Reden, Die Schauspiele*, AW 9, 2 S. 494.

⁴⁷Gottsched rühmt sich, er habe mit Zuhörern zu tun, „die unparteyischer sind, und sich mehr durch die Vernunft, als durch Vorurtheile lenken lassen.“ (Gottsched, *Gesammelte Reden, Die Schauspiele*, AW 9, 2 S. 493).

‘regelmäßigen’ Theaterstück seiner Zeit.⁴⁸

„Soviel ist gewiß, daß nicht leicht eine Residenz, Reichs- oder andre ansehnliche Handelstadt, von Bern in der Schweiz und Straßburg an, bis nach Königsberg in Preußen, und von Wien her, bis nach Kiel im Hollsteinischen, zu nennen ist, wo nicht Cato vielfältig wäre aufgeföhret worden.“⁴⁹

Und dies trotz des von Gottsched abgelegten Geständnisses seiner eigenen Untauglichkeit zum Dramatiker!⁵⁰

4.1.2 DER WIDMUNGSBRIEF AN GOTTFRIED LANGE

DER ADRESSAT

Außer der „Critischen Vorrede“ enthält Gottscheds 1732 in Leipzig erschienener ‘Sterbender Cato’ auch — wie viele andere Werke Gottscheds — eine Widmung. Sie ist in Form eines WidmungsbrieFs, der acht Seiten füllt, an *Gottfried Lange* gerichtet.

Laut Widmungsadresse war Lange Hof- und Justizrat Seiner Königlichen Majestät in Polen und der Churfürstlichen Durchlaucht zu Sachsen, außerdem regierender Bürgermeister der Stadt Leipzig. Gottsched redet ihn im Widmungsbrief mit „Herr Hofrath“ (Überschrift!) und „Eure Hochedelgebohrne Magnificenz“ (im Text!) an.⁵¹ Der höfische Titel kommt auch für Gottsched

⁴⁸Köllners Zählung von zehn Auflagen widerspricht J. Birke in seiner Gottsched-Ausgabe, AW 2, Nachwort S. 455 (er zählt nur neun!).

S. [Köllner], Nachricht von den Schicksalen dieses sterbenden Cato, Gottsched, AW 2 S. 168–170.

⁴⁹[Köllner], Nachricht von den Schicksalen dieses sterbenden Cato, Gottsched, AW 2 S. 170.

⁵⁰Gottsched: „Ich sehe es also für eine bloße Nachsicht und Gelindigkeit an, wenn man dessen ungeachtet, eine neue Auflage des Cato verlanget hat: da man doch ein völliges Recht gehabt hätte, ihn seiner Unvollkommenheiten wegen, gänzlich zu vergessen und zu verwerfen.“

(Gottsched, Der sterbende Cato, Erinnerung bey der neuen Auflage von 1736, AW 2 S. 19).

⁵¹Gottsched, Sterbender Cato, 1732, Widmung S. [8].

noch *vor* den bürgerlichen Würden des Adressaten. „Magnificus“ (Adresse) und „Magnificenz“ (Anrede im Widmungsbrief) ist hier wohl einfach im Wortsinn (nach Zedler: „herrlich, prächtig“) verwendet.⁵²

Gottfried Lange (1672–1748), wie Gottsched ein Pfarrerssohn, war nicht nur wegen seiner politischen Karriere (er brachte es 1734 auch noch zum königlich polnischen und kurfürstlich-sächsischen geheimen Kriegsrat) bemerkenswert, sondern auch wegen seines literarischen Engagements. Lange war Verfasser meist anonym erschienener politischer und historischer Schriften, einer der ersten Redakteure der ‘Europäischen Fama’ — und in seiner Jugend der erste Übersetzer von Corneilles ‘Cid’ in regelmäßige deutsche Verse.⁵³ Diese Übersetzung wurde auf Betreiben Gottscheds 1727 von der Neuberschen Truppe in Blankenburg aufgeführt und leitete so Gottscheds Theaterreform ein.

Gottsched würdigt Lange im Widmungsbrief mit folgenden Worten:

„Und was das meiste ist, so sind Eure Hochedelgebohrnen
fast der einzige unter den itztlebenden Dichtern in Deutsch-

„Magnificenz“ bedeutet hier nicht amtierender Rektor der Universität, sondern wird als weiterer Ehrentitel verwendet. Im Verzeichnis der Rektoren der Universität Leipzig ist Lange nicht aufgeführt.

S. Beitrag zur Geschichte der Universität Leipzig, Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft in Leipzig 5, 1, 1869, S. 22 ff.

Nach ‘Zedlers Universallexikon’ kann der Titel „Magnificus“ bzw. „Magnificenz“ außer den Universitätsrektoren auch den Doktoren der „Gottes-Gelahrtheit“ beigelegt werden. Lange war nun zwar Student der Theologie gewesen, aber allein Doktor der Jurisprudenz durch seine „Dissertatio inauguralis de eo, quod observandum est, circa interpretationem legum. Erfurt 1702“.

(S. Jöchers Gelehrten-Lexikon 2, ND, Sp. 2248).

⁵²Zedler 19, Sp. 408.

⁵³Die Monatsschrift ‘Europäische Fama’ erschien ab 1702. Bis 1711 wirkte Lange zusammen mit ihrem Begründer, Philip Balthasar Sinold von Schütz, als Redakteur.

(Cf. Witkowski, Geschichte des literarischen Lebens in Leipzig, S. 361). ‘Cid’, gedruckt in: Gottsched, Deutsche Schaubühne 1, 1742, S. 329–406.

land, der sich die Tragische Poesie, diese fast ins Vergessen gerathene Gattung der hohen Dichtkunst, hat angelegen seyn lassen. Dero unvergleichliche Übersetzung des ersten Meisterstückes, so der Französische Sophocles, nunmehr fast vor hundert Jahren geliefert, hat unsrer Deutschen Schaubühne zum ersten Muster gedienet, wie man ein poetisches Trauerspiel abzufassen habe. Roderich und Chimene hat schon unzehlichmal den Beyfall aller Kenner bey uns erhalten, und nicht ein wenig zur Verbesserung des Geschmacks in theatralischen Gedichten beygetragen.“⁵⁴

Noch zehn Jahre später, 1742, weist Gottsched auf die nun schon über vierzig Jahre zurückliegende Übersetzung Langes hin und erklärt deren Veranlassung. Dieser deutsche ‘Cid’, mit dem Gottsched seine Theaterreform einsetzen läßt, ist übrigens fast ebenso alt wie Gottsched selbst: die Übersetzung entstand 1699, ein Jahr vor Gottscheds Geburt!⁵⁵

„Was die deutsche Uebersetzung anlangt, so haben wir dieselbe einem vornehmen Manne zu danken, der sich durch viel wichtigere Verdienste, als die Poesie geben kann, zu den ansehnlichsten Aemtern empor geschwungen hat. Er hat dieselbe bereits vor zwey und vierzig Jahren, und also in seiner Jugend verfertigt, als er mit einem jungen Grafen, den er als Hofmeister geführet, am Braunschweigischen Hofe gelebet: welchen damals der durchlauchtigste Herzog Anton Ulrich, preiswürdigsten Andenkens, zu einer Residenz der deutschen Musen gemacht. Eben dieses durchlauchtigsten Herzogs Verlangen und Befehl munterte diesen geschickten Dichter auf,

⁵⁴Gottsched, *Sterbender Cato*, 1732, Widmung S. [3 f.].

Cf. Gottsched, *Sterbender Cato*, 1732, Vorrede S. [1]:

„und zwar zu einer solchen Zeit, da diese Art von Gedichten [...] ganz ins Vergessen gerathen“.

⁵⁵Gottsched nimmt es nicht so genau und datiert sie bezeichnenderweise in sein Geburtsjahr 1700, s. das im Text folgende Zitat.

(Gottsched, *Deutsche Schaubühne* 1, 1742, Vorrede S. 17.)

1699 ist dagegen richtig.

sich an die Uebersetzung dieses Trauerspiels zu machen; und der Beyfall eines so erleuchteten Hofes, hat ihm die darauf gewandte Mühe reichlich vergolten.“⁵⁶

Wegen dieser frühen Verdienste um die Tragische Poesie erschien Gottfried Lange als der gegebene Widmungsadressat. Gottsched weiß nur einen Nachfolger zu nennen: den „nicht minder geschickten Dichter und ansehnlichen Mann“ „Herrn von Führer“, der sich als Übersetzer von Corneilles ‘Cinna’ hervorgetan hat.⁵⁷

Dem jungen Gottsched war es gelungen, mit Lange eine Autorität für seinen ‘Sterbenden Cato’ zu gewinnen, um eine zu Unrecht vergessene Tradition in Deutschland wieder zu beleben.

„So hat michs um so viel mehr wunder genommen, daß nach der Zeit sich fast niemand in Dero [= Langes!] Fußtapfen zu treten unterstanden“.⁵⁸

Erst Gottsched holt dieses Versäumnis nach.

„Was ist billiger, als daß ein jeder diejenige Quelle krönet, daraus er geschöpft hat!“⁵⁹

Lange war die „Quelle“, aus der Gottsched „geschöpft“ hatte; und die ‘Krönung’ geschah in diesem Fall durch die Widmung. Gottsched weiß sehr wohl, daß seine Stärke nicht die Neuschöpfung sein kann, sondern die kritische Einsicht, die er aus den Beispielen von „Vorgängern und Lehrern“ gewonnen hat.⁶⁰ Diesen Leuten seine Reverenz zu erweisen, gehört zu Gottscheds Taktik in poetischen Belangen: im Falle der ‘Critischen Dichtkunst’ geschieht

⁵⁶Gottsched, Deutsche Schaubühne 1, 1742, Vorrede S. 17.

⁵⁷Gottsched, Sterbender Cato, 1732, Widmung S. [4f.].

Es handelt sich um Christoph Fürer von Heimendorf. Die Übersetzung erschien 1702 in seinen Gedichten, die unter dem Titel „Christliche Vesta und irdische Flora“ veröffentlicht wurden.

Cf. Gottsched, Sterbender Cato, 1732, Vorrede S. [8].

⁵⁸Cf. Gottsched, Sterbender Cato, 1732, Widmung S. [4].

⁵⁹Gottsched, Versuch einer Critischen Dichtkunst, 1737, Vorrede zur 2. Auflage, AW 6, 1 S. 12. S. Anm. 63.

⁶⁰Gottsched, Versuch einer Critischen Dichtkunst, 1737, Vorrede zur 2. Auflage, AW 6, 1 S. 12.

dies in der Vorrede, im Falle des ‘Cato’ auch in der Widmung, und zwar allein schon durch die Wahl dieses Adressaten, Gottfried Lange.⁶¹

„So wenig ich meinen Urtheilen sonst zutraue, so fest bin ich gleichwohl versichert, daß man mir wenigstens bey dieser Zueignungsschrift, in der Wahl Eurer Hochedelgebohrnen, keinen Fehler vorrücken wird. Mein Cato gehört unter die Zahl poetischer Schriften, und ich habe mir zu seinem Richter einen Poeten erwehlet, der sich vorlängst in öffentlichem Drucke den Beyfall unsers Vaterlandes erworben“.⁶²

Gottsched, der offensichtlich auch mit einer kritischen Aufnahme seines Widmungstextes rechnet, kann sich an dieser Stelle den Seitenhieb auf seine Vorgänger im Widmen nicht entgehen lassen:

„Es ist weder den Bücherschreibern noch ihren Schriften zuträglich, wenn sie in die Hände derjenigen verfallen, die bey aller ihrer Hoheit und Macht in der Welt, dennoch die Einsicht nicht haben, die zu gründlicher Beurtheilung ihrer Bemühungen gehöret.“⁶³

Das erste — und mitunter einzige — Kriterium der Adressatenwahl, öffentliche Repräsentanz („Hoheit und Macht in der Welt“) will Gottsched für seine Belange nur noch dann gelten lassen, wenn sie mit literarischer Kennerschaft einhergeht: ein „Scribent“ solle seine Arbeiten „Kennern“, „ja wo möglich, Meistern in der Kunst“

⁶¹ „Was ist billiger, als daß ein jeder diejenige Quelle krönet, daraus er geschöpft hat! Und ich bin versichert, daß niemand von diesen großen Geistern mir das Bekenntnis misgönnen wird, das ich schon in der Vorrede der ersten Ausgabe getan habe: daß ich nämlich alles, was etwann in meiner kritischen Dichtkunst Gutes enthalten seyn würde, nicht mir selbst, sondern den größten Critikverständigen alter und neuer Zeiten zu verdanken hätte.“

(Gottsched, Versuch einer Critischen Dichtkunst, 1737, Vorrede zur 2. Auflage, AW 6, 1 S. 12).

⁶²Gottsched, Sterbender Cato, 1732, Widmung S. [3].

„in öffentlichem Drucke“ — gemeint ist der deutsche ‘Cid’ Langes.

⁶³Gottsched, Sterbender Cato, 1732, Widmung S. [2 f.].

vor Augen bringen.⁶⁴ Lange als „Kenner und Liebhaber der theatralischen Poesie“ und überdies als erwiesener „Meister in Trauerspielen“ wird so zum Demonstrationsobjekt dieser Kriterien, die Gottsched an einen geeigneten Widmungsadressaten stellt.⁶⁵

Dieser Vorstoß Gottscheds, die Widmungspraxis in diesem Punkt zu verändern, ist neu: noch drei Jahre zuvor, im Widmungsbrief zur ‘Critischen Dichtkunst’ [1729 datiert], begründet er die Widmung an seine Adressaten, die „erlauchten Kenner“, recht konventionell.⁶⁶

Im Widmungsbrief zum ‘Sterbenden Cato’ bedeutet die Kennerqualität des Adressaten erstmals mehr als Erfüllung der Lobspflicht; so wird zur allgemeinverbindlichen Forderung, was zuvor der individuellen Zeichnung diene. Gottscheds ‘Kenner und Liebhaber’ wird zum Adressatentyp des 18. Jahrhunderts schlechthin und löst damit den Adressatentyp des 17. Jahrhunderts, der zumeist mehr „erlaucht“ als „Kenner“ war, ab. Die offizielle Funktion eines Adressaten wird gegenüber seiner literarischen Qualifikation mit der Zeit in den Hintergrund treten.

Die allein weltlichen Machthaber verlieren für die Poeten in dem Maße an Bedeutung, als das gesellschaftliche Ansehen der Literatur im 18. Jahrhundert wächst und die literarische Kompetenz ihrer Vertreter für sich selbst stehen kann. Die bloße Kennerschaft wird in der zweiten Jahrhunderthälfte dann die Adressatenwahl

⁶⁴Gottsched, *Sterbender Cato*, 1732, Widmung S. [3].

⁶⁵Gottsched, *Sterbender Cato*, 1732, Widmung S. [7].

⁶⁶„Da nun die Absicht dieses Buches [= der ‘Critischen Dichtkunst’!] auch diese hauptsächlich ist, den Grossen dieser Welt geschickte Herolde ihrer Thaten zu verschaffen; so wird es verhoffentlich so unbillig nicht seyn, wenn sich auch diese Grundregeln der Dicht-Kunst, der Prüfung solcher erlauchten Kenner unterwerfen, denen es selbst nicht einerley seyn kan, ob ihre Abbildungen durch diese oder jene Hand der Nachwelt überbracht werden.“

(Gottsched, *Versuch einer Critischen Dichtkunst A*, Widmung an Johann Adolph und Christian von Looß, AW 6, 2 S. 392).

Auch im 17. Jahrhundert gab es einen ‘Kenner’ als Widmungsadressaten: den Musefreund und Dichter Nesselrode, dem Lohenstein die ‘Sophonisbe’ gewidmet hat, s. oben S. 275 (3.2.2 Lohensteins Widmung zur ‘Sophonisbe’).

für die Widmung zureichend legitimieren können.⁶⁷

Gottsched, der in diesem Widmungsbrief zum ‘Sterbenden Cato den Anstoß zu dieser Wendung gegeben hat, hält sich selbst durchweg noch an Adressaten, die — wie Lange als Leipziger Bürgermeister und Poet — für Öffentlichkeit *und* literarische Kennerenschaft stehen. Auch wird der gebührende Respekt vor den weltlichen Ämtern seines Adressaten in der Widmungsadresse, in Anrede und Schlußformel, die das barocke Formular verwenden, noch eingehalten.

Auch der erste Satz dieses Widmungsbriefs wahrt barockes Widmungszeremoniell, das — wohl unbeabsichtigt — Lohensteins ‘gute erfindung’ im Widmungsbrief zur ‘Agrippina’ wiederaufnimmt. Gottsched beginnt so:

„MEin sterbender Cato hat auf mehr als eine Art das Recht, sich mit einer römischen Freyheit zu Eurer Hochedelgebohrnen Magnificenz zu nähern, und sich einen geneigten Anblick von Denenselben auszubitten.“⁶⁸

Cato und Agrippina nähern sich beide in den jeweiligen Widmungsbriefen selbst den Adressaten und bitten um Gehör. Während Gottsched seinem Cato aber ausdrücklich das „Recht“ da-

⁶⁷So widmet Gottsched als Herausgeber der ‘Beyträge’ 2 diese Bernhard Walther Marperger, „Sr. Königl. Majestät in Pohlen und Churfürstl. Durchl. zu Sachsen Oberhofpredigern“:

„Und dieses alles giebt uns ein vollkommenes Recht diesen andern Band unsrer Beyträge der gründlichen Beurtheilung eines so grossen Kenners solcher Schriften zu unterwerfen.“

(Gottsched, *Beyträge zur Critischen Historie der deutschen Sprache*, 2, 1733/34, Widmung S. [10f.]).

Seine ‘Gedichte 2. Theil’ widmet er „Der Durchlauchten Fürstinn und Frau, Frauen Carolinen, vermählten Fürstinn von Trautsohn, Der Durchlauchtigsten ältesten Erzherzoginnen Königlichen Hoheiten Hochbetrauten Oberhofmeisterinn“, denn sie

„Weis das Innre zu ergründen,
Das sich Kennern nur erklärt.“

(Gottsched, *Gedichte*, 2. Theil, 1751, 2. Aufl., Widmung S. [4]).

⁶⁸Gottsched, *Sterbender Cato*, 1732, Widmung S. [2].

zu einräumt, ist Lohensteins Agrippina noch allein auf „Gnade“ angewiesen gewesen.⁶⁹ Freilich, der republikanische Cato mit seiner „Patriotischen Liebe zur Freyheit“ darf und soll sich im Widmungsbrief anders verhalten als eine Agrippina, die dem „unumschränkten Regimente der römischen Kayser“ ihrer Geburt und Gesinnung nach angehört.⁷⁰ Das Widmungsmuster der 'Agrippina' bleibt so auch in der captatio des Widmungsbriefs eines 'Cato' präsent.⁷¹ Die eingeführte „Gewohnheit“ der „Zueignungsschriften“, aus dem Widmungsbrief eine „völlige [!] Lobschrift“ zu machen, lehnt Gottsched bezeichnenderweise ab.⁷² Der Grund, den er selbst dafür angibt, seine angebliche „Unfähigkeit im Loben“ war allerdings kaum der wahre, vielmehr wollte er diese seine Zueignungsschrift auch noch zu anderen Zwecken nutzen.⁷³ Diese treten in der Argumentation des Widmungsbriefs klar zutage.

ARGUMENTATION

Auch hier in diesem Widmungsbrief wird wie in der Vorrede Gottscheds Gesetz der *Kritik* wirksam. Die „Einsicht“ in die Regeln ist die Voraussetzung für die von Gottsched in der 'Critischen Dichtkunst' propagierte „Beurtheilungs-Kunst“.⁷⁴ Ebendiese wird von jedwedem Widmungsadressaten gefordert: diejenigen, die „die Einsicht nicht haben, die zu gründlicher Beurtheilung

⁶⁹Lohenstein, Agrippina, 1665, R.T. S. 12.

⁷⁰Gottsched, Sterbender Cato, 1732, Vorrede S. [9].

⁷¹Über Lohensteins Widmung zur 'Agrippina' und Hallmanns Nachahmung in der 'Mariamne'-Widmung s. oben S. 264 (3.2.1 Lohensteins Widmungen im Spiegel seiner Zeit).

⁷²Gottsched, Sterbender Cato, 1732, Widmung S. [8], Hervorhebung von mir.

⁷³Gottsched, Sterbender Cato, 1732, Widmung S. [9].

Der Unfähigkeits- oder Bescheidenheitstopos wird von Gottsched auffallend oft verwendet.

S. unten S. 429 mit Anm. 114.

⁷⁴Gottsched, Versuch einer Critischen Dichtkunst, Vorrede zu A, AW 6, 2, S. 395.

ihrer Bemühungen gehört“, sollen deshalb leer ausgehen.⁷⁵ „Die Gabe der Unterscheidung in freyen Künsten“ besitzen nach Gottsched niemals „die meisten“, die „verderbten Geschmack“ haben, sondern nur die wenigen „*Kenner*“.⁷⁶ Allein diese ‘Kenner’, der Regeln kundig und damit des „guten Geschmacks“ fähig, sind imstande, eine Reform der ‘Schönen Wissenschaften’ einzuleiten.⁷⁷ Diese Wirkungsmöglichkeit macht die ‘Kenner’, auch wenn sie keine „Meister in der Kunst“ sein sollten, zu idealen Gehilfen der Poeten. In dieser Funktion treten sie als Gottscheds Widmungsadressaten öffentlich in Erscheinung.

Als „Kenner“ wird nicht nur Gottfried Lange im Widmungsbrief zum ‘Sterbenden Cato’ um sein Urteil ersucht, sondern auch die andern Adressaten Gottschedscher Zuschriften, wiewohl sich unter ihnen auch literarische Laien, wie die Fürstin von Trautson, befinden.⁷⁸ Das ästhetische Urteilsvermögen, das Leser zu ‘Kennern’ macht, ist für Gottsched nicht notwendig an literarischen Professionalität gebunden: jeder, der „Verstand und Fähigkeit genug“ besitzt, kann „der Bücher wahren Werth“ prüfen.⁷⁹ Der Poet wie der Laie als „Richter“ urteilen aufgrund ihres ‘guten Geschmacks’.⁸⁰ Beim Laien (Gottsched: „Liebhaber“) kommt das Geschmacksurteil durch „Empfinden“ zustande.⁸¹ Den Poe-

⁷⁵Gottsched, *Sterbender Cato*, 1732, Widmung S. [2f.].

⁷⁶Gottsched, *Sterbender Cato*, 1732, Widmung S. [3]. Hervorhebung von mir.

⁷⁷Gottsched spricht auch in der Widmung vom „guten Geschmacke einer so weisen Obrigkeit“ (= seines Adressaten).

(Widmung S. [6f.]).

Zur Reform cf. Garber, Martin Opitz ‘der Vater der deutschen Dichtung’, S. 48.

⁷⁸Widmungsadressatin von Gottscheds ‘Gedichten’ 2. Theil, 1751.

⁷⁹Gottsched, *Sterbender Cato*, 1732, Widmung S. [2].

Gottsched, *Gedichte* 2. Theil, 1751, Widmung S. [4]. Cf. Anm. 81.

⁸⁰„Mein Cato gehört unter die Zahl poetischer Schriften, und ich habe mir zu seinem Richter einen Poeten erwehlet . . . “

(Gottsched, *Sterbender Cato*, 1732, Widmung S. [3]).

⁸¹„Als einer Wahren Kennerinn und scharfsinnigen Liebhaberinn geistrei-

ten zeichnet obendrein noch die Einsicht in die kritischen Regeln“, nach denen sich das Geschmacksurteil richtet, aus.⁸²

Freilich, die Übergänge sind fließend: noch teilte man die Poeten *nicht* in die zwei Klassen der professionellen und der dilettierenden. Auch Gottsched bekannte sich am Anfang seiner schriftstellerischen Laufbahn wie viele andere zur Nebenstundenpoesie:

„Da ich übrigens die Poesie allezeit vor eine Brodtlose Kunst gehalten, so habe ich sie auch nur als ein Neben-Werck getrieben, und nicht mehr Zeit darauf gewandt, als ich von andern ernsthaftern Verrichtungen erübern können.“⁸³

Der wirkliche Widersacher des Poeten in Sachen des ‘guten Geschmacks’, so erklärt Gottsched, sei nicht der unwissende Laie, sondern der „unverständige Pöbel“, denn „dieser vielköpfigte Götze urtheilt oft sehr verkehrt von Dingen“.⁸⁴ Diesem Mißstand

cher Werke“ widmet der Herausgeber Gottsched seine ‘Deutsche Schaubühne’ 1. Teil, 1742, der Reichsgräfin Sophie Charlotte Albertine, geb. Reichsgräfin von Manteuffel.

„Ihr entscheidendes Empfinden
Prüft der Bücher wahren Werth“.

So lobt Gottsched in seinem Widmungsgedicht die Fürstin von Trautsohn. Gottsched, Gedichte 2. Theil, 1751, Widmung S. [4].

Damit ist diese Adressatin als Repräsentantin des ‘guten Geschmacks’ gekennzeichnet, den Gottsched wie folgt beschreibt:

„Jener [sc. ‘guter Geschmack’] ist nämlich der von der Schönheit eines Dinges nach der bloßen Empfindung richtig urtheilende Verstand“

Gottsched, Versuch einer Critischen Dichtkunst 1, 3 AW 6, 1 S. 174.

⁸²„daß endlich der gute Geschmack sich auf kritische Regeln gründe und darnach geprüft werden müsse“,

fordert Gottsched in der Vorrede zur ‘Critischen Dichtkunst’.

(Gottsched, Versuch einer Critischen Dichtkunst, Vorrede zur 1. Auflage, AW 6, 2 S. 403).

⁸³Gottsched, Versuch einer Critischen Dichtkunst, Vorrede zur 1. Auflage, AW 6, 2 S. 404.

In den späteren Auflagen der ‘Critischen Dichtkunst’ erscheint dieser Passus der Vorrede dann nicht wieder [!].

⁸⁴Gottsched, Versuch einer Critischen Dichtkunst, Vom guten Geschmacke eines Poeten, AW 6, 1 S. 186.

abzuhelfen, ist die Aufgabe der Poeten.⁸⁵ Der Geschmack des „großen Haufens“ ist selten der gute: also müsse man nach dem Beispiel der römischen Dichter suchen.⁸⁶ Mit diesen gelte es, „wider den gemeinen Strom zu schwimmen“ und zufrieden zu sein, „wenigen Kennern“ zu gefallen.⁸⁷

Die „wenigen Kenner“, nach Maßgabe des ‘guten Geschmacks’ urteilend, bilden die Bastion gegen „die meisten“, die von ihrem „verderbten Geschmack“ irreführt werden.⁸⁸ Diese „Kenner und Liebhaber der wahren Poesie“ üben die geforderte „wahre Critick“, die als eine „Beurtheilungs-Kunst“ „eine Prüfung oder Untersuchung eines Dinges nach seinen gehörigen Grundregeln“ voraussetzt.⁸⁹

⁸⁵ „Er [= der Poet] muß vielmehr suchen, den Geschmack seines Vaterlandes, seines Hofes, seiner Stadt zu läutern“.

(Gottsched, Versuch einer Critischen Dichtkunst, AW 6, 1 S. 186 f.).

⁸⁶Gottsched, Versuch einer Critischen Dichtkunst, AW 6, 1 S. 186.

Horaz, Vergil und Varius, s. Gottsched, Versuch einer Critischen Dichtkunst, AW 6, 1 S. 187.

⁸⁷Das bekannte Wort des Horaz:

„neque te ut miretur turba labores,
contentus paucis lectoribus“

(Sat. I 10 73 f.) zitiert Gottsched dazu in der Anmerkung.

(Gottsched, Versuch einer Critischen Dichtkunst, AW 6, 1 S. 187*).

Gottsched übersetzt:

„Bemühe dich nicht, [...] von dem großen Haufen bewundert zu werden; und sey mit wenigen Lesern zufrieden.“

(Gottsched, Versuch einer Critischen Dichtkunst, AW 6, 1 S. 189*).

Zu Wielands Übersetzung s. unten S. 580 f. mit Anm. 216 (5.3.2 Die Nebenstunden eines Lohenstein und Wieland).

⁸⁸ „Da nun die Gabe der Unterscheidung in freyen Künsten so gemein nicht ist, als sich wohl die meisten einbilden, die ihren verderbten Geschmack für den unbetrüglichen Probiertestein darinnen ansehen“.

(Gottsched, Sterbender Cato, 1732, Widmung S. [3]).

⁸⁹ „Und was könnte wohl den Schriften dieses Vaters unsrer Dichtkunst rühmlicher seyn, als das geneigte Urtheil solcher Kenner und Liebhaber der wahren Poesie?“ schreibt Gottsched zum Lobe Opitzens und seiner eigenen gegenwärtigen Zuhörerschaft.

(Gottsched, Lob- und Gedächtnißrede auf [...] Martin Opitz von Boberfeld, 1739, Gottsched, AW 9, 1, S. 191).

Gottscheds in der 1730 erschienenen ‘Critischen Dichtkunst’ festgelegte Prinzipien fließen nicht nur in diesen Widmungsbrief mit ein, sondern sind in der Widmung ein Gegenstand der Erörterung. Gottsched, der die Regeln für alle Dichtungsarten auf eine neue philosophische Grundlage stellte, macht auch vor der Widmung nicht halt: auch in ihr erkennt er Regeln, die er seinen Interessen entsprechend verändern muß. Der „Kenner“ wird kraft seiner Urteilsfähigkeit als Entscheidungsinstanz über das ihm gewidmete Werk eingesetzt.⁹⁰ Diese seine Zueignungspraxis erhebt Gottsched zur allgemeinen Widmungsregel:

„Nichts ist billiger, als daß man gelehrte Werke denen hauptsächlich zueignet, die Verstand und Fähigkeit genug besitzen, von ihrem Werthe und Unwerthe ein Urtheil zu fällen.“⁹¹

Das ist der kritische Vor- und Leitsatz seiner Widmung, mit dem er den Widmungsbrauch für sich und seine Nachfolger auf eine neue Basis stellt. Diese Regel macht den Widmungsbrief — neben der Vorrede — zum Schauplatz der „Beurtheilungs-Kunst“ und so zum Instrument der Kritik. Spricht Gottsched selbst von einer „Critischen Vorrede“ (Titel!) zum ‘Sterbenden Cato’, so könnte man auch von einer „Critischen Widmung“ zum ‘Sterbenden Cato’ sprechen.

Diejenigen, „die Verstand und Fähigkeit genug besitzen“ sind die Garanten der „wahren Critick“.⁹² Ihnen wird durch die Widmung

Gottsched, Versuch einer Critischen Dichtkunst, Vorrede zur 1. Auflage, AW 6, 2 S. 394 f.

⁹⁰Cf. Gottscheds Widmung der ‘Beyträge’ 2 an Bernhard Walther Marperger:

„Und dieses alles giebt uns ein vollkommenes Recht diesen andern Band unsrer Beyträge der gründlichen Beurtheilung eines so großen Kenners solcher Schriften zu unterwerfen.“

([Gottsched], Beyträge zur Critischen Historie der deutschen Sprache 2, Widmung S. [10 f.]).

⁹¹Gottsched, Sterbender Cato, 1732, Widmung S. [2].

⁹²Gottsched, Der sterbende Cato, Vorbericht des Verlegers zu E (5. Aufl.),

das Richteramt öffentlich aufgetragen — und sie helfen damit, die Intentionen des Autors gegen den ‘großen Haufen’ durchzusetzen. Diese ‘Kenner’ als Richter gehören zu einer Publikumsschicht erster Ordnung; nur sie sind in der Lage, eine Publikumsschicht zweiter Ordnung, wie sie Gottsched schon anstrebt, heranzubilden.⁹³

Wenn mit ihrer Hilfe das Publikum dann zur Mündigkeit gelangt sein sollte, kann man sogar auf Widmung (und vielleicht auch auf die Vorrede!) verzichten: „Lies und beurteile es selbst, ohne meine Vorschrift!“⁹⁴

DAS LEIPZIGER THEATER

Die „Critische Vorrede“ zum Trauerspiel ‘Sterbender Cato’ gibt — laut Titel — „von der Einrichtung desselben Rechenschaft“ — und dies auf neunzehn eng bedruckten Seiten. Die Rechtfertigung des ‘Cato’ erwartet den Leser also an einem anderen Ort als in der Widmung, und dies ausführlich genug. Trotzdem verzichtet Gottsched auch im Widmungsbrief nicht auf sein Hauptanliegen, der Erneuerung der deutschen Schaubühne das Wort zu reden.

„Dieser Deutsche Cato erkennet das edle Leipzig vor seine Vaterstadt, und würde wohl niemals das Licht erblicket haben, wenn sein Verfasser nicht Gelegenheit gehabt hätte, die

AW 2 S. 198.

Cf. Gottsched, Versuch einer Critischen Dichtkunst, Vorrede zur 1. Aufl., AW 6, 2, S. 394.

⁹³Klopstock unterschied 1758 im „wahren Publikum“ „zwo Ordnungen“: „Zu der ersten gehören die, welche so sehr berechtigt sind, den Werth eines Werkes zu bestimmen, daß sie gleich im Anfange, wann dasselbe Werk bekannt gemacht wird, dieß ihr Endurtheil fällen dürfen. Daß ich von denen, welche die zweyte Classe ausmachen, nicht klein denke, beweise ich dadurch, daß ich keine dritte zugebe. Alle Stufen, die weiter heruntergehn, gehören für den großen Haufen.“

(Klopstock, Von dem Publiko, Bormann, Vom Laienurteil zum Kunstgefühl, S. 133).

⁹⁴Gottsched, Gedichte 1736, hg. Schwabe, Vorrede [Schwabes!] S. [3].

hiesige Schaubühne kennen zu lernen.“⁹⁵

Wohl wahr, wie man aus der Erzählung in der Vorrede entnehmen kann: erst 1724 in Leipzig kam Gottsched durch die Neubers in Kontakt mit der Theaterpraxis. Leipzig ist aber in mehr als diesem einen Sinn die ‘Vaterstadt’ des ‘Cato’: hier im wichtigsten deutschen Buchhandelszentrum ist der ‘Cato’ erschienen, hier lehrte sein Verfasser Gottsched als Professor der Poesie und der Beredsamkeit. „Das edle Leipzig“ mit seiner republikanischen Verfassung war der angemessene Ort für einen ‘Cato’, der durch seine „Liebe zur Freyheit“ zum Untergang verurteilt ist.⁹⁶ 1731 wurde die ‘Originaltragödie’ der ‘Sterbende Cato’ durch die Neuberin zum erstenmal aufgeführt. Dennoch — der ‘republikanische’ ‘Cato’ wurde auch, und mit besonderem Glanz und Erfolg, an deutschen Fürstenhöfen gespielt.⁹⁷ Als „Vaterstadt“ der „deutschen Melpomene und Thalia“ sah Gottsched Braunschweig-Lüneburg an, weil am dortigen Hof der ‘Cid’ Langes sowohl angeregt als auch aufgeführt worden war.⁹⁸ Vom am Hof entstandenen deut-

⁹⁵Gottsched, *Sterbender Cato*, 1732, Widmung S. [6].

⁹⁶Gottsched, *Sterbender Cato*, 1732, Vorrede S. [9].

⁹⁷„Zu Braunschweig, einem Hofe, an dessen Herzogen die theatralische Dichtkunst schon seit langer Zeit die größten Liebhaber und erhabensten Beschützer verehret, ward es, da es noch ganz neu war, auf hohen Befehl Herzogs *Ludwig Rudolphs* mit solchen Verzierungen der Schaubühne, und einer Pracht der Kleidungen gespielt, die dem Geschmacke der deutschen Höfe an der Dichtkunst Ehre machte.“

[Köllner], *Nachricht von den Schicksalen dieses sterbenden Cato*, Gottsched, AW 2 S. 170 f.

⁹⁸„Die deutsche Melpomene und Thalia kan den Hochfürstl. Braunschweig-Lüneburgischen Hof vor ihre Vaterstadt ausgeben, in dem sie vor 40. und mehr Jahren daselbst zu allererst in ihrer wahren Gestalt das Tageslicht gesehen.“

(Gottsched, *Iphigenia*, Widmung, AW 3, S. 100 f.)

Cf. Gottsched, *Deutsche Schaubühne* 1, 1742, Vorrede S. 17.

S. oben S. 403 mit Anm. 9.

Cf. auch: „Den ersten Vorschub dazu that so zu reden der Hochfürstl. Braunschweigische Hof, woselbst zu des höchstseel. Herzogs Anton Ulrichs Zeiten, schon längst ein Versuch gemacht worden war, die Meisterstücke der Franzosen in Deutsche Verse zu übersetzen, und wirklich aufzuführen.“

schen ‘Cid’ bis zum bürgerlichen Leipziger ‘Cato’ sollte es dreißig Jahre dauern. Als verbindendes Element dieser Gegensätze fungiert Gottscheds Adressat Lange, der in seiner Laufbahn als Bürgermeister und Hofrat Hof und Stadt zu vereinigen wußte: eine ansehnliche politische Karriere.⁹⁹

In enger Zusammenarbeit mit der Theatertruppe der Dresdner Hofkomödianten Johann und Caroline Neuber nahm Gottsched seine Theaterreform in Angriff, die nicht nur in der Gestaltung des Spielplans zum Ausdruck kam, sondern sich auch in seinem Einsatz für die Bühnentechnik, die Schauspieler und die potentiellen Dramatiker äußerte.¹⁰⁰ („Er hat die Schauspieler zuerst gebildet, und die jungen Poeten, für die die Bühne zu arbeiten, ermuntert“).¹⁰¹ Nichts, was das Theater in Deutschland betraf, erschien Gottsched unwichtig: in seinen Periodika gibt er Nachrichten über die Theaterverhältnisse, über neueste Aufführungen und schließlich auch über die Reaktionen des Publikums.¹⁰² Für Leipzig, um „das Vergnügen seiner Bürger zu befördern“, rät Gottsched Lange zum Bau einer Bühne, nach dem Vorbild „viel auswärtiger berühmter Städte“ (damit packt er den Leipziger Bürgermeister geschickt bei seinem Ehrgeiz!).¹⁰³

„Warum sollte nun Leipzig, welches diesen allen, ja fast dem

(Gottsched, *Sterbender Cato*, 1732, Vorrede S. [7]).

⁹⁹Lange begann als Hofmeister des Grafen von Wied, er besuchte 1699 auch mit ihm die Ritter-Academie zu Wolfenbüttel.

(Jöchers *Gelehrten-Lexikon* Bd. 2, ND, Sp. 2248).

¹⁰⁰Gottsched schlug den „Cinna“ des bereits im Widmungsbrief erwähnten „Herrn von Führer“ (s. oben S. 415 mit Anm. 57) vor, außerdem übersetzte er selbst die ‘Iphigenie’ des Racine (s. oben S. 404 mit Anm. 10).

¹⁰¹[Köllner], Nachricht von den Schicksalen dieses sterbenden Cato, Gottsched, *AW* 2, S. 167.

¹⁰²„Sie [= die Tragödie] lehret und warnet in fremden Exempeln, sie erbauet, indem sie vergnügt, und schickt ihre Zuschauer allezeit klüger, vorsichtiger und standhafter nach Hause.“

(Gottsched, *Gesammelte Reden, Die Schauspiele*, *AW* 9, 2, S. 494).

Cf. Rieck, *Gottsched*, S. 137 f.

¹⁰³Gottsched, *Sterbender Cato*, 1732, *Widmung*, S. [6] und S. [7].

alten Athen an Witz und Artigkeit nichts nachgiebet, dieser Zierde entbehren? Und warum sollten nur Thalia und Melpomene unter uns keinen anständigen Aufenthalt finden; da alle ihre übrigen Schwestern seit undenklichen Jahren allhier ihren beständigen Sitz gehabt?“¹⁰⁴

So beendet Gottsched im Widmungsbrief seine Argumentation für die Baupläne. Nur nach dem Neubau eines Theaters konnte hier in Leipzig eine adäquate Aufführung des ‘Cato’ stattfinden: war er doch für eine größere Bühne, „dergleichen die dresdenische Churfürstliche Schaubühne ist“, konzipiert. Der Rat zum Bau einer solchen Bühne in Leipzig bedeutete, daß die Stadt zur Konkurrenz mit dem ihr benachbarten Fürstenhof in Dresden aufgefordert wurde.¹⁰⁵ Lange dürfte die republikanisch-emanzipatorische Komponente der Pläne Gottscheds sehr wohl verstanden haben. Diese Pläne wurden tatsächlich später nach Gottscheds Vorschlägen in Leipzig verwirklicht, es entstand nach griechisch-römischem Vorbild ein halbkreisförmiges Theater, das den Zuschauern den Vorteil bot, von allen Plätzen aus gleich gut zu hören.¹⁰⁶ In ebendiesem Theater „in Quandts Hof“ in Leipzig fand die Uraufführung von Lessings ‘Miß Sara Sampson’ 1755 statt. Ein alter Bekannter Gottscheds, der in der Vorrede zum ‘Cato’ erwähnte Schauspieler Koch, war als nunmehriger Prinzipal der Neuberschen Truppe der erste gewesen, der Lessings bürgerliches Trauerspiel zur Aufführung brachte.¹⁰⁷

¹⁰⁴Gottsched, *Sterbender Cato*, 1732, Widmung, S. [8].

¹⁰⁵Gottsched erwähnt dies nebenbei in seiner Antwort auf Stollens *Cato*-Rezension:

„Fürs erste gebe ich abermal zu, daß auf einer engen und kurzen Schaubühne, dergleichen auch die unsrige in Leipzig noch ist, freylich ein Theil der Worte von dem *Cato* gehöret wird; wenn er allmählich herzukömmt. Allein auf einer größern, dergleichen die dresdenische Churfürstl. Schaubühne ist, gieng es sehr wohl an, diese Worte auszusprechen, ehe *Cato* nahe genug käme.“

(Gottsched, *Der sterbende Cato*, Bescheidene Antwort, AW 2, S. 137).

¹⁰⁶Cf. Rieck, Gottsched, S. 136.

¹⁰⁷„Ich schweige was wir der geschickten Feder Hrn. Kochs, eines der geschicktesten Acteurs hierinn zu danken haben, der uns ein paar Stücke von

Der gemeinsame Ort der Aufführung ist aber nicht die einzige Beziehung, die Gottscheds Trauerspiel ‘Sterbender Cato’ und Lessings Trauerspiel ‘Miß Sara Sampson’ verbinden. Lessings Urteil über Gottscheds dramatische Bemühungen war zwar wenig freundlich:

„Niemand, sagen die Verfasser der Bibliothek, wird leugnen, daß die deutsche Schaubühne einen großen Teil ihrer ersten Verbesserung dem Herrn Professor *Gottsched* zu danken habe. Ich bin dieser Niemand; ich leugne es geradezu.“¹⁰⁸

Aber Lessings Bemerkung von 1759 zeigt doch auch, daß Gottscheds Reputation als Erneuerer des deutschen Theaterwesens zu diesem Zeitpunkt noch ziemlich unangefochten war.

Gottsched war sich als einer der ersten in Deutschland bewußt,

„daß das Trauerspiel *POEMA POPULARE* und für die Bürgerschaft gewidmet sey; zumal die Zuhörer aus allerley Leuten bestehen“.¹⁰⁹

Gottsched versucht, mit dem ‘Sterbenden Cato’ das Muster eines Trauerspiels zu liefern, das auf die Bedürfnisse seiner unterschiedlichen Zuschauer („Gelehrte“ und „Ungelehrte“) zugeschnitten ist: beide Klassen sollen durch die ‘republikanische Tragödie’ gerührt werden.¹¹⁰ Diese Wirkung kann freilich nur eintreten, wenn „die tragische Schreibart“ nicht „so stolz und übersteigend ist“, daß

Titus Mannlius selbst geliefert, den verheyratheten Philosophen aus dem Französischen übersetzt; die Sinilde aber aus des Herrn Geh. Secr. Königs Opera, Sancio entlehnet, und mit einiger Veränderung in eine Tragödie verwandelt hat.“

(Gottsched, *Sterbender Cato*, 1732, Vorrede S. [8 f.]).

¹⁰⁸Lessing, Briefe, die neueste Litteratur betreffend 1. T., 17. Brief, Sämtliche Schriften, hg. Lachmann u. Muncker, 8, S. 41.

¹⁰⁹Bodmer an Gottsched, sub finem 1732, Danzel, *Gottsched und seine Zeit*, S. 189.

[Köllner], Nachricht von den Schicksalen dieses sterbenden Cato, Gottsched, AW 2 S. 182.

¹¹⁰Gottsched, *Sterbender Cato*, 1732, Vorrede S. [18 f.].

sie unverständlich wird.¹¹¹ Gottscheds Kampf um ‘Regelmäßigkeit’ hat eben auch die Absicht, das Trauerspiel dem Zuschauer nahezubringen.¹¹² Seine Theaterreform ist auch eine Reform für den Zuschauer. Der erstaunliche Erfolg, der dem Trauerspiel ‘Sterbender Cato’ beschieden war, bestätigt dies: es erlebte in 25 Jahren nicht weniger als neun Auflagen und wurde zum meistgespielten Theaterstück seiner Zeit. Sowohl am Fürstenhof wie im Schultheater wurde es mit allgemeinem Beifall in Szene gesetzt.

„Soviel ist gewiß, daß nicht leicht eine Residenz, Reichs- oder andre ansehnliche Handelstadt, von Bern in der Schweiz und Straßburg an, bis nach Königsberg in Preußen, und von Wien her, bis nach Kiel im Hollsteinischen, zu nennen ist, wo nicht Cato vielfältig wäre aufgeführt worden.“¹¹³

Und dies, obwohl Gottsched mehrmals versichert hat, zum Dramatiker nicht zu taugen!¹¹⁴

Der Erfolg der ‘republikanischen Tragödie’ ging dem bürgerlichen Trauerspiel eines Lessing notwendig voraus: ohne Gottscheds Theaterreform hätte auch eine ‘Miß Sara Sampson’ kaum den rechten Widerhall bei den Zuschauern gefunden.

¹¹¹[Köllner], Nachricht von den Schicksalen dieses sterbenden Cato, Gottsched, AW 2 S. 178.

¹¹²Köllner fordert „diejenige allgemeine und verständliche Deutlichkeit“ für die tragische Schreibart, die auch „ein wohlzogener Mittelmann, ein un gelehrter Bürger, ein unstudirtes Frauenzimmer fassen kann, um dadurch gerühret und eingenommen zu werden.“

([Köllner], Nachricht von den Schicksalen dieses sterbenden Cato, Gottsched, AW 2 S. 178).

¹¹³[Köllner], Nachricht von den Schicksalen dieses sterbenden Cato, Gottsched, AW 2 S. 170.

¹¹⁴„Eben die Erkenntniß meiner Unfähigkeit aber hat auch verursacht, daß ich mich nicht unterfangen habe, eine ganz neue Fabel zum Tode Catonis auszusinnen.“

(Gottsched, Sterbender Cato, 1732, Vorrede S. [12]).

Cf. unten S. 431 mit Anm. 123.

4.1.3 WIDMUNG, VORREDE UND KRITIK

Bedeutender als der ‘Sterbende Cato’ sind Gottscheds kritische Schriften, denen ‘Cato’ ja erst sein Leben verdankt. Aber nicht nur in der ‘Critischen Dichtkunst’, sondern auch in seinen Vorreden und Widmungen vertritt Gottsched seine ästhetischen Prinzipien, die das literarische Urteil im 18. Jahrhundert nachhaltig beeinflussten. Widmung *und* Vorrede zum ‘Sterbenden Cato’ kamen für Gottscheds Vorhaben, die „wahre Critick“ in Deutschland zu etablieren — zwei Jahre nach dem Erscheinen der ‘Critischen Dichtkunst’ — gerade recht: in der Widmung wird der Adressat Lange als Mitstreiter im Kampf um den ‘guten Geschmack’ in Anspruch genommen, in der Vorrede ist Gottsched dann bemüht, dem Publikum diesen seinen Kampf am Beispiel seiner Bemühungen um das deutsche Trauerspiel zu erklären.

Die Kritik bedarf der historischen Dimension: deutlicher noch als im Widmungsbrief wird dies in der Vorrede zum ‘Sterbenden Cato’ demonstriert. So gibt Gottsched in der Vorrede einen Abriss seiner Auseinandersetzung mit dem deutschen Trauerspiel, die ihn dazu brachte, sich selbst als Übersetzer (‘Iphigenie’, erst 1734 erschienen) und als Dramatiker zu versuchen.¹¹⁵ Ausgangspunkt für Gottsched waren dabei „die schlechten Stücke, die ich spielen sahe“, sie machten ihn „begierig“, sich „um die Regeln der Schaubühne zu bekümmern“.¹¹⁶ Diese Regeln, in der ‘Critischen Dichtkunst’ bereits festgelegt, sollten nun durch das Trauerspiel ‘Sterbender Cato’ als praxistauglich erwiesen werden.¹¹⁷

„Zum Exempel kann die oberwähnte Tragödie des Sophokles [= Ödipus], oder auch mein Cato dienen.“¹¹⁸

Das Trauerspiel ‘Sterbender Cato’, über dessen emotionale Wir-

¹¹⁵Gottsched, *Sterbender Cato*, 1732, Vorrede S. [8].

¹¹⁶Gottsched, *Sterbender Cato*, 1732, Vorrede S. [5] f.

¹¹⁷Gottsched, *Versuch einer Critischen Dichtkunst* 2, 10, *Von Tragödien oder Trauerspielen*, AW 6, 2 S. 316-335.

¹¹⁸Gottsched, *Versuch einer Critischen Dichtkunst* 2, 10, AW 6, 2 S. 317.

kung auf die Zuschauer sich Gottsched in der Vorrede schon zufrieden äußern kann, soll mit der Vorrede an Verstand und Einsicht der *Leser* appellieren, damit diese für Gottscheds kritische Prinzipien gewonnen werden können.¹¹⁹

Um ein hinlänglich gebildetes, kritisches Publikum, die „Verständigen“, wirbt Gottsched in beiden Texten, Widmungsbrief und Vorrede.¹²⁰ Während aber im Widmungsbrief der 'ideale Leser' in Gottfried Lange schon gefunden ist, bemüht sich Gottsched in der Vorrede, solche kompetenten Leser erst heranzubilden.

Das *Trauerspiel*, „diese fast ins Vergessen gerathene Gattung der hohen Dichtkunst“ — wie Widmung und Vorrede vereint beklagen — muß einem 'Skribenten' wie Lange nicht noch besonders empfohlen werden, wohl aber dem potentiellen Publikum, das mit der Vorrede erreicht werden soll.¹²¹ Unter diesem Publikum auch den künftigen Poeten zu ermuntern und ihm Anweisungen für die Verrfertigung von Trauerspielen zu geben, war ein erklärtes Ziel Gottschedschen Vorgehens: er habe in seiner 'Critischen Dichtkunst' bereits seit „drey Jahren“ „unsre Nation zu Hervorsuchung dieser Art grosser Gedichte aufgemuntert, und einige Anleitung dazu gegeben“, sagt Gottsched in der Vorrede.¹²² Gottscheds Äußerungen über seine angebliche dramatische Unfähigkeit („Ich habe gewartet, ob sich nicht etwa ein geschickterer Poet unsres Vaterlandes hervorthun, und ein Werk unternehmen würde, welches ihm und Deutschland Ehre machen könnte“) sind nicht nur Lippenbekennt-

¹¹⁹Gottsched, *Sterbender Cato*, 1732, Vorrede S. [18 f.]

¹²⁰Gottsched, *Versuch einer Critischen Dichtkunst* 1730, Vorrede zu A, AW 6, 2 S. 401.

¹²¹Gottsched, *Sterbender Cato*, 1732, Widmung S. [4].

Cf. Gottsched, *Sterbender Cato*, 1732, Vorrede S. [1] (Eingangssatz!):

„... und zwar zu einer solchen Zeit, da diese Art von Gedichten in Deutschland seit dreyßig und mehr Jahren ganz ins Vergessen gerathen.“

¹²²Gottsched, *Sterbender Cato*, 1732, Vorrede S. [2].

Die 'Critische Dichtkunst' von 1730 wurde von Gottsched bereits 1729 fertiggestellt, s. Datum der Widmung an Johann Adolph und Christian von Loob: „Leipzig 1729 den 6 Octobr.“.

(AW 6, 2 S. 393).

nisse, sondern er verstand sich in der Tat eher als Anreger denn als Ausführer in Sachen Drama.¹²³

Widmung und Vorrede zum ‘Cato’ ergänzen sich: während die Widmung mit Lange allen sichtbar einen Vorgänger im regelmäßigen deutschen Trauerspiel herausstreicht, will die Vorrede dazu beitragen, Nachfolger in diesem von Gottsched theoretisch vorbereiteten wie praktisch erprobten Metier zu gewinnen.

Voraussetzung dafür ist die allmähliche Entwicklung des Publikums zu Kennerschaft und literarischer Kompetenz: nur auf dem Boden einer solchen Kritik kann die neue nationale Poesie gedeihen. Auch die bürgerlichen Schriftsteller nach Gottsched waren auf Kennerschaft und literarische Kompetenz ihres Publikums angewiesen.¹²⁴ Die gewandelte Einstellung zum literarischen Publikum spiegelt gerade die Widmung Gottscheds wieder, wenn in ihr Widmungsadressaten von besonderer Qualität gefordert werden: die ‘Kenner und Liebhaber’.¹²⁵ Diese stehen für Sachkenntnis statt Machtbefugnis und sollten später bei Wieland zu willkommenen Vermittlern der Autorintentionen bei einem größeren Publikumskreis werden.¹²⁶ Die Widmung ist das Forum dieser ‘Kenner und

¹²³Gottsched, *Sterbender Cato*, 1732, Vorrede S. [2].

Gottscheds mehrmals geäußerte Bescheidenheit als Dramatiker („Nur ist es zu beklagen, daß sich unter uns Deutschen keine geschicktere Feder an diese Arbeit gemacht, als eben die meinige“) ist keine bloße Floskel, sondern ein Zeichen seiner kritischen Selbsteinschätzung.

(Gottsched, *Sterbender Cato*, 1732, Vorrede S. [12], s. auch Vorrede S. [2]).

In der „Erinnerung“ zur „neuen Auflage von 1736“ des ‘Cato’ sagt Gottsched dann sogar:

„Ich sehe es also für eine bloße Nachsicht und Gelindigkeit an, wenn man dessen ungeachtet, eine neue Auflage des Cato verlangt hat: da man doch ein völliges Recht gehabt hätte, ihn seiner Unvollkommenheiten wegen, gänzlich zu vergessen und zu verwerfen.“

(Gottsched, *Der sterbende Cato*, AW 2, S. 19).

¹²⁴Cf. Freier, *Kritische Poetik*, S. 67.

¹²⁵Als einen „Kenner und Liebhaber der theatralischen Poesie“ bezeichnet Gottsched seinen Adressaten.

(Widmung S. [6]).

¹²⁶S. Wielands Widmungen zu ‘Idris und Zenide’ und ‘Musarion’ (1768).

Liebhaber’, hier treten sie ans Licht der literarischen Öffentlichkeit und nehmen ihre vom Autor zugedachten Aufgaben wahr. Gottsched, der dies in die Wege leitet, hat freilich mit seiner Widmung auch noch Absichten herkömmlicher Natur: den Adressaten zu loben und aus seiner gesellschaftlichen Stellung Nutzen zu ziehen.¹²⁷ Mit seinem Aufruf zur „gründlichen Beurtheilung“ betritt Gottsched freilich Neuland, hat er doch unabhängig vom Status eines jeden Adressaten Gültigkeit.¹²⁸

Nicht übertriebene Bescheidenheit (mit der Gottsched oft genug kokettiert) ist es, was Gottsched veranlaßt, sein Trauerspiel mit den beiden rechtfertigenden Begleitschreiben Widmungsbrief und Vorrede in die Welt zu schicken, sondern diese beiden Texte sollen — indem er in ihnen seine kritischen Prinzipien erläutert — die Leser in die Lage versetzen, mit ‘Einsicht’ in die ‘Regeln’ ihr Urteil zu fällen. Die Transparenz seines Vorgehens im Fall des Trauerspiels war Gottsched dabei fast wichtiger als das Trauerspiel ‘Cato’ selbst, hoffte er doch auf kompetentere Nachfolger, die nach seinen Regeln das deutsche Trauerspiel poetisch erneuern könnten.¹²⁹ Im Fall Johann Elias Schlegels erfüllte sich auch diese Hoffnung, der selbst angeblich

„mehr als einmal gestanden; daß er nimmermehr auf den Einfall, ein Trauerspiel zu machen, würde gekommen seyn, wenn ihm nicht die *kritische Dichtkunst*, und der *sterbende Cato*, jene die Regeln, und dieser das Muster dazu gegeben hätten.“¹³⁰

In „Kritik und Literatur“ bestand Gottscheds Bedeutung für die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts, und diese beiden Momente

S. unten S. 548 (5.2.3 Intendiertes Publikum und Widmungspraxis).

¹²⁷Als Leipziger Bürgermeister war Lange auch für das Theaterwesen (Auführungen, Spielplan und Einrichtung einer Bühne) verantwortlich.

¹²⁸Gottsched, *Sterbender Cato*, 1732, Widmung S. [2 f.].

¹²⁹Gottsched, *Sterbender Cato*, 1732, Vorrede, S. [2].

¹³⁰[Köllner], Nachricht von den Schicksalen dieses sterbenden Cato, Gottsched, AW 2 S. 185.

prägen auch Widmungsbrief und Vorrede zum ‘Sterbenden Cato’.¹³¹ Beide bleiben als Dokumente auch für den lesenswert, dem der ‘Sterbende Cato’ als Trauerspiel nichts mehr zu sagen hat. Gottsched hat — mit seinen eigenen Worten gesprochen — „seinem Buche schon an der Stirne [= in den einleitenden Rahmenstücken] die Merkmale seines Geistes und seiner Zeiten eingepreget“.¹³² Schon aus diesen „äusserlichen Stücken“ könne man nämlich „den Geschmack“ „beurtheilen“, darinn ein ganzes Buch geschrieben ist“, schreibt Gottsched in einer Kritik von H. A. von Zieglers ‘Asiatischer Banise’.¹³³ Für die „äusserlichen Stücke“ (= Widmungsbrief und Vorrede) seines ‘Cato’ hätte Gottsched sicherlich den ‘*guten* Geschmack’ reklamiert, denn sie waren nach seinen Regeln „natürlich und vernünftig“ geschrieben.¹³⁴ Der Anfang war einmal gemacht: „*Zum Exempel kann [...] mein Cato dienen*“.

¹³¹ Abraham Gotthelf Kästner sagt in seinem Nachruf auf Gottsched (1767):

„Hätte er aber vollends so viel Selbsterkenntnis gehabt, daß er sich nur mit Kritik und Litteratur beschäftigt hätte, und zufrieden gewesen wäre, daß die Carmina, die er vordem um die Gebühr gemacht hatte, einmal bezahlt, gedruckt, und verbraucht waren, o so wäre er weiser gewesen, als der Schöpfer der *Patriarchaden*.“

Kästner, Betrachtungen über Gottsched’s Charakter, Gesammelte Poetische und Prosaische Schönwissenschaftliche Werke, 2, S. 170.

¹³²Gottsched über H. A. von Ziegler, den Autor der ‘Asiatischen Banise’.

([Gottsched], Asiatische Banise, Beyträge 2, S. 282).

¹³³[Gottsched], Asiatische Banise, Beyträge 2, S. 282.

Als „äusserliche Stücke“ werden von dem Herausgeber Gottsched im Fall der ‘Asiatischen Banise’ „Titel“ und „Vorrede“ [= Widmung] bezeichnet.

¹³⁴„Kan auch der Titel zu einem hochtrabenden Buche nicht einmal natürlich und vernünftig seyn?“

([Gottsched], Asiatische Banise, Beyträge 2, S. 283).

4.2 DER KAISER UND DER ‘PLAN’: KLOPSTOCKS WIDMUNG ZUR ‘HERMANNS SCHLACHT’

4.2.1 VON DER ‘HEILIGEN’ DICHTUNG ZUR VATERLÄNDISCHEN: KLOPSTOCKS PATRIOTISCHE AMBITIONEN

„Zuerst will ich [...] für die Religion arbeiten! Hierauf soll die Geschichte *meines* Vaterlandes mein Werk seyn, damit ich auch etwas dazu beytrage, meine Mitbürger an die Thaten unsrer Vorfahren zu erinnern, und denjenigen Patriotismus unter uns wieder aufzuwecken, der sie beseelte!“¹³⁵

Dieser Plan, den Klopstock einem jungen Maler in den Mund legt, ist zugleich sein eigenes Dichtungsprogramm.¹³⁶

Als Klopstock sich Ende der sechziger Jahre des 18. Jhs. dem vaterländischen Hermann–Stoff zuwandte, lagen fast dreißig Jahre hinter ihm, in denen er sich mit seinem Hauptwerk, dem ‘Messias’, beschäftigt hatte. Einzelne frühe Oden, wie ‘Hermann und Thunelda’ und ‘Fragen’ (beide von 1752) hatten das patriotische Thema bereits vorweggenommen, als 1769 das erste von Klopstocks Hermann–Dramen ‘Hermanns Schlacht’ erschien. 1784 folgte ‘Hermann und die Fürsten’ und mit ‘Hermanns Tod’ (1787) wurde die Trilogie abgeschlossen.

„Die heilige Geschichte also, und die Geschichte *meines* Vaterlandes“ waren die beiden großen Gegenstände, die Klopstock gestalten wollte.¹³⁷

Klopstocks Theorie von einer „doppelten Gattung unserer Dichtkunst, der heiligen und der vaterländischen“, die ihm Cramer nachsagt, kommt auch in der Ode „Die beyden Musen“ in em-

¹³⁵Klopstock, Eine Beurteilung der Winckelmannischen ‘Gedanken’ [1755], Deutsche Literaturkritik 1, hg. Hans Mayer, S. 242.

¹³⁶Ähnlich auch Friedrich, Klopstocks Bardiet ‘Hermanns Schlacht’ und seine Nachgeschichte, Klopstock, Werk und Wirkung, S. 237.

¹³⁷Klopstock, Eine Beurtheilung der Winkelmannischen Gedanken, 1760, Cramer, Der nordische Aufseher, 3, 150. St., S. 200.

blematischen Bildern zum Vorschein.¹³⁸ Die ‘heilige’ Dichtkunst habe freilich noch Vorrang vor der vaterländischen.¹³⁹

Die Vorstellung von der „doppelten Gattung unserer Dichtkunst“ zeigt sich auch in der Thematik von Klopstocks Trauerspielen. Den drei vaterländisch–deutschen stehen drei biblische Dramen gegenüber, ‘Der Tod Adams’ (1757), ‘Salomo’ (1764) und ‘David’ (1752). Diese stießen bei der Kritik aber eher auf Befremden, während die ‘Hermanns Schlacht’ wegen ihres vaterländischen Gegenstandes bei ihrem Erscheinen begeistert begrüßt wurde.¹⁴⁰ „Ein Nationalgedicht interessirt die Nation, die es angeht!“¹⁴¹

Auf dem Titelblatt zu ‘Hermanns Schlacht’ steht als Gattungsbezeichnung „Ein Bardiet für die Schaubühne“. Klopstock selbst leitet „Bardiet“ von ‘barditus’ (Tacitus u. a.) her, und will es in der Bedeutung „die mit der Geschichte verbundene Poesie“ ver-

¹³⁸ „Und hier kömt denn zuerst die emblematische Vorstellung von ihm vor, die sich auf seine Theorie von einer doppelten Gattung unsrer Dichtkunst, der heiligen und der vaterländischen, gründet“.

(Cramer, Klopstock 3, S. 370 f., Fn. 3. S. Fechner, Klopstocks Oden und Elegien, ‘Die beyden Musen’, S. 36*).

¹³⁹ „Zwischen der heiligen, der alten, und der vaterländischen, macht er nicht selten Gegensätze, in denen er allemal die erste am höchsten stellt.“

(Cramer, Klopstock 3, S. 370 f., Fn. 3. S. Fechner, Klopstocks Oden und Elegien, ‘Die beyden Musen’, S. 37*).

¹⁴⁰Über den 1757 erschienenen ‘Tod Adams’ heißt es in einer Kritik etwas irritiert:

„Man wird also dieses Trauerspiel weder zu den heroischen noch zu den bürgerlichen Trauerspielen zählen können“.

(Bibliothek der Schönen Wissenschaften 2, 1. St. S. 213 f., zit. nach Cramer, Klopstock 5, S. 503.)

Cf. Friedrich, Klopstocks Bardiet, S. 239.

„Gleim wurde durch die Lectüre des ‘simplen, hohen, göttlichen Bardiets’ in ein überschwängliches Entzücken versetzt. ‘Ach, daß ich Kaiser, daß ich Kaiser wäre’, schrieb er an Klopstock, diesen Bardiet aufführen zu lassen mit den Kosten des peloponnesischen Kriegs, eine Million für die Probe!“

(Muncker, F. G. Klopstock, S. 402).

¹⁴¹Klopstock an Gleim. 19. Dez. 1767.

(Klopstock, Briefe 5, 1, S. 45).

standen wissen.¹⁴² „Bardiet heißt in unsrer ältesten Sprache ein Bardengedicht“ erklärt Klopstock und verweist so schon in der Gattungsbezeichnung auf die zentrale Rolle der Barden, die er meint, geschichtlich belegen zu können.¹⁴³ Im Gewand der Geschichte Hermanns schlägt Klopstock sein zweites großes Thema nach dem 'Messias' an: es heißt 'Vaterland' (als „Befreyer“ des „Vaterlands“ wird Hermann im 'Bardiet' gefeiert).¹⁴⁴ Klopstock sieht sich selbst in der Rolle eines Barden, der Nationalbewußtsein zu wecken versteht. Politische Aktion *ist* schon das Wort des Dichters.¹⁴⁵

Mit demselben Sendungsbewußtsein, mit dem er im 'Messias' die Sache der Religion vertreten hatte, setzt Klopstock sich nun für die Sache des deutschen Vaterlands ein — bis hin zum Nationalismus scheint es oft nur noch ein Schritt.¹⁴⁶

¹⁴²S. Klopstocks Anmerkungen zur 'Hermanns Schlacht', hg. Hamel, S. 138.

¹⁴³Klopstock an Boie, 24. Nov. 1767.

(Klopstock, Briefe 5, 1, S. 38).

„daß ich der Geschichte viel genauer folge, als sonst von Dichtern gefordert wird“, sagt Klopstock von seiner Darstellung der Barden, die er — historisch falsch! — als in und vor der Schlacht agierende Sänger (sie rufen zum Kampf!) auffaßte.

(Klopstock an Boie, 24. Nov. 1767, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 39).

¹⁴⁴„Empfang von Thusnelda den Kranz des heiligen Laubes, Befreyer deines Vaterlands!“

(Klopstock, Hermanns Schlacht, hg. Hamel, S. 127 V. 26 f.).

¹⁴⁵Cf. Werner, Klopstock und sein Dichterberuf, Klopstock, Werk und Wirkung, S. 29.

¹⁴⁶S. Klopstocks 'Vaterlandslied' „Ich bin ein deutsches Mädchen“ (Klopstock, Oden, hg. Muncker u. Pawel 1, S. 222) und Lichtenbergs Kritik dazu: „Wer wird immer mit dem Deutschen so dicke thun?“

(Lichtenberg, Schriften und Briefe 1, Sudelbücher 1, D 444).

Cramer stellt Klopstock dagegen das Zeugnis aus, daß sein Patriotismus eben nicht nationalistisch gewesen sei: „doch muß ich dabei bemerken, daß sein Patriotismus sich darin vom falschen entfernt, daß er nie andere Nationen schimpft, herabsetzt, beleidigt. Nur wetteifernd, nicht ungerecht ist er.“

(Cramer, Klopstock, In Fragmenten aus Briefen von Tellow an Elisa, S. 132 f.).

Klopstock, Sämtliche Werke 10, S. 216.

Die Sprache der Begeisterung, die Klopstock am Messias gebildet hatte, wurde auf den vaterländischen Gegenstand übertragen. Der Höhenflug des religiösen oder nationalen Gedankens ist letztlich Ausdruck von Klopstocks Auffassung der Poesie überhaupt: sie solle „die *vornehmsten* Kräfte unserer Seele in einem so hohen Grade“ beschäftigen, „daß eine auf die andere wirkt, und dadurch die ganze Seele in Bewegung setzt.“¹⁴⁷ Eine derartige Erhebung kann der Dichter und sein Leser nur bei großen Gegenständen empfinden: ob religiöse, ob vaterländische Begeisterung ist sekundär, wenn nur die Seele erregt wird.

Der Vaterlandssinn der Deutschen war zu dieser Zeit noch wenig entwickelt.¹⁴⁸ Freilich hat die Zunft der Dichter — nach Klopstocks Auffassung — vor allen anderen Zünften die „Vaterlands-*liebe*, die unsre Zunft seit jeher in höherem Grade gehabt hat“ voraus.¹⁴⁹ Diese mitzuteilen, war dem Dichter gegeben — als Gefühl, nicht als Wirklichkeit.

In der 1768 gedichteten Ode „Mein Vaterland“ erklärt Klopstock, schon in seiner Jugend sei er vor der Wahl gestanden, vaterländisch oder religiös zu dichten.¹⁵⁰ Statt für ein Epos über Kaiser Heinrich, den „Befreyer“, habe er sich dann aber entschieden, „die höhere Bahn“ zu beschreiten, die zum „Vaterlande des

Cf. Werner, Klopstock und sein Dichterberuf, S. 30.

¹⁴⁷Klopstock, Sämtliche Werke 10, S. 216.

Cf. Werner, Klopstock und sein Dichterberuf, S. 30.

¹⁴⁸„Vaterländisches Gefühl als politisches Verhalten war einfach nicht vorhanden“.

(Betteridge, Klopstocks Wendung zum Patriotismus, Klopstock, Werk und Wirkung, S. 183).

Einen „patriotischen Consensus innerhalb der Schicht der Gebildeten“ in den 60er Jahren stellen dagegen — sicher zurecht — Hurlebusch/Schneider fest. Der wichtigste Impuls sei dabei von Friedrich Karl Mosers Schrift „Vom deutschen Nationalgeist“ (1765) ausgegangen.

(Hurlebusch / Schneider, Die Gelehrten und die Großen, S. 91 Anm. 15).

¹⁴⁹Klopstock, Gelehrtenrepublik, Werke 7, 1 S. 96.

¹⁵⁰Klopstock, Oden, hg. Muncker u. Pawel 1, S. 219.

Menschengeschlechts“ führen sollte — kurz, für den ‘Messias’.¹⁵¹ „Ehrbegierde“ nennt Klopstock in dieser Ode unumwunden seinen Antrieb, ein vaterländischer Sänger zu werden. Dieser sein vaterländischer Ehrgeiz, „der Stolz ein Deutscher zu sein“, hat seinen Grund in der Vaterlandsliebe.¹⁵² Derselbe Impuls liege auch der ‘Hermanns Schlacht’ zugrunde, schreibt Klopstock: sie sei „sehr vaterländisch“,

„und weil mir’s mit diesem Vaterländischen sehr von Herzen gegangen ist [. . .] so denke ich, daß jenes vaterländische wieder zu Herzen gehen soll“.¹⁵³

Der Messias-Dichter, der „der ganzen Seele Bewegung“ erlebt und wiedergegeben hat, kann auch als Vaterlandsdichter demselben Wirkungsprinzip vertrauen: über seine eigene Bewegung die Bewegung seines Publikums zu erreichen.¹⁵⁴

Klopstocks vaterländischer Ehrgeiz versteigt sich sogar zu der Idee, ‘Hermanns Schlacht’ als eine Art Weihe-Festspiel vor der Naturkulisse der Roßtrappe im Harz aufzuführen, wenn er auch diesen Traum nur unter dem Vorbehalt des „Scherzes“ zu äußern wagt.¹⁵⁵ Welcher vaterländische Effekt in den Herzen der Zuschauer wäre davon nicht zu erwarten gewesen!

¹⁵¹Klopstock, Oden, hg. Muncker u. Pawel 1, S. 220.

¹⁵²Klopstock, Oden, hg. Muncker u. Pawel 1, S. 220.

„Ich liebe dich, mein Vaterland!“

(‘Mein Vaterland’, Klopstock, Oden, hg. Muncker u. Pawel 2, S. 220).

¹⁵³Klopstock an Gleim, 19. Dez. 1767.

(Klopstock, Briefe 5, 1, S. 45).

¹⁵⁴„Ich fleh um keinen Lohn; ich bin schon belohnt,
Durch Engelfreuden, wenn ich dich sang!

Der ganzen Seele Bewegung

Bis hin in die Tiefen ihrer ersten Kraft!“

(Klopstock, Oden, An den Erlöser, hg. Muncker u. Pawel 2, S. 1).

¹⁵⁵„Folgenden Scherz müssen Sie auch nicht einmal als einen Scherz wieder sagen: Wenn ich der Erbprinz [von Braunschweig, Klopstock hatte ihm zuvor die ‘Hermanns Schlacht’ überreichen lassen!] wäre, so liesse ich Hermanns Schlacht unter freyem Himmel im Harz, just auf einem solchen Felsen am Thale der Schlacht, als zum Schauplatz angegeben ist, aufführen, u lüde, außer einigen Kennern, auch einige preußische Bataillons, die sich im letzten

Die höchste Stufe der „Ehrbegierde“, die den Vaterlandsdichter auszeichnet, ist der Gedanke an die ‘Unsterblichkeit’.¹⁵⁶ ‘Unsterblichkeit’ wird von Klopstock keineswegs religiös, sondern nur als Weiterleben der Dichtung verstanden. Die dichterische Kraft kommt noch vor dem religiösen Stoff.¹⁵⁷ Denn sie allein verhilft zu „Ehren, die länger als Kronen schmücken“.¹⁵⁸ ‘Unsterblichkeit’ als „Traum“ der „Dichter Deutschlands“ wird Wirklichkeit im „Werk des Meisters, welches von hohem Geist/ Geflügelt hinschwebt“ — gleich, ob religiösen oder vaterländischen Gehalts.¹⁵⁹

Klopstocks vaterländische Wendung ist nicht als Abkehr von der ‘heiligen Dichtkunst’ zu sehen: die beiden Pole dichterischen Wirkens, die wohl in einem Spannungsverhältnis zueinander stehen können, sind zwei Bereiche, die *einer* Idee der Dichtkunst die

Kriege besonders hervorgethan hätten, dazu ein.“

(Klopstock an Ebert, 14. Juli 1770, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 236).

¹⁵⁶Daß ‘Unsterblichkeit’ eine höhere Stufe der ‘Ehrbegier’ zu sein vermag, legt auch diese Verbindung nahe:

„Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton
In das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit
Ist ein grosser Gedanke,
Ist des Schweisses der Edlen werth!“

(‘Der Zürchersee’, Klopstock, Oden, hg. Muncker u. Pawel 1, S. 85).

¹⁵⁷„Die Erhebung der Sprache

Ihr gewählterer Schall,
Bewegterer, edlerer Gang,
Darstellung, die innerste Kraft der Dichtkunst;
Und sie, und sie, die Religion,

[...]

Haben mein Mal errichtet“.

(‘An Freund und Feind’, Klopstock, Oden, hg. Muncker u. Pawel 2, S. 28.

Cf. Werner, Klopstock und sein Dichterberuf, S. 15).

¹⁵⁸‘Kaiser Heinrich’ (spricht selbst):

„... doch mißt ich eh’

Die Kron, als Muse, dich! und euch, ihr
Ehren, die länger als Kronen schmücken!“

(Klopstock, Oden, hg. Muncker u. Pawel 1, S. 163).

¹⁵⁹‘Der Traum’, Klopstock, Oden, hg. Muncker u. Pawel 2, S. 35.

‘Fragen’, Klopstock, Oden, hg. Muncker u. Pawel 1, S. 107.

nen: der Idee der ‘Erhebung’ durch die Sprache. Die „doppelte Gattung unserer Dichtkunst“, die „heilige“ und die „vaterländische“, wären demnach nur zwei Seiten einer einzigen Medaille: der „erhabenen“ Dichtkunst. Das Hauptwerk des „heiligen“ Dichters, der ‘Messias’, und das Hauptwerk des „vaterländischen“, die ‘Hermanns Schlacht’, haben dieselbe Wurzel. So stellt Lessing die ‘Hermanns Schlacht’ dem Messias an die Seite und zwar wegen ihrer „Absicht“:

„Sein Herrmann wird nun gedruckt, und zwar in einer Absicht, die für seinen Ruhm eine zweyte Messiade werden kann, wenn sie ihm gelingt.“¹⁶⁰

4.2.2 KLOPSTOCKS ‘PLAN ZUR UNTERSTÜTZUNG DER WISSENSCHAFTEN IN DEUTSCHLAND’

VERANLASSUNG UND HOFFNUNGEN

Das „Räthsel von Klopstocks Herrmann“ entpuppte sich als Klopstocks ehrgeiziges Projekt, Kaiser Joseph II. zur Unterstützung der Wissenschaften zu veranlassen.¹⁶¹ Dies sollte durch ein der ‘Hermanns Schlacht’ beigegebenes Schriftstück (‘Wiener Plan’) in die Wege geleitet werden. Die andere Beilage war der Widmungsbrief. „Fragment aus einem Geschichtsschreiber des neunzehnten Jahrhunderts“ lautete der handschriftlich überlieferte Titel des Plans.¹⁶² Klopstock hat den Plan später in der ‘Gelehrtenrepu-

¹⁶⁰Lessing an Nicolai, 21. Okt. 1768 (Lessing, Sämtliche Schriften, hg. Lachmann u. Muncker, 17, S. 267).

Cf. auch: „Bald schicken wir Ihnen auch die *Schlacht Hermanns*: sie wird Hals über Kopf gedruckt, und zu einer Absicht, die eine zweyte Messiade wird, wenn sie dem Verfaßer gelingt.“

Lessing an Ebert, 18. Okt. 1768 (Lessing, Sämtliche Schriften, hg. Lachmann u. Muncker, 17, S. 264).

¹⁶¹Nicolai an Lessing, 8. Nov. 1768.

(Lessing, Sämtliche Schriften, hg. Lachmann u. Muncker, 19, S. 281).

¹⁶²Handschriftliche Fassung im Klopstock-Nachlaß der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg [KN 44, 3]. ‘Beylage I’ zu Klopstocks Brief an Kau-

blik' auszugsweise veröffentlicht.¹⁶³

Klopstocks patriotische Ambitionen waren also keineswegs nur theoretisch-poetischer Natur, sondern auf ein konkretes Ziel gerichtet. Kaiser Joseph erschien Klopstock nicht zuletzt deshalb der geeignete Adressat dieses Plans, „weil Sein Charakter deutsch ist“.¹⁶⁴ Der „Unpatriot“ auf dem preußischen Königsthron, Friedrich II., kam dagegen für ein solches Unternehmen schon deshalb nicht mehr in Frage, weil bereits eine beabsichtigte Widmung Klopstocks nicht an ihr Ziel gelangt war.¹⁶⁵ Es handelte sich um eine französische Übersetzung der ersten Gesänge des *Messias*, die an Friedrich II. und Voltaire adressiert war:

„Aux deux grands amis, Frédéric, Roi de Prusse, et Arouet de Voltaire, auteur de la *Henriade*“.¹⁶⁶

„Allein der grosse Friedrich liebt nur die Franzosen“ — dieser nicht nur von Klopstock beklagte Wesenszug Friedrichs hatte sich damals wohl als ein entscheidendes Hindernis erwiesen und konnte auch durch eine Übersetzung deutscher Dichtung ins Französische

nitz, 28. April 1768, Konzept.

S. Hurlebusch/Schneider, *Die Gelehrten und die Großen*, S. 88 und 90 (Anm. 2 und 12).

¹⁶³Klopstock, *Gelehrtenrepublik*, Werke 7, 1 S. 220–22.

Cf. Klopstock, Briefe 5, 1, S. 63–68. Der Plan ist hier nicht mit veröffentlicht.

¹⁶⁴Klopstock an Gleim, 2. Sept. 1769.

(Klopstock, Briefe 5, 1, S. 185).

¹⁶⁵„Der *Unpatriot* [= Friedrich II.] kan denn doch nicht ewig läben.“

(Klopstock an Friedrich V., Landgraf von Hessen-Homburg, 4. Dez. 1782, Klopstock, Briefe 7, 1, S. 262).

¹⁶⁶Klopstock an Schultheß, 12. April 1750, Klopstock, Briefe 1, S. 72.

Der Präsident der Berliner Akademie, Maupertuis, der den *‘Messias’* beurteilen und weiterleiten sollte (an den preußischen König), wies ihn mit der Bemerkung zurück, es sei eine Imitation Miltons und im Übrigen zu unbedeutend.

(S. Pape, *Die gesellschaftlich-wirtschaftliche Stellung Klopstocks*, S. 40).

Muncker berichtet, Voltaire hätte die Annahme des Werkes verweigert, „bis er etwas vom gleichen Schlage dafür bieten könne, etwa ein Gedicht über den Engel Gabriel und die heilige Jungfrau, das er aus Dänemark erwarte“ [!].

(Muncker, F. G. Klopstock, S. 209).

nicht umgangen werden.¹⁶⁷

Der „gute König“, Friedrich V. von Dänemark, ein großzügiger Förderer deutscher Dichtkunst, der Klopstock eine Pension zur Vollendung des *Messias* ohne Amtspflichten gewährt hatte, war 1766 gestorben.¹⁶⁸ Dieser König, ein (wiewohl deutschsprachiger!) Ausländer, hatte bis dahin aufgewogen, was die deutschen Fürsten (nach Klopstocks Auffassung) an ihm versäumt hatten. Nun aber wurde Klopstock der Zustand der Wissenschaften in Deutschland erst schmerzlich bewußt:

„Dieser Zustand war, daß die Gelehrten Deutschlands von keinem ihrer Fürsten unterstützt wurden“.¹⁶⁹

(Die Dichter rechnete man ja noch unter die „Gelehrten“). Eben dieses Defizit beabsichtigte Klopstock durch den *‘Wiener Plan’* mit dem Kaiser in der Mäzenatenrolle wettzumachen.

„Der Kaiser muß entweder gar nichts für die Wissenschaft. thun, oder Er muß Etwas thun, das Seiner würdig ist“.¹⁷⁰

Daran wollte Klopstock als einem der „Hauptsätze“ seiner Sache „unbewegl.“ festhalten — und er sollte später noch daran erin-

¹⁶⁷Klopstock an Moltke, 18. November 1750.

(Klopstock, Briefe 1, S. 144).

¹⁶⁸Klopstock nennt sich in einer Ode gar „Des guten Königes glücklicher Sohn“:

„O Freyheit! Freyheit! nicht nur der Demokrat
Weiß, was Du bist,
Des guten Königes glücklicher Sohn
Der weiß es auch.“

(*‘Das neue Jahrhundert’*, Klopstock, Oden, hg. Muncker u. Pawel 1, S. 148).

¹⁶⁹Klopstock, Gelehrtenrepublik, Werke 7, 1 S. 200.

Cf. auch Klopstock an Goethe, 8. Mai 1776:

„Die Teutschen haben sich bisher mit Recht über ihre Fürsten beschweret, daß diese mit ihren Gelehrten nichts zu schaffen haben wollen.“

(Klopstock, Briefe 7, 1 S. 22).

¹⁷⁰Klopstock an Welsperg, 20. Sept. 1768, Konzept, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 94.

Cf. Klopstock an Anna Maria Klopstock [= die Mutter] und Victor Ludwig Klopstock, 8. April 1769, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 132.

nert werden.¹⁷¹ Das „Schicksal“ der Wissenschaften in Deutschland sollte mit einem Schlag gewendet werden, indem der Kaiser in Wien die noch „unerfüllten Hoffnungen“ der Gelehrten mit einem zentralen Förderungsplan einzulösen versprach.

„Da ich mich auf die Seite der Wissenschaften gewendet habe; so hab ich vornämlich ihr Schicksal in Deutschland oft überdacht, u ich bin dabey, über die Ehre der Gelehrten, alles allein zu thun, immer traurig, u noch trauriger über die unerfüllten Hofnungen geworden, mit denen sie sich, nicht ohne viel Schein, bisweilen schmeicheln konnten.“¹⁷²

Anzeichen, daß es Aussichten auf Erfolg geben könnte, waren vorhanden: Klopstock hatte durch Graf Dietrichstein und seinen Nachfolger Graf Welsperg, den österreichischen Gesandten am Kopenhagener Hof, schon vor 1765 — dem Jahr von Josephs Regierungsantritt — positive Nachrichten aus Wien. Der junge Kaiser galt als aufgeklärt, reformwillig und mehr als an Höfen sonst üblich der deutschen Literatur zugeneigt.

„Ich habe, theils auf Veranlassung des Gesandten Graf. Welsperg u nach vielen warmen Unterredungen mit demselben, an den Kaiser (der mir nach Allem, was ich von Ihm zu wissen glaube, sehr liebenswürdig vorkommen muß) einen Plan überschickt, die Gährung, in welcher jezt die Wissenschaften in Deutschland sind, durch eine sich herausnehmende u neue Unterstützung zu vermehren“,

schreibt Klopstock an Anna Cäcilie Ambrosius über sein Projekt.¹⁷³

¹⁷¹Klopstock an Anna Maria Klopstock und Victor Ludwig Klopstock, 8. April 1769, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 132.

¹⁷²Klopstock an Joseph II., 31. Dez. 1768, Konzept, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 112.

¹⁷³Klopstock an Anna Cäcilie Ambrosius, 10. Dez. 1768, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 105.

Anna Cäcilie Ambrosius, eine junge wohlhabende Bürgerstochter aus Flensburg, wurde übrigens über den Stand der Dinge in Wien von Klopstock stets

Aber nicht nur Anna Cäcilie Ambrosius sollte hoffen, auch seiner verarmten Mutter versprach Klopstock für die Zukunft viel:

„Vielleicht bin ich in einiger Zeit im Stande, Ihnen so viel zu geben, daß Sie Ihr Alter in völliger Ruhe zubringen können. Ich will Ihnen die Ursach dieser Hofnung sagen [...] ‘einen Plan zur Beförderung der Wissenschaften in Deutschland’ [...] Diese Sache ist so beschaffen, daß sie wichtige Folgen für die Wissenschaften, u auch einige angenehme für mich haben kann.“¹⁷⁴

In der Korrespondenz mit dem maßgeblichen Mann, Fürst Kaunitz, dem Hof- und Staatskanzler des Kaisers, leugnet Klopstock allerdings dergleichen persönliche Motive seines Plans:

„Ich habe an den Fürsten Kaunitz ausdrükl geschrieben, daß ich nichts für mich suchte, sondern mich glükl. halten würde, wenn ich etwas für die thun könnte, denen es in den Wissenschaften gelungen wäre.“¹⁷⁵

Klopstock verfolgte aber — siehe oben! — durchaus persönliche Ambitionen in Wien, und Graf Dietrichstein dürfte wohl Klopstocks eigene Ansicht genau getroffen haben, als er — auf den Plan Bezug nehmend, wie Klopstock wiedergibt — schrieb:

„daß zur ächten Ausführung ich [= Klopstock!], u vielleicht ich allein der Mann sey“.¹⁷⁶

auf dem Laufenden gehalten — und dies nicht von ungefähr: Klopstock dachte wohl zu dieser Zeit an eine Heirat mit dem Mädchen, das er allerdings nie von Angesicht sah.

¹⁷⁴Klopstock an Anna Maria Klopstock, 9. Juli 1768, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 75.

¹⁷⁵Klopstock an Anna Maria Klopstock, 12. Aug. 1769, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 179.

(Ihre Hoffnungen sucht Klopstock ein Jahr später wieder zu dämpfen!)

Cf. Klopstock an Kaunitz, 28. April 1768, Konzept:

„weil ich für mich selbst nichts suche, u mich für glükl. halte, wenn ich etwas für die thun kann, denen es in den Wissenschaften gelungen ist.“

(Klopstock, Briefe 5, 1, S. 65.)

Cf. Klopstock, Gelehrtenrepublik, Werke 7, 1 S. 222.

¹⁷⁶Klopstock an Völckersahm, 9. Juni 1770, Konzept, Klopstock, Briefe 5, 1

BESTIMMUNGEN DES PLANS

Diese Ausführung des ‘Wiener Plans’ wäre wohl am leichtesten mit Hilfe einer *Akademie*, an deren Spitze Klopstock selbst hätte wirken können (Gleim sieht ihn schon als Präsidenten), durchzusetzen gewesen.¹⁷⁷ Schon Gottsched hatte (zwanzig Jahre vor Klopstock) die Gründung einer Akademie der Wissenschaften in Wien angeregt, und sein Projekt war — unter der Protektion Maria Theresias — auch fast bis zur Spruchreife gediehen, um letztlich an der konfessionellen Frage zu scheitern.¹⁷⁸ Auch Herder und Wieland sollten sich später noch mit einigem Erfolg bemühen, Kaiser Joseph und seinen Staatskanzler Fürst Kaunitz vom Nutzen einer solchen Akademiegründung zu überzeugen.¹⁷⁹

Klopstock, dem Gottscheds Projekt bekannt war, beeilt sich zu versichern, er dünkte nicht eigentlich an eine Akademiegründung in Wien:

„Die Unterstützung der Wissenschaften sollte eben so wenig den Geist der Nachahmung haben, als ihre Werke. Auch aus diesem Grunde brauchen wir keine Academie oder sonst etwas von ähnlichen Anstalten.“¹⁸⁰

S. 232.

¹⁷⁷Zu Klopstocks Akademieplänen cf. Hurlebusch/Schneider, *Die Gelehrten und die Großen*, S. 77 f.

Gleim an Lessing, 9. März 1769:

„Der Kaiser, sagt man, wolle eine deutsche Academie der schönen Wissenschaften stiften; Klopstock solle ihr President sein . . .“

(Lessing, *Sämtliche Schriften* 19, hg. Lachmann u. Muncker, S. 301).

¹⁷⁸Cf. Danzel, *Gottsched und seine Zeit*, S. 305 und S. 311.

Gottsched war nicht bereit, für die Übernahme eines Amtes in Wien seinen Glauben zu wechseln.

¹⁷⁹Wieland gelang es auch, mit diesem Ziel seinen Freund Riedel nach Wien zu vermitteln, der dort allerdings — infolge einer Jesuitenintrige — scheiterte.

S. unten S. 590 mit Anm. 246 (5.3.3 Utopie und Wirklichkeit).

¹⁸⁰Klopstock an Kaunitz, 28. April 1768, Konzept, Klopstock, *Briefe* 5, 1, S. 66.

Cf. Klopstock an Anna Maria Klopstock, 12. August 1769:

„Eben so falsch ist auch die Nachricht von einer deutschen Academie. Es

Eine zweite ‘academie des inscriptions et des belles lettres’, wie sie Gottsched vorgeschwebt hatte, wollte Klopstock keinesfalls ins Leben rufen: diese Nachahmung der Franzosen hätte der national-patriotischen Konzeption des neuen Projekts widersprochen. Die deutsche Nation war Klopstock zu diesem Zeitpunkt „noch nicht patriotisch genug“,

„ein Volk, das in viele Fürstenthümer abgesondert ist, konte auch nicht eher mit einem gewissen Feuer, und mit Festigkeit vaterländisch seyn, als bis man es veranlaßte, Gesinnungen der Verehrung und der Dankbarkeit in seinem Oberhaupte zu vereinigen.“¹⁸¹

Diese Rolle einer vaterländischen Gallionsfigur sollte Joseph II. spielen. Josephs Ansehen sollte das Renommee der Dichter und Gelehrten noch steigern, wenn er als oberster Beschützer der Wissenschaften über eine Kommission von zwölf unabhängigen Männern, die über die Gelehrten und deren Belohnungen zu befinden hatten, wachte. So versucht Klopstock, praktische Konsequenzen aus dem Gefühl des Patriotismus, das er in der ‘Hermanns Schlacht’ zu erzeugen versucht hatte, zu ziehen.¹⁸²

Der vaterländische Grundcharakter des Unternehmens äußert sich auch in zwei Vorschlägen Klopstocks zu dessen Durchführung: in der Errichtung eines vom Hof in Wien unterstützten *Nationaltheaters* und in der Entwicklung einer nationalen *Geschichtsschreibung*.¹⁸³ Blieben die Ausführungen zur Institution eines Natio-

ist überhaupt von einer zu errichtenden Academie die Rede nicht.“

(Klopstock, Briefe 5, 1, S. 178).

¹⁸¹Klopstock, Gelehrtenrepublik, Werke 7, 1 S. 220.

¹⁸²Nach Gleim, cf. Pape, Die gesellschaftlich-wirtschaftliche Stellung Klopstocks, S. 113.

„Die Zahl derer, die zu entscheiden hatten, war klein. Sie hatten, und durften nichts Geringeres, als die Ehre des Vaterlandes, des Kaisers, und der Beschützer der Wissenschaften, die der Kaiser durch diese Befehle unterscheiden wolte, zum Zwecke haben.“

(Klopstock, Gelehrtenrepublik, Werke 7, 1 S. 220).

¹⁸³Cf. Hurlebusch/Schneider, Die Gelehrten und die Großen, S. 66.

naltheaters noch recht unbestimmt, so scheint das Konzept einer nationalen Geschichtsschreibung schon weiter entwickelt.¹⁸⁴ Klopstock kommt auch in seiner Korrespondenz wieder darauf zu sprechen, da dieser Punkt des Plans seine Wiener Verhandlungspartner am meisten zu interessieren schien.¹⁸⁵ Klopstock trägt Welsperg schließlich sogar den Wunsch vor, die letzte Periode der nationalen Geschichtsschreibung, die Geschichte Maria Theresias und Joseph II., selbst zu übernehmen.¹⁸⁶

Am wichtigsten nahm Klopstock seine Anweisungen für *Belohnungen*, die der Kaiser für verschiedene Leistungen in den Wissenschaften regelmäßig vergeben sollte:

„Jeder Deutsche, der literarische Verdienste hat, kann hoffen, vom Ihm belohnt zu werden“.¹⁸⁷

Um ein „genaues Verhältniß zwischen Verdienst und Belohnung“ zu erreichen, plädiert Klopstock für eine „erste“ und eine „zweyte Belohnung“: „Jene, meinte ich, müsten vortrefliche Schriften, u diese gute erhalten“. Die Belohnungen für die „Scribenten“ bestanden in „Geld“, „Ehre“ und „Geschenken“, und die „vortreflichen Schriften“ hatten mehr „Ehre“ zu erwarten als die „guten“.¹⁸⁸ Die Beurteilung, die über die „Vortreflichkeit“ entschied,

¹⁸⁴Lessing und Gerstenberg sollten als „Unteraufseher“ der Schaubühne die Stücke auswählen. Im „Falle des Mangels“ sollte die Schaubühne vom Hof unterhalten werden.

(Klopstock, Gelehrtenrepublik, Werke 7, 1 S. 221 f.).

¹⁸⁵Kaunitz versteht Klopstocks Plan überhaupt nur als „einen Entwurf zur Erweiterung der Geschichtskunde allhier“. „Es läßt sich nicht bestimmen, ob dieser Entwurf werde können benutzt werden“, setzt er hinzu.

(Kaunitz an Mercier, zit. nach Richter, Aus der Messias- und Wertherzeit 1, S. 91).

¹⁸⁶Klopstock an Welsperg, 12. 7. 68, Klopstock, Briefe 5, 1, S 76.

Auszugsweise gedruckt in: Klopstock, Gelehrtenrepublik, Werke 7, 1 S. 222 f.

S. Hurlebusch/Schneider, Die Gelehrten und die Großen, S. 83.

¹⁸⁷Klopstock an Kaunitz, 15. Juli 1769, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 65.

¹⁸⁸Klopstock an Kaunitz, 15. Juli 1769, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 165).

sollte im übrigen mehr als „sparsam“, nämlich „geizig“ erfolgen.¹⁸⁹ Dieser strenge Maßstab sollte einerseits zu einem höheren Niveau als in Frankreich früher üblich führen, andererseits auch dazu beitragen, daß sich die Kosten des Projekts in Grenzen hielten („aber das getraue ich mir zu wiederholen, daß die ganze Ausgabe immer sehr gering für den Kaiser seyn wird“).¹⁹⁰ Trotz dieser finanziellen Einschränkungen sollten auch künftige Leistungen von noch unbekanntem Gelehrten ermöglicht werden: „Man war sogar auf junge Genies aufmerksam, und sie bekamen Beyhülfe, sich weiter zu bilden.“¹⁹¹

ZWECK DES PLANS

Nach allem, was darüber bekannt ist, lief der ‘Wiener Plan’ mehr auf eine Unterstützung der Wissenschaftler als der Wissenschaften hinaus.¹⁹² Klopstock selbst bekennt sich in dem grundlegenden Brief an Kaunitz vom 28. April 68 dazu, indem er schreibt:

„Ew — sehen, daß der Zweck dieses Entwurfs ist, den Gelehrten, welche man der Belohnungen würdig hält, ausser den Ermunterungen der Ehre, auch *Musse* zu geben, und zwar eine solche, die ihrer Arbeitsamkeit angemessen ist.“¹⁹³

¹⁸⁹ „Nicht wenige derer französischen Werke, welche dem Jahrhunderte Ludewigs des Vierzehnten angehören, würden die deutsche Untersuchung nicht ausgehalten haben.“

(Klopstock, Gelehrtenrepublik, Werke 7, 1 S. 225).

¹⁹⁰ Klopstock an Kaunitz, 15. Juli 1769, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 166.

Cf. auch Klopstock an Kaunitz, 28. April 68, Konzept:

„Die sämtlichen Ausgaben, ich begreife die Gehalte mit darunter, scheinen mir von keiner Erheblichkeit zu seyn. Nur im Anfange könnten sie es einigermaassen seyn, weil schon vieles da ist, das Belohnung verdient.“

(Klopstock, Briefe 5, 1, S. 65).

¹⁹¹ Klopstock, Gelehrtenrepublik, Werke 7, 1 S. 221.

¹⁹² So schon Kirschstein, Klopstocks Deutsche Gelehrtenrepublik, 1928, S. 86.

[Cf. Hurlebusch/Schneider, Die Gelehrten und die Großen, S. 81.]

¹⁹³ Klopstock, Briefe 5, 1, S. 64 f. (Hervorhebung nicht im Text).

Was meint Klopstock hier mit „Musse“? Das Wort ‘*Musse*’ hat für den Dichter des 17. und des 18. Jahrhunderts jeweils einen anderen Stellenwert. Der Dichter des 17. Jahrhunderts betont, er habe sein Werk nur in seinen Muße- oder Nebenstunden geschrieben (also in Stunden ohne Amtsgeschäfte). Dichtung erhält ausschließlich die Mußestunden zugewiesen, weil sie ein Vergnügen *nach* und *neben* der nutzbringenden Tätigkeit darstellt. Klopstock verlangt nun erstmals, Dichtung solle als Hauptbeschäftigung (Beruf!) betrieben werden können — und dazu ist eben ‘*Musse*’, als Freiheit von Broterwerb, nötig.

Klopstock hatte 1751 die Widmungsode zum ‘*Messias*’ mit einem Vorbericht eingeleitet, der so beginnt:

„Der König der Dänen hat dem Verfasser des *Meßias*, der ein Deutscher ist, diejenige *Musse* gegeben, die ihm zu Vollen-
dung seines Gedichts nöthig war.“¹⁹⁴

Die Sicherung der damaligen „*Musse*“ belief sich auf eine Jahrespension von 400 Talern, die später auf 600 erhöht wurde und Klopstock sein Leben lang zur Verfügung stand. Das Wort ‘*Gunst*’, das in Widmungen des 17. Jahrhunderts gerne verwendet wird, hatte einen ähnlichen materiellen Aspekt wie die ‘*Musse*’ bei Klopstock:

„*Gunst* heißt hier, und bey andern dergleichen Zuschriften, in poetischem Verstande, so viel, als baares Geld.“¹⁹⁵

Wenn Klopstock von ‘*Musse*’, die Poeten des 17. Jahrhunderts aber von ‘*Gunst*’ reden, implizieren beide auch den materiellen Aspekt dieser Begriffe. Es hat sich also nicht viel mehr als der Blickwinkel geändert: die ‘*Musse*’ ist — so verstanden — das Ergebnis der ‘*Gunst*’ eines Gönners. 1768, siebzehn Jahre später, waren die Hoffnungen Klopstocks, seine neue „*Musse*“ betreffend, erheblich gestiegen: die Mitglieder der obersten Kommission sollten — laut Gleim — ein jeder zweitausend Taler haben, und Klopstock als ihr Präsident hätte wohl noch mehr erwarten können.¹⁹⁶

¹⁹⁴Klopstock, *Der Messias*, Halle 1751 (Erstdruck!).

¹⁹⁵Rabener, *Satiren* 3, 1766, *Noten zur Zueignungsschrift* S. 19.

¹⁹⁶Gleim an Lessing, 9. März 1769:

An beiden Stellen wird die „Musse“ nicht erbeten, sondern sie wird als Anspruch des Dichters gegenüber König und Staatskanzler vertreten: ohne ein Wort des Dankes (beim Vorbericht zum ‘Messias’) und ohne ein Wort der Bitte um ihre Gewährung (beim ‘Wiener Plan’) fordert sie Klopstock für sich und ‘Gelehrte’ seinesgleichen.

Die wirtschaftliche und gesellschaftliche Situation des Schriftstellers, seine soziale Abhängigkeit und der Wunsch nach mehr Freiheit waren Fragen, die Klopstock zeit seines Lebens bewegten und ihn immer wieder nach einer praktikablen Lösung suchen ließen. „Musse“ zu geben — gemeint ist: den Dichter von jedweder Erwerbstätigkeit freizustellen, auf daß er „Musse“ zur Dichtung habe — war der Beitrag, den Klopstock dazu von den ‘Großen’ erwartete. Eine Gegenleistung des ‘Gelehrten’, wie im 17. Jahrhundert das Versprechen der ‘Unsterblichkeit’ für den Patron, war nun nicht mehr vorgesehen.

Im Falle des ‘Messias’, so urteilt Klopstock richtig, habe er „vornehmlich der würdigen Materie, seine itzige Musse zu verdanken“ gehabt.¹⁹⁷ Sollte sich dieser Glücksfall mit einem fast ebenso „würdigen“ Thema, der „vaterländischen Sache“, nicht wiederholen lassen?¹⁹⁸

„Der Kaiser, sagt man, wolle eine deutsche Academie der schönen Wissenschaften stiften; Klopstock solle ihr President sein, Catholicken, Protestanten, Preußen und Sachsen sollten zu Mitgliedern aufgenommen werden, Zwölfe, zu Wien gegenwärtig, sollten ein jeder zwey Tausend Thaler haben; Vier und zwanzig auswärts in deutschen Landen ohne Unterschied jeder 1000 rthlr.“

(Lessing, Sämtliche Schriften 19, hg. Lachmann u. Muncker, S. 301).

¹⁹⁷Klopstock, *Der Messias*, 1751, Vorbericht zu der Ode.

¹⁹⁸Klopstock an Völckersahm, 16. Sept. 69, Konzept:

„und daß sich Gr. D. [= Dietrichstein] überzeuge, Er thue etwas recht nütliches u ruhmvolles, oder mit Einem Worte etwas, das recht deutsch ist, wenn Er diese vaterländische Sache dem Kaiser mit Wärme vorträgt.“

(Klopstock, Briefe 5, 1, S. 193).

PLAN UND WIDMUNG

Nicht nur die Sache, um die es Klopstock geht, die Unterstützung der Schriftsteller durch die 'Großen', war neu, sondern auch die Form, in der es geschehen sollte: Klopstock wollte die Förderung zentralisieren und institutionalisieren, so daß dadurch die personelle Bindung Gönner - Dichter mit der Zeit abgelöst werden könnte. Schon jetzt aber weigert sich Klopstock, die tradierten Ausdrucksformen dieses Verhältnisses zu benutzen: „Nie durch höfliches Lob zu entweihn/ die heilige Dichtkunst“ wird sein Wahlspruch, und also vermeidet er es geradezu ängstlich, persönlichen Dank oder persönliche Bitten in seiner Dichtung auszusprechen.¹⁹⁹ Auch dies mag ein Grund dafür gewesen sein, daß Klopstock für seinen 'Wiener Plan' die merkwürdige Einkleidung als „Fragment aus einem Geschichtsschreiber des neunzehnten Jahrhunderts“ gewählt hatte: enthob ihn dies doch, als Bittsteller vor die maßgeblichen Persönlichkeiten hintreten zu müssen. Nicht bedacht hatte Klopstock dabei, daß dieses Vorgehen an einem Hof, der wie kaum ein anderer Traditionen verhaftet war, befremden könnte.

Klopstock wollte diese Gefahr nicht sehen, im Gegenteil, er war sogar stolz auf seinen Einfall:

„Denn es kömmt noch mehr auf die Art, mit der man die Sache thut, an, als auf die Sache selbst, wenn sie nur eben so hingeschähe. Ich glaubte diesen Plan auch durch seine Form angenehm machen zu müssen. Und dieß glaub' ich dadurch gethan zu haben, daß ich ihn als ein Fragment aus der Geschichte des XIXten Jahrhunderts vorgetragen habe.“²⁰⁰

Der 'Plan zur Unterstützung der Wissenschaften' sollte in dem

¹⁹⁹Klopstock, Oden, hg. Muncker u. Pawel 2, S. 6.

Cf. auch die Widmungsole zum 'Messias' 1751 an Friedrich V.

(S. Pape, Die gesellschaftlich-wirtschaftliche Stellung Klopstocks, S. 70).

²⁰⁰Klopstock an Anna Cäcilie Ambrosius, 10. Dez. 1768, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 105.

beigefügten Widmungsbrief „An den Kaiser“ seine Fortsetzung finden. Für Klopstock waren die zwei Schriftstücke, die er beide im April 1768 fertigstellte, untrennbar. Wenn „die Zuschrift aufhört ein Theil des Plans zu seyn (sie war dieß dadurch daß sie eine jezige Ankündigung der Sache enthielt)“, wollte er sie — so behauptete er wenigstens — sogar zurückziehen.²⁰¹

„Der Kaiser liebt sein Vaterland, und das will Er, auch durch Unterstützung der Wissenschaften, zeigen.“²⁰²

So lautete die „Ankündigung der Sache“ im Widmungsbrief. Er [= Klopstock] als „Geschichtsschreiber“ dürfe „That nennen, was beschlossen ist, und bald geschehen wird.“²⁰³ Klopstock wechselt für den Widmungsbrief die Perspektive: hatte er im ‘Wiener Plan’ sein Anliegen als längst ausgeführt dargestellt, so sieht er die Ausführung im Widmungsbrief in allernächster Zukunft. Die Sicherheit, mit der er dies im Widmungsbrief vorauszusagen wagt, beruht *nicht* etwa auf Zusagen seiner Wiener Korrespondenten, sondern auf der Fiktion der schon erfolgten Ausführung im Plan (‘Fragment aus der Geschichte des XIX. Jahrhunderts’). Klopstock glaubt an die Macht des geschriebenen Worts. Der ‘Plan zur Unterstützung der Wissenschaften’ war für Klopstock eine Voraussetzung seiner Widmung, nicht so aber für Kaunitz und den Kaiser.²⁰⁴

Klopstocks „vaterländische Sache“, die den Hauptzweck hatte, den Gelehrten „Musse“ zu geben, sollte auf zwei Wegen zum Ziel

²⁰¹Klopstock an Völckersahm, 9. Mai 1769, Konzept, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 152.

Er werde, so sagt Klopstock ausdrücklich an dieser Stelle, „Die Erlaubniß zu erhalten suchen, das Gedicht lieber ohne Zuschrift heraus zu geben.“

Der Brief vom 9. Mai 69 wurde allerdings nie abgeschickt, wie Klopstock selbst anmerkt.

(Klopstock, Gelehrtenrepublik, Werke 7, 1 S. 255).

Cf. unten S. 459.

²⁰²Klopstock, Hermanns Schlacht, 1769, Widmung S. [3].

²⁰³Klopstock, Hermanns Schlacht, 1769, Widmung S. [3].

²⁰⁴Klopstock, Gelehrtenrepublik, Werke 7, 1, Von den Mäcenaten, S. 36.

führen: als ‘Fragment aus der Geschichte’ und als Widmungsbrief. Letzterer fand aber nur in seiner Funktion als Widmungsbrief Beachtung.

4.2.3 DER WIDMUNGSBRIEF ‘AN DEN KAISER’

Klopstock, wiewohl „sonst ein so großer Hasser der Zuschriften“ — eine Abneigung, die er mit Lessing teilt — entschloß sich trotz seiner Vorbehalte gegen Dedikationen für eine Widmung ‘An den Kaiser’.²⁰⁵ Die Art und Weise zu widmen unterscheidet Klopstock freilich von seinen Vorgängern in diesem Metier. Gleich diesen wendet er sich an hohe und höchste Instanzen: An Friedrich V. von Dänemark (‘Messias’), Graf Bernstorff (dänischer Minister, ‘Oden’), und Carl Friedrich Markgraf von Baden (‘Hermann und die Fürsten’).²⁰⁶ Diese drei Adressaten hatten eines gemeinsam: sie waren schon vor dem Zeitpunkt der jeweiligen Widmung Klopstocks Mäzene geworden, und Klopstock konnte kaum länger

²⁰⁵Klopstock an Bodmer, 28. November 1749.

(Klopstock, Briefe 1, S. 67).

Lessing sagte nicht nur, er sei

„von dem Zueignen [. . .] ein allzu abgesagter Feind“

(Lessing, Schriften 1, 1753, Vorrede [Sämtliche Schriften, hg. Lachmann u. Muncker, 5, S. 34]).

Lessing hielt sich auch daran und verfaßte keine Widmung, außer im Fall der „Gespräche für Freymäurer“ (1778). Die kurze Widmung ist an Ferdinand, Herzog von Braunschweig, gerichtet.

(Lessing, Sämtliche Schriften, hg. Lachmann u. Muncker, 13, S. 341).

²⁰⁶Den ersten Band des ‘Messias’ erhält Friedrich V. mit einer Widmungsode (gedruckt 1751). Unter dem Titel ‘Friedrich V.’ ist diese später in die ‘Oden’ aufgenommen (Klopstock, Oden, hg. Muncker u. Pawel 1, S. 86).

Bernstorff erhält die ‘Oden’ 1771 mit der schlichten Aufschrift: „An Bernstorff“. S. unten S. 464 mit Anm. 240.

‘Hermann und die Fürsten’ (1784) widmet Klopstock mit folgenden Worten:

„An den fürstlichen Weisen, / *Karl Friederich*, / Markgrafen von Baden, / der, / nach viel andern landesväterlichen Thaten, / vor kurzem auch die Leibeigenschaft / aufgehoben hat.“

Über die Bedeutung dieser Widmung s. unten S. 504 (4.2.4 Zur Nachgeschichte von Widmung und ‘Plan’) und Muncker, Klopstock, S. 333.

zögern, ihnen auch auf diese Weise seinen Dank abzustatten. Im Falle des ‘Messias’ mußte Klopstock sogar an seine „Schuldigkeit“ zu widmen erinnert werden (durch Bernstorff und Graf Moltke).²⁰⁷

Mit Kaiser Joseph verhielt es sich anders: Klopstock wollte ihn erst durch die Zuschrift für seine ‘vaterländische Sache’ gewinnen. Diesen Kaiser, dem in seiner Jugend — laut Goethe — „jedermann wegen seiner schönen Jünglingsgestalt geneigt war, und auf den die Welt, bei den hohen Eigenschaften, die er ankündigte, die größten Hoffnungen setzte“, hatte Klopstock für sein Vorhaben ausersehen.²⁰⁸

Ohne je in Wien gewesen zu sein, glaubte Klopstock durch seine Informanten, den kaiserlichen Gesandten in Kopenhagen Graf Welsperg und dessen Legationssekretär Ignaz Matt, klug beraten zu sein, wenn er sich beim Kaiser durch eine Widmung Gehör zu verschaffen suchte.²⁰⁹ Vor dem Kaiser galt es freilich, die graue Eminenz des Wiener Hofes, Fürst *Kaunitz*, der als Staatskanzler vier Kaisern diente, zu überzeugen. Fürst Wenzel Anton von Kaunitz-Rietberg (1711–1794), der mächtigste Mann am Wiener Hof, war bereits seit 1753 Hof- und Staatskanzler. Gegen seinen Rat handelten weder Maria Theresia, die ihn fast wie ein Familienmitglied behandelte (siehe Briefwechsel!), noch ihr Sohn Joseph (seit 1765 Mitregent). Kaunitzens Einfluß war auch auf kulturellem Gebiet groß, er selbst schätzte und pflegte die französische Kultur und war ein Verehrer der Musik Glucks. Erst nach einer 43-jährigen Amtszeit trat er in den Ruhestand.

Klopstock, dem auch Jahre später (1782) noch versichert wird,

„das Kaunitz ein vortrefflicher Mensch und ein vaterländi-

²⁰⁷Klopstock selbst war der Ansicht, „eine Zuschrift“ sei „besser bey völliger Vollendung des Messias angebracht“.

(Klopstock an Moltke, 18. November 1750, Klopstock, Briefe 1, S. 145).

²⁰⁸Goethe, *Dichtung und Wahrheit* 1, 5, WA 1, 26, S. 309.

²⁰⁹Vermutlich auf den Rat Graf Philipp Welspergs, s. Muncker, *Klopstock*, S. 413.

scher Mann ist“,
sieht zunächst keine besonderen Schwierigkeiten.²¹⁰

WIDMUNGSVERFAHREN

Den vom 28. 4. 1768 datierten Brief Klopstocks erhält Kaunitz über Welsperg aus den Händen Dietrichsteins mit zwei Beilagen: mit dem Widmungsbrief zur ‘Hermanns Schlacht’ und dem ‘Wiener Plan’.²¹¹ Den Widmungsbrief leitet Kaunitz an den Kaiser weiter, den Plan offenbar nicht.²¹²

Bereits am 19. Dezember 1767 hatte Klopstock Gleim davon benachrichtigt, daß die ‘Hermanns Schlacht’ druckfertig wäre.²¹³ Es sollte aber noch über ein Jahr vergehen, ehe sie mit der Widmung ‘An den Kaiser’ tatsächlich erscheinen konnte.

Die im Frühjahr auf den Weg nach Wien gebrachte Dedikation hat den Kaiser, der in Ungarn und Böhmen auf Reisen war, offensichtlich erst im Sommer erreicht. Am 17. Juli 1768 sendet Kaiser Joseph diese mit folgenden Worten an Kaunitz zurück:

„Lieber Fürst von Kaunitz! Die Nebenlage ist der Entwurf einer Dedication an mich von dem bekannten deutschen Poeten Klopstock. Sie wollen mir darüber Ihre Meinung äussern, zuvörderst ob solche anzunehmen sei? und hernach auch, ob nicht ein oder andere passage, worunter mir besonders die

²¹⁰Karoline von Greiner und Haschka an Klopstock, 6. Juni 1782, Klopstock, Briefe 7, 1, , S. 243.

An dieser Stelle schreibt sie weiter über Kaunitz:

„wenn der 72jährige Mann noch lebt, so kann viel auch in unsrer Litteratur noch geschehen.“

²¹¹Konzept im Klopstock-Nachlaß (KN 44, 1). Auszugsweise gedruckt in Klopstock, Gelehrtenrepublik, Werke 7, 1 S. 222.

²¹²Cf. Hurlebusch/Schneider, Die Gelehrten und die Großen, S. 69 und 70.

²¹³„Hermanns Schlacht, ein Bardiet für die Schaubühne’ liegt auch zum Drucke fertig“.

(Klopstock, Briefe 5, 1, S. 45).

eine anstößig erscheint, auszulassen wären.

Schönbrunn, den 17. Juli 1768.

Joseph“.²¹⁴

Kaunitz antwortet dem Kaiser am 21. Juli in einem Brief von erlesener höfischer Diplomatie.²¹⁵ Er gibt darin erstens sein Votum für die Annahme der Widmung, obwohl

„bei dergleichen Dedicationen eigennützig Absichten unterzulaufen pflegen und der Gegenstand der Ausarbeitung keinen Theil der nützlichsten Wissenschaften ausmacht.

Es wäre aber, meines gehorsamsten Ermessens, bedenklicher, in dem gegenwärtigen Falle dem Klopstock eine abschlägige Antwort zu ertheilen, *da dieser Mann sich eine besondere Achtung in ganz Deutschland erworben hat*“.

Zweitens schlägt Kaunitz eine Belohnung Klopstocks in Form einer goldenen Kette oder Medaille vor, und drittens macht er die Auflage,

„daß die Worte: ‘*aber nicht Friedrich und Deutschland war doch auch sein Vaterland*’ gänzlich auszulassen seien, weilen Euer kais. Majestät bei keiner Gelegenheit zu gestatten gedächten, daß der auch für andere Souveräne zu tragenden Achtung zu nahe getreten werde“.

„Der übrige Inhalt dieser Zuschrift scheint mir unbedenklich zu sein“,

setzt Kaunitz zum Schluß noch hinzu. Mit der eigenhändigen Note

„Placet und werden Sie nebst Überschickung dieses Gnadenpfennigs Klopstock auch das hier Angeführte aus seiner Dedicacion auszulassen befehlen“,

stimmte der Kaiser zu.²¹⁶

Diese gegen Friedrich II. von Preußen gerichteten Worte sollten — laut Widmungsentwurf — auf diese Passage der Zuschrift folgen:

²¹⁴Joseph II. an Kaunitz, 17. Juli 1768, Klopstock, Hermanns Schlacht, hg. Hamel, S. 20.

²¹⁵Kaunitz an Joseph II., 21. Juli 1768, Klopstock, Hermanns Schlacht, hg. Hamel, S. 20.

²¹⁶Zit. nach Klopstock, Hermanns Schlacht, hg. Hamel, S. 20 f.

„Karl der Grosse ließ die Gesänge der Barden zuerst aufschreiben, u stellte sie in seine Bibliothek, um sie für die Nachkommen zu erhalten. Das thaten Karl, u Joseph, aber nicht Friederich. Und Deutschland war doch auch sein Vaterland.“²¹⁷

Diese vom Ärger Klopstocks über das unpatriotische Verhalten Friedrich II. zeugenden Worte konnte Kaunitz in einer öffentlichen Zuschrift in der Tat nicht dulden.

In einer vorläufigen Mitteilung Ignaz Matts vom 16. September 1768 erhält Klopstock die Nachricht, daß der Kaiser die Dedikation angenommen habe.²¹⁸ Sofort bezieht Klopstock die Annahme seiner Dedikation auch auf den Plan zur Unterstützung der Wissenschaften, wie sein Brief vom 4. Oktober an seine Mutter zeigt:

„Jetzt will ich Ihnen nur mit diesem Wenigen die angenehme Nachricht geben, daß der Kaiser sich entschlossen hat, die Wissenschaften in Deutschland zu unterstützen.“²¹⁹

Dieses Mißverständnis Klopstocks sollte andauern, obwohl von Seite seines Wiener Korrespondenten wiederholt betont wird, die

²¹⁷Handschriftliche Fassung (Widmungsentwurf) KN 44, 3.

Cf. 'Beylage II' [=Widmung zu Klopstocks Brief an Kaunitz, 28. April 1768, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 67.

Cf. Druckfassung 1769, Widmung S. [4]:

„Mit gleichen Gesinnungen schätzte Karl der Große die Wissenschaften, indem er die Geschichte zu seiner Wegweiserinn machte, die Bewegung der Gestirne untersuchte, die Sprache bildete, und die Gesänge der Barden nicht länger der mündlichen Ueberlieferung anvertraute; sondern sie aufschreiben ließ, um sie für die Nachkommen zu erhalten.“

²¹⁸Matt an Klopstock, 16. September 1768:

„Unterdessen habe ich nun erfahren, daß der Kaiser die Dedication angenommen habe, und das konnte ich Ihnen unmöglich verschweigen [...] Ich sage es Ihnen aber auch nur sub rosa. Sie verstehen mich schon, das weitere werden Sie alles vom Grafen schon hören.“

(Klopstock, Briefe 5, 1, S. 89).

Cf. Klopstock, Gelehrtenrepublik, Werke 7, 1, S. 223).

²¹⁹Klopstock an Anna Maria Klopstock, 4. Oktober 1768, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 97.

Dedikation sei angenommen worden.²²⁰ Klopstock wollte seine Position nicht aufgeben, Widmung und Plan als Einheit zu sehen und zu behandeln.

Mittlerweile hat Klopstock durch Welsperg erfahren, daß ihm der Kaiser „sein Porträt mit Brillanten“ zu verehren gedenke.²²¹ In seiner ersten Begeisterung darüber schreibt er sogleich an Graf Welsperg, den „liebenswürdigen Veranlasser“ solcher Ehren.²²² Die Freude über das vermeintlich „ungemeine Verfahren des Kaisers“, das Klopstock in dieser Belohnung zu erkennen glaubt, diktiert auch Klopstocks drei Tage später geschriebenen Dankesbrief an den Kaiser.²²³ Klopstock schwärmt darin, er wolle dessen „so sehr geliebte[s] Bildniß nach meinem Tode in dem grossen Bücher- saale über dieser Inschrift“ aufbewahren:

„Joseph der Andre
hörte den Verfasser des Messias,
von Unterstützung der Wissenschaften,

²²⁰Z. B. in einem Brief Matts aus Wien vom 3. Dezember 1768:

„Ich wiederhole es Ihnen also nocheinmal, mit der edelsten, mit einer seiner würdigen Art hat unser angebetteter, Hoffnungsvoller Kaiser ihre *Dedication* angenommen.“

(Klopstock, Briefe 5, 1, S. 89).

Cf. Klopstock an Anna Cäcilie Ambrosius, 25. Dezember 1768:

„Gestern Abend bekam ich Briefe von Wien, u die enthielten die wiederholte Versicherung, daß der Kaiser die Zuschrift von Herm. Schlacht auf die edelste Art von der Welt aufgenommen hätte, u daß ich sie nun bald würde drucken lassen können.“

(Klopstock, Briefe 5, 1, S. 108).

²²¹„Sie werden mit der Art der Aufnahme auch zufrieden seyn, wenn ich Ihnen noch sage, daß mir der Kaiser sein Porträt mit Brillanten giebt.“

(Klopstock an Anna Cäcilie Ambrosius, 25. Dezember 1768, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 108).

²²²Klopstock an Welsperg, 28.(?) Dezember 1768, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 110.

²²³Klopstock an Welsperg, 28.(?) Dezember 1768, Klopstock, Hermanns Schlacht, hg. Hamel S. 23.

Klopstock an den Kaiser, 31. Dezember 1768, Klopstock, Hermanns Schlacht, hg. Hamel, S. 24–26.

u belohnte ihn zwiefach
für sein Zutraun.
Er entschied, was seyn sollte,
u. gab ihm
dieß Sein Bildniß“.²²⁴

Klopstocks doppeltes Mißverständnis, das diesen Überschwang auslöste, kann den Kaiser nur verwundert haben. Klopstock sollte natürlich kein Gemälde, sondern nur eine Medaille mit dem Bild des Kaisers („Gnadepfennig“!) erhalten.²²⁵ Mit der Annahme der Dedikation war aber keineswegs eine Zusage für Klopstocks vaterländisches Projekt verbunden.²²⁶

Mit dem Geschenk des Kaisers, der „goldenen mit Brillanten umgebenen Medaille“, zeigte sich Klopstock schließlich doch hochzufrieden, nachdem er über deren Bedeutung informiert worden war.²²⁷ Klopstock erhielt diese aber erst aus den Händen Merciers, des kaiserlichen Geschäftsträgers in Kopenhagen, nachdem dieser sich davon überzeugt hatte, daß die beanstandete Stelle in

²²⁴Klopstock an Joseph II., Konzept, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 512.

²²⁵So bezeichnet der Kaiser selbst seine Gabe in seiner Note zum Bericht Kaunitzens, s. Klopstock, Hermanns Schlacht, hg. Hamel, S. 20. S. oben S. 457.

Klopstock an Anna Cäcilie Ambrosius, 6. Mai 1769:

„Es ist kein Gemälde, wie ich anfangs dachte, u denken muste, sondern ein Medaillon, worauf das Brustbild des Kaisers ist, mit Laubwerk u Brillanten umgeben.“

(Klopstock, Briefe 5, 1, S. 149).

²²⁶Cf. Hurlebusch/Schneider, Die Gelehrten und die Großen, S. 70:

„Joseph II. bekam Klopstocks „Fragment aus einem Geschichtschreiber“, soweit bekannt ist, nicht zu Gesicht.“

²²⁷Klopstock an Anna Maria Klopstock, 25. Juli 1769, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 174 f.

Klopstock an Anna Maria Klopstock, 26. September 1769:

„Ich habe gestern einen sehr angenehmen Brief von Wien erhalten, worinn unter andern steht, daß ich dort viele Freunde habe, u daß mir die Medaille zum tragen gegeben ist. Nur van der Switen der erste Leibmedikus der Kaiserinn, u ein alter Lieblich von Ihr besitzt auch eine solche Medaille, u pflegt sie zu tragen“.

(Klopstock, Briefe 5, 1, S. 198 f.).

der Dedikation gestrichen sei.²²⁸

Die ‘Hermanns Schlacht’ konnte erst im Sommer 1769, nach Genehmigung der Zuschrift, ihren ‘Anker lichten’, wie Klopstock ihre Herausgabe umschreibt.²²⁹ Als „ein Schiff von der Linie in vollen Segeln“ begab sich Klopstocks „Hermann mit der Zuschrift“ auf die Fahrt nach Wien, und zwar in fünf Exemplaren, die Graf Raab vom Buchdrucker Bode in Hamburg erhalten hatte und nun an Kaunitz sandte.²³⁰ Die Exemplare hatten folgendes Aussehen: Zwei Prachtausgaben für den Kaiser und die Kaiserin waren in braune Seide gebunden, worauf je ein Eichenkranz gestickt war.²³¹ Die übrigen Exemplare (noch zwei für Kaiser und Kaiserin, eines für Kaunitz) waren in grünen Corduan gebunden.²³² Am 10. August 1769 wurde endlich die ‘Hermanns Schlacht’ durch Kaunitz dem Kaiser überreicht. Damit war das Widmungsverfahren, das sich über ein Jahr hingezogen hatte, abgeschlossen.

Das Eichenlaub auf dem Bucheinband hatte für Klopstock Ver-

²²⁸S. Klopstock, *Hermanns Schlacht*, hg. Hamel, S. 30.

²²⁹Klopstock an Anna Cäcilie Ambrosius, 10. Dezember 1768:

„Hermanns Schlacht ist schon gedruckt, u die Herausgabe wartet nur auf die Zuschrift. Mit dieser Herausgabe wird der Anker gelichtet.“

(Klopstock, *Briefe* 5, 1, S. 106).

²³⁰Klopstock an Anna Cäcilie Ambrosius, 6. Mai 1769, Klopstock, *Briefe* 5, 1, S. 150.

Als „unsre Metapher“ bezeichnet Klopstock hier — an seinen Brief vom 10. Dezember 1768 (s. die vorige Anm.) erinnernd — seinen Vergleich der ‘Hermanns Schlacht’ mit einem Schiff.

(Klopstock, *Briefe* 5, 1, S. 150).

²³¹Klopstock selbst hatte dem Buchdrucker Bode in Auftrag gegeben, „mir zwey Bände mit Eichenlaube für den Kaiser, u für die Kaiserinn sticken zu lassen“.

(Klopstock an Welsperg, 31. Dezember 1768, Klopstock, *Briefe* 5, 1, S. 115).

Cf. auch Klopstock an Kaunitz, 15. Juli 1769:

„Die gestickten hatte ich nach meiner Phantasie machen lassen, eh ich erfuhr, wie die Bände seyn müsten.“

(Klopstock, *Briefe* 5, 1, S. 164).

²³²S. Klopstock, *Hermanns Schlacht*, hg. Hamel, S. 27.

Corduan ist nach der Stadt Cordova genanntes, gut genarbttes Ziegenleder, das schon im Mittelalter gern zu Bucheinbänden verwendet wurde.

weiskraft: nicht nur, weil „die Eiche den deutschen Charakter vorzüglich gut abbilde“, sie war auch — laut ‘Gelehrtenrepublik’ — „ein geheiligter Baum, unter dessen Schatten die Götter am liebsten ausruhten“. ²³³ (Die Eiche war also ein Symbol, das vaterländisch und religiös gedeutet werden konnte.) In der ‘Hermanns Schlacht’ bekränzt Thusnelda Hermann mit den Worten:

„Empfang von Thusnelda den Kranz des heiligen Laubes
 Befreyer deines Vaterlands!
 Ihn nahm mit der goldnen Sichel Brenno
 Von des Haines ältester Eiche!“ ²³⁴

Der aufgestickte Eichenkranz auf dem Widmungsexemplar der ‘Hermanns Schlacht’ bedeutet eine zusätzliche Huldigung: der Kaiser wird so als Nachfolger Hermanns gefeiert. In der Sache dasselbe — nur eben mit Worten anstatt mit einer Abbildung — hatte der Sohn Lohensteins getan, als er sich vor seinem Adressaten des ‘Arminius’, dem Sohn des „grossen Europäischen Friedrich Wilhelm“, Friedrich III. von Brandenburg-Preußen, verneigt und ihn einen „ander(n) Heermann“ genannt hatte. ²³⁵

DIE AUFSCHRIFT „AN DEN KAISER“

Als die ‘Hermanns Schlacht’ 1769 erschien, war kein Verfasser auf dem Titelblatt angegeben, wohl aber ein Adressat auf dem zweiten Blatt. Hier stand: „An den Kaiser“ — und nichts weiter. Erst auf dem nächsten Blatt folgte — ohne nochmalige Anrede — der Text von Klopstocks Widmungsbrief.

In seinem privaten Brief an den Kaiser vom 31. Dezember 1768 hatte Klopstocks Anrede noch dem damaligen Hofzeremoniell gemäß gelautet:

„Allerdurchlauchtigster,
 Großmächtigster Kaiser,

²³³Klopstock, Gelehrtenrepublik, Werke 7, 1 S. 14.

²³⁴Klopstock, Hermanns Schlacht, 1769, 11. Szene, S. 108.

²³⁵Lohenstein, Arminius 1, 1689, Widmung.

Allergnädigster König und Herr“²³⁶.

Was veranlaßt Klopstock an dieser Stelle der ‘Hermanns Schlacht’, auf dergleichen Titulaturen zu verzichten?

Es ist nicht das erste Mal, daß Klopstock in seiner Dichtung so verfährt, aber das erste Mal, daß er auch so widmet. Die Widmungsode zum ‘Messias’ (1751) hatte noch die korrekte Titulatur als Aufschrift:

„Ode an Ihre Majestät Friedrich den Fünften, König in Dänemark und Norwegen“.

Die Ode ‘Die Königin Luise’ (auf den Tod der jungen Königin, der Gemahlin Friedrichs V. von Dänemark, geschrieben) war in einem Einzeldruck mit dem Datum des Begräbnistages, 26. Januar 1752, unter der Überschrift „An den König“ erschienen.²³⁷ Diese ungewohnte Form der Anrede kommentiert Klopstocks Freund Cramer folgendermaßen:

„*An den König*. So hies ehemals die Aufschrift der Ode, als sie herauskam. Er war wohl das erste Exemplar eines Deutschen, der es wagte, die Fesseln einer alten slavischen Titulatur in Canzelleistil mit einer edlen kurzen Aufschrift im Geiste der Alten zu vertauschen. Jetzt nachgefolgt zu sein, ist kein Verdienst mehr; aber damals, da der grosse Haufe, noch an der Gewohnheit klebend, eine solche Dedication halb im Lichte eines Hochverraths ansah, konte mans für eines rechnen.“²³⁸

²³⁶Klopstock an Joseph II., 31. Dezember 1768, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 111.

²³⁷Klopstock, Oden, hg. Muncker u. Pawel 1, S. 98 ff.

E: ‘Ode an den König von Friedrich Klopstock’. Kopenhagen, 1752. (Klopstocks Oden, hg. Fechner, Anm. zu Nr. 11, ‘Ode an den König’. S. 31*).

Cf. Muncker, Klopstock, S. 268.

²³⁸Die unhöfische Form der Anrede ‘An den König’ war für Klopstocks Gegner Anlaß genug, um Anstoß zu nehmen und Parodien zu verfertigen.

(S. Muncker, Klopstock, S. 269).

Cramer bezeichnet hier die Ode ‘An den König’ als „Dedication“, obwohl mit dieser Ode kein Werk gewidmet wird. Die Ode ist — siehe Titel — nur ‘An den König’ gerichtet, ohne deswegen selbst ein Widmungsgedicht zu sein.

Klopstock selbst hat sich schon 1750 bei Übersendung der Widmungsode zum ‘Messias’ für sein Verfahren auf den „Geist der Alten“ berufen:

„Die meisten unsrer Poeten, auch einige von den großen Ausländern, haben, wenn sie Gedichte an Monarchen gemacht haben, durch ein prächtiges Geräusch aufeinander gehäufter Lobeserhebungen zu gefallen gesucht, u(nd) die Wahrheit und Einfalt der Alten ganz verfehlt. Der Erfolg ist gewesen, daß Kenner der Welt und guter Schriften Gedichte dieser Art nicht gelesen, oder doch bald weggelegt haben.“²³⁹

Nun, 1769, erfassen Klopstocks Reformbestrebungen im Widmen auch die Titulatur. Bei Herausgabe seiner ‘Oden’ (1. und 2. Teil, 1771) läßt Klopstock dann eine Widmung erscheinen, die nur aus einer Aufschrift besteht: „An Bernstorff“ — das ist alles.²⁴⁰

Durch die Widmung der ‘Oden’ von 1771 bekannte sich Klopstock öffentlich zu seinem in Ungnade gefallenem Freund Bernstorff, obwohl dies für Klopstock den Verlust der dänischen Pension hätte zur Folge haben können.²⁴¹ Mit Cramer darf man annehmen, daß Klopstock der erste war, der solche einfachen Aufschriften statt umständlicher Titulaturen bei Personen von hohem und höchstem Rang zu verwenden wagte. Allenfalls Gottsched (sonst Klopstocks Antipode!) zeigte schon 1749 einen Ansatz zu einer ähnlich schlichten Praxis: mit „Monarch!“ läßt dieser sein Widmungsgedicht an

Cramer, Klopstock 3, S. 357 f. Fn. 19 (Anm. zur Ode ‘Die Königin Luise’).
²³⁹Klopstock an Moltke, 9. Dezember 1750.

Klopstock, Briefe 1, S. 151.

²⁴⁰Graf Johann Hartwig Ernst von Bernstorff, dänischer Minister, Klopstocks Mäzen, der 1770 von Struensee gestürzt wurde.

²⁴¹Cf. Muncker, Klopstock, S. 434.

Cf. Claudius in seiner Rezension der ‘Oden’ Klopstocks:

„Auch die Dedicat ion ist brav, ‘an Bernstorff’ und nichts mehr. Wozu auch so’n langes Geleyre von Mecenas und Gnad’ und gnädig? ‘s schmeckt dem grossen Mann nicht, und dem kleinen verdirbt’s den Magen.“

(Claudius, Wandsbecker Bothe, 1. u. 2. Theil, 1775, S. 107).

Friedrich V. von Dänemark [!] beginnen.²⁴² Diesem Widmungsge-
dicht ging allerdings noch eine ausführliche Adresse voraus.²⁴³

Zu den „Lobeserhebungen“ der Dedikationen, die Klopstock so
mißfielen, zählte schon die Titulatur. Gottsched, der der Tradition
des 17. Jahrhunderts näher stand als Klopstock, wußte dies noch
zu würdigen:

„Ist nun ein so schöner Titel, nicht schon an sich selbst, eine
vollständige Lobrede?“²⁴⁴

Die „Lobrede“ Titulatur hat Klopstock abgeschafft: „An den Kai-
ser“ und „An Bernstorff“ sprechen für sich.

Joseph II., der Reformkaiser, der das Hofzeremoniell vereinfach-
te, hatte wohl gegen eine solche Anrede nichts einzuwenden, so-
lange die öffentliche Aufschrift keinen Anstoß erregte.²⁴⁵ Klop-
stocks schlichte Titulatur im Widmungsbrief nahm vorweg, was
der Kaiser später (1787) selbst anordnen sollte: eine Reduktion
seiner Titel auf die wesentlichen Funktionen.²⁴⁶ Daß Klopstock
im persönlichen Umgang mit dem Kaiser die alten Formen der
Höflichkeit noch zu wahren wußte, zeigte er in seinem Brief an
den Kaiser vom 31. Dezember 1768.

²⁴²Gottsched, Gesammelte Reden, 1749, AW 9, 1, S. 3.

²⁴³„Dem Allerdurchlauchtigsten Großmächtigsten Könige und Herrn, Herrn
Friedrich dem Vten, Könige von Dännemark, Norwegen, der Vandaler und
Gothen, Herzoge zu Schleswig, Holstein, der Stormarn und Dietmarsen; Grafen
zu Oldenburg und Delmenhorst, u. u. u.

Seinem allergnädigsten Könige und Herrn“.

(Gottsched, Gesammelte Reden, 1749, AW 9, 1, S. 3).

Cf. dazu die von Klopstock schon wesentlich vereinfachte Titulatur der
Widmungsode zum 'Messias' (1751), s. oben S. 463.

²⁴⁴Gottsched, Trauerrede des Hrn. Friedrich August, König in Pohlen, 1733,
Gottsched, Gesammelte Reden, AW 9, 1, S. 219.

²⁴⁵„Das spanische Ceremoniel und den großen Pomp, der sonst die Majestät
umgab, schaffte er ganz ab, namentlich in einer eignen Verordnung des *Knie-
beugen*, das, wie er sagte, Gott allein gebühre“.

(Vehse, Geschichte der deutschen Höfe, 2. Österreich, 8, 14, S. 152).

²⁴⁶„An S. Maj. den Kaiser und König“ hieß die kaiserliche Titulatur ab 1787
nur noch (in Suppliken und dergleichen).

(Vehse, Geschichte der deutschen Höfe, 2, 8, 14, S. 153).

„Die deutschen Gelehrten“ — so erklärte Klopstock in der ‘Gelehrtenrepublik’ — „hasten alles Ceremoniel, so sehr es auch viele Altfranken noch liebten.“²⁴⁷ An diesem Punkt hätte die Beziehung eines ‘Gelehrten’ zu einem der ‘Großen’ (sie waren ja gewöhnlich „Altfranken“) leicht scheitern können.²⁴⁸ Nicht so die Klopstocks zu Joseph II.: in der Geringschätzung des alten „Ceremoniels“ dürften sich Klopstock und der Kaiser als Kinder der Aufklärung im Prinzip einig gewesen sein.

„NIEMANDEN, ODER DEM KAISER“ — JOSEPH II. IM WIDMUNGSBRIEF

‘Hermanns Schlacht’ war nun gedruckt.

„Ich habe sie recht darauf angesehen“, schreibt Klopstock an Welsperg,

„wie ihr Kranz, die Zuschrift, ihr lassen werde [...] So bald sie den Kranz trägt, kömmt sie u wirft sich vor Unsern liebenswürdigen Kaiser mit dem frohen Blicke nieder, welchen Er ihr zu haben erlaubt hat.“²⁴⁹

Diese recht konventionelle Ausdrucksweise Klopstocks läßt kaum einen Widmungsbrief unkonventioneller Art erwarten: und doch überrascht Klopstocks Zuschrift in mehr als einer Hinsicht. Sicher auch den Kaiser als Adressaten und Hauptperson dieses Widmungsbriefs.

Der im Druck sechs Seiten umfassende Widmungsbrief beginnt ohne Anrede, indem der Kaiser in der 3. Person genannt wird:

„Ich übergebe Unserm erhabnen Kaiser dieses vaterländische Gedicht, das sehr warm aus meinem Herzen gekommen ist.“²⁵⁰

²⁴⁷Klopstock, Gelehrtenrepublik, Werke 7, 1 S. 212.

²⁴⁸Klopstock, Gelehrtenrepublik, Werke 7, 1 S. 95.

²⁴⁹Klopstock an Welsperg, 31. Dezember 1768, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 114 f.

²⁵⁰Klopstock, Hermanns Schlacht, 1769, Widmung S. [2].

Klopstock wagt es, sein „Ich“ an den Anfang des Satzes und damit des ganzen Widmungsbriefs zu stellen. Dieser Eröffnungssatz ist wie der folgende Text (bis zur Mitte von S. [4]) *nicht* direkt an den Kaiser gerichtet, sondern an das deutsche Publikum. Erst im zweiten Teil des Widmungsbriefs wendet sich Klopstock mit der Anrede „*Ew. Kaiserliche(n) Majestät*“ dem Kaiser persönlich zu.²⁵¹

Klopstock hatte seinen privaten Brief an den Kaiser vom 31. Dez. 1768 „aus vollem Herzen geschrieben“ („Ich mußte entweder schweigen oder mein Herz reden lassen“).²⁵² Der Widmungsbrief legt aber auch Zeugnis ab von einer bewußten Distanzhaltung Klopstocks gegenüber dem Kaiser. Klopstocks Begeisterung entzündet sich am vaterländischen Sujet der ‘Hermanns Schlacht’, keineswegs an der Persönlichkeit oder an der Aura des Kaisers. Der Kaiser, dessen Name „Joseph“ im Widmungsbrief nur einmal genannt wird, interessiert Klopstock nur als möglicher Einiger vaterländischer Interessen und Gefühle einer erwachenden deutschen Nation.²⁵³

Den Widmungs- und Briefgepflogenheiten entsprechend hätte der Satz lauten müssen:

„Dir erhabner Kaiser, übergebe ich dieses vaterländische Gedicht, das sehr warm aus meinem Herzen gekommen ist.“

²⁵¹Klopstock, Hermanns Schlacht, 1769, Widmung S. [5].

²⁵²Klopstock an Welsperg, 28.(?) Dezember 1768:

„Ich wäre heute gar zu gern mit meinem Briefe an den Kaiser fertig geworden; aber ob ich ihn gleich aus vollem Herzen geschrieben habe, so hat mich doch die, in einem solchen Falle so natürliche Behutsamkeit zu so vielen Anmerkungen, was ich sagen u nicht sagen dürfte, veranlaßt, daß er nun vielleicht doch nicht völlig so ist, als ihn mein Herz von mir foderte.“ (Klopstock, Briefe 5, 1, S. 110).

Klopstock an Joseph II, 31. Dezember 1768, Konzept, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 111-114.

²⁵³„Ob es unsre [sc.: Zeiten] Josephs [sc.: würdig] waren . . . “

(Klopstock, Hermanns Schlacht, 1769, Widmung S. [5]).

„ein Volk, das in viele Fürstenthümer abgesondert ist, konte auch nicht eher mit einem gewissen Feuer, und mit Festigkeit vaterländisch seyn, als bis man es veranlaßte, Gesinnungen der Verehrung und Dankbarkeit in seinem

Niemanden, oder dem Kaiser mußte ich ein Gedicht zuschreiben, dessen Inhalt uns so nah angeht.“²⁵⁴

Dieser Satz, der die berühmte Devise Cesare Borgias „Aut Caesar aut nihil“ abwandelt, überrascht durch das „uns“, das nicht näher erklärt wird.²⁵⁵ In einem anderen Brief Klopstocks heißt es:

„Ein Nationalgedicht interessirt die Nation, die es angeht!“²⁵⁶

Dieser „viellehrende Satz“ über die ‘Hermanns Schlacht’ erklärt auch Klopstocks Widmungsabsicht.²⁵⁷

Nicht den Kaiser geht der „Inhalt“ des „Gedichts“ „so nah an“, sondern „uns“, die deutsche Nation. Von Rechts wegen hätte Klopstock dieser seiner deutschen Nation die ‘Hermanns Schlacht’ dann auch widmen müssen, aber er hat sie lieber „Niemanden, oder dem Kaiser“ gewidmet. Einer sich noch nicht politisch bewußten Nation kann Klopstock nicht widmen, wohl aber dem

Oberhaupte zu vereinigen.“

(Klopstock, Gelehrtenrepublik, Werke 7, 1 S. 220).

²⁵⁴Klopstock, Hermanns Schlacht, 1769, Widmung S. [3].

²⁵⁵„Entweder der Kaiser oder nichts“,

war auch der Wahlspruch Isabellas von Portugal, der Gemahlin Karls V.

Diesen Karl V. vergleicht Klopstock übrigens mit Joseph, s. unten S. 476 mit Anm. 283.

²⁵⁶Klopstock an Gleim, 19. Dezember 1767, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 45, s. oben S. 436 mit Anm. 141 (4.2.1 Von der ‘heiligen’ Dichtung zur vaterländischen).

²⁵⁷Klopstock an Gleim, 19. Dezember 1767, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 45.

Auch der erste Satz des Widmungsbriefs an den Kaiser erinnert an eine Formulierung in diesem Brief an Gleim:

„Ich übergebe Unserm erhabnen Kaiser dieses vaterländische Gedicht, das sehr warm aus meinem Herzen gekommen ist.“

Cf. Klopstock an Gleim, 19. Dezember 1767:

„Hermanns Schlacht, ein Bardiet für die Schaubühne’ liegt auch zum Drucke fertig [...] so kann ich Ihnen wohl davon sagen, daß ich sie ein wenig lieb habe, u daß sie sehr vaterländisch ist, u weil mir’s mit diesem Vaterländischen sehr von Herzen gegangen ist, [...] so denke ich, daß jenes vaterländische wieder zu Herzen gehen soll.“

(Klopstock, Briefe 5, 1, S. 45). S. oben S. 439 mit Anm. 153 (4.2.1 Von der ‘heiligen’ Dichtung zur vaterländischen).

Kaiser, der als „Erhabenster u Edelster des Vaterlandes“ die geeignetste Persönlichkeit zu sein schien, um Klopstocks vaterländisches Vorhaben ins Werk zu setzen.²⁵⁸

„Und diese Zuschrift soll zu denen seltenen gehören, welchen man ihr Lob glaubt.“²⁵⁹

In diesem unmittelbar anschließenden Satz besinnt sich Klopstock anscheinend auf das Thema eines Widmungsbriefs: das Adressatenlob. Bis dahin hatte er es in seiner Zuschrift umgangen, in dem Bewußtsein, daß

„es eine sehr delicate Sache ist, etwas Würdiges von einem wirklichen Vater des Vaterlandes zu sagen“,

wie er schon bei seiner Arbeit an der Widmungsode zum ‘Messias’ Friedrich V. betreffend feststellte.²⁶⁰ Die Glaubwürdigkeit des Adressatenlobs, hatte Klopstock im Fall Friedrichs V. erklärt, hänge davon ab, ob es auch vor den

„Augen der Ausländer u(nd) Nachkommen, u(nd) wenn es möglich wäre, daß unser großer und liebenswürdiger König Feinde haben könnte, auch vor ihren Augen“

bestehen könne.²⁶¹ „Und wie glücklich bin ich“, setzte er hinzu, „daß ich über dieß alles die Wahrheit ganz auf meiner Seite habe!“²⁶²

Im Widmungsbrief an den Kaiser dagegen gibt sich Klopstock nicht die Mühe, ein entsprechendes Adressatenlob zu verfertigen. Stattdessen spielt er auf die erhoffte Ausführung des ‘Wiener Plans’ an:

²⁵⁸Klopstock an Joseph II., 31. Dezember 1768, Konzept, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 112.

²⁵⁹Klopstock, Hermanns Schlacht, 1769, Widmung S. [3].

²⁶⁰Klopstock an Moltke, 18. November 1750, Bobé, Klopstock und Dänemark, S. 248.

²⁶¹Klopstock an Moltke, 9. Dezember 1750, Betteridge, Klopstock in Dänemark, S. 143.

²⁶²Klopstock an Moltke, 9. Dezember 1750, Betteridge, Klopstock in Dänemark, S. 143.

„Was sage ich ihr Lob? Wenn der Geschichtsschreiber redet; so lobt nicht er, sondern die That. Und ich darf That nennen, was beschlossen ist, und bald geschehen wird.“²⁶³

Der „Geschichtsschreiber“ (= Klopstock!) kann das allfällige Lob ruhig der Urteilskraft des Publikums überlassen, wenn er nur die Taten schildert. Und „That“ beliebte Klopstock schon zu nennen, was — entgegen dieser Ankündigung — noch keineswegs beschlossen war und so auch niemals geschehen sollte: die „Unterstützung der Wissenschaften“ durch den Kaiser.²⁶⁴

Mit diesem Kunstgriff, „That“ gegen „Lob“ auszuspielen, erreicht Klopstock zwei Dinge: erstens bleibt die „Leyer der Dichtkunst“ „unentweiht“, weil sie nicht zu höfischem Lob erklingt.²⁶⁵ Zweitens wird der Kaiser — nach Auffassung Klopstocks — durch die „Ankündigung der Sache“ auch zu ihrer Ausführung verpflichtet.²⁶⁶

Die „Geschichte“ soll einst — wie von Maria Theresia — auch von Joseph „laut sagen“,

„was in meinem Munde Schmeicheley scheinen könnte; und die haß ich bis auf ihren Schein“,

wie Klopstock in seinem Privatbrief an den Kaiser erklärt.²⁶⁷ Das

²⁶³Klopstock, Hermanns Schlacht, 1769, Widmung S. [3].

²⁶⁴Klopstock, Hermanns Schlacht, 1769, Widmung S. [3].

²⁶⁵„Und mich deucht, ich höre schon mit dem frohen Beyfalle Aller, welche von Werthe urtheilen können, die unentwehte Leyer der Dichtkunst erschallen“.

(Klopstock, Hermanns Schlacht, 1769, Widmung S. [5 f.]).

„Nie durch höfisches Lob zu entweihn / Die heilige Dichtkunst“ war Klopstocks Vorsatz.

(Klopstock, Oden, Fürstenlob, hg. Muncker u. Pawel 2, S. 6).

²⁶⁶Klopstock an Völckersahm, 9. Mai 1769, Konzept, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 152.

Cf. oben S. 453 mit Anm. 203 (4.2.2 Klopstocks ‘Plan’).

²⁶⁷Cf. Hurlebusch/Schneider, Die Gelehrten und die Großen, S. 68.

Klopstock an Joseph II., 31. Dezember 1768, Konzept, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 113 f.

Goeckings Gedicht ‘Nach meinem Gefühl’ drückt denselben Gedanken mit

kann aber erst geschehen, wenn Joseph — wie seine Mutter — sich der Geschichte würdig erwiesen hat.

Danach — auf der vierten Seite seiner Zuschrift — kommt Klopstock endlich zur Sache und bekennt sich zu seiner Art des Adressatenlobs, die an Bedingungen geknüpft ist:

„Ich kenne keinen stärkern Ausdruck der Verehrung, mit dem ich mich, bey Ueberreichung dieses Gedichts, *Ew. Kaiserlichen Majestät* nähern könnte, als daß ich meinem Vaterlande, und *Ew. Majestät Selbst* zu dem, was Sie für die Wissenschaften thun wollen, Glück wünsche.“

In seinem Privatbrief wußte Klopstock seine Verehrung noch anders auszudrücken:

„Edler, vortreflicher Kaiser, den Gott segne! Ich werde niemals aufhören, Sie mit dem redlichsten u vollsten Herzen zu verehren.“²⁶⁸

Im Widmungsbrief wäre diese Äußerung fehl am Platz. Klopstock weiß sehr wohl, daß er hier auch für die Öffentlichkeit schreibt, und ihr zu Gefallen meidet er jeden Schein der Schmeichelei.

fast denselben Worten aus:

„Denn edel ist es, selbst den Schein
Der Schmeichelei zu meiden.
Schlimm ist's für Fürsten, taub zu sein
Bei Leierklang; doch immer
Bei denen, die sich seiner freun,
Im Eigennutz-Verdacht zu sein,
Ist für den Dichter schlimmer.“

(Voß, Briefe an Goekingk, S.196, Anmerkungen, Musenalmanach 1787, S.128).

Das Ansehen des Dichters könne durch den Verdacht auf eigennützige Absichten schwer leiden. Daß der gefürchtete „Eigennutz-Verdacht“ auch im Fall Klopstock sich einstellte, zeigt Kaunitz Brief an den Kaiser vom 21. Juli 1768, in dem Kaunitz darauf hinweist, daß

„bei dergleichen Dedicationen eigennützige Absichten unterzulaufen pflegen“.

Klopstock, Hermanns Schlacht, hg. Hamel, S.20.

²⁶⁸Klopstock an Joseph II., 31. Dezember 1768, Konzept, Klopstock, Briefe 5, 1, S.114.

Um sein Ziel, die Unterstützung der Wissenschaften durch den Kaiser, zu erreichen, verfügt Klopstock über andere Mittel als die der Huldigung: Klopstocks „gute Waffen“ sind die Worte der Ankündigung selbst:

„Der Kaiser liebt sein Vaterland, und das will Er, auch durch Unterstützung der Wissenschaften, zeigen. Nur dieß darf ich sagen.“²⁶⁹

Zu welchem Ende diese „Waffen“ benutzt werden sollen, geht aus Klopstocks Privatbrief an den Kaiser hervor:

„Ihre Deutschen, die nicht aufflammen, aber glühn, werden von nun an, von dem Tage an, da Sie Ihnen winken, keinen später, um den Vorzug in den Wissenschaften, mit den Franzosen u Engelländern, einen heissen, ausdaurenden Wettstreit halten, welchen Sieg endigen wird. Hierauf werden sie die Griechen, die bis jetzt unüberwunden, auf dem Kampfplatze antreffen . . . Ich kann nicht hoffen länger zu leben, als noch den ersten Staub dieses Kampfes zu sehen.“²⁷⁰

Der Kaiser, wenn er die „Wissenschaften“ (und damit ist besonders die Dichtung gemeint) unterstützt, soll diesen Sieg der Deutschen im Nationenwettstreit ermöglichen.

Klopstock hatte des Kaisers „placet“ zur Dedikation, die Druck-erlaubnis, sofort auch auf den ‘Plan’ bezogen:²⁷¹

²⁶⁹Klopstock, Hermanns Schlacht, 1769, Widmung S. [3].

²⁷⁰Klopstock an Joseph II., 31. Dezember 1768, Konzept, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 112.

S. auch Klopstocks Brief an Gleim vom 2. September 1769, in dem Klopstock diese Stelle zitiert, den Adressaten aber nicht preisgibt:

„Ich muß Ihnen doch wenigstens eine Stelle aus einem gewissen Briefe abschreiben. Aber verbrennen Sie diesen, damit er der Gefahr verlegt zu werden schlechterdings nicht ausgesetzt sey. Es versteht sich von selbst, daß diese Stelle, ohne alle Ausnahme, allein für Sie ist.“

(Klopstock, Briefe 5, 1, S. 186).

²⁷¹Klopstock an Anna Cäcilie Ambrosius, 10. Dezember 1768:

„Bald nach seiner Zurückkunft [= des Kaisers] erhielt ich die Nachricht, daß der Kaiser meinen Plan angenommen hätte.“

(Klopstock, Briefe 5, 1, S. 106).

„Ich bin darauf, daß ich den edlen Entschluß des Kaisers in der Dedication vor Hermanns Schlacht zuerst habe bekandt machen dürfen, so stolz, als wenn ich die Erlaubniß erhalten hätte, eine Inscription unter eine Bildsäule des Kaisers zu setzen, u meinen Namen dabey zu nennen“,

schreibt Klopstock an Dietrichstein am 16. September 1769.²⁷² Die Ankündigung der vaterländischen Sache war für Klopstock der Zweck der Widmung.

Zur Ausführung dieser vaterländischen Sache macht er im Widmungsbrief folgende Angabe:

„Aber ich wage es noch hinzu zu setzen, daß Er [= der Kaiser] die Werke, welchen Er Unsterblichkeit zutraut, bey den Bildnissen derer, die sie geschrieben haben, aufbewahren wird.“²⁷³

Klopstock dachte dabei an eine Galerie, in der die Abbildungen der berühmtesten Schriftsteller und Gelehrten neben ihren Werken gezeigt werden sollten. Einen Saal dieser Art hatte bereits Kaiser Tiberius in seinem Palast besessen, und Klopstock will Kaiser Joseph zu einer ähnlichen Zurschaustellung veranlassen.²⁷⁴ Klop-

²⁷²Klopstock an Dietrichstein, 16. September 1769, Konzept.

Weiter heißt es hier:

„Ich lese bisweilen in Gedanken, jene Worte der Bekandtmachung [= Widmung!] als eine Umschrift des von mir so oft wieder angesehenen Brustbildes der Medaille, die S. M. mir zu geben die Gnade gehabt haben“.

(Klopstock, Briefe 5, 1, S. 191).

²⁷³Klopstock, Hermanns Schlacht, 1769, Widmung S. [3 f.].

²⁷⁴S. die Anmerkung Hamels zu dieser Stelle des Widmungsbriefs, der dabei auf Tacitus, Annalen II, 37 verweist. Klopstock, Hermanns Schlacht, hg. Hamel, S. 55.

Klopstock verspricht in seinem Privatbrief an den Kaiser mit dessen Porträt ebenso zu verfahren: er wolle „dieß [. . .] von mir so sehr geliebte Bildniß, nach meinem Tode, in dem grossen Büchersaale“ aufbewahren. „Er [= Klopstock] bewahrte es bis an seinen Tod für sich u seine Freunde, bei den Werken Trajans, Mark Aurels, u Alfreds des Grossen.“

(Klopstock an Joseph II., 31. Dezember 1768, Konzept, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 112 f.).

stock rechnete auch damit, daß der Kaiser seine beiden Hauptwerke, ‘Messias’ und ‘Hermanns Schlacht’, in die Galerie dieser ‘Unsterblichen’ aufnehmen würde. Diese Idee, neben den herausragenden Werken auch deren Urheber zu verewigen, gehörte zu den vorzüglichsten „Ermunterungen der Ehre“, die Klopstock für die ‘Gelehrten’ im ‘Wiener Plan’ vorgesehen hatte.²⁷⁵ In einem Zusatzentwurf zu seinem Plan vom 9. 10. 1768 hatte Klopstock noch vorgeschlagen, daß der Kaiser in der Burg einen Saal mit marmornen Brustbildern der Geehrten einrichte, der allgemein zugänglich sein solle.²⁷⁶

„Mit gleichen Gesinnungen schätzte Karl der Große die Wissenschaften, indem er die Geschichte zu seiner Wegweiserinn machte, die Bewegung der Gestirne untersuchte, die Sprache bildete, und die Gesänge der Barden nicht länger der mündlichen Ueberlieferung anvertraute; sondern sie aufschreiben ließ, um sie für die Nachkommen zu erhalten.“²⁷⁷

Klopstocks Verweis auf Karl den Großen — der hier im Druck ausführlicher ausfällt als in der handschriftlichen Fassung — bringt die Tradition des Kaisertums ins Spiel.²⁷⁸ Joseph hat — wie seine Vorgänger — bei der Krönung zum römisch-deutschen König am 3. April 1764 in Frankfurt am Main Gewänder und Krone Karls des Großen empfangen.²⁷⁹ Klopstocks Wunsch ist

²⁷⁵S. oben S. 449 mit Anm. 193 (4.2.2 Klopstocks ‘Plan’).

²⁷⁶S. Hurlebusch/Schneider, *Die Gelehrten und die Großen*, S. 80 (Zusatzentwurf Klopstocks vom 9. 10. 1768 KN 44).

²⁷⁷Klopstock, *Hermanns Schlacht*, 1769, *Widmung* S. [4].

²⁷⁸S. Klopstocks *Widmungsentwurf*:

„Karl der Grosse ließ die Gesänge der Barden zuerst aufschreiben, [u] stellte sie in seine Bibliothek, um sie für die Nachkommen zu erhalten.“

Klopstock an Kaunitz, 28. April 1768, *Konzept*, *Beylage II*, Klopstock, *Briefe* 5, 1, S. 67.

Cf. *Beylage II* [KN 44, 3].

²⁷⁹Goethe berichtet über diese Krönung:

„Der junge König hingegen schleppte sich in den ungeheuren Gewandstücken mit den Kleinodien Karls des Großen, wie in einer Verkleidung, einher, so daß er selbst, von Zeit zu Zeit seinen Vater [= Kaiser Karl] ansehend,

nun, daß Joseph als Träger der Insignien Karls des Großen sich auch dessen Gesinnung würdig erweise.

Dieser schmeichelhafte Vergleich Josephs mit Karl dem Großen dient dem indirekten Adressatenlob und dem vaterländischen Projekt. Klopstock versucht in diesem Widmungsbrief offenbar, die Stellung Josephs zu stärken. Das negative Beispiel sollte nach den positiven Beispielen

(„Das thaten Karl, u Joseph, aber nicht Friederich. Und Deutschland war doch auch sein Vaterland“)

laut Widmungsentwurf dieser Stelle folgen. In der Druckfassung mußten diese beiden Sätze unterbleiben.²⁸⁰ Karl der Große,

„der zuerst dem Schall gab
In Hermanns
Vaterlande Gestalt, und gab
Altdeutschen Thaten
Rettung vom Untergang!“,

wie Klopstock ihn in der Ode ‘Kaiser Heinrich’ würdigt, soll als Bewahrer der Bardengesänge zum Vorbild Josephs werden.²⁸¹ Joseph tritt also in die Fußstapfen Karls des Großen, wenn er Klopstocks Bardiet ‘Hermanns Schlacht’ „Unsterblichkeit zutraut“, und es für die Nachkommen aufbewahrt.²⁸²

Im ‘Fragment aus einem Geschichtschreiber des neunzehnten

sich des Lächelns nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man sehr hatte füttern müssen, stand wie ein übergreifendes Dach vom Kopf ab.“

(Goethe, Dichtung und Wahrheit 1, 5, WA 26, S. 322).

²⁸⁰S. oben S. 458 mit Anm. 216.

²⁸¹Klopstock, Oden, hg. Muncker u. Pawel 1, S. 161 ff., Zitat V. 56–58, S. 163.

Anmerkung zu „dem Schall gab“ (V. 56):

„Karl der Große, der sich zuweilen auch mit Erfindung neuer Alphabete beschäftigte, ließ die Lieder der Barden, welche man bisher nur durch mündliche Überlieferung gekannt hatte, zuerst aufschreiben. Der englische Geschichtschreiber Paris hat noch Handschriften dieser Lieder gesehn.“

(Klopstock, Oden, hg. Muncker u. Pawel 1, S. 236, Anmerkungen).

²⁸²Klopstock, Hermanns Schlacht, 1769, Widmung S. [3 f.].

Jahrhunderts' gefiel es Klopstock, Joseph in die Nähe eines andern Karl zu rücken. Hier war Joseph für ihn

„ein junger Kaiser, der den Geist Carls des Fünften in sich fühlte“.²⁸³

Ein Kaiser mit den „Gesinnungen“ Karls des Großen und dem „Geist“ Karls V. wäre in der Tat ein bemerkenswertes Phänomen gewesen. Die kulturellen Leistungen Karls des Großen kämen zur Willensstärke Karls V., dessen Wahlspruch „plus oultre“ (noch weiter) gelaute hatte. Die Idee der Einheit des Reichs suchte Karl V. gegen Franzosen und Protestanten noch einmal zu bewahren.²⁸⁴

In einem Punkt sei aber Joseph Karl dem Großen überlegen, gibt Klopstock im nächsten Satz seines Widmungsbriefs zu verstehen:

„Die Zeiten Karls waren seiner nicht würdig; ihr eigener geringer Nachlaß, und der Verlust des von ihm gesammelten älteren, zeigen dieses genug“.²⁸⁵

Demgegenüber könnten „unsre“ Zeiten der Bedeutung Josephs durchaus Rechnung tragen, obwohl darüber erst die Zukunft zu entscheiden habe:

„aber wir dürfen doch, wie es mir vorkommt, gute Ahndungen von dieser Entscheidung haben.“²⁸⁶

Diese beiden Sätze, die einen eigenen Abschnitt bilden, fehlen in der handschriftlichen Fassung der Widmung. Sie wurden offenbar später als Ersatz für die gestrichene Passage über Friedrich von Klopstock eingefügt.

²⁸³Klopstock, Fragment, Beylage I [KN 44,2,8].

²⁸⁴Nämlich im Glaubenskampf gegen die Protestanten und im politischen gegen Frankreich um die Vormacht in Europa; letzteren Kampf konnte Karl V. für sich entscheiden.

Cf. Vierhaus, Zeitalter des Absolutismus, S. 174.

²⁸⁵Klopstock, Hermanns Schlacht, 1769, Widmung S. [4 f.].

²⁸⁶Klopstock, Hermanns Schlacht, 1769, Widmung S. [5].

Den Grund für diese Vorhersage hatte Klopstock schon an anderer Stelle genannt: als „Geschichtschreiber“ wollte er sich ja selbst Joseph zur Verfügung stellen. Durch seinen Mund würde die

„Geschichte aufstehn, sie den goldnen Griffel nehmen, und sich dem daurenden Marmor nahen.“²⁸⁷

In seinem 'Fragment aus einem Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts' beschreibt Klopstock die Aufgabe solcher Geschichtschreiber:

„Was hatten sie nicht zu thun. Sie mußten festsetzen, was wirklich geschehen sey; u sie durften aus dem Wahren nur das herausnehmen, was wissenschaftlich war.“

Ein solches Verfahren könne dann aber auch ein Werk liefern,

„das uns auf unsre Nation, u auch auf sie stolz machen kann.“²⁸⁸

Das Glück Josephs sei ein Geschichtschreiber wie Klopstock: diese Folgerung sollte Joseph letztlich aus Widmung und 'Fragment' ('Beylage' II und I zur 'Hermanns Schlacht') ziehen. In die vaterländische Geschichte soll Joseph als Unterstützer der Wissenschaften eingehen — die ganze Widmung wurde geschrieben, um Joseph diese Rolle schmackhaft zu machen. Zum Schluß dieser Ausführungen im Widmungsbrief weist Klopstock Joseph noch darauf hin, wie er es mit den Belohnungen für die 'Gelehrten' halten solle:

„Dieser ganze Erfolg wird desto gewisser seyn; je gerechter es ist, die, welche sich zudrängen, zu entfernen, und je edler, die aufzusuchen, die unbekannt zu seyn glauben.“²⁸⁹

„Rechtwählende Beurtheilung“ nannte Klopstock dieses Verfahren in seinem 'Fragment'.²⁹⁰ Der Lohn für die materielle Un-

²⁸⁷Klopstock, Hermanns Schlacht, 1769, Widmung S. [6].

²⁸⁸Klopstock, Fragment, Beylage I [KN 44,2,16].

²⁸⁹Klopstock, Hermanns Schlacht, 1769, Widmung S. [6].

²⁹⁰Klopstock, Fragment, Beylage I [KN 44,2,12].

terstützung der bescheidenen Gelehrten kann für den Kaiser nur ein ideeller sein:

„Diese wird die schönste der Blumen in dem Kranze *Ew. Kaiserlichen Majestät* sein.“²⁹¹

Dergleichen Versprechungen, die an Bedingungen geknüpft sind, könnte man ungehörig nennen — zumal in einem Widmungsbrief. Klopstock weiß aber den Anschein des Schicklichen noch zu wahren, und zwar dadurch, daß er sein Anliegen nur in recht unbestimmten Wendungen vorbringt.²⁹² Klopstock bezieht sich dabei auf das ‘Fragment aus einem Geschichtschreiber’ (‘Beylage I’ zur ‘Hermanns Schlacht’) zurück, dadurch erhält manche Andeutung des Widmungsbriefs erst ihren Sinn, Joseph hat dies aber kaum verstehen können, da das ‘Fragment’ ihm wohl verborgen geblieben ist.²⁹³

Am Ende des Widmungsbriefs versäumt Klopstock nicht, auch seine eigene Person ins rechte Licht zu rücken:

„Ich würde es nicht wagen, hier von mir zu reden, wenn ich nicht zugleich *Ew. Majestät* den Namen eines großen Mannes nennen könnte. Ich war wenigen bekannt, und ich kannte den Grafen Bernstorff gar nicht: dennoch war Er es, der mich zu dieser Zeit einem Könige empfahl, dessen Andenken mir auf immer theuer und unvergeßlich seyn wird.“²⁹⁴

Graf Bernstorff war für Klopstock tatsächlich zu einer Schlüsselfigur geworden: er und Graf Moltke hatten den unbekanntes Dichter dem dänischen König Friedrich V. empfohlen, so daß Klopstock zur Vollendung des ‘Messias’ eine Pension bestimmt wurde.²⁹⁵

²⁹¹Klopstock, Hermanns Schlacht, 1769, Widmung S. [6].

²⁹²Z. B.: „als daß ich meinem Vaterlande, und *Ew. Majestät Selbst* zu dem, was Sie für die Wissenschaften thun wollen, Glück wünsche.“

(Klopstock, Hermanns Schlacht, 1769, Widmung, S. [4]).

Was der Kaiser angeblich tun will, sagt Klopstock nirgends.

²⁹³S. oben S. 460 mit Anm. 226 (4.2.3 Der Widmungsbrief).

²⁹⁴Klopstock, Hermanns Schlacht, 1769, Widmung S. [6 f.].

²⁹⁵Sie betrug zunächst 400 Rth, s. Pape, Die gesellschaftlich-wirtschaftliche

„An Bernstorff“ adressierte Klopstock auch seine 1771 erschienenen ‘Oden’.

Zwei Gründe mögen Klopstock bewegt haben, vor dem Kaiser auf Bernstorffs Namen zu verweisen. Zum einen sollte Bernstorffs Name Klopstock als Empfehlung beim Kaiser dienen, den er persönlich nicht kennt (auch den Grafen Bernstorff „kennte“ Klopstock „gar nicht“, und wurde doch von ihm auserwählt!). Mit diesem vornehmen Gönner will Klopstock außer den Kaiser aber wohl auch dessen Kanzleichef, Fürst Kaunitz, beeindrucken. (Letzterer könnte vielleicht in Wien für Klopstock eine ähnliche Rolle spielen wie Bernstorff in Kopenhagen?)

Zum andern erinnert Klopstock mit dem Namen ‘Bernstorff’ an die ‘Messias’ – Epoche seines Lebens. Wie der dänische König im Falle des ‘Messias’ möge sich nun Joseph im Fall der ‘Hermanns Schlacht’ verhalten: er soll dem Beispiel Friedrichs V. folgen und zum Mäzen der vaterländischer Sache werden, indem er Klopstocks ‘Plan zur Unterstützung der Wissenschaften’ durchführen läßt.

Klopstock, der sich scheut, als Bittsteller aufzutreten, verweist hier auf einen Präzedenzfall: so gelingt es ihm, selbstbewußt vor den Kaiser hinzutreten. „Ich war wenigen bekannt“, schreibt er. So ist es nun nicht mehr (und das weiß Kaunitz sehr wohl!).²⁹⁶ Mit der Macht und dem Einfluß des Publikums, das Klopstock auf seiner Seite weiß, und dem Gönner Bernstorff hinter sich glaubt Klopstock seine Forderungen stellen zu können. Dieser Wink mit dem Zaunpfahl sollte allerdings beim Kaiser und bei Fürst Kaunitz seine Wirkung verfehlen.

Stellung Klopstocks, S. 58.

Über den Günstling Friedrichs V., Graf Adam Gottlob Moltke, s. Bobé, Klopstock und Dänemark, S. 247.

²⁹⁶S. oben S. 457 mit Anm. 216.

ÖFFENTLICHKEIT IM WIDMUNGSBRIEF

„Ich bin darauf, daß ich den edlen Entschluß des Kaisers in der Dedication vor Hermanns Schlacht zuerst habe bekandt machen dürfen, so stolz, als wenn ich die Erlaubniß erhalten hätte, eine Inscription unter eine Bildsäule des Kaisers zu setzen, u meinen Namen dabey zu nennen“.²⁹⁷

Dieser Kommentar Klopstocks zur kaiserlichen Druckerlaubnis für seinen Widmungsbrief macht deutlich, daß dieser Widmungsbrief auch an die Öffentlichkeit gerichtet war. Der Kaiser interessierte Klopstock nicht als Regent oder Person, sondern als Repräsentant der Öffentlichkeit. Klopstocks Verhältnis zur Öffentlichkeit, wie es aus diesem Widmungsbrief hervorgeht, bleibt dabei nicht frei von Widersprüchen.

Klopstocks Überlegung war, daß der vaterländische Plan, wäre er erst durch die Zuschrift angekündigt, vom Kaiser auch ausgeführt werden müsse — notfalls mit dem Druck der Öffentlichkeit. Seine eigene „Ankündigung der Sache“ im Widmungsbrief gibt er für „Versprechungen“ (des Kaisers!) aus:²⁹⁸

„Der Kaiser liebt sein Vaterland, und das will Er, auch durch Unterstützung der Wissenschaften, zeigen.“²⁹⁹

Klopstock bezeichnet diese angeblichen „Versprechungen in der Zuschrift“ als „gute Waffen“. „Freylich“, so setzt er hinzu, „kommt es auch sehr darauf an, sie zu führen.“³⁰⁰ Ebendarum bittet er in dem Brief vom 14. August 1770 seine Freunde:

„Es kann vielleicht zur Beförderung der Sache etwas beytragen, wenn Sie [= Ebert] und unsre anderen Freunde [...]

²⁹⁷Klopstock an Dietrichstein, 16. September 1769, Konzept, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 191.

²⁹⁸Klopstock an Völckersahm, 9. Mai 1769, Konzept, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 152.

S. oben S. 453 (4.2.2 Klopstocks ‘Plan’).

²⁹⁹Klopstock, Hermanns Schlacht, 1769, Widmung S. [3].

³⁰⁰Klopstock an Ebert, 14. August 1770, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 245.

laut behaupten, daß man deßwegen an der Ausführung nicht zweifeln dürfe, weil es der Kaiser versprochen hätte. Ich wünsche, daß sie dieses so laut u so oft behaupten, daß es der Kaiserl. Gesandte in Hamb. erfahre.“³⁰¹

Diese „guten Waffen“ nennt er an anderer Stelle gar „Kanonnen“, die sein „Schiff von der Linie in vollen Segeln“ (‘Hermanns Schlacht’ mit der Zuschrift) führe.³⁰² Seinem Ziel, der Unterstützung der Wissenschaften in Deutschland, glaubt er dadurch schon nahe zu sein, daß die Ankündigung im Widmungsbrief publik wird. Der Kaiser kann diese Absicht Klopstocks kaum verstanden haben. Konnte die Öffentlichkeit aber, der ja auch nähere Informationen fehlten, die „guten Waffen“ des Widmungsbriefs als solche erkennen?

Die Sprache Klopstocks im Widmungsbrief differenziert nicht zwischen der Öffentlichkeit und dem Kaiser. Wie „Kaiser“ und „Vaterland“ bleibt die „Nation, die es angeht“ eine abstrakte Größe im Widmungsbrief.³⁰³

Nur die Wiener Diplomaten Welsperg und Dietrichstein und einige gute Freunde konnten aus Klopstocks brieflichen Erläuterungen vielleicht abschätzen, welche Bedeutung Klopstock selbst Widmungsbrief und Plan beigemessen hatte. Aber auch auf dieser Ebene mag es Mißverständnisse gegeben haben.³⁰⁴ Wenn diese Freunde auch Großes von der ‘Hermanns Schlacht’ und ihrer Widmung erwarteten, hielten sie sich doch wohlweislich zurück, es auszusprechen.³⁰⁵ In einer Rezension der ‘Hermanns Schlacht’

³⁰¹Klopstock an Ebert, 14. August 1770, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 245.

³⁰²Klopstock an Anna Cäcilie Ambrosius, 6. Mai 1769, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 150.

³⁰³Klopstock an Gleim, 19. Dezember 1767, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 45.

³⁰⁴So ist z. B. Gleims Auffassung, Klopstock plane eine Akademie, nicht unbestritten geblieben,

s. Klopstock, Hermanns Schlacht, hg. Hamel, S. 28. Cf. oben S. 446 mit Anm. 177 (4.2.2 Klopstocks ‘Plan’.).

³⁰⁵Klopstock berichtet Einzelheiten über die Widmung auch gegenüber einem Freund nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit:

wird sogar eine größere Öffentlichkeit auf die Bedeutung der Zueignungsschrift hingewiesen:

„Dies vaterländische Gedicht hat eine wichtige Zueignungsschrift an den Kaiser; sie veranlaßt zu großen Erwartungen, die einmal für den ganzen Umfang der deutschen Literatur von erheblichen Folgen sein können.“³⁰⁶

Worin diese Folgen aber bestehen sollen, wird nicht gesagt. Damit verfährt der Rezensent so wie Klopstock: Hoffnungen anzukündigen, glaubt er, sei fürs erste genug.

Bei der Gemeinde der Klopstock-Leser, die ihrem Dichter unbeschränkt vertrauten, mag dieses Verfahren des Ankündigens und Verschweigens Beifall gefunden haben.³⁰⁷ Gerade die Ungewißheit dürfte die Spannung erhöht und die Hoffnungen gesteigert haben.

„Ich muß Ihnen doch wenigstens eine Stelle aus einem gewissen Briefe abschreiben. Aber verbrennen Sie diesen, damit er der Gefahr verlegt zu werden schlechterdings nicht ausgesetzt sey. Es versteht sich von selbst, daß diese Stelle, ohne alle Ausnahme, allein für Sie ist.“

(Klopstock an Gleim, 2. September 1769, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 186.

Nicolai, dem Lessing die ‘Hermanns Schlacht’ als „zweyte Messiad“ vorgestellt hatte, spricht sogar von einem „Räthsel“:

„Auf das Räthsel von Klopstocks Herrmann bin ich äußerst begierig. Sie haben mir wirklich in Leipzig bey dem Spazierengehen ums Thor etwas davon gesagt; aber was Sie mir da sagten, scheint mir noch nicht so gar wichtige Folgen haben zu können.“

(Nicolai an Lessing, 8. November 1768, Lessing, Sämtliche Schriften, hg. Lachmann u. Muncker, 19, S. 281).

S. oben S. 441 mit Anm. 161 (4.2.2 Klopstocks ‘Plan’).

Was Lessing Nicolai berichtet hat, ist nicht bekannt.

³⁰⁶Hamb. Neue Zeitungen Nr. 179,

zit. nach Klopstock, Hermanns Schlacht, hg. Hamel, S. 33.

Der Verfasser der Rezension dürfte zum Umkreis der Klopstock-Freunde gehört haben (auf jeden Fall fühlte er sich als Leser dem Klopstock-Kreis zugehörig). Er nennt seinen Dichter in diesem Text jedenfalls bezeichnenderweise „unser Klopstock“.

(Klopstock, Hermanns Schlacht, hg. Hamel, S. 33).

³⁰⁷Der Erfolg der Subskription der ‘Gelehrtenrepublik’ ist ein Beweis dafür; es finden sich 3597 Subskribenten. Cf. Hanser, Sozialgeschichte der deutschen Literatur 3,2 S. 574.

Bei einer größeren Öffentlichkeit und beim Kaiser ebendies zu erwarten, war unrealistisch.

Klopstock ging es bei seinem Appell an Kaiser und Öffentlichkeit im Widmungsbrief darum, „nicht das Einzelne, sondern das Allgemeine zu umfassen“. (Dies hatte Klopstock zwar von den Absichten des Kaisers behauptet, es traf aber doch eher auf seine eigenen zu.)³⁰⁸ Da Klopstock sich nicht entscheiden wollte, für wen er diesen Widmungsbrief vorzüglich schreibe, für Kaiser oder Öffentlichkeit, mußte der Widmungsbrief unbestimmt gehalten werden. Klopstocks kritische Einstellung zu Dedikationen — am liebsten wolle er, so sagt er später einmal, „den Ton einer Zueignung bis auf den leisesten Laut vermeiden“ — wird ihm das Verfassen einer solchen nicht leichtgemacht haben.³⁰⁹ Erlaubte Klopstock sich im Privatbrief an den Kaiser noch Formen konventioneller Huldigung — siehe Anrede und Unterschrift —, so hat er diese Formen im Widmungsbrief mit Rücksicht auf die Öffentlichkeit erheblich reduziert. Im Widmungsbrief unterschreibt Klopstock:

„Ich bin mit jeder Empfindung der Aufrichtigkeit und des Vergnügens, welche die freyeste Verehrung hat,
Ew. Kaiserlichen Majestät
 allerunterthänigster
 Friedrich Gottlieb Klopstock.“³¹⁰

³⁰⁸Klopstock an Dietrichstein, zwischen dem 20. und 28. Februar 1773, Konzept:

„Ich sage [...] eben das, was mir Ew Exc. in Ihrem Briefe gesagt haben, näm: daß die Absicht Sr Maj. des K. bey Unterstützung der Wissenschaften zu seyn scheine, nicht das Einzelne, sondern das Allgemeine zu umfassen“.

(Klopstock, Briefe, 6 1, S. 21).

³⁰⁹Cf. oben S. 454.

Klopstock an Carl Friedrich von Baden, 6. Juni 1799, Klopstock, Briefe, 10, 1, S. 43.

³¹⁰Klopstock, Hermanns Schlacht, 1769, Widmung S. [7].

Cf. dazu die Verabschiedung im Privatbrief:

„Edler, vortrefflicher Kaiser, den Gott segne!

Ich werde niemals aufhören, Sie mit dem redlichsten u vollsten Herzen zu verehren.

Klopstock setzt mit der bis dahin in Widmungsbriefen unbekanntem Fügung „freyeste Verehrung“ ein Signal: zwar bekennt er sich noch zur „Verehrung“, wie in dergleichen Zuschriften üblich, aber durch den Zusatz „freyeste“ relativiert er diese wieder und kann sich selbst gegenüber seinem Adressaten, dem Kaiser, behaupten.

WIDMUNG UND ÖFFENTLICHKEIT

Klopstock befindet sich in einem Zwiespalt: einerseits hat er selbst die Form des Widmungsbriefs gewählt, um seinem ‘Plan zu Unterstützung der Wissenschaften’ Gehör zu verschaffen, andererseits sind ihm Zuschriften an sich schon verdächtig. Er weiß sehr wohl, daß „die Meisten“ seinen Widmungsbrief nur als Zuschrift „ansehn werden“, und fürchtet, daß gerade er „alle Schmeichler, die nur jemals in Zuschriften erschienen seyen, übertroffen“ habe.³¹¹ Freilich — so merkt er an dieser Stelle seines Briefentwurfs resigniert an — habe er seine Absicht mit der Zuschrift nicht erreicht, da er

„nicht einmal gewust habe, der Sache eine gute Wendung zu geben, indem ich über alle Erlaubnisse, die ein Dichter nur erwarten könnte, hinausgegangen sey.“³¹²

Dem Dilemma mit den Zuschriften kann künftig nur auf eine Art begegnet werden, wie Klopstock in seinem ‘Plan zur Un-

Allerdurchlauchtigster,
 Großmächtigster Kaiser,
 Allergnädigster König und Herr,
 Ew. Kaiserlichen Majestät
 allerunterthänigster Knecht
 Friedrich Gottlob Klopstock“.

(Klopstock an Joseph II., 31. Dezember 1768, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 114).

³¹¹Klopstock an Dietrichstein, zwischen dem 20. und 28. Februar 1773, Konzept.

Klopstock, Briefe 6, 1, S. 21.

³¹²Klopstock an Dietrichstein, zwischen dem 20. und 28. Februar 1773, Konzept.

Klopstock, Briefe 6, 1, S. 21.

terstützung der Wissenschaften’ kundtut:

„Durch dieses alles stieg der Ruhm des Kaisers so schnell, daß es bald lächerlich wurde, ihm publizistisch zu räuchern.“³¹³

Widmungen würden überflüssig, glaubt Klopstock, wenn nur erst sein ‘Plan zur Unterstützung der Wissenschaften’ realisiert wäre: der Kaiser bedürfe keines Lobredners mehr — und der Dichter keines Mäzenaten, da der Dichter, ohne durch eine Widmung auf sich aufmerksam machen zu müssen, belohnt würde.³¹⁴

Auf die Bekanntmachung solcher Belohnungen der ‘Gelehrten’ legt Klopstock großen Wert: in der Vorrede zu ‘Hermann und die Fürsten’ wollte Klopstock die Namen der Gelehrten, die der Kaiser ausgezeichnet habe, öffentlich anzeigen.³¹⁵

Die „wichtige Zueignungsschrift an den Kaiser“ hatte für Klopstock nur Wert, wenn sie ihr Ziel, die Unterstützung der Wissenschaften, erreichte.³¹⁶ Durch das Medium der Öffentlichkeit — so hoffte er — erhielt sie den notwendigen Nachdruck, um den Kaiser zur Ausführung zu bewegen. Diese Widmung könnte dann da-

³¹³Klopstock, Gelehrtenrepublik, Werke 7, 1 S. 221.

³¹⁴Die Förderung künftiger Leistungen der ‘Gelehrten’ sollte nach Klopstocks ‘Plan’ so geschehen:

„Man kannte Alle, die Verdienste um die Wissenschaften hatten, so unbekandt sie auch ausser ihrem Kreise zu seyn glaubten, u man ließ es ihnen dadurch merken, daß man sie zu Schriften, oder zu Erfindungen aufforderte. Diese *Ausspähung des bescheidnen Verdienstes* erhielt den Beyfall der Welt so sehr, daß ihr Deutschlands Kaiser alle Fürsten zu übertreffen schien, die jemals, durch Unterstützung der Wissenschaften, waren berühmt geworden.“

([KN 44,2, 9a], s. Hurlebusch/Schneider, Die Gelehrten und die Großen, S. 81).

³¹⁵Cf. Hurlebusch/Schneider, Die Gelehrten und die Großen, S. 73 mit Anm. 33.

Zu dieser öffentlichen Anzeige in der Vorrede zu ‘Hermann und die Fürsten’ kam es freilich nicht; denn als das schon Ende 1767 entstandene Bardiet ‘Hermann und die Fürsten’ 1784 endlich (anonym!) erschien, sah alles ganz anders aus: der ‘Wiener Plan’ war endgültig gescheitert. Statt der geplanten Vorrede erhielt dieses Drama die Widmung an Carl Friedrich von Baden.

(S. oben S. 454 mit Anm. 206).

³¹⁶S. oben S. 482 mit Anm. 306.

zu beitragen, die Voraussetzungen zu schaffen, unter denen künftig ‘Gelehrte’ und ‘Große’ miteinander verkehren sollten: sie sollten nicht mehr gemäß ihrer unterschiedlichen Standesinteressen, sondern im nationalen und allgemeinen (also öffentlichen!) Interesse handeln.³¹⁷

Erreichte diese Widmung aber ihr Ziel nicht, so bliebe alles beim Alten — und seine Widmung, so fürchtet Klopstock nicht zu Unrecht, würde dann nur als gewöhnliche Zueignungsschrift gewertet werden:

„Nun stellen Sie sich einmal vor, was ich bey dieser jezo so natürl. Erklärung der Zuschrift empfinden müsse; da ich so sehr Unschmeichler, u so prosaisch in gemeinem Leben bin, als nur irgend Jemand seyn kann. Ich mag mich auch noch so kalt bey der Vorstellung hiervon zu machen suchen; so kann ich mir doch unmögl. verbergen, daß meine Ehre dabey nicht wenig leide.“³¹⁸

Um die Wirkung seiner Widmung auf die Öffentlichkeit hat sich Klopstock mehr Sorgen gemacht als um ihre Wirkung auf den Kaiser — das spricht für sich.

4.2.4 ZUR NACHGESCHICHTE VON WIDMUNG UND ‘PLAN’

KLOPSTOCKS RECHTFERTIGUNG IN DER ‘GELEHRTENREPUBLIK’

Im Februar 1773, nach seinen „fünfjährigen sehr vielfachen Bemühungen“, auf die er „mit einer wirkl. Traurigkeit“ zurücksehe, muß sich Klopstock selbst eingestehen, daß sein Projekt zur ‘Unterstützung der Wissenschaften’ ohne Aussicht auf eine

³¹⁷Cf. Hurlebusch/Schneider, *Die Gelehrten und die Großen*, S. 82.

³¹⁸Klopstock an Dietrichstein, zwischen dem 20. und 28. Februar 1773, Konzept. Klopstock, *Briefe* 6, 1, S. 21.

Der vorausgegangene Brief Dietrichsteins an Klopstock, der wahrscheinlich diese „Erklärung“ enthielt, ist nicht erhalten.

Verwirklichung sei.³¹⁹ Graf Dietrichstein hatte ihm „den wahren Zusammenhang der Sache bekant gemacht“, d. h. wohl: erklärt, warum unter den gegenwärtigen Umständen mit einer Unterstützung nicht zu rechnen sei.³²⁰

In diesem Antwortbrief an Dietrichstein zieht Klopstock aus seiner Erkenntnis schon Konsequenzen: er bittet Dietrichstein, ihm zu erlauben, mit einigen Worten die Hintergründe seiner Zuschrift an den Kaiser bekannt machen zu dürfen.³²¹ Die mögliche Verkenntung seiner Absichten, um deren Ausführung Klopstock in dieser Zuschrift „mit deutscher Beständigkeit“ gekämpft hatte, wäre ihm unerträglich gewesen.³²² Die „Sache“, um die es Klopstock in Widmung und 'Plan' ging, könne er

„ohne die geringste Übertreibung eine Sache des Vaterlandes nennen“.

Diese Sache war Beweggrund und Ziel seiner Handlungen in diesen letzten Jahren gewesen. Auch jetzt kann er sie noch nicht völlig aufgeben:

³¹⁹Klopstock an Dietrichstein, zwischen dem 20. und 28. Februar 1773, Konzept.

Klopstock, Briefe 6, 1, S. 21.

³²⁰„Vor allen Dingen muß ich Ew. danken, daß Sie mir den wahren Zusammenhang der Sache bekant gemacht haben, um deren Ausführung ich, ich darf wohl sagen, mit deutscher Beständigkeit nun beynah fünf Jahre her bemüht gewesen bin. Die gute u freundschaftl. Art, auf die Sie es gethan haben, erkenne ich mit gleicher Dankbarkeit.“

Klopstock, Briefe 6, 1, S. 19 f.

³²¹„oder ich erwähne der Ankündigung, in Beziehung auf meinen Entwurf, damit man sehe, daß sie etwas Wirkliches enthalten habe, u warum sie durch mich geschehen sey. Ich glaube, Ew. Excellenz erwarten ohne meine Versicherung von mir, daß ich von der Sache nicht so wohl ausführl. reden, als sie vielmehr nur berühren, u daß ich dieses in den bescheidensten Ausdrücken thun werde.“

(Klopstock an Dietrichstein, zwischen dem 20. und 28. Februar 1773, Konzept.

Klopstock, Briefe 6, 1, S. 21).

³²²Klopstock, Briefe 6, 1, S. 19 f. S. Anm. 320.

„Machte ich mir nur noch einige Hofnung davon; so würde ich sagen, daß das eben des Kaisers würdig wäre, daß Er mitten unter den größten u verwikeltesten Staatsgeschäften für die Wissensch. sorgte.“³²³

Mit diesen Worten endet Klopstocks aufschlußreicher Brief an Dietrichstein.

Etwa gleichzeitig, Ende Februar 1773, ist Klopstock mit dem Ordnen seiner „Wiener Correspondenz“ beschäftigt, wie er an seinen Freund Ebert schreibt.³²⁴ Er habe, obwohl seine Briefe an Matt fehlten, einen Band von „fünfzig Nummern“ zusammenbekommen, schreibt Klopstock und setzt hinzu:

„Ich thue dieß für meine Freunde.“³²⁵

Nicht nur für seine Freunde, sondern für alle seine Leser gibt Klopstock in der „Deutschen Gelehrtenrepublik“ (1774) Auszüge aus dieser Korrespondenz und wesentliche Teile seines ‘Plans zur Unterstützung der Wissenschaften’ wieder. Diese Veröffentlichungen leitete Klopstock ebenda mit folgendem Vorspruch ein:

„Unter anderm wurde Klopstock auf eine Weise veranlaßt, daß er es nicht von sich ablehnen konnte, sich über den Inhalt der Zuschrift, die vor Hermanns Schlacht steht, näher zu erklären. Er wollt es, sagte er, der Gesellschaft überlassen, nach einigen Stellen aus einem Plane zur Unterstützung der Wis-

³²³Klopstock an Dietrichstein, zwischen dem 20. und 28. Februar 1773, Konzept.

Klopstock, Briefe 6, 1, S. 21.

Cf. Hurlebusch/Schneider, Die Gelehrten und die Großen, S. 76.

³²⁴Der Brief an Dietrichstein ist nur „Februar 1773“ datiert, die Tagesangabe fehlt. In der Briefausgabe wird er „zwischen dem 20. und dem 28. Februar 1773“ eingeordnet.

Klopstock an Ebert, 20. Februar 1773, Klopstock, Briefe 6, 1, S. 18.

³²⁵Klopstock an Ebert, 20. Februar 1773, Klopstock, Briefe 6, 1, S. 18.

Tatsächlich bestand das Konvolut zum ‘Wiener Plan’ aus 52 Briefmanuskripten und zwei Regesten, die Klopstock zusammengestellt hatte. 48 der Manuskripte hatte er selbst mit roter Tinte numeriert (cf. Kommentar zu Brief Nr. 79, Klopstock an Joseph II., 31. 12. 1768, Briefe 5, 2, S. 471 f.).

senschaften in Deutschland, und aus darüber gewechselten Briefen, von dem Inhalte dieser Zuschrift zu urtheilen.“³²⁶

Mit diesem Schritt an die Öffentlichkeit, der Widmung und Plan rechtfertigen sollte (die Erlaubnis dazu hatte er offenbar von Dietrichstein erhalten), zieht Klopstock einen Schlußstrich unter seine Wiener Ambitionen.³²⁷ Klopstock kommt es nur mehr darauf an, sich achtbar aus der Affaire zu ziehen, und — ohne seine Kontrahenten zu diffamieren — dem deutschen Publikum den Eindruck seiner eigenen Uneigennützigkeit bei der ‘vaterländischen Sache’ zu vermitteln.³²⁸ Mit einer informellen, gleichwohl für ihn ehrenvollen „Einladung“ nach Wien läßt Klopstock den Briefwechsel abbrechen.³²⁹ Wie eine solche „Einladung“ aber tatsächlich zu werten sei, lese man bei Lessing nach, der sich weigerte, einer ähnlichen nachzukommen.³³⁰

³²⁶Klopstock, Gelehrtenrepublik, Werke 7, 1 S. 220

³²⁷Auch der nachfolgende Brief Dietrichsteins an Klopstock ist nicht erhalten. (Klopstocks Dokumentation seines Briefwechsels in der ‘Gelehrtenrepublik’ endet mit dem 19. Juli 70.)

³²⁸[Klopstock an Volkesam], 9. Mai 1769:

„Ich habe bey Übersendung des Plans an den Fürsten Kauniz geschrieben, daß ich nichts für mich suchte.“

(Klopstock, Gelehrtenrepublik, Werke 7, 1 S. 224. S. Klopstock an Völkersahm, 9. Mai 1769, Konzept. Klopstock, Briefe 5, 1, S. 152.

³²⁹[An Klopstock], 19. Juli 1770:

„Freylich können Sie mehr Einladung verlangen . . . Der Kaiser selbst ist Ihnen geneigt. Was begehren Sie denn mehr? Lassen Sie sich das für dießmal genung Einladung seyn.“

(Klopstock, Gelehrtenrepublik, Werke 7, 1, S. 226).

Dies sind Auszüge aus dem Brief von Matts an Klopstock, 19. Juli 1770:

„Freylich können Sie mehrere Einladung begehren [. . .] Der Kaiser selbst ist Ihnen geneigt. Was begehren Sie dann noch mehr. Lassen Sie sich das für dieß mal genung Einladung seyn, und glauben Sie nur, daß ihre Freünde hier für Sie auch als Freünde denken werden. Lassen Sie ein undankbares Land, und kommen Sie zu uns.“

(Von Matt an Klopstock, 19. Juli 1770, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 239 und S. 240).

³³⁰Lessing berichtet über folgende „sonderbare Anfrage“, die in Bezug auf Klopstocks ‘Plan’ an ihn erging:

Nur um den „Inhalt“ seiner „Zuschrift“ zu erklären, entfaltet Klopstock ein ganzes Szenarium von Dokumenten — ein einzigartiger Fall in der Geschichte der Buchwidmung. Klopstock gibt dadurch auch zu verstehen, daß er der Widmungstradition kritisch gegenüberstehe, und sie nur in Ausnahmen noch für seine Zeit gelten lasse.³³¹

Zu beachten ist dabei auch der Kontext, in dem diese — für Klopstock wohl längst fällige — Rechtfertigung vorgenommen wird: am Ende der ‘Gelehrtenrepublik’. Klopstock wollte zunächst mit Hilfe von Hof und Staat durch den ‘Wiener Plan’ die Lebens- und Arbeitsbedingungen der ‘Gelehrten’ verbessern, und erst, als dieser Versuch mißlungen war, läßt er die ‘Gelehrten’ sich selbst helfen und gibt seine ‘Gelehrtenrepublik’ heraus. Diese erwies sich auch durch ihre Publikationsform als Muster: sie erschien im Selbstverlag und — überaus erfolgreich — auf Subskription. Es hatte beinahe den Anschein, als habe Klopstock einen Weg gefunden,

„ob ich nicht geneigt sei, auf Kosten des Kaisers, auch nur zum Besuche vors erste, nach Wien zu kommen, um mir selbst meine Bedingungen zu machen, und Verschiednes einrichten zu helfen. Was sagen Sie dazu? Ich habe fast empfindlich darauf geantwortet. Denn wie wäre es möglich, daß ich zu so einer Reise aufs Ungewisse, wie sie es doch immer bei allen möglichen Versicherungen scheinen würde, hier um Erlaubnis anhalten könnte?“

(Lessing an Eva König, 9. Januar 1772, Lessings Briefwechsel mit Eva König, S. 133).

Eva König ist über diese Art der „Anfrage“ in ihrem Antwortbrief noch ungehaltener:

„Es ist das unbilligste Anmuten, das man sich gedenken kann. Auch unter den allervorteilhaftesten Anträgen wollte ich Ihnen nicht raten, aufs Ungewisse hinzugehen. Selbst wenn Sie beinahe gewiß wären, wie Sie es denn sein können, daß man Sie alsdenn zu behalten wünschen würde, werden Sie sich doch allemal besser stehen, wenn Sie Ihre Bedingnisse vorher festsetzen. Am Wiener Hof muß man seine Vorteile wahrnehmen, ehe sie Einen haben; nachher hält es schwer, etwas zu erhalten, zumal da der Kaiser nichts weniger als genereux ist.“

(Eva König an Lessing, 14. Januar 1772, Lessings Briefwechsel mit Eva König, S. 134).

Diese Einsicht in die Realitäten am Wiener Hof fehlte offenbar Klopstock.

³³¹S. unten S. 492 mit Anm. 337.

künftig auf die Unterstützung der ‘Großen’ nicht mehr angewiesen zu sein.

In seinem ‘Plan zur Unterstützung der Wissenschaften’ hatte Klopstock bereits den „Gedanken“ geäußert,

„eine kaiserliche Druckerey zu errichten, u darin die besten Werke zum Vortheile ihrer Verfasser“

drucken zu lassen.³³² Wäre es zu dieser Regelung, die Klopstock damals selbst noch als verfrüht bezeichnete, gekommen, so hätte es einer Subskription gar nicht mehr bedurft, um den Autoren den materiellen Gewinn aus ihren Schriften zukommen zu lassen.³³³

Die ‘Gelehrtenrepublik’, mit der sich Klopstock 1773, als er den Vorsatz faßte, seine Widmung an den Kaiser öffentlich zu rechtfertigen, intensiv beschäftigte, ist in mehr als einer Hinsicht als Klopstocks Antwort auf den Fehlschlag seines Wiener Projekts zu sehen.³³⁴ Klopstock hat die Wiener Ereignisse zum Anlaß genommen, um das Verhältnis der ‘Großen’ zu den ‘Gelehrten’ zu überdenken. Zwar gilt auch in der ‘Gelehrtenrepublik’ der Grundsatz:

„Wir halten für besser, daß sich die Republik bestrebe die Grossen für sich zu gewinnen, als daß sie sich ihrer Gewalt zu entziehen suche.“³³⁵

³³²Klopstock, Fragment, Beylage I [KN 44,2,9], Druck: Klopstock, Gelehrtenrepublik, Werke 7, 1 S. 221.

Cf. Hurlebusch/Schneider, Die Gelehrten und die Großen, S. 81.

³³³„Der Gedanke, eine kaiserliche Druckerey zu errichten, u darinn die besten Werke Deutschlands, zum Vortheile ihrer Verfasser, zu drucken, fand deswegen nicht statt, weil es zu schwer war auszumachen, welchen Grundsätzen die Censoren dennoch folgen müßten, wenn es auch bey den Büchern nicht in Betracht kommen sollte, ob die Schreiber Katholiken oder Protestanten wären.“

(Klopstock, Fragment, Beylage I [KN 44,2, 9], Druck: Klopstock, Gelehrtenrepublik, Werke 7, 1 S. 221).

³³⁴Der Hauptteil der ‘Gelehrtenrepublik’ sei erst nach 1771 entstanden, s. Kirschstein, Klopstocks Deutsche Gelehrtenrepublik, S. 179.

³³⁵Klopstock, Gelehrtenrepublik, Werke 7, 1 S. 96.

Aber wo dies nicht möglich ist, können die ‘Gelehrten’ auch allein ihre Interessen vertreten. Die „Ehre der Gelehrten, alles allein zu thun“, die Klopstock „immer traurig“ gemacht hatte, wie er in seinem Privatbrief an den Kaiser bekannt hatte, wird in der ‘Gelehrtenrepublik’ zu ihrer Tugend.³³⁶ Von den „Mäcenaten“ dagegen weiß Klopstock hier nichts Gutes zu berichten, sondern er verurteilt sie (aber nicht die ‘Gelehrten’ als Verfasser der Zuschriften!) wegen ihrer „Heg- und Pflügung der Zuschriftsverbeugungen, Knechtlichkeiten und Kriechereyen“ scharf.³³⁷

In diesem Zusammenhang konnte Klopstock seine eigene Widmung nicht unkommentiert stehen lassen. Mit den vorgelegten Dokumenten gelang es ihm hier, den Inhalt seiner Zuschrift zu rechtfertigen, ohne seinen Adressaten, den Kaiser, anzugreifen.

KLOPSTOCKS RACHE: ‘DIE ROSSTRAPPE’

Von einer Sache gab sich Klopstock felsenfest überzeugt: daß der Kaiser mit der Zustimmung zur Dedikation auch sein Versprechen gegeben habe, die Wissenschaften zu unterstützen.

„Joseph hatte gewollt, daß dieß sein Wort, in der Zuschrift von Hermanns Schlacht, gegeben würde.“³³⁸

Man dürfe auch deswegen „an der Ausführung [sc. der Sache] nicht zweifeln“, „weil es der Kaiser versprochen hätte“, will Klopstock durch seine Freunde verbreitet wissen.³³⁹ 1770 waren Klopstock allerdings schon Zweifel an der Durchführung seines Projektes gekommen: „viele andre, an meiner Stelle“, so räumt er damals ein, würden die Sache „vielleicht ganz aufgeben“, weil sie „so wenig

³³⁶Klopstock an Joseph II., 31. Dezember 1768, Konzept. Klopstock, Briefe 5, 1, S. 112.

S. oben S. 444 (4.2.2 Klopstocks ‘Plan’).

³³⁷Klopstock, Gelehrtenrepublik, Werke 7, 1, Von den Mäcenaten, S. 36.

³³⁸Klopstocks eigene Anmerkung zu ‘ehrenvoll Wort’, die Roßtrappe, V. 57, Klopstock, Oden, hg. Muncker u. Pawel 1, S. 238 (Anm.).

³³⁹Klopstock an Ebert, 14. August 1770, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 245.

S. oben S. 480 mit Anm. 301 (4.2.3 Der Widmungsbrief).

reif“ sei. Dies eben sei nun sein Fall nicht, schreibt Klopstock weiter:

„Allein ich hoffe, Sie trauen mir zu, daß ich just denn das Treffen am wenigsten verlassen werde, wenn es am gefährlichsten zu seyn scheint“. ³⁴⁰

Damit hatte Klopstock nicht zuviel gesagt. Mit Hartnäckigkeit beharrt er auf diesem Irrtum, daß der Kaiser sich verpflichtet habe, die Wissenschaften in Deutschland zu unterstützen. Als die erhofften Anstalten, den ‘Plan’ in die Tat umzusetzen, ausblieben, wollte sich Klopstock nicht damit zufrieden geben, sondern — seiner Ankündigung entsprechend — kämpfen. ³⁴¹ Dazu geht Klopstock an die Öffentlichkeit: er schreibt in seiner Ode ‘Die Roßtrappe’ (1771) gegen Joseph gerichtete Verse, die er allerdings erst 1798 (nach dem Tod des Kaisers) erscheinen läßt. ³⁴²

In der Rolle des Chronisten seiner Zeit — wie schon in Widmung und ‘Plan’ — malt Klopstock Kaiser Joseph die Folgen aus, wenn dieser sein Wort nicht halte:

„Dann betritt er nicht noch
Die Bahn des vaterländischen Mannes; so schweigt
Von ihm die ernste Wahrheitsbezeugerin,
Die Vertraute der Unsterblichkeit, Deutschlands Telyn. ³⁴³
Sein Name lebt, welche Thaten er auch thun wird,
Hinsiechendes Leben einst, in des Ehreverdeuers Buch,
Schmück es der Griffel auch, deck’ es ein goldener Schild,
und steh’s
Im gemähldebehangenen Säulensaal’, hinsiechendes Leben!
Denn dein ehrenvoll Wort (des Worts Ankündiger trauret!)

³⁴⁰Klopstock an Ebert, 14. August 1770, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 245.

³⁴¹Klopstock wurde überdies von der schon projektierten Reise nach Wien abgeraten, cf. Muncker, Klopstock, S. 419.

³⁴²Klopstock, Oden, hg. Muncker u. Pawel 1, S. 227 f., V. 41–69.

³⁴³Telyn sei das Musikinstrument der vaterländischen Dichtkunst, wie die Leier das der alten, s. Cramer, Klopstock 3, S. 370 f. Fn. 3, zu: ‘Die beyden Musen’.

Hältst du das dem Vaterlande nicht; so schweigt
 Auch von dir die ernste Wahrheitsbezeugerin,
 Die Vertraute der Unsterblichkeit, Deutschlands Telyn.“³⁴⁴

Mit deutlicher Anspielung auf die Widmung, in der Klopstock Joseph vorausgesagt hatte, er sehe

„die Geschichte aufstehn, sie den goldnen Griffel nehmen,
 und ich dem daurenden Marmor nahen“,

kehrt Klopstock seine Prophezeiungen um, so daß sie sich nun *gegen* Joseph richten.³⁴⁵ Klopstock will seinen Auftrag als Geschichtschreiber — den er zu gerne offiziell erhalten hätte — erfüllen und über Josephs vaterländische Taten (= die ‘Unterstützung der Wissenschaften’) berichten. Blicke die Unterstützung künftig aus, müsse Joseph des Wortbruchs — und gar gegenüber dem Vaterland, nicht nur gegenüber Klopstock! — bezichtigt werden. Bis zum Erscheinen der Ode (1798) *ist* die Unterstützung ausgeblieben — die Vorwürfe richten sich dann allerdings an einen längst (1790) Verstorbenen.

In der ‘Gelehrtenrepublik’ zählt Klopstock zu den drei Grundsätzen der ‘Politik’:

„sich durch tiefe Untersuchung der Geschichte, und durch meisterhafte Vorstellung des gefundenen Wahren, den Großen, welche die Ehre liebten, furchtbar zu machen.“³⁴⁶

Ebendies versucht Klopstock hier in der Ode ‘Die Roßtrappe’. ‘Unsterblichkeit’ ist hier — wie in der Widmung — eine Qualität, die dem dichterischen Werk zugesprochen wird, nicht aber dem Adressaten.³⁴⁷ Bei diesem geht es „nur“ um Ehre oder Ruhm.

³⁴⁴Die Roßtrappe, V. 49–60, Klopstock, Oden, hg. Muncker u. Pawel 1, S. 227.

³⁴⁵Klopstock, Hermanns Schlacht, 1769, Widmung S. [6].

³⁴⁶Klopstock, Gelehrtenrepublik, Werke 7, 1 S. 96.

³⁴⁷„Aber ich wage es noch hinzu zu setzen, daß Er die Werke, welchen Er Unsterblichkeit zutraut, bey den Bildnissen derer, die sie geschrieben haben, aufbewahren wird.“

Klopstock, Hermanns Schlacht, 1769, Widmung S. [3 f.].

„Ehrvergeuder“ ist aber derjenige, der wie Joseph die Gelegenheit versäumt, „Deutschlands Telyn“ (sprich: die vaterländische Dichtkunst) zu unterstützen. Dadurch rückt Joseph in eine fatale Nähe zu Friedrich II., an dem Klopstock in seinem 'Fragment aus einem Geschichtschreiber' rügte, er habe es

„zu spät für seine Ehre unternommen, Unterstützer der schönen Wissenschaften zu werden.“³⁴⁸

Joseph, wenn er die Wissenschaften nicht unterstütze, drohe derselben Vergessenheit anheim zu fallen wie Friedrich. Joseph und Friedrich sind „die beyden Namen“:

„Ah Zukunft! Dampf steigt nun von dem Bach' empor!
Die beyden Namen,
(Es ist spätere Zukunft, und die
Scheidet ganz von der edlen Handlung die glänzende!)
Sie leben, gebückt, gekrümmt, eisgrau,

Über Klopstocks Gebrauch des Begriffs 'Unsterblichkeit' s. auch oben S. 440 (4.2.1 Von der 'heiligen' Dichtung zur vaterländischen).

³⁴⁸Klopstock, Fragment, Beylage I [KN 44,2, 7a].

Klopstock läßt unmittelbar vorher seiner Verärgerung über Friedrich II. freien Lauf:

„Der König von Preußen, Friedrich der Zweyte, hatte sich um die Nation, welcher er angehörte, zu wenig bekümmert, um sich diese Gährung zu Nutzen zu machen. Er war zwar, durch seine Feder, u durch seinen bessern Degen, berühmt, aber zugleich in seinem letzten Kriege hassenswürdig geworden. Und die Nation, die sich immer mehr fühlte, u die sah, daß sie, die andern Nationen in den philosophischen Wissenschaften oft vorgegangen war, auch in den schönen Wissenschaften, deren Unterstützung sie so lange vergebens von ihm erwartet hatte, groß zu werden anfang, spottete über den deutschen Fürsten, der mittelmäßig in der französischen Sprache schrieb.“

([KN 44,2, 7a]).

Friedrichs Versuch, „Unterstützer der schönen Wissenschaften zu werden“, geschah nach Klopstocks Meinung zudem am untauglichen Objekt:

„Zu einer Zeit, da man gar nichts mehr von ihm [= Friedrich] hoffte, wählte er den schlechtesten Dichter Deutschlands [gemeint ist Gottsched] aus, um ihm ein Geschenk u sogar ein Gedicht an ihn zu machen.“

([KN 44,2, 7a], cf. Hurlebusch/Schneider, Die Gelehrten und die Großen, S. 64).

Starräugig, noch kaum ihr sieches Leben.
 So seh ich sie wallen umher mit des Bachs Dampfe,
 Schattengestalten.“³⁴⁹

Mit dieser Zeichnung Josephs durch Klopstock war eine kaum verhüllte Drohung verbunden: verhielte Joseph sich gegenüber den vaterländischen ‘Gelehrten’ so wie Friedrich, so könne auch er keinen ehrenvollen Platz in der Geschichte beanspruchen. Der Nachruhm der Majestäten hänge von der Darstellung der ‘Gelehrten’ ab: deshalb sei es unklug, sich das Wohlwollen letzterer zu verscherzen. Diese recht einfache Botschaft hat Klopstock in seiner Ode ‘Die Roßtrappe’ etwas hochtrabend umschrieben. Eine solche Sprache, die Klopstock nicht nur hier in der ‘Roßtrappe’, sondern allenthalben in seinen Werken führt, ist Ausdruck seines dichterischen Sendungsbewußtseins. Der Beruf des Dichters und Sehers ermächtigt ihn, zu urteilen und zu verurteilen, Ruhm oder Verdammnis zu verhängen. Die Vorsicht im Ausdruck — wie er sie an einigen Stellen des Widmungsbriefs beachten mußte — ist hier Klopstocks Sache nicht: im Gegenteil, die Deutlichkeit geht bis zur Diffamierung Josephs (und Friedrichs!).

Das schien Klopstock wenig zu bekümmern, und von einer negativen Reaktion des Kaiserhofes in Wien auf diese Ode ist auch nichts bekannt. (Außer in der Anmerkung zu „ehrevoll Wort“ erscheint Josephs Name in der Ode *nicht*.)³⁵⁰ Joseph, der wohl weder von der Ode noch von Klopstocks Zorn Kenntnis erlangt hatte, blieb dem Dichter Klopstock wohlgesonnen: er ließ sich sogar in die Reihe der Subskribenten der Altonaer ‘Messias’-Ausgabe (1780/81) aufnehmen.³⁵¹

³⁴⁹Klopstock, Oden, hg. Muncker u. Pawel 1, S. 228, Die Roßtrappe.

³⁵⁰S. oben S. 492 mit Anm. 338.

So auch Hamel: Klopstock, Hermanns Schlacht, hg. Hamel, S. 37 f.

³⁵¹Und zwar für die Quartausgabe; des Kaisers Beispiel verfehlte nicht seine Wirkung auf die Subskriptionsbereitschaft der Wiener: nicht weniger als 470 Subskribenten fanden sich in Wien.

(S. Pape, Die gesellschaftlich-wirtschaftliche Stellung Klopstocks, S. 208).

Wenig später hat Klopstock übrigens eine Ode geschrieben, in der er Joseph in einem anderen, positiven Licht sieht: die bekannte Ode 'An den Kaiser' (1782).³⁵² (*Diese* Ode sollte an den Kaiser gelangen!)³⁵³ Nach dem Tod des Kaisers (1790) fühlte sich Klopstock allerdings bei der neuen Ausgabe seiner 'Oden' (1798) veranlaßt, seine Huldigung durch ein vorangestelltes Motto aus Vergil: „cui tres animas . . . “ (= „der drei Seelen hat“) wieder in Frage zu stellen.³⁵⁴ Klopstocks Beziehung zum Kaiser blieb Zeit seines Lebens ambivalent.³⁵⁵

Klopstock ließ dem Kaiser durch Matt ein Exemplar dieser Messias-Ausgabe überreichen.

(Matt an Klopstock, 20. September 1781, Klopstock, Briefe 7, 1, S. 219).

³⁵²Klopstock, Oden, hg. Muncker u. Pawel 2, S. 29/30.

Hierin würdigt Klopstock die jüngsten Reformen des Kaisers, das 1781 erlassene Toleranzedikt und die Aufhebung der Leibeigenschaft.

(Cf. Pape, Die gesellschaftlich-wirtschaftliche Stellung Klopstocks, S. 125).

Cf. Stolbergs Urteil über diese Ode:

„als Mensch, als Deutscher, als Ihr Freund habe ich mich drüber innig gefreut“.

(F. L. Stolberg an Klopstock, 22. November 1781, Klopstock, Briefe 7, 1, S. 228).

Die ebenfalls 1782 erschienene Ode gegen Friedrich II. 'Die Rache' (Klopstock, Oden, hg. Muncker u. Pawel 2, S. 40/41) bezeugt dagegen, daß die Fehde gegen Friedrich II. weiterging. Klopstocks negative Einstellung zu Friedrich II. hinderte ihn allerdings nicht daran, auch bei diesem einen Vorstoß in Sachen 'Unterstützung der Wissenschaften' zu wagen. S. unten S. 508.

³⁵³Matt und die Hofrätin Karoline von Greiner erhielten den Auftrag, dem Kaiser die Ode zu präsentieren, aber offenbar ohne Erfolg.

S. Pape, Die gesellschaftlich-wirtschaftliche Stellung Klopstocks, S. 126.

³⁵⁴Vergil, Aeneis VIII, 564.

Klopstock fügte in dieser Ausgabe von 1798 die Anmerkung bei:

„'Cui tres animas' Wenn ich glauben konte, daß diese Ode jemals, dieser oder einer andern ähnlichen Überschrift bedürfen würde, so verbrante ich sie, eh sie jemand zu sehen bekam.“

(Klopstock, Oden 2, 1798, S. 301, Anmerkung).

³⁵⁵Am 16. März 1778 schreibt Klopstock an Gluck:

„Der Kaiser gewinnt mein Herz immer mehr.“

(Klopstock, Briefe 7, 1, S. 96).

Von da an scheint wieder eine Annäherung Klopstocks an den Kaiser stattgefunden zu haben, s. Briefe 7, 1, passim.

Klopstock, „des Worts Ankündiger“ (in der Widmung!), beabsichtigte mit der ‘Roßtrappe’ freilich keine Kränkung Josephs, sondern aus den gegen Joseph gerichteten Versen spricht vielmehr Klopstocks eigene Betroffenheit über das mögliche Scheitern des Plans zur ‘Unterstützung der Wissenschaften’.

„Es giebt auch fürs Vaterland Thränen der Ehrbegierde, und
Seufzer einer edlen Rache, wenn es verkannt worden ist.“³⁵⁶

Als Verteidiger vaterländischer Interessen glaubt sich Klopstock berechtigt, eine solch „edle Rache“ durchzuführen, indem er am Kaiser ein Exempel statuirt. Tatsächlich hatte Klopstock gegen Joseph nichts in der Hand als nur seine eigene ‘Ankündigung der Sache’ in der Widmung. Durch Josephs Nicht-Handeln würde Klopstock vor der Öffentlichkeit unglaubwürdig — also besteht er darauf, daß der Kaiser es versprochen habe.

Als sich später herausstellte, daß das ‘Versprechen’ immer noch uneingelöst blieb, gab Klopstock keineswegs auf, sondern kämpfte mit seinen Mitteln weiter. Der Oden-Krieg gegen Joseph wurde fortgesetzt. In der Ode ‘An Freund und Feind’ (1781, gedruckt 1798) nimmt Klopstock Gedanken aus der ‘Roßtrappe’ noch einmal auf, indem er sich gegen die „Könige“ wendet:

„Allein die werden in der Geschichte Mumien!
Geburtsrecht zu der Unsterblichkeit
Ist Unrecht bey der Nachwelt. So bald einst die Geschichte,
Was ihr obliegt, thut: so begräbt sie durch Schweigen, und
stellt
Die Könige dann selbst nicht mehr als Mumien auf.“³⁵⁷

Das Schicksal der „Schattengestalten“ Friedrich und Joseph scheint besiegelt: sie werden zu „Mumien“, es sei denn, ihre Namen rette „Verdienst“, „Nicht die Krone“.³⁵⁸ Die in der ‘Roß-

³⁵⁶Klopstock, Gelehrtenrepublik, Werke 7, 1 S. 226.

³⁵⁷Klopstock, Oden, hg. Muncker u. Pawel 2, S. 26–28.

V. 24–28, Klopstock, Oden, hg. Muncker u. Pawel 2, S. 27.

³⁵⁸V. 30 f., Klopstock, Oden, hg. Muncker u. Pawel 2, S. 27.

trappe' ausgesprochene Drohung zukünftiger Vergessenheit für den untätigen Herrscher wird hier allgemeingültig wiederholt. In der Ode 'Ihr Tod' (auf den Tod Maria Theresias am 29. November 1780 gedichtet) wird die Rangordnung zwischen Maria Theresia und Joseph unterstrichen und Joseph damit vorgehalten:

„... Dein Sohn mag forschen strebend,
Ringend, dürstend, weinend vor Ehrbegier:
Ob er dich erreichen könne?“³⁵⁹

Maria Theresia wird somit „die Größte“ ihres „Stammes“ bleiben.³⁶⁰

Aber nicht allein in der Dichtung, sondern auch in der Wirklichkeit soll der Kaiser seine Strafe erhalten: Klopstock will den Kaiser sogar vors Reichsgericht zitieren. Der Kurfürst von der Pfalz solle, als Reichsrichter,

„sein goldnes Beil am Kaiser versuchen“, „weil dieser sein Wort, das er durch mich hätte geben lassen, nicht gehalten hätte“.³⁶¹

Dieser von Klopstock als „Scherz“ ausgegebene Wunsch von 1776 läßt ahnen, wie nahe Klopstock der Mißerfolg seiner 'Sache' noch Jahre nach der Widmung der 'Hermanns Schlacht' ging.³⁶² Klopstocks abschließendes Urteil über diese Angelegenheit lautete am 1. Januar 1779 immer noch:

„Aber der Kaiser hat das Wort, welches Er durch mich gewiß nicht im Winckel hat geben laßen, nicht gehalten.“³⁶³

³⁵⁹'Ihr Tod', V. 18–20, Klopstock, Oden, hg. Muncker u. Pawel 2, S. 22.

³⁶⁰„Schlaf sanft, du Größte deines Stammes ...“, beginnt diese Ode.

(Klopstock, Oden, hg. Muncker u. Pawel 2, S. 22).

³⁶¹Klopstock an Schönborn, 17. August 1776, Klopstock, Briefe 7, 1, S. 53.

³⁶²Diese mündliche Äußerung, die Klopstock „schon auf der Zunge“ lag, unterblieb dann aber, „weil ich befürchtete, er [= der Kurfürst] würde den Scherz nicht recht verstehn“.

(Klopstock, Briefe 7, 1, S. 53).

³⁶³Klopstock an Carl, Prinz von Hessen-Kassel, 1. Januar 1779, Klopstock,

Klopstocks Vergeltung war, dies immer wieder publik zu machen, damit es nicht in Vergessenheit geraten konnte.

KLOPSTOCKS HOFFNUNGEN: NEUE UND ALTE ADRESSATEN DES PLANS

„Ich habe Ew. E. in meinem letzten Briefe gestanden, [...] daß ich mit einigen meiner Freunde von meinen Wünschen geredet habe. Ich habe sie durch meine Hofnung des guten Erfolgs zum Hoffen gebracht. Sie waren desto eher dazu zu bringen, je bekannter es ihnen ist, daß ich sonst eben kein grosser Hoffer bin.“³⁶⁴

Die Hoffnung auf die Verwirklichung seines ‘Plans zur Unterstützung der Wissenschaften’ wurde für Klopstock lange Jahre hindurch zum bestimmenden Faktor seines Lebens. Klopstock konnte diese Hoffnung trotz mancher Rückschläge nur schwer aufgeben, und er kam, obwohl er mit den ‘Schuldigen’ in seinen ‘Oden’ schon abgerechnet und sich selbst in der ‘Gelehrtenrepublik’ gerechtfertigt hatte, immer wieder darauf zurück. Erst im Jahr 1784, neunzehn Jahre nach den ersten Bemühungen, unternahm Klopstock in einem erneuten Memorandum seinen letzten Versuch, den Kaiser doch noch für das vaterländische Projekt zu gewinnen.³⁶⁵ Auch dieser Versuch schlug fehl — der Brief

Briefe 7, 1, S. 115.

³⁶⁴Klopstock an Welsperg, 20. September 1768, Konzept. Klopstock, Briefe 5, 1, S. 93.

³⁶⁵Pape rechnet sogar 25 Jahre von der ersten Beschäftigung mit dem ‘Plan’ bis 1784, s. Pape, Die gesellschaftlich-wirtschaftliche Stellung Klopstocks, S. 127.

Pape rechnet schon das Druckereiprojekt von 1759 zum ‘Plan zur Unterstützung der Wissenschaften’, s. Pape, Die gesellschaftlich-wirtschaftliche Stellung Klopstocks, S. 109. Aber erst seit 1765 dachte Klopstock an eine umfassendere Unterstützung der Wissenschaften.

S. Gleims Schreiben an Nikolaus Götz (1765), in dem er von einem Gespräch mit Klopstock berichtet:

gelangte wohl nie in die Hände des Kaisers.³⁶⁶

Schon im Sommer 1770, als man Klopstock aus Wien diplomatisch bedeutet hatte, seine vaterländische Sache habe kaum mehr Ausichten auf Erfolg — Klopstocks geplante Reise nach Wien war daraufhin gar nicht mehr zustande gekommen — sah sich Klopstock nach einer neuen Versorgung und vielleicht auch nach einem neuen Adressaten seines ‘Plans’ um.³⁶⁷ Er ließ jedenfalls dem Erbprinzen von Braunschweig, Karl Wilhelm *Ferdinand*, die ‘Hermanns Schlacht’ feierlich überreichen,

„als dem einzigen Fürsten, der sich bisher einer solchen Aufmerksamkeit von ihm hätte versehen können“.³⁶⁸

Klopstock hatte Ferdinand von Braunschweig schon in Kopenhagen persönlich kennengelernt, und dieser hatte sich auch später

„Klopstock, der Sänger des Messias, war die Tage her bei mir! Tausend Vorschläge zur Beförderung des Geschmacks, zur Aufnahme der schönen Wissenschaften geschahen. Ich vermaß mich, ein Jahrhundert zu stiften, wie *August* und *Ludwig* eins stifteten, wenn ich *Friederich* wäre, oder *Friederich* mich erwählte, sein Colbert oder Mäcenas zu seyn.“

(Zit. nach Pape, Die gesellschaftlich-wirtschaftliche Stellung Klopstocks, S. 109).

1765, im Jahr von Josephs Regierungsantritt, erwog Klopstock auch erstmals, einen Entwurf zum Zweck der Unterstützung der Wissenschaften nach Wien zu senden.

(Cf. Hurlebusch/Schneider, Die Gelehrten und die Großen, S. 65).

Erst von 1765 an sind Klopstocks Bemühungen also auf dieses Ziel gerichtet.

Cf. Pape, Die gesellschaftlich-wirtschaftliche Stellung Klopstocks, S. 126.

In einem Brief vom 10. Januar 1784 läßt man fragen, ob Klopstock auch alles Geschriebene in seinem Memorandum verantworten könne, s. Pichler, Einige Briefe Klopstocks, S. 131.

³⁶⁶S. Pape, Die gesellschaftlich-wirtschaftliche Stellung Klopstocks, S. 126.

³⁶⁷Klopstock an Ebert, 14. August 1770:

„die Sache“ sei „so wenig reif, daß viele andre, an meiner Stelle, sie vielleicht ganz aufgeben würden“.

(Klopstock, Briefe 5, 1, S. 245).

[Klopstock an Welsperg], 9. Juni 1770, Klopstock, Gelehrtenrepublik, Werke 7, 1 S. 226.

³⁶⁸Klopstock, Hermanns Schlacht, hg. Hamel, S. 35.

an Klopstock interessiert gezeigt, als er von Ebert 1771 erfuhr, Klopstock fürchte um seine dänische Pension.³⁶⁹

Auch eine Freilichtaufführung der ‘Hermanns Schlacht’ wäre Klopstock unter der Protektion dieses Erbprinzen hochwillkommen gewesen.³⁷⁰

Wirkliche Aussichten für sein Projekt rechnete sich Klopstock dann später (1774) beim Markgrafen *Carl Friedrich von Baden* aus:

„ich bin nicht ohne Hofnung, daß dieser brave Fürst das Wort halten soll, das der Kaiser, die Wissenschaften in Deutschland zu unterstützen, gegeben u nicht gehalten hat“,

schrrieb Klopstock über diesen.³⁷¹ Die Pension des Markgrafen — sie betrug rund 550 Reichsthaler zuzüglich freier Wohnung und Verpflegung — wünschte Klopstock „theils“ deswegen anzunehmen,

„weil ich, wenn ich mit Ihm in dieser Connexion bin, ihn vielleicht veranlassen kann, dasjenige für die Wissenschaften in Deutschland zu thun, was der Kaiser versprochen, u wenigstens jezo noch nicht gehalten hat.“³⁷²

³⁶⁹Cf. Pape, Die gesellschaftlich-wirtschaftliche Stellung Klopstocks, S. 61.

Cf. Johanna Elisabeth von Winthem an Ebert, 18. November 1783:

„Erinnern Sie Ihm [= Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig] daran, daß er K: hätte in Braunschweig haben wollen, zu der Zeit da es für ihm in Dennemarck mißlich zu stehen schien, u daß er dieses nicht vergessen habe, u nicht vergessen werde . . . “

(Pape, Die gesellschaftlich-wirtschaftliche Stellung Klopstocks, S. 395).

³⁷⁰Klopstock an Ebert, 14. Juli 1770, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 236.

Cf. oben S. 439 f. mit Anm. 155 (4.2.1 Von der ‘heiligen’ Dichtung zur vaterländischen).

Klopstock nahm damals noch an, daß die ‘Hermanns Schlacht’ in Wien aufgeführt würde:

„In allem Ernste wird der Hermann in Wien in künftigen Jahre aufgeführt werden. *Gluk* arbeitet schon an der Composition.“

(Klopstock an Ebert, 14. Juli 1770, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 236).

Eine Aufführung in Wien kam nicht zustande.

³⁷¹Klopstock an Schönborn, 19. August 1774, Klopstock, Briefe 6, 1, S. 178.

³⁷²Klopstock an F. L. Stolberg, 15. Juli 1774, Klopstock, Briefe 6, 1, S. 164.

Klopstock wurde von einem Kenner der Materie, dem Hofprediger Friedrich Gabriel Resewitz aus Kopenhagen, vor hochgespannten Erwartungen in *diesem* Punkt allerdings gewarnt:

„so hat doch noch kein deutscher Hof deutsches Blut und Ehrgeitz genug, für die Ehre der deutschen Gelehrsamkeit wirksam zu seyn“.³⁷³

Trotzdem trat Klopstock im Oktober 1774 die Stelle in Karlsruhe als badischer Hofrat an. Die Sonderstellung, die der aufgeklärte Regent, ein Förderer der Wissenschaften und Künste, Klopstock gewährte, dürfte Klopstocks Hoffnungen, mit diesem ersten Fürsten „ganz ohne Fürstenmiene“ die vaterländische Sache endlich ins Werk setzen zu können, anfangs noch verstärkt haben.³⁷⁴

Als Klopstock schon im März 1770 Karlsruhe wieder den Rücken kehrte, ohne Abschied vom Herzog zu nehmen, der deshalb besorgt und betroffen reagierte, war er in dieser seiner vaterländischen Angelegenheit nicht voran gekommen.³⁷⁵ Klopstock, der nicht vor

S. Pape, Die gesellschaftlich-wirtschaftliche Stellung Klopstocks, S. 89.

³⁷³Resewitz an Klopstock, 19. Juli 1774, Klopstock, Briefe 6, 1, S. 165.

³⁷⁴In einem späteren Brief an Klopstock vom 23. Mai 1775 äußert Carl Friedrich zu Klopstock gar: „Ich schreibe ihnen wie man einem Freund schreibt“ und nennt sich selbst und seine Umgebung „Freunde“ des Dichters.

(Klopstock, Briefe 6, 1, S. 212).

Der Markgraf pflegte Klopstock morgens zu besuchen, wobei „Freund Dichter“, wie der badische Hofrat Ring berichtet, „in der Schlafmütze u. im Schlafrock bleiben“ durfte. Auch bei der Visite anderer Hofleute blieb Klopstock — laut Ring — „ganz ungenirt u. niemand muthete ihm was andres zu“.

(Erich Schmidt, Charakteristiken, S. 158, s. Pape, Die gesellschaftlich-wirtschaftliche Stellung Klopstocks, S. 97).

Herder bezeichnet den Markgrafen als Fürst „ganz ohne Fürstenmiene“.

Herder an Caroline Flachsland, 30. August 1770, E. G. von Herder, Lebensbild 3,1, S. 75.

³⁷⁵Ring schrieb darüber einige Monate später an Wieland:

„Serenissimus selbst waren nach Dero überfürstlichen Güte sehr verlegen und glaubten, die schwäbische Luft behage dem Manne aus den nordischen Gegenden nicht ...“.

(18. August 1775, Keil, Vor hundert Jahren 1, S. 22. Cf. Pape, Die gesellschaftlich-wirtschaftliche Stellung Klopstocks, S. 99).

der liebenswürdigen Person des Herzogs, sondern letztlich vor der Etikette des Karlsruher Hofes geflohen war, begab sich durch diese Entfernung auch aller zukünftigen Möglichkeiten für sein Projekt in Karlsruhe.³⁷⁶ Einen solchen Mäzen wie Carl Friedrich von Baden, der die Pension, ohne Gegenleistungen zu fordern, dem Abwesenden weiterzahlte, fand Klopstock nicht wieder.

Klopstock wollte später seine Dankbarkeit bezeugen: er versprach in der Ode 'Fürstenlob' (1775), Carl Friedrich wie zuvor schon Friedrich V. von Dänemark zu besingen.³⁷⁷ Die Widmung des Bardiets 'Hermann und die Fürsten' (1784) an Carl Friedrich war dagegen weniger als Geste der Dankbarkeit, sondern als Geste der Ermunterung für andere Fürsten, es Carl Friedrich gleichzutun, zu verstehen.

„An den / fürstlichen Weisen, / *Karl Friederich*, / Markgra-
fen von Baden, / der, / nach viel andern landesväterlichen
Thaten, / vor kurzem auch die Leibeigenschaft aufgehoben
hat.“³⁷⁸

³⁷⁶Auf eine Reise zu Carl Friedrich angesprochen, die er an sich „ser gern“ unternähme, antwortet Klopstock mit dem Einwand:

„aber es ist da ein Etiket, welches ich nicht zum zweitenmal aushalten würde“.

(Klopstock an Friedrich V. von Hessen-Homburg, 18. Januar 1783, Klopstock, Briefe 8, 1, S. 1).

Hofrat Ring hatte dagegen von einer sehr gelockerten Etikette berichtet, die allerdings wohl nur für den privaten Umgang galt. S. Anm. 374.

³⁷⁷„... daß ich mit zitternder Hand

Die Saite von Daniens Friederich rührte;
Sie werde von Badens Friederich rühren, /
Mit zitternder Hand.“

(Klopstock, Oden, hg. Muncker u. Pawel 2, S. 7).

Diese Ankündigung Friedrich von Baden betreffend wurde aber niemals ausgeführt, s. Pape, Die gesellschaftlich-wirtschaftliche Stellung Klopstocks, S. 106.

³⁷⁸Über diese Widmung, die Pape allerdings falsch (1799) datiert, s. Pape, Die gesellschaftlich-wirtschaftliche Stellung Klopstocks, S. 106.

„vor kurzem“ war Klopstock nur 1784 berechtigt zu sagen, denn die Aufhebung der Leibeigenschaft fand in Baden im Juli 1783 statt. (S. Obser, Klop-

Klopstock hatte ja auch in der ‘Ode an den Kaiser’ Joseph wegen dessen Reformen, zu denen die Aufhebung der Leibeigenschaft gehörte, gefeiert.³⁷⁹

Die späte Widmung an Carl Friedrich, die zudem ganz informell vonstatten ging:

„Ich hatte Ew. Durchlaucht aus Delikatesse kein Exemplar zugeschickt. Denn ich wolte den Ton einer Zueignung bis auf den leisesten Laut vermeiden“,

schrrieb Klopstock dem Markgrafen, zeigt im übrigen keine Parallele zu der Widmung der ‘Hermanns Schlacht’ an den Kaiser. Mit dieser seiner Widmung wollte Klopstock sicher nicht mehr an die Unterstützung der Wissenschaften erinnern.³⁸⁰ Carl Friedrich — Herder nennt ihn „den besten Fürsten, der vielleicht in Deutschland lebt“ — hatte schon genug für Klopstock getan, indem er ihm eine Pension ausgesetzt hatte.³⁸¹ Auch dies war ein Beitrag zur Unterstützung der Wissenschaften. Die gegenseitige Hochachtung Klopstocks und Carl Friedrichs hatte nicht darunter zu leiden, daß die Erwartungen, die der eine in den andern gesetzt hatte, enttäuscht wurden: Klopstock blieb nicht, wie Carl Friedrich es wünschte, auf Dauer in Karlsruhe — und Carl Friedrich fühlte sich nicht veranlaßt, wie Klopstock es wünschte, des Kaisers ‘Wort’ zu halten. Nach Klopstocks Tod hat Carl Friedrich Klopstocks Bruder Viktor Ludwig versichert, das Andenken an den „Unvergesslichen“ werde ihm immer schätzbar sein.³⁸² Auch

stocks Beziehungen zum Karlsruher Hofe, S. 250).

³⁷⁹S. oben S. 497 mit Anm. 352.

Zu Klopstocks Verurteilung der Leibeigenschaft cf. Muncker, Klopstock, S. 333.

³⁸⁰Am 6. Juni 1799[!] über die Widmung von 1784.

Klopstock an Carl Friedrich von Baden, 6. Juni 1799, Klopstock, Briefe 10, 1, S. 43.

³⁸¹Herder an Hartknoch, 5. September 1770, E. G. von Herder, Lebensbild 3, 1 S. 85.

³⁸²Carl Friedrich von Baden an Viktor Ludwig Klopstock, 25. März 1803, Obser, Klopstocks Beziehungen zum Karlsruher Hofe, S. 253 f.

Klopstock bewahrte seine freundschaftlichen Gefühle für diesen Fürsten. Klopstocks letzter Brief vom 10. November 1802 ist an Carl Friedrich von Baden gerichtet.³⁸³

Klopstock suchte auch nach seiner Karlsruher Episode weiter nach Möglichkeiten, seinen 'Wiener Plan' mit Hilfe eines deutschen Fürsten zu verwirklichen. Es scheint fast so, als habe Klopstock jede Annäherung zwischen sich und einem der 'Großen' dazu benutzt, dieses Thema zur Sprache zu bringen.³⁸⁴

Ende 1778 war es wieder so weit: in einer Unterredung mit dem Prinzen *Carl von Hessen-Kassel* hatte Klopstock erfahren, der preußische König habe unerwartet sein Interesse am 'Messias' bekundet und Vorschläge zur Änderung des Gedichtplans gemacht.³⁸⁵ Sofort beschloß Klopstock, diese Anzeichen einer

Cf. Pape, Die gesellschaftlich-wirtschaftliche Stellung Klopstocks, S. 107.

³⁸³Klopstock, Briefe 10, 1, S. 268-270.

In diesem Brief bittet Klopstock zuletzt Carl Friedrich um das Honorar für seinen Arzt, der ihn nun beinahe täglich besuche.

„Ich überlasse mich indeß mit Ruhe Ihrer edlen Art zu verfahren“, lautet der letzte Satz dieses Briefs.

(Klopstock, Briefe 10, 1, S. 270).

Tatsächlich erhielt Klopstock noch im Dezember vom Markgrafen ein Geschenk von 10 Louisdor für seinen Arzt.

(S. Obser, Klopstocks Beziehungen zum Karlsruher Hofe, S. 253).

Am 15. März 1803 bedankt sich Klopstocks Bruder, Viktor Ludwig, für dieses Geschenk in dem Brief an Carl Friedrich von Baden, in dem er Klopstocks Tod (14. März) mitteilt.

(Obser, Klopstocks Beziehungen zum Karlsruher Hofe, S. 261 f.).

³⁸⁴Pape berichtet noch von einem Versuch Klopstocks, den bayrischen Kurfürsten Maximilian III. Joseph für eine Unterstützung der Wissenschaften zu gewinnen (März 1775).

(S. Pape, Die gesellschaftlich-wirtschaftliche Stellung Klopstocks, S. 119).

³⁸⁵Über Prinz Carl: Klopstock, Briefe 7, 2 S. 654 ff. (Kommentar zu Klopstocks Brief an Carl von Hessen-Kassel vom 1. Januar 1779).

Klopstock an Friedrich V., Landgraf von Hessen-Homburg, 4. Dezember 1782:

„Si wissen fleicht, daß ich mich bei dem Kaiser (sein Gesanter in Kopenh. feranlaste mich dazu) nicht wenig bemühet habe, daß Är die Wissenschaften in unserm Faterlande unterstützen möchte. Daraus wurde denn nun nichz; u

Teilnahme *Friedrichs II.* für seine Ziele zu nutzen: mit der Vermittlung des genannten Prinzen und des Fürsten Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau wollte er in Sachen Unterstützung der Wissenschaften in Deutschland bis zum König vordringen.³⁸⁶

Bezeichnend für Klopstock ist, wie er diesen Plan Prinz Carl nahebringt: in dem wichtigen Brief vom 1. Januar 1779 zieht Klopstock zunächst die Bilanz seiner vieljährigen Bemühungen um die Sache der Wissenschaften in Wien und kommt dann zu dem Ergebnis:³⁸⁷

„Überhaupt habe ich die Hoffnung einer solchen Unterstützung völlig aufgegeben. Ich dencke sie, die sonst einer

ich wuste dis schon zimlich lange Zeit, als der Prinz Carl von Hessen fon dem Könige von Preussen nach geendigtem Feldzuge zurük kam, u mir erzälte, daß Är zwei Abende mit dem Könige über den Mess. gesprochen hette, das heist, der König hette, wi Är denn immer tut, fornäml. gesprochen, u dabei Files an dem Plane des Gedichtes zu ferendern gehabt.“

(Klopstock, Briefe 7, 1, S. 261).

Dieses Gespräch fand zwischen dem 12. und 18. 12. 1778 statt, cf. Briefe 7, 3, S. 1168 (Kommentar zum Brief vom 4. 12. 1782).

Cf. Klopstock an Carl, Prinz von Hessen-Kassel, 1. Januar 1779:

„Ich wiederhole Ihnen, daß ich äußerst begierig bin zu erfahren, was es ist, das der König an dem Plane meines Gedichts geändert hat. Ich weiß sehr wohl, daß bey einem so vielseitigen Inhalte als der ist, den mein Gedicht hat, mehr als Ein Weg der Ausführung möglich sey; und ich begreife eben so gut, daß ein Genie von derjenigen Größe, wie es der König hat, einen andern finden könne.“

(Klopstock, Briefe 7, 1, S. 112 f.).

³⁸⁶Fürst Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau erhielt am 10. 9. 1779 mit einem Schreiben (Klopstock, Briefe 7, 1, S. 133 f.) den Text von Klopstocks Brief an Prinz Carl von Hessen-Kassel vom 1. Januar 1779.

(Mit diesem Brief versuchte Klopstock erstmals, eine Verbindung zum preussischen König in seiner vaterländischen Sache herzustellen, s. oben S. 506 mit Anm. 385).

Fürst Leopold ließ von diesem Brief eine Abschrift herstellen. Nicht — wie Pape annahm — Franz von Anhalt-Dessau war der Adressat des vom ersten Herausgeber unadressierten Briefs, sondern Prinz Carl.

(Klopstock, Briefe 7, 2, S. 644, s. Pape, Die gesellschaftlich-wirtschaftliche Stellung Klopstocks, S. 121).

³⁸⁷Klopstock, Briefe 7, 1, S. 112–116. Kommentar Briefe 7, 2, besonders S. 654 ff.

meiner Lieblingsgedanken war, jetzt mit Kälte. Selbst große Wahrscheinlichkeit würde mir, bey einem neuen Anlaße, als Unmöglichkeit vorkommen. Der Genius der deutschen Wissenschaft, der beschloßen zu haben scheint, daß ihre Vertrauten, ganz durch sich allein, und ohne alle Beyhülfe der Großen, unsterblich werden sollen, stellt sich mir überall in den Weg; ich kann keinen Schritt vorwärts thun, weil ich keinen thun mag.“³⁸⁸

Diese dezidierte Absage wird gleich im nächsten Satz aufgehoben, wenn Klopstock auf einmal mit seinem wahren Anliegen herausspricht:

„Wenn das nicht wäre, so würde ich den edeln Prinzen von Hessen fragen: Ob Er nicht auch das Verdienst haben wolle, den König auf diese gewiß vaterländische Sache aufmerksam zu machen?“³⁸⁹

Der Prinz wollte, aber das von Klopstock aufgesetzte Erinnerungsschreiben erreichte seinen Adressaten, den König, dennoch nicht.³⁹⁰ Wiederum stellt sich Klopstock so, als ließe ihn dies kalt, und wiederum sucht er doch noch nach einem Weg, den preussischen Hof für seine Sache zu gewinnen.

„Dise Sache, di ich natürlicher Weise föllig aufgegäben habe, belustigt mich jetzt.“

Und weiter heißt es in demselben Brief vom 10. September 1779 an den Fürsten von Anhalt-Dessau:

³⁸⁸Klopstock, Briefe 7, 1, S. 115 f.

³⁸⁹Klopstock, Briefe 7, 1, S. 116.

³⁹⁰Cf. Pape, Die gesellschaftlich-wirtschaftliche Stellung Klopstocks, S. 122.

Cf. Klopstock an Friedrich von Hessen-Homburg, 4. Dezember 1782:

„Den Brif wolte Är [= Prinz Carl von Hessen] dem Könige zeigen, (Är war damals äben in Begriffe nach Berlin zu reisen) oder Im wenigstens den Inhalt bekant machen. Ich habe aber seitdäm fon der Sache weiter nichz erfahren; auch den Prinzen nicht wider gesehen, wi ich sonst zu tun fläge, wen Är hirhär kömt.“

(Klopstock, Briefe 7, 1, S. 261 f.).

„Aber wenn nun der Prinz von Preußen; — würde das fileicht unsre Belustigung, wenigstens fürs kümftige, in Freüde verwandeln?“³⁹¹

Der „Prinz von Preußen“, der spätere *Friedrich Wilhelm II.*, stellte, sollte der König nicht zu bewegen sein, Klopstocks nächste Hoffnung dar. Nach Erscheinen der Schrift Friedrichs II. 'De la littérature allemande' (1780) sah es weniger als je danach aus, daß Friedrich für ein solch patriotisches Unternehmen gewonnen werden könne. Der preußische Kronprinz Friedrich Wilhelm dagegen hatte — bekannt für seinen oppositionellen Geist — alle Gegner Friedrichs II. von neuem hoffen lassen.³⁹²

So bittet Klopstock 1782 Friedrich V., den Landgrafen von Hessen-Homburg, eine Abschrift dieses für den König bestimmten Memorandums an den Prinzen von Preußen zu schicken (letzterer war der Schwager des Landgrafen!).

„Si stellen sich kaum for, welche Freüde mir es sein würde, wen ich, nach so filen überstandnen Schwirigkeiten, endl. doch noch sigte.“³⁹³

Dazu konnte es freilich gar nicht erst kommen, denn das besagte Schriftstück, nach dem Klopstock — laut Brief — schon auf der Suche war, blieb weiterhin unauffindbar.³⁹⁴ Damit scheiterte der Versuch schon im Ansatz, den Nachfolger Friedrichs für

³⁹¹Klopstock an Leopold von Anhalt-Dessau, 10. September 1779, Klopstock, Briefe 7, 1, S. 134.

³⁹²Klopstock, Briefe 7, 2 S. 738 (Kommentar zum Brief vom 10. September 1779).

³⁹³Klopstock an Friedrich V. von Hessen-Homburg, 4. Dezember 1782, Klopstock, Briefe 7, 1, S. 262.

³⁹⁴„Disen Brif habe ich äben ser lange unter meinen Papiren gesucht, ich kan in aber schlechterdings nicht finden: ich wil Inen denselben indes gewis schikken, so bald ich in wärde gefunden haben.“

(Klopstock an Friedrich von Hessen-Homburg, 4. Dezember 1782, Klopstock, Briefe 7, 1, S. 262).

Cf. Pape, Die gesellschaftlich-wirtschaftliche Stellung Klopstocks, S. 123.

Cf. Klopstock, Briefe 7, 2 S. 657 (Kommentar zum Brief vom 1. Januar 1779).

die vaterländische Sache zu interessieren. Klopstock hatte man inzwischen bedeutet, der *Kaiser* könne vielleicht doch noch der Sache nähertreten. Keinen andern Zweck kann der Wiener Besucher gehabt haben, von dem Klopstock sagte, er habe „etwas vom Ore des Kaisers“ und er wolle ihn anscheinend „zum Kaiser bekeren“. ³⁹⁵ Obwohl dies dem Wiener Mittelsmann nicht gelang, werden dessen Nachrichten Klopstock doch beeindruckt haben. ³⁹⁶ Immerhin wollte Klopstock, daß der Kaiser es wisse, daß nun an Berlin als Zentrum des Projekts gedacht werde. ³⁹⁷ Kaiser Joseph war für Klopstock schon deswegen wieder interessant geworden, weil er nach dem Tode Maria Theresias (29. November 1780) allein regieren und die inneren Reformen in Angriff nehmen konnte. Der „Prinz von Preußen“ blieb bei diesen Überlegungen Klopstocks wahrscheinlich als potentieller Adressat zweite Wahl, weil er auf seinen Thron noch zu warten hatte. Ein Kaiser in Amt und Würden war einem Kronprinzen allemal vorzuziehen.

Doch noch ein letztes Mal setzt Klopstock auf den Kaiser. Maria Theresia war wegen ihrer katholisch-konservativen Haltung ein Hindernis gewesen. ³⁹⁸ Nun schien der Weg in Wien auch für Protestanten frei zu sein (auch deshalb feierte Klopstock Josephs Tole-

³⁹⁵Klopstock an Leopold Friedrich von Anhalt-Dessau, 10. September 1779, Klopstock, Briefe 7, 1, S. 134.

Der Besucher war Gottlieb Stephanie. Über das Gespräch zwischen Klopstock und Stephanie ist nichts Näheres bekannt.

(Cf. Klopstock, Briefe 7, 2 S. 739, Kommentar zum Brief vom 10. September 1779).

³⁹⁶Klopstock an Leopold Friedrich von Anhalt-Dessau, 5. November 1779: „u auch etwas [sc. schreiben] fon dem Wiener, där mich bekehren wolte, u nicht bekert hat.“

(Klopstock, Briefe 7, 1, S. 140).

³⁹⁷Klopstock an Friedrich V. von Hessen-Homburg, 18. Januar 1783, Klopstock, Briefe 8, 1, S. 2.

³⁹⁸Klopstock erhielt eine vertrauliche Mitteilung, die ihn von einer Äußerung des Paters Denis über die Aussichten seines ‘Wiener Plans’ in Kenntnis setzte: „so lange die Kayserinn lebe, werde nichts daraus werden; der Kayser selbst sey zwar kein Feind der Wissenschaften, doch gienge seine Aufmercksamkeit vornehmlich auf das Militär und Cameral Wesen.“

ranzedikt in der Ode 'An den Kaiser'!).³⁹⁹ Trotz einiger Bedenken

„Matt ferbiten Si in allem Ernste, daß är mich ja nicht anbitte“,

schreibt Klopstock an Karoline von Greiner, wolle er es noch einmal mit Joseph wagen.⁴⁰⁰ Ein neuer Vorstoß mit dem alten Anliegen kommt zu den vorausgegangenen:

„Ich habe mich zu verschiedenen Zeiten, und jedes mahl mit dem entschloßensten Anhalten bemühet eine Unterstützung der Wissenschaften zu veranlaßen. Ich durfte die Sache mit Lebhaftigkeit treiben, weil ich mich dabey des Vorthails nie begab, nichts für mich zu suchen, sondern allein für Andere zu arbeiten.“

schreibt er am 1. Januar 1779.⁴⁰¹ Letzteren Gesichtspunkt betont Klopstock noch 1782 in seinem Brief an Karoline von Greiner:

(Tiedemann an Klopstock, 18. April 1770, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 227). Cf. Pape, Die gesellschaftlich-wirtschaftliche Stellung Klopstocks, S. 117 und 125.

Den Grund für die Vorbehalte Maria Theresias erhellt eine Äußerung Eva Königs:

„So lange aber die Kaiserin lebt, ist es vielen Schwierigkeiten unterworfen, bis ein Protestant angenommen wird.“

(Eva König an Lessing, 19. November 1772, Lessings Briefwechsel mit Eva König, S. 203).

³⁹⁹„Das sogenannte Toleranzedikt (Toleranzpatent) wurde von Joseph II. im Rahmen einer umfassenden religionspolitischen Reformgesetzgebung am 13. 10. 1781 erlassen. Es erkannte den Lutheranern, Calvinisten und Griechisch-Orthodoxen private Religionsfreiheit und gleiche bürgerliche Rechte wie den Katholiken zu.“

Klopstock, Briefe 7, 3, Kommentar zum Brief von Matt vom 25. März 1782.

⁴⁰⁰Ignaz Matt, ehemaliger Legationssekretär Welspergs, niederösterreichischer Regierungsrat in Wien.

Klopstock an Karoline von Greiner, 15. März 1782, Klopstock, Briefe 7, 1, S. 232.

Karoline von Greiner und Haschka, ehemalige Vorleserin Maria-Theresias, s. Klopstock, Briefe 7, 3 S. 1076.

⁴⁰¹Klopstock an Carl Prinz von Hessen-Kassel. 1. Januar 1779, Klopstock, Briefe 7, 1, S. 115.

„Ich suche ja nichz für mich . . . Wen Si also für dän, där nichz für sich sucht, (dis können Si auf das Heiligste fersichern; u es wird auf das Heiligste gehalten wärden . . .) nichz tun können; so lassen Si ins kümftig dafon nicht anders, als fon einem Feienmärchen sprechen.“⁴⁰²

Diese Beteuerungen Klopstocks, er suche mit seinem ‘Plan’ nichts für sich, die Klopstocks Äußerungen zur vaterländischen Sache leitmotivisch begleitet haben, werden erst jetzt glaubhaft. Nunmehr, als Empfänger zweier Pensionen (der dänischen und der badischen) war er finanziell gesichert und nicht mehr auf dieses Projekt angewiesen. Klopstocks Wiener Freunde erwarteten damals (1782),

„der Kaiser würde Klopstocken her nach Wien laden, um ihn kennen zu lernen“.⁴⁰³

Klopstock wollte nur reisen, wenn die Einladung im Hinblick auf seinen ‘Plan zur Unterstützung der Wissenschaften’ erfolgte.⁴⁰⁴ Weder die gewünschte noch eine andere Art der Einladung erging indessen, und Klopstock blieb daher, wo er war, in Hamburg. Wieder einmal waren die Erwartungen Klopstocks und seiner Freunde

⁴⁰²Klopstock an Karoline von Greiner, 15. März 1782, Klopstock, Briefe 7, 1, S. 231.

Zu diesem oft wiederholten Gesichtspunkt der Uneigennützigkeit, cf. auch [Klopstock an Kaunitz], 28. April 1768, Klopstock, Gelehrtenrepublik, Werke 7, 1 S. 222.

⁴⁰³So berichtet Haschka in seiner „Ehrenrettung des Kaisers und Klopstocks“, in der er gegen das Gerücht angeht, Klopstock habe vom Kaiser 50 Dukaten für seine Ode ‘An den Kaiser’ empfangen.

(Deutsches Museum 1782, 2, St. 7 (Juli), S. 78 f. Zit. nach Klopstock, Briefe 7, 3, Kommentar zum Brief Karoline von Greiner und Haschkas an Klopstock, 6. 6. 1782, S. 1107).

⁴⁰⁴„in dem Falle, daß ich noch di Freüde haben könnte, nach Wien zu kommen. *Könte* musste ich sagen, weil es one gewisse Bedingungen, oder filmer Hofnungen (di ja nicht mich, sondern nur Andre angehen) nicht geschehen kan.“

Klopstock an Karoline von Greiner, 15. März 1783, Klopstock, Briefe 7, 1, S. 231.

Cf. Briefe 7, 3 S. 1078, Kommentar zum Brief vom 15. März 1782.

an der Realität gescheitert. Der Kaiser reagierte auf die Ode ‘An den Kaiser’ überhaupt nicht.⁴⁰⁵

„und unser Kaiser thut entweder nichts, oder er thut, was,
und wie es *seiner würdig* ist“.⁴⁰⁶

Diesen Grundsatz, den Klopstock selbst 1768 postuliert hatte, beherzigte der Kaiser anscheinend immer noch, und das hieß: es geschah auch weiterhin *nichts*, um den ‘Plan’ zu verwirklichen.⁴⁰⁷ Auch der neue Hof um Joseph verhielt sich in dieser Sache so wie fünfzehn Jahre zuvor der alte Hof: man antwortete auf ein neues Memorandum Klopstocks mit Schweigen.⁴⁰⁸

Klopstock und seinen Freunden blieb dieser Mißerfolg unbegreiflich. Friedrich V., Landgraf von Hessen-Homburg, hatte schon nach dem Scheitern des vorigen Versuchs ausgesprochen, was der Klopstock-Kreis dachte:

„Ich habe längst schon mit Leidwesen daran gedacht, daß Ihr

⁴⁰⁵Ob diese Ode dem Kaiser bekannt wurde, ist ungewiß. Cf. Briefe 7, 3 S. 1079, Kommentar zum Brief vom 15. März 1782.

Diese Ode ‘An den Kaiser’ verschickte Klopstock zunächst nur an seine Freunde. Sie wurde in einem Einzeldruck „Drei Oden von Klopstock, als Mskript. o. O. 1782“ versendet. Die beiden anderen Oden, ‘Der Traum’ und ‘Die Rache’, richteten sich wieder gegen Friedrich II.

Cf. Briefe 7, 3 S. 1086, Kommentar zum Brief vom 23. Mai 1782.

⁴⁰⁶Haschka, Ehrenrettung des Kaisers und Klopstocks, Kommentar zum Brief Karoline von Greiner und Haschkas, 6. 6. 1782, Klopstock, Briefe 7, 3, S. 1108.

⁴⁰⁷[Klopstock an Welsperg], 20. September 1768, Klopstock, Gelehrtenrepublik, Werke 7, 1 S. 224.

S. oben S. 443 mit Anm. 170 (4.2.2 Klopstocks ‘Plan’).

⁴⁰⁸Klopstock an Karoline von Greiner, 15. März 1782, Klopstock, Briefe 7, 1, S. 231.

Das Memorandum wurde 1783 auf den Weg gebracht und war 1784 immer noch nicht am Ziel.

Cf. Pape, Die gesellschaftlich-wirtschaftliche Stellung Klopstocks, S. 126.

Am 3. 9. 1783 bittet Klopstock Karoline von Greiner, einen Brief direkt an den Kaiser weiterzuleiten, damit der Kanzleiweg (Kaunitz!) umgangen würde.

(Pichler, Einige Briefe Klopstocks an Fr. v. Greiner in Wien, S. 131, s. Pape, Die gesellschaftlich-wirtschaftliche Stellung Klopstocks, S. 126).

Plan mit dem Kayser, scheiterte; und habe niemals begreifen können, warum.“⁴⁰⁹

Klopstock mußte seine langgehegten Hoffnungen begraben, sein „Feienmärchen“ wurde niemals Wirklichkeit.⁴¹⁰

„Ehmals verlor mein fliegender Blick in des Lebens
Künftiges sich, und ich schuf dann, was mir Wunsch war,
Fast zu Wirklichkeit: seine Freuden
Hatte das schöne Phantom!“⁴¹¹

Diese Selbstcharakteristik Klopstocks beschreibt auch sein Verhalten in der Wiener Affaire. Klopstock überschätzte in seinem ‘Plan zur Unterstützung der Wissenschaften’ seine eigenen Möglichkeiten und die seines Adressaten, Kaiser Josephs, erheblich. Außerdem konnte sich niemand von der Sache im Ernst ein „Finanzprojekt“ versprechen, wie es Gleim — sicher nicht ohne einen Wink Klopstocks — für ausgemacht hielt.⁴¹²

Hätte der Kaiser diesen ‘Plan’ auch geprüft und gut befunden, so hätte doch seiner Realisierung manches im Wege gestanden, denn andere Projekte gingen vor, zumal in Kriegszeiten.⁴¹³ Von

⁴⁰⁹Friedrich V., Landgraf von Hessen-Homburg an Klopstock, nach dem 4. Dezember 1782, Konzept, Klopstock, Briefe 7, 1, S. 263.

⁴¹⁰S. oben S. 512 mit Anm. 402.

⁴¹¹‘Das Gegenwärtige’ (1789), Klopstock, Oden, hg. Muncker u. Pawel 2, S. 68.

⁴¹²Nicolai an Lessing, 19. August 1769:

„Dazu kommt, daß Gleim im Ernst versicherte, die ganze Sache sey ein Finanzprojekt, weil man glaubte, daß wenn die berühmtesten Gelehrten ihre Werke in Oestreich drucken ließen, durch den Buchhandel unglaubliche Summen ins Land kommen würden. In diesem Falle bedauere ich die armen Hühner, die man der Eyer wegen hält die sie legen sollen.“

(Lessing, Sämtliche Schriften, hg. Lachmann u. Muncker, 19, S. 312).

⁴¹³Nach dem Siebenjährigen Krieg (1756–1763) war die Staatsverschuldung Österreichs erheblich gestiegen. Reformmaßnahmen wurden auf den Gebieten der finanziellen Verwaltung, im Steuer- und Rechtswesen eingeleitet. Infolgedessen war eine Förderung der Cameralwissenschaften dringlicher als eine der schönen Wissenschaften.

(S. Hurlebusch/Schneider, Die Gelehrten und die Großen, S. 75 mit Anm. 35).

einem oft unglücklich agierenden Herrscher wie Joseph wäre auch unter günstigeren Umständen nicht viel zu erwarten gewesen. So ist auch Josephs Äußerung am Ende seines Lebens aufzufassen:

„Ich wünschte, man schriebe auf mein Grab:
 ‘Hier ruht ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Entwürfe scheitern zu sehen.’“⁴¹⁴

ZUSAMMENFASSUNG

Der ‘Plan zur Unterstützung der Wissenschaften’ blieb, was er immer gewesen war: ein Phantom. Sein Realisierungsversuch in der Widmung der ‘Hermanns Schlacht’ war nur für Klopstock erkennbar, nicht für den Adressaten. Deshalb betrachtete Klopstock seine Widmung auch als mißglückt und suchte sie nachträglich zu entschuldigen.⁴¹⁵ Mißglückt aber war nicht die Widmung, sondern nur deren Verknüpfung mit dem ‘Plan’, die bewirken sollte, daß der ‘Plan’ mit und durch die Widmung angenommen würde. Diese Absicht Klopstocks, so feingesponnen sie auch war, mußte scheitern, wenn man die Widmung — wie es am Wiener Hof der Fall

Den bayrischen Erbfolgekrieg (Beginn: 1778) bezeichnete Klopstock dann selbst als neues Hindernis für seinen ‘Plan’:

„Wenn im Kriege nicht Alles danieder läge, was besser als Krieg ist; so würde ich Ihnen meine Bitte wiederholen, den Kaiser darauf aufmerksam zu machen, daß Er sein Wort, welches Er durch mich den Gelehrten geben ließ, nicht gehalten hat. Aber nun —“

(Klopstock an Gluck, 16. März 1778, Klopstock, Briefe 7, 1, S. 96).

Aber auch im Frieden zog Joseph „das Militär und Cameral Wesen“ den Wissenschaften vor, s. oben S. 510 mit Anm. 398.

⁴¹⁴Vehse, Geschichte der deutschen Höfe 2, 8, 14, S. 293 f.

⁴¹⁵S. Vorspruch zur Dokumentation in der ‘Gelehrtenrepublik’ (Klopstock, Werke 7, 1 S. 219).

Wenn „die Zuschrift aufhört ein Theil des Plans zu seyn; (sie war dieß dadurch daß sie eine jezige Ankündigung der Sache enthielt)“, wollte Klopstock sie zurückziehen.

(Klopstock an Völckersahm, 9. Mai 1769, Konzept, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 152).

war — allein als Widmung ansah und sie nach dem ihr zukommenden Verfahren behandelte. Klopstocks Rechnung konnte nicht aufgehen: er hatte das Mißverständnis zwischen sich und dem Kaiser selbst verschuldet, indem er unter dem Vorwand der Widmung dem Kaiser den ‘Plan’ schmackhaft machen wollte.

Klopstock wollte seine vaterländische Idee der ‘Unterstützung der Wissenschaften’ in Deutschland verwirklicht sehen: dazu wäre ihm fast jedes Mittel recht gewesen. Die Tradition der Widmung, die er wählte, schien ihm wegen seiner Wirkung auf die Öffentlichkeit für seine Ziele besonders geeignet. Sein Vorsatz, selbst den „Schein“ der „Schmeichelei“ zu meiden, um nicht in „Eigennutz-Verdacht“ zu kommen, macht es ihm dabei schwer, gerade eine Widmung zu schreiben.⁴¹⁶

Klopstocks Schwierigkeiten mit der Widmung zeigen auch an, daß das Verhältnis der ‘Großen’ zu den ‘Gelehrten’ problematisch geworden ist. „Ohne alle Beyhülfe der Großen“ geht es, trotz Klopstocks gegenteiliger Behauptung noch nicht, und mit diesen (wenn sie überhaupt willens sind, die ‘Gelehrten’ zu unterstützen) tauchen neue Schwierigkeiten auf: sowohl das Vertrauen der ‘Gelehrten’ in die ‘Großen’, wie das der ‘Großen’ in die ‘Gelehrten’ ist geschwunden.⁴¹⁷

⁴¹⁶ „So haß’ ich, bis auf ihren

Verlornsten Schein,

Auf das leichteste Wölkchen

Des Räucheraltars, die Schmeicheley.“

(‘Ihr Tod’ [= Maria Theresias], V. 9–12, Klopstock, Oden, hg. Muncker u. Pawel 2, S. 22).

Cf. Klopstocks Privatbrief an den Kaiser, in dem es heißt:

„was in meinem Munde Schmeicheley scheinen könnte, und die haß ich bis auf ihren Schein“.

(Klopstock an Joseph II., 31. Dezember 1768, Konzept, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 112).

⁴¹⁷ „Der Genius der deutschen Wissenschaft, der beschloßen zu haben scheint, daß ihre Vertrauten, ganz durch sich allein, und ohne alle Beyhülfe der Großen, unsterblich werden sollen, stellt sich mir überall in den Weg“.

(Klopstock an Prinz Carl von Hessen-Kassel, 1. Januar 1779, Klopstock,

„Das Betragen der meisten Gelehrten gegen die Grossen rechtfertigt diese nur allzusehr, wenn sie bey solchen Gelegenheiten Nebenansichten vermuten“.⁴¹⁸

Der Alleingang Klopstocks, der mit seinem patriotischen Projekt ein Miteinander der ‘Großen’ und der ‘Gelehrten’ bewirken wollte, mußte scheitern, da die Voraussetzungen dazu fehlten. Die erste Voraussetzung wäre allemal ein offenes Wort Klopstocks über die Absichten seiner Widmung gewesen, entweder in der Widmung selbst oder in einem Begleitbrief. Dies unterblieb, und so allgemein-unverbindlich wie Klopstocks Sprache in der Widmung war auch die Reaktion am Wiener Hof auf diese Widmung, was Klopstock zunächst verkannte.

Die Zeiten eines traditionellen Mäzenatentums waren bereits vorüber, als Klopstock diese umfassende und neue Unterstützung der Wissenschaften forderte und zugleich sich schon anzukündigen erlaubte. Diese emanzipatorischen Gedanken, deren Ziel es war, den ‘Gelehrten’ vom einzelnen Mäzen unabhängig zu machen, in einer Widmung vorzubringen, war ein besonderes Verfahren Klopstocks, das beim Kaiser und seiner Hofkanzlei allerdings auf Unverständnis stieß.⁴¹⁹ Die Idee eines deutschen Patriotismus war zudem kaum geeignet, die realpolitischen Bedenken eines Kaunitz (in dessen Beurteilung sich Klopstock getäuscht hatte) zu entkräften.

Der große Gegenstand, die Sache des Vaterlandes, der Klopstock schon „Deutschlands Genius mit hoher Fackel vorleuchten“ sah, öffnete Klopstock weder beim römisch-deutschen Kaiser in Wien noch beim preußischen König in Berlin die Türen.⁴²⁰

Der einzige, der Klopstocks Anliegen verstanden hat, ist kein Kaiser oder König, sondern nur ein Fürst, Carl Friedrich von Baden,

Briefe 7, 1, S. 116).

⁴¹⁸Klopstock an Lippert, 24. März 1775, Klopstock, Briefe 6, 1, S. 200.

⁴¹⁹Cf. Hurlebusch/Schneider, *Die Gelehrten und die Großen*, S. 81/82.

⁴²⁰Klopstock an Völkersahm, 16. September 1769, Konzept, Klopstock, Briefe 5, 1, S. 193.

gewesen. Er freue sich,

„den Dichter der Religion und des vatterlandes in meinem
Lande zu haben“

schrrieb Carl Friedrich über Klopstock.⁴²¹ Als Dichter der Religion
und des Vaterlandes fühlte sich Klopstock in der Tat. Klopstock
wußte nicht nur

„auf dem geraden Wege zum Himmel, einen Pfad zum un-
sterblichen Ruhme in dieser Welt zu finden“

(also durch seine ‘Messias’-Dichtung!), sondern auch durch seine
‘Hermanns Schlacht’.⁴²²

Die Absicht, zur Unterstützung der Wissenschaften aufzurufen, ist
Klopstock freilich mit seiner Widmung zur ‘Hermanns Schlacht’
mißlungen. Diesen seinen „Lieblingsgedanken“, für den er 19 Jah-
re lang gekämpft hatte, mußte Klopstock schließlich doch aufge-
ben.⁴²³ Immerhin aber bliebe

„durch die Hermanns-Schlacht und die Zueignung derselben
an Joseph den Zweiten“ „eine wunderbare Anregung“

zurück, die geeignet schien, das

„Selbstgefühl der Nation zu erwecken“.⁴²⁴

So meinte Goethe.

⁴²¹Carl Friedrich von Baden an Klopstock, 3. August 1774, Klopstock, Briefe
6, 1, S. 174.

⁴²²Th. G. von Hippel an Klopstock, 1772 [Widmungsbrief!], Lappenberg,
Briefe von und an Klopstock, S. 240.

Theodor Gottlieb von Hippel, geb. 1741, widmete Klopstock seine 1772
in Berlin anonym erschienenen geistlichen Lieder. Er war Kriminalrichter zu
Königsberg.

(Lappenberg, Briefe von und an Klopstock, S. 497).

⁴²³Klopstock an Prinz Carl von Hessen-Kassel, 1. Januar 1779, Klopstock,
Briefe 7, 1, S. 115.

⁴²⁴„Durch die Hermanns-Schlacht und die Zueignung derselben an Joseph
den Zweiten hatte Klopstock eine wunderbare Anregung gegeben. Die Deut-
schen, die sich vom Druck der Römer befreiten, waren herrlich und mächtig
dargestellt, und dieses Bild gar wohl geeignet, das Selbstgefühl der Nation zu
erwecken.“

(Goethe, Dichtung und Wahrheit 3, 12, WA 28, S. 141).

KAPITEL 5

WIDMUNG UND LESER

ASPEKTE EINER ENTWICKLUNG DES WIDMUNGSWESENS IN DER LITERATUR DES 17. UND 18. JAHRHUNDERTS

5.1 WIDMUNG UND LESER IM 17. JAHRHUNDERT

5.1.1 DER LESER IN DER WIDMUNG

Die Person des Adressaten, ja allein schon sein „Name“ sei imstande, „des Lesers Gewogenheit bey dem ersten Antritt zu erhalten“, behauptet Harsdörffer.¹

Diese Leserfunktion teilt die Widmung mit der Vorrede: auch hier wird um die Gewogenheit des Lesers geworben.

Die Widmung in ihrer Funktion als „Lobrede“ auf den Adressaten profitiert von dem öffentlichen Interesse, das dem Adressaten gilt, d. h., man liest sie vor allem um des Adressaten willen.² Des Lesers „Gewogenheit“ wird durch des Adressaten „Autorität“ und „Achtbarkeit“ erreicht.³ Seinem Werk („Gedicht“) habe er „kein

¹Harsdörffer, Gesprächspiele 6, ND, Widmung S. [15] f.

²Rist, Das Friedejauchtzende Teutschland, 1653, Widmung S. [3].

³„So lebe ich der getrostest Zuversicht/ E. Durchl. werden Ihre nicht verdrießlich seyn lassen diese geringe Lehrschrift bey müßigen Stunden dann und wann zu durchblättern und deroelben zugleich eine große Autorität und

besser *Ansehen*“ zu machen gewußt, schreibt Klaj in der Widmung an Carl Gustav Wrangel,

„als wann ich ihm dessen Namen an die Stirne schriebe, durch welches vielfaltiges Siegen, Erfahrungen der Kriegessachen, Wissenschaften in Ritterspielen, dieses blutfließende Kriegswesen sich geleet“.⁴

Vorrede und Widmung geben Anleitungen, wie das Werk — nach dem Willen des Autors — gelesen werden soll. Nach den Gesetzen der Rhetorik soll der Zuhörer im Anfang geneigt, aufmerksam und wohlwollend gestimmt werden, und diese Aufgabe, den Leser positiv zu beeinflussen, kann auch und gerade von der Widmung übernommen werden, deren konventioneller Ort ja der Bucheingang ist.⁵ Nicht nur *lesen* soll jeder Leser des Buches die Widmung, sie soll ihm auch gefallen. Einer etwaigen Kritik am Widmungsstil (die er ganz selbstverständlich zuerst vom Leser, nicht vom Adressaten erwartet) sucht Feind in seiner „Zuschrift“ zuvorzukommen:

„hätte man mir billig verweislich vorzurücken/ daß ich auf was sehr eitles beflissen/ und mein Gemüht in Sachen belustigte/ wodurch ich des Lesers beunruhigen würde/ ich will sagen: einen Tand leerer Wörter/ die jedoch/ nach den verdorbenen Sitten dieser bösen Zeiten in den Zuschriften vor unumgänglich wollen gehalten werden.“⁶

Feind will dem Leser den Eindruck vermitteln, der Autor wisse wohl, wie nach allen Regeln der Kunst eine Zueignung zu verfassen sei — und wenn er doch einmal davon abweiche, lägen eben besondere Gründe dafür vor, für die der Autor geradezu um „Li-

Achtbarkeit/ als welcher sie vor sich sonsten wol ermangeln dürfte/ gnädigst mitzuteilen“.

Stieler, Sekretariatkunst, 1681, Widmung S. [7f.].

⁴Klaj, Freudengedichte, [1650], Widmung, hg. Keller, S. 72.

⁵„iudicem attentum, docilem, benevolum parare“, cf. Lausberg, Elemente der literarischen Rhetorik, S. 25.

⁶Feind, Deutsche Gedichte 1. Theil., 1708, Widmung S. [3f.].

zenzen“ bei dem Leser nachsucht. Ähnlich beginnt Gryphius die Widmung seiner „Kirchhoffs-Gedancken“ vor den Augen der Welt (den „weltlichen Augen“) zu rechtfertigen:

„Hier kan ich nicht mehr/ als den Leser (wo auch iemand dieses *lesen* wird) versichern/ daß mein Herr weder etwas ungebührendes begehret/ noch ich etwas ungewöhnliches gewaget“.⁷

In der Tat bedarf eine Widmung mit dieser Trauerthematik einer Erklärung, um Mißverständnissen vorzubeugen, und diese wird ohne Umschweife in der Widmung selbst geliefert.⁸ Von dieser gebotenen Rechtfertigung einmal abgesehen, ist diese Erwähnung des Lesers allein schon bemerkenswert: sie macht den impliziten Leser der Widmung auf einmal sichtbar. Gryphius setzt hier keinen besonderen Leser voraus, sondern einfach den Leser seines Werks.

Der Leser ist in der Widmung, ob explizit benannt oder nicht, präsent. Gemeint ist zunächst der zeitgenössische Leser, der das Buch druckfrisch in Empfang nimmt. In späteren Auflagen werden Vorreden und Widmungen oft aktualisiert, mit dem Nebeneffekt, daß — wie in der Vorrede — der Leser sich als unmittelbarer Zeitgenosse angesprochen fühlen kann.⁹ In einzelnen Fällen ist darüber hinaus sogar vom Leser der Nachwelt die Rede, der

⁷Gryphius, Kirchhoffs-Gedancken, Widmung, S. [2], Deutscher Gedichte 1. Theil, 1657. Hervorhebung von mir.

⁸Gryphius erklärt an dieser Stelle:

„Ich zwar bekenne/ daß es frembd in weltlichen Augen/ einem/ und zwar so hohen/ und in hohen Ehren sitzenden Freunde einen Kirchhoff zu geben/ in dem Niemand Sich in nur eines Todtengesellschaft wünschet.“

Die Widmung ist an den Kurfürstlich-Brandenburgischen Hof- und Justizrat Johann Caspar von Gerßdorff gerichtet.

(Gryphius, Kirchhoffs-Gedancken, Widmung, S. [2], Deutscher Gedichte 1. Theil, 1657).

⁹Z. B. Stieler, Sekretariatkunst, 1681, „Zuschrift“ an Wilhelm Ernst, Herzog zu Sachsen. Die „Erste Zuschrift“ von 1672 galt noch dem vorigen Regenten: den Brüdern Johann Ernst, Johann Georg und Bernhard, Herzögen zu Sachsen.

mit aller Vorsicht, aber doch auch mit Zuversicht ins Auge gefaßt wird.¹⁰ Für die Kraft, mit der eine Widmung die Aufmerksamkeit der Mitwelt zu erregen vermag, gibt es verschiedene Erklärungen.

5.1.2 LESER, ADRESSAT UND NACHWELT

Durch die Widmung an einen hochgestellten *Adressaten* erhält auch das Werk einen Abglanz von dessen „Ansehen“, und zwar schon im voraus, noch ehe der Leser zum Text des Werkes selbst vorgedrungen ist. Das heißt nun aber *nicht*, daß eine Widmung — ist nur der Adressat ‘ansehnlich’ genug — jede Art von Werk legitimieren könnte, wie die Äußerungen einiger Autoren über das Verhältnis von Adressat und Werk naheulegen scheinen.¹¹ Im Gegenteil bestehen offenbar recht strenge Vorschriften, welche Art von Werk einem solchen Adressaten zugeschrieben werden kann. Wenn „seine Schrifften etwas würdigs wären/ er solche wohl irgends einem Maecenato dediciret hätte“ schreibt Grimmelshausen am Schluß der Vorrede zum Satyrischen Pilgram, den er eben *nicht* dedizieren wollte und konnte.¹² Die Vorstellung, daß ein hoher Adressat Anspruch auf ein seiner würdiges Werk hat, prägt auch die Entschuldigung Opitzens für die Widmung seiner ‘Geistlichen Poemata’ an eine Fürstin:

„Dieweil alle Schrifften worauff ich meine gehorsambe Wolmeynung zu bezeugen gedencken kan/ geringer sind/ als daß sie in E. F. Gn. gnädige Hände zu gelangen verdienen“.¹³

¹⁰ „daß ich in dieser kurtzen Zuschrift der gegenwertigen/ vielleicht auch der künftigen Nachwelt nur mit weinigem dasjenige zuverstehen gebe/ welches sonst ein grosse und weitläufftige Lobrede/ ja wol eine ganzes Buch schwerlich könnte fassen“.

(Rist, Das Friedejauchtzende Teutschland, 1653, Widmung, Sämtliche Werke 2, S. 212.)

¹¹Z. B.: „Nichts ist so groß und prächtig, als der Namen, den ich vor dieses Werk setze; und nichts ist geringschätziger als dessen Inhalt“.

(Molière, Die Männer-Schule, Widmung, übers. von F. A. Bierling).

¹²Grimmelshausen, Satyrischer Pilgram, 1671, ND, Vorrede S. 8.

¹³Opitz, Geistliche Poemata 1638, ND, Widmung an Sibylle Margarethe,

Der Leser kann sich auf die Widmungswürdigkeit eines Werks verlassen, an dessen Spitze der Name einer einflußreichen Persönlichkeit steht. Insofern fungiert der Adressat für den Leser auch als Indikator für die Art von Literatur, die ihn im Buch erwartet. Natürlich ist seine gesellschaftliche Stellung — die in der obligatorischen Titulatur möglichst vollständig anzuzeigen ist — nicht der einzige Hinweis für den Leser auf die Gattung des zugeeigneten Werks vor dessen Lektüre. Vor allem die mitunter ausführlich erklärenden Buchtitel der Zeit leisten dies schon auf der ersten Seite des Buchs. Die Rolle des Adressaten für das Buch ist aber nur schwer zu ersetzen: er ist der Gewährsmann für dessen Ansehen und Würdigkeit. Die Widmung des 17. Jahrhunderts spricht viel vom Adressaten und wenig vom Leser: indem sie vom Adressaten handelt, hofft sie doch, auch den Leser zu gewinnen.

Für die wertvollen Dienste, die der Adressat als Widmungsempfänger für Buch und Leser leistet, wird ihm von selbstbewußten Poeten reicher Lohn verheißen: Unsterblichkeit bei der Nachwelt. Wenn der Adressat durch seinen Namen für das Ansehen des Werks bei den Zeitgenossen sorgt, so kann der wahre Poet dafür dem Adressaten Ansehen bei den nachfolgenden Generationen versprechen — wenn seine Schriften überdauern. Ohne „Zuthun der Poeten“ müßten die „rühmlichen Exempel“ der „Potentaten“ — die den Lebenden noch gut bekannt sind — bei der Nachwelt in Vergessenheit geraten. Gegen die Vergänglichkeit der Zeit setzt der Dichter seine Ewigkeit: es ist seine Aufgabe, dem Adressaten „in dem Herten der Nachkommen ein ewiges Haus aufzubawen“.¹⁴

Die Zeit ist ein entscheidender Faktor für die Erwartungen, die in den Leser gesetzt werden. Vom Leser als Zeitgenossen zum Leser der *Nachwelt* ist es oft nur ein Schritt. Vor dem zeitgenössischen Leser rangiert der Adressat der Widmung. Der Leser der Nachwelt

Gräfin von Dönhof, geb. Herzogin in Schlesien, S. 3f.

¹⁴Opitz, Acht Bücher Deutscher Poematum, 1625, Widmung S. [9 u. 10].

aber bekommt Macht über den Adressaten, indem dessen Unsterblichkeit, die mit der des Werks verbunden ist, von der Aufnahme des Lesers abhängt.

Schon der Dichter des Humanismus im 16. Jahrhundert verstand sich, der Antike nachfolgend, als Kündler und Spender des Ruhms.¹⁵ Die Hoffnung auf *Nachruhm* kann für Autor und Adressat im 17. Jahrhundert zum entscheidenden Antrieb des Handelns in poetischen Sachen werden. Die Dichter haben die Aussicht, „daß, wenn ihr leib schon modert/ doch ihr Nahme und Ruhm in Schriften grünet“.¹⁶ Die Adressaten treibt — wie Opitz sicher zu Recht behauptet — vor allem die „Begiehr der Unsterblichkeit“ in die Mäzenatenrolle.¹⁷ Der Poet hat es in der Hand, ob aus dem Ansehen des Adressaten Nachruhm wird: er kann

„[. . .] in das Sternenbuch mit güldner Dinte schreiben/
Daß es die Nachwelt liest und ewig muß bekleiben“.¹⁸

Alles sei vergänglich, so fährt Klaj an dieser Stelle seiner „Überreichungsschrift“ fort,

„Nur ein Poët verbleibt/ und seine Lust die Bücher/
Sind für den Untergang mit ihrem Vatter sicher/
und pochen Zeit und Tod.“¹⁹

Klaj formuliert damit einen Gemeinplatz seiner Zeit, der immer wieder zur Rechtfertigung der Poesie und der Poeten dient.

Ist sich der Poet aber — aus vorgeblicher oder wirklicher Bescheidenheit — des Fortlebens seiner Werke nicht so gewiß, so kann er seine Adressaten auch noch anders locken, ihre Mäzenatenfunktion weiterhin zu erfüllen.

¹⁵S. Schottenloher, Die Widmungsvorrede im Buch des 16. Jahrhunderts, S. 1.

¹⁶Männling, Der Europaeische Helicon, 1704, S. 18 f.

¹⁷Opitz, Acht Bücher Deutscher Poematum, 1625, Widmung S. [9]. S. oben S. 173 mit Anm. 253 (2.2.3 Kritik des Schutzes: ‘Nutz’).

¹⁸Klaj, Aufferstehung, 1644, Widmung, V. 37 f., Redeoratorien.

¹⁹Klaj, Aufferstehung, 1644, Widmung, V.41 ff., Redeoratorien.

„Behaltet solchen Geist/ so wird von eurem Wesen
In einer bessern Schrift die letzte Nach-Welt lesen“.²⁰

So ruft er ihnen in diesem Fall zu und verheißt seinen Adressaten damit Nachruhm durch das Werk eines berufeneren Poeten, wenn sie dort die Rolle der Widmungsadressaten übernehmen.

Noch eine Möglichkeit, in der Widmung vom Nachruhm zu handeln, besteht in der Übertragung dieser Funktion auf den Adressaten. Nicht der Kraft des Poeten und ihrer Wirkung auf den künftigen Leser wird der Nachruhm zugetraut, sondern allein dem Adressaten.

„durch die Vorsetzung Dero berühmten Nahmen“ erhalte das „sonst schlechte Ansehen“ seiner Dichtung erst seinen „Glantz“, schreibt Beccau.²¹ Auch Lohenstein hofft auf den „Ruhm“ seines Adressaten, der dem Werk Fortleben und Nachruhm sichern soll.²² Das höchste Ziel des Poeten, der Nachruhm, liege im Vermögen des Adressaten, das wird immer wieder in Widmungen behauptet, ja sogar dann, wenn das Werk „schlecht“ (= schlicht) oder „schwach“ sein sollte:

„Ein starcker Wille gibt den Preiß dem schwachen Wercke.
Durch Muth und deine Gunst bekommt es dople Stärke/
Und seine Finsterniß durch deine Strahlen Schein.“²³

Höchste Huldigung für den Adressaten bedeutet es, wenn der Autor sich selbst und sein Werk so bedingungslos der fremden Macht unterstellt. Nur das Ansehen des Adressaten könne dem Werk Dauer verleihen — nicht umgekehrt. In diesem Fall wird dem Adressaten allein mehr zugetraut als Autor, Leser und Publikum zusammen.

²⁰Schelwig, Timon, 1671, Widmung, S. [3].

²¹Beccau, Zuläßige Verkürzung müßiger Stunden, 1719, Widmung, S. [3].

²²„Zwar Sophonisben fehlt so Glantz als Kostbarkeit;

Doch Nesselrodens Ruhm kan sie so schätzbar machen:

Daß ihr Gedächtnüs wird bestehn für Neid und Zeit“.

Lohenstein, Sophonisbe, 1680, Widmung, A.T., 271–273.

²³Morhof, Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie, 1682, Widmung, ND, S. 392.

5.1.3 LESER UND PUBLIKUM

Die Adressaten sind durch die Widmungen bekannt, für welches *Publikum* aber schreibt der Autor literarischer Schriften im 17. Jahrhundert? Mit welchem Leser rechnet der Autor für seine Werke? Als Faustregel für uns heute könnte gelten: immer mit dem Lesertyp, den er selbst nennt. Der gewünschte Lesertyp taucht häufig schon auf dem Titelblatt auf.²⁴ In der Widmung wird dieser durch den einzelnen Adressaten im Besonderen vorgestellt und in der Vorrede allgemein angesprochen. Hallmann z. B. adressiert seine Widmung zur Mariamne an einen Reichsgrafen, die Vorrede dann an den „Standes und Würden nach Geehrtesten Leser“ (er rechnet also mit Lesern unterschiedlichen Standes, die er entsprechend anreden will).²⁵ Johann Beer verfaßt zum 2. Teil des *Simplicianischen Welt-Kuckers* eine Zueignungsschrift „An meinen vielgeliebten und sehr vertrauten Freund“.²⁶ Die Vorrede ist an „Den lesenden Freund/ Und Freundlichen Leser“ gerichtet. Hallmann interessiert der Stand des Lesers, er orientiert sich nach oben zum Adel, Beer schreibt dagegen für Leute, die eben nicht durch ihren Stand, sondern durch die Beziehung zu ihm charakterisiert sind.

Die *Zweiteilung* des barocken Publikums — einerseits der Leser höfisch-gelehrter Schriften, andererseits der Leser, der nur unterhalten werden will wie von einem Freund, ist in der Tat ein charakteristisches Merkmal der Epoche. Auch die Leserschaft beider Bereiche — faßt man sie mit Vorbehalt zusammen — ergibt aber

²⁴Z. B.: „Lustigen Gemüthern zu Gefallen“ (Stieler, *Geharnschte Venus*, ND, Titelblatt).

Cf. dazu: „Schon die Widmungen, die jedem barocken Werk vorausgehen und mit pompösen Adjektiven und Hyperbeln die Tugenden des Widmungsempfängers preisen, und gelegentlich auch die Frontispize indizieren klar das Publikum, an das sich der Dichter wendet.“

(Martino, *Barockpoesie*, Publikum, S. 120).

²⁵Hallmann, *Mariamne*, *Trauerspiele* 1, Vorrede, S. [4] und [5].

²⁶Namens: „DON VERSONCHRASULSTU. Vaffgo Phorusugi.“ (Ein Anagramm?) Beer, *Welt-Kucker* 2. Theil, 1678, Widmung.

noch kein ‘Publikum’, wie der Begriff seit dem 18. Jahrhundert in Gebrauch ist und verstanden wird.²⁷

Für das 17. Jahrhundert ist immer noch der Ausspruch eines Adrian Beier verbindlich, der in seinem „Kurtzen Bericht von der Nützlichen und Fürtrefflichen Buch-Handlung“ (1690) die Situation des literarischen Marktes so zusammenfaßt: „Der Gelehrte produciert und der Gelehrte konsumiert des Buchhändlers Waren“.²⁸ Damit ist nicht nur gemeint, daß der ‘Gelehrte’ sich als eifrigster Produzent und Konsument der nicht-literarischen Neuerscheinungen auf dem Buchmarkt erwies (auch nur in dieser Rolle hätte er leicht seine führende Position behaupten können, da die deutsche Buchproduktion um 1700 sich ganz überwiegend aus Fachliteratur — vor allem zur Theologie — zusammensetzte), sondern daß er auch in literarischen Gebieten tonangebend war.²⁹ Unter dem Publikum, das sich in Deutschland für schönggeistige Schriften interessierte, und das im ganzen 17. und noch in den ersten beiden Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts aus wenigen tausend Personen bestand, waren Adel, Patriziat und eben die Gelehrten die tragenden Schichten.³⁰

Ohne Orientierung am Leben der höheren Stände und ohne eine möglichst universelle Bildung — das gilt nicht nur für die beson-

²⁷ „Publikum“ erst ab dem 18. Jahrhundert gebräuchlich, s. Habermas, *Strukturwandel der Öffentlichkeit*, 1971, S. 40 f.

²⁸ Zit. nach Hansers *Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 3,1, S. 137.

Cf. Martino, *Barockpoesie, Publikum*, S. 108.

²⁹ „Im Jahr 1700 beläuft sich die in den Meßkatalogen verzeichnete deutsche Buchproduktion auf 978 Werke [...] Von diesen 978 Werken gehören 430 zum Fach Theologie, 85 zur Jurisprudenz, 63 zu Medizin, 157 zur Geschichte und ihren Hilfswissenschaften, 197 zur Philosophie, 28 beschäftigen sich mit Dichtung (davon 4 in lateinischer, 23 in deutscher und 1 in französischer Sprache) und 18 mit Musik.“

(Martino, *Barockpoesie, Publikum*, S. 109).

³⁰ „Jedenfalls beläuft sich aber das Publikum, das in Deutschland schöngestigtes Schrifttum kauft, im ganzen 17. und den ersten beiden Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts auf wenige tausend Personen.“

(Martino, *Barockpoesie, Publikum*, S. 111).

ders exponierte Gattung des barocken Trauerspiels — war Literatur nicht herstellbar und nicht rezipierbar. Dafür spricht auch die Gegenprobe: immer dann, wenn eine Schrift einen größeren Kreis als den der literarisch Gebildeten ansprechen soll, wird dies ausdrücklich erwähnt. So vermerkt Grimmelshausens „Ewig-währender Calender“ schon auf dem Titelblatt, daß ihn „ein Jeder/ der nur Lesens und Schreibens kündig“ zu seinem Nutzen gebrauchen könne.³¹

Für den gemeinen Mann, den „rauhem, dummen Herrn Omnis“, war die gelehrte Kunstdichtung des 17. Jahrhunderts keinesfalls geschrieben.³² Dies verkünden die Poeten mit Stolz, ist es doch ein Ausdruck ihrer esoterischen Zielsetzung.³³ Man bleibt unter sich und schreibt Werk und Widmung — wie Rist und noch Gottsched betonen — für die „gelehrte Welt“.³⁴ Der „Gelehrte Leser“ ist die rechte Adresse dieser Dichtung.³⁵ „Wer für Herrn Omnis schreibt“ ist eben *nicht* „Gelehrt zu nennen“ — und dies wollte ein nach Höherem strebender Skribent dieser Zeit sich am allerwenigsten nachsagen lassen.³⁶ Die „Ungelehrten“ mag ein solcher

³¹Grimmelshausen, Ewig-währender Calender, 1670, ND.

³²Harsdörffer, Poetischer Trichter 3, 1653, ND S. 379.

³³Cf. Martino, Barockpoesie, Publikum, S. 122.

³⁴„In Erwegung dieses alles/ wird mir es kein Verständiger Mensch veraragen/ daß ich in dieser Zueigenungs-Schrift nur das jenige der Gelehrten Welt/ ohne einige Schmeicheley oder Liebkosen/ habe zuvernehmen geben wollen/ was an sich selber der Warheit durchauß gemeß“.

(Rist, Das Friedejauchtzende Teutschland, 1653, Widmung, Sämtliche Werke 2, S. 217).

„wobey ich der gelehrten Welt öffentlich diejenige Verehrung bekannt machen und wiederholen kann“.

(Gottsched, Nöthiger Vorrath, 1757, Widmung, S. [11]).

³⁵„An den gelehrten und bescheidenen Leser“ überschreibt Hallmann eine seiner Vorreden.

(Hallmann, Trauer- Freuden- und Schäffer-Spiele, [1684], Vorrede).

³⁶So ist die Frage Birkens jedenfalls zu verstehen:

„Wer für Herrn Omnis schreibt/ ist der Gelehrt zu nennen?“
(Birken, Teutsche Rede-bind- und Dichtkunst, 1679, S. 165).

Autor „nicht zu Richtern“ seiner Bücher „einladen“.³⁷ Der ‘Gelehrte’, der im 17. Jahrhundert das literarische Geschehen so entscheidend prägt, ist freilich nicht mit dem heutigen Begriff des Gelehrten gleichzusetzen. Seine Wirkung erzielte der ‘Gelehrte’ des 17. Jahrhunderts ja nicht in einem bestimmten Gebiet der Wissenschaften, sondern als Vermittler einer universellen Gelehrsamkeit in Gesellschaft und Literatur seiner Zeit. Daß dies geschehen konnte, hängt mit einem wichtigen Umwandlungsprozeß, der historische und politische Ursachen hat, im Deutschland des 17. Jahrhunderts zusammen.³⁸ Ein Teil des Gelehrtenstandes, der im 16. und noch im 17. Jahrhundert seinen festen Platz in der sozialen Hierarchie einnahm, als höchste Schicht des Bürgertums nämlich, begab sich an die Höfe und bildete dort zusammen mit einem Teil des Feudaladels eine neue Schicht: das Hofbeamtentum der fürstlichen Territorialstaaten.³⁹ Dabei konnte der ehemalige Angehörige des Gelehrtenstandes seine bürgerlichen Vorstellungen einer universellen Gelehrtensamkeit auch am Hof durchsetzen, während er sich gleichzeitig Wertvorstellungen des Adels — Fürstendienst und Repräsentation — aneignete. Dieses Hofbeamtentum bürgerlicher wie adliger Herkunft bildete zusammen mit den Beamten der kaiserlichen und der städtischen Bürokratie die eigentlich kulturschöpferische Schicht des 17. Jahrhunderts: aus ihm gehen sowohl die Verfasser wie auch das Publikum der Dichtung hervor.⁴⁰ „Fürsten, Freiherren, Edelleute und andere wackere Bürger“ bildeten das tatsächliche wie auch das einzig erwünschte Publikum der gelehrt-höfischen Dichter.⁴¹ Nach dem dritten Jahr-

³⁷„Sie pflegen sich ungebeten wol einzustellen“, setzt Czepko an dieser Stelle hinzu.

(Czepko, Unbedachtsame Einfälle, Vorrede, Sämtliche Werke 1, 1, S. 162.)

³⁸Cf. Martino, Barockpoesie, Publikum, S. 126.

³⁹‘Soziale Mobilität und Entstehung des Beamtentums’, s. Martino, Barockpoesie, Publikum, S. 124 f.

⁴⁰Z. B. als Verfasser Abschatz, Lohenstein, Logau, Haugwitz, cf. Martino, Barockpoesie, Publikum, S. 124.

⁴¹Nach Arletius war dies die Zusammensetzung des Breslauer Theaterpu-

zehnt des 18. Jahrhunderts war es damit unwiderruflich zu Ende. Für einen freilich begrenzten Zeitraum herrschte zwischen den Adligen und den Angehörigen der bürgerlichen Intellektuellenschicht am Hof eine solche Gleichheit der politischen und repräsentativen Ziele, daß man von einer vollkommenen Einigkeit sprechen kann.⁴² Ab 1730 beginnt die ‘Verbürgerlichung’ des literarischen Publikums. Gleichzeitig ist ein auffälliger Rückgang von Widmungen an vornehme Persönlichkeiten zu beobachten.⁴³ Mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln der Gelehrsamkeit — zu der ja auch die Dichtkunst zählt — leisteten die Poeten in ihren „Nebstunden“ ihren Beitrag zur Repräsentation der höfischen Gesellschaft. Autor und Leser waren — da beide die Sphäre des Hofes als ihr Zentrum begriffen — sich von Anfang an in ihrer ästhetischen Kommunikation einig. Die Frage, für wen er schreibe, hätte den Barockautor wohl kaum in Verlegenheit gebracht: er hätte sein Publikum im wesentlichen namentlich aufzählen können — wie er ja auch tatsächlich mit den Adressaten der Widmungen den repräsentativsten Teil dieses Publikums öffentlich bekanntgibt.

Lohenstein, der seine ‘Sophonisbe’ (1680) Nesselrode zuschrieb, hat in ihm den exemplarischen Adressaten gefunden: durch seine öffentlichen Funktionen repräsentiert Nesselrode barocke ‘Welt’, seine privaten Ambitionen treiben ihn zur Poesie. Die politischen Interessen der beiden Freunde Lohenstein und Nesselrode gehen über Deutschland hinaus: „Europa“ heißt der künftige Aktionsraum Nesselrodes, und dieses ‘Europa’ ist auch Lohensteins Ziel.⁴⁴ ‘Europa’ heißt der Machtanspruch Habsburgs, den Lohenstein in seinen Trauerspielen vertritt. ‘Europa’ ist zugleich aber auch der Geltungsbereich seiner Trauerspiele. Diese wechselseitige Verflech-

blikums, das den Aufführungen von Gryphius, Lohenstein und Hallmann beizuhörte.

Cf. Martino, Barockpoesie, Publikum, S. 119 mit Anm. 55.

⁴²Cf. Martino, Lohenstein, S. 173.

⁴³Cf. Martino, Daniel Casper von Lohenstein, S. 152.

⁴⁴Lohenstein, Sophonisbe, A.T., Widmung 275 f.

tung der Interessen in Dichtkunst und Politik, die Autor und Adressat nicht nur zeigen, sondern sogar personifizieren, erweist sich auch im Nachruhm-Motiv. Letzteres wurde noch bei Opitz in der Widmung zu den ‘Acht Büchern Deutscher Poematum’ (1625) an Fürst Ludwig von Anhalt ganz unverhohlen als Lock- und Druckmittel gegenüber den Herrschenden verwendet.⁴⁵ In Lohensteins Nesselrode-Versen wird der Nachruhm als gemeinsame Leistung von Autor und Adressat gesehen.

Auch der Leser wird in diese Gemeinschaft von Autor und Adressat miteinbezogen. Für Lohenstein — und das gilt überhaupt für den Typus des gelehrten Dichters in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, für den er hier steht — ist der Adressat sein Leser und der beste Vertreter des gegenwärtigen Publikums. Wie nahe sich im kleinen Kreis der Gebildeten Autor und Leser waren, darauf wurde schon hingewiesen. Und der Adressat ist nur innerhalb dieser Gemeinschaft von Autor und Leser zu finden. Für den Barockautor wäre Literatur ohne den Gedanken an den Leser nicht herstellbar; ohne Leser, das hieße ja auch: ohne Adressaten und ohne öffentliche Wirkung.

Die Widmung hat ihren Grund im literarischen Leben der Zeit, sie geht aus der Homogenität des Autors mit seinem Publikum — den Anregern, Förderern, möglichen Adressaten und Lesern — hervor.

Wenn aber der Adressat für den zeitgenössischen Leser steht, so werden seine Interessen schon mit der Widmung genügend vertreten. Nur der *künftige* Leser ist der, dessen sich ein solcher Autor noch nicht gewiß sein kann. Ihn zu gewinnen ist die letzte und erstrebenswerteste Leistung der Dichtung, nicht mehr aber — wie noch bei Opitz und Klaj — eine selbstverständlich einkalkulierte Folge dichterischen Schaffens.

Auch die Widmung hat — wie das Werk — die Hoffnung auf den künftigen Leser, denn dieser Leser bedeutet auch ihre Chance,

⁴⁵S. oben S. 523 mit Anm. 14 (5.1.2 Leser, Adressat und Nachwelt).

über den Tag hinaus zu wirken. Ihre Hauptaufgabe sieht auch eine solche Widmung darin, die Interessen des Adressaten bei der „künftigen Nachwelt“ zu vertreten.⁴⁶

Im allgemeinen wendet sich die Widmung wie die Vorrede aber an den zeitgenössischen Leser.

Wer könnte auch geeigneter sein als dieser, um den Leser der Zukunft zu gewinnen? Der Zeitgenosse Lohensteins, Nesselrode, ist Adressat und idealer Leser des Trauerspiels zugleich: und so wird seine positive Rezeption des Werks (die schon durch die Annahme der Widmung genügend dokumentiert ist) zum Beispiel für die Nachwelt; seine Wertschätzung wird zum Anstoß für das künftige Überleben des Werks, den Nachruhm.

Seinen „redlichen/ deutsch-gesinneten Lesern“ verspricht Zesen gar,

„ihren ruhm mit güldenenn buchstaben selbst zwischen das gestirne zu setzen/ und der ewigkeit einzuverleiben“,

wenn sie sich seiner Schrift nur recht annehmen.⁴⁷ Der Poet könne auch dies bewirken, mit dem Werk auch sein Publikum unsterblich werden zu lassen. Freilich, was im Falle der Poeten und ihrer Widmungsadressaten durchaus praktikabel schien, die Verbindung von Name und Ruhm, erscheint im Falle aller Leser eher zweifelhaft. Die sicher glückliche Lage der Literaturschaffenden am Ende des Jahrhunderts, den zeitgenössischen Leser, den man erreichen will, erreichen zu können und erreicht zu haben, wird nirgendwo deutlicher als in den Widmungen der Zeit. Sie legen Zeugnis ab von einem funktionierenden Kommunikationsvorgang zwischen Autor und Leser durch Adressat und Werk.

⁴⁶ „daß ich in dieser kurtzen Zuschrift der gegenwertigen/ vielleicht auch der künftigen Nachwelt nur mit wenigem dasjenige zuverstehen gebe/ welches sonst ein grosse und weitläufftige Lobrede/ ja wol ein ganzes Buch schwerlich könnte fassen.“

(Rist, *Das Friedejauchtzende Teutschland*, 1653, Widmung, Sämtliche Werke 2, S. 212).

⁴⁷Zesen, *Hoch-deutscher Helikon*, 1649, Vorrede, S. [4].

5.2 WIDMUNG UND LESER SEIT DEM 18. JAHRHUNDERT

5.2.1 VERÄNDERUNGEN DER PUBLIKUMSINTENTIONEN DES AUTORS

„Diese Gedichte sind eine wenige Überbleibung von denen/ welche ich in meinen jüngern Jahren theils zu meiner eignen Vergnügung/ theils gutten Freinden zu Liebe gefertigt“. ⁴⁸

„Alle übrigen [sc. Gedichte] sind entweder nach der ersten Absicht für einzelne Personen [...] oder, in Ermanglung andrer Beschäftigungen, zu meiner eignen und etlicher Freunde Gemüts-Ergözung aufgesetzt worden.“ ⁴⁹

Wäre nicht die unterschiedliche Orthographie, so könnte man glauben, daß beide Äußerungen über die poetische Motivation, die sich aus der Gleichgestimmtheit des Dichters mit seinen Freunden ergibt, von demselben Autor stammen könnten, oder wenigstens doch von Autoren, die einander zeitlich und geistig nahestanden. Das Gegenteil ist der Fall: zwei verschiedene Dichtertypen in einem jeweils anderen Jahrhundert zeichnen dafür verantwortlich: Lohenstein, der gelehrte Barockautor, und Wieland, der sich als einer der ersten im 18. Jahrhundert um eine professionelle Schriftstellereistenz bemühte. Dennoch werden von den beiden Autoren in ihren Vorreden von 1680 bzw. 1762 ähnlichlautende Erklärungen abgegeben, die vor allem im Hinblick auf das literarische *Publikum* der jeweiligen Zeit aufschlußreich sind.

Mit der Beschaffenheit des Publikums — das zeigte sich am Beispiel Lohensteins — ist die Widmungspraxis eng verknüpft. Die Frage nach dem Leser eines Werks konnte oft schon mit ‘der Adressat der dazugehörigen Widmung’ zufriedenstellend beantwortet

⁴⁸So beginnt Lohensteins Vorrede zu den „Blumen“, 1680.

⁴⁹Wieland, Vorbericht zu den poetischen Schriften, 1762, Akademie-Ausgabe, 1, 3, S. 296.

werden. Wenn sich aber das Publikum entscheidend wandelt, wandelt sich auch die Widmungspraxis.

Wielands Äußerung über sein Publikum greift auf einen Gemeinplatz zurück: Dichtung zur eigenen oder guter Freunde Unterhaltung ist die stehende Redewendung des Dichters, der sich wegen seiner Amtsgeschäfte nur in den Nebenstunden erlauben kann, zu schreiben. Der Nebenstudenten-Topos gehört zum Dichter des Barock und hielt sich noch in der frühen Aufklärung beim „ständischen“ Dichter (Gottsched). Der Schriftstellertyp Wielands war vom Übergang des „ständischen“ Dichtertums zur professionellen Autorschaft bestimmt.⁵⁰ Diese Äußerung wäre zu Wielands Zeit tatsächlich befremdlich, berücksichtigte man nicht den Zusammenhang, in dem sie steht und der ihr eine neue Wendung gibt: sie hat nur für Wielands bis dahin veröffentlichte poetische Produktion (den „Cyrus“ ausgenommen) Gültigkeit und ist mit einer zunächst ernstgemeinten Absage an einen weiteren „poetischen Lebenslauf“ verbunden.⁵¹

Die poetische Produktion stellte Wieland trotz dieser Ankündigung freilich nicht ein, aber daß der Anfang der 60er Jahre des 18. Jahrhunderts einen Wendepunkt, ja eine „Revolution“ für sein Selbstverständnis als Schriftsteller bedeutete, ist unbestritten.⁵² Von nun an nutzt Wieland jede Gelegenheit, um seinem Ideal einer unabhängigen Schriftstellerexistenz näherzukommen, d. h. er ist vor allem darum bemüht, seine Werke auf eine breite ökonomische Basis zu stellen. „mit Absichten auf das Publikum“ zu schreiben, stellt von da ab für ihn nicht mehr die Ausnahme dar (wie er im Falle des „Cyrus“ betonte), sondern wird ihm zum literarischen Programm.⁵³ Seinen Roman „Agathon“ kündigt er bald

⁵⁰Cf. von Ungern-Sternberg, Wieland und das Verlagswesen seiner Zeit, AGB 14, 1974, Sp. 1211 ff. (Sp. 1233).

⁵¹Wieland, Vorbericht zu den Poetischen Schriften, Akademie-Ausgabe, 1, 3, S. 296 f.

⁵²Cf. von Ungern-Sternberg, Wieland, Sp. 1287 f. („Schriftstellerkrise“).

⁵³Wieland, Vorbericht zu den Poetischen Schriften, Akademie-Ausgabe,

nach den „Poetischen Schriften“ schon 1763 wie folgt an:

„*Agathon* ist das erste Buch das ich für die Welt schreibe, alles vorige war nur für mich und etliche gute Freunde oder Freundinnen geschrieben“.⁵⁴

Als einer der ersten Autoren des 18. Jahrhunderts sieht Wieland die Möglichkeit, für ein allgemeines Publikum zu schreiben. Noch zu diesem Zeitpunkt wirkte die schon aus dem 17. Jahrhundert bekannte Zweiteilung des Publikums — hier der kleine Kreis der mit dem Autor befreundeten Literaturkenner, dort die breite Masse der ungeschulten Leser — weiter. Zwischen dem „verständigen“ und dem „unverständigen“ Leser bestand für die Literaturkritik eine schwer überbrückbare Kluft, die noch an die Zeiten des „rauen, dummen Herrn Omnis“ erinnert.⁵⁵ Erst jetzt, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wird die noch in der Aufklärung maßgebliche Nebenstunden-Poetik verabschiedet, für die die Einschränkung des Publikums auf Freunde und Kenner typisch ist. Wielands und Lohensteins Absichtserklärungen in den betreffenden Vorreden zu ihren poetischen Werken unterscheiden sich — trotz ähnlichem Wortlaut — in ihren Intentionen erheblich voneinander: während Lohensteins Äußerung als Bilanz seiner Beweggründe als Schriftsteller bestehen bleibt (er zieht sie in der

1, 3, S. 296.

„Cyrus“ stellte für Wieland noch einen Sonderfall (und ein literarisches Experiment dazu) dar. Er war für ein zwar unbekanntes, aber doch im wesentlichen noch esoterisch bestimmtes Publikum der „Kenner“ geschrieben. (S. Wielands „Vorbericht“ zum *Cyrus* von 1759!).

Cf. von Ungern-Sternberg, Wieland, Sp. 1319 mit Anm. 272.

⁵⁴Wieland an Geßner, 28. April 1763, Wieland, Briefwechsel 3, S. 163.

⁵⁵H. W. von Gerstenberg leugnet in der Rezension zum *Agathon* (!) geradezu die Möglichkeit, für beide Arten von Lesern zu schreiben:

„und daß in dieser Absicht, so lange die Welt steht, noch nie ein Buch geschrieben worden, das für alle Leser gerecht sei, welches auch freilich nicht wohl möglich sein möchte, da niemand leicht behaupten wird, für mehr als Eine Klasse von Lesern schreiben zu können.“

(Gerstenberg, Rezension zu „Geschichte des *Agathon*“ [1768], *Meister der deutschen Kritik*, S. 92).

Tat gegen Ende seiner Laufbahn), bedeutet Wielands Äußerung — im Kontext betrachtet — eine deutliche Absage an sein bisheriges poetisches Verfahren, und dies zuerst aus ökonomischen Rücksichten.⁵⁶

„Über dis habe ich aus der Tichter-Kunst niemals ein Handwerck gemacht/ weniger davon Auffenthalt oder Gewin zu suchen von nöthen gehabt“,

schrrieb Lohenstein mit Genugtuung in der zitierten Vorrede.⁵⁷ Wieland, gerade indem er die Prinzipien der Nebenstundenpoetik als nicht mehr vereinbar mit seine Möglichkeiten als Dichter verwirft, geht nun wieder den entgegengesetzten Weg, nach der Lessingschen Sentenz, „die Kunst geht nach Brodt“.⁵⁸

5.2.2 DAS ALLGEMEINE PUBLIKUM IN SEINER BEDEUTUNG FÜR DIE WIDMUNGSPRAXIS

Freilich, für alle Arten von Lesern zu schreiben, bedeutete auch für einen Autor vom Typ Wielands nach seiner Neuorientierung um 1760 ein uneinlösbares Versprechen. Diesen Hoffnungen konnte sich um diese Zeit allein der Unterhaltungsschriftsteller zu Recht hingeben, nicht aber ein Autor wie Wieland, der an sich selbst und sein Publikum weitaus höhere Ansprüche zu stellen pflegte.⁵⁹

⁵⁶Wieland z. B. sollte die Subskription der 2. Ausgabe des Agathon „soviel eintragen“, daß er „in Sokratischer Mittelmäßigkeit, weder arm noch reich, aber in Muße leben könnte“.

(Wieland an Gleim, 4. Mai 1772). — Cf. von Ungern-Sternberg, Wieland, Sp. 1440).

⁵⁷Lohenstein, Blumen, 1680, Vorrede, S. [8].

⁵⁸Lessing, Emilia Galotti, 1, 2, Sämtliche Schriften 2, hg. Lachmann u. Muncker, S. 380.

⁵⁹„einige Kenntniß von Mythologie und Geschichte, und einige Belesenheit in Romanen, Comödien und andern Werken der Einbildungskraft und des Witzes“ fühlte sich Wieland berechtigt, bei „seinen Lesern und Leserinnen“ vorauszusetzen.

(Wieland, Der Neue Amadis, 1, 1771, S. 27 Anm. 10).

Wieland äußert (in einem Widmungsbrief!), er habe „keine andere Absicht“, als „gelesen zu werden; und dieses ist genug“. ⁶⁰ Dies bedarf sicher der Erläuterung, aber jedenfalls signalisiert er schon damit vor der Biberacher Zeit seine neue publizistische Intention. ⁶¹ Auf dem Gebiet der schönen Literatur gehörte Wieland zu den meistgelesenen Autoren seiner Zeit.

Wielands Wendung zu einem allgemeinen Publikum — die dann doch ein Stück hinter ihren Intentionen zurückbleiben mußte — wurde erst möglich durch die Veränderungen, die sich im 18. Jahrhundert durch die „Leserevolution“ ergaben. ⁶² Dadurch entstand nach 1760 ein potentiell, nicht mehr standesspezifisch orientiertes Lesepublikum, das für die gehobene Literatur allerdings erst gewonnen werden mußte. ⁶³ Am Ende des Jahrhunderts konnte dann schließlich — von der Warte des Buchhändlers aus — das Fazit gezogen werden: „Der Buchhändler macht sein Debit nicht allein an Gelehrten, sondern hat aus allen Ständen Abnehmer“, schrieb Johann Friedrich Korn 1797. ⁶⁴ Erst jetzt war die lange Zeit bestehende Dominanz des ‘Gelehrten’ für das literarische Leben auf allen Gebieten gebrochen. ⁶⁵

Die sechziger Jahre des 18. Jahrhunderts bedeuteten nicht nur den entscheidenden Wandel in Wielands intendiertem und im tatsächlichen Publikum der Zeit, sie werden zu Recht auch als

⁶⁰Wieland, *Araspes und Panthea*, Widmung, Akademie-Ausgabe, 1, 3, S. 2.

Cf. von Ungern-Sternberg, *Wieland*, Sp. 1320.

⁶¹Seit 1758 konstatiert von Ungern-Sternberg Wielands wachsendes Interesse am Ertrag seiner Schriften (cf. Sp. 1320).

Erst 1763 wurde aber Wielands Wendung zu einem größeren Publikum evident (Agathon-Ankündigung!): Nun kündigt er auch für den „Don Sylvio von Rosalva“ an, er „wollte ein Buch machen, das für die meisten wäre“.

(S. von Ungern-Sternberg, *Wieland*, Sp. 1362).

⁶²Sie entsteht beim Übergang von der intensiven zur extensiven Lektüre.

Cf. R. Engelsing, *Die Perioden der Lesergeschichte der Neuzeit*, Sp. 981 ff.

⁶³Cf. Hansers *Sozialgeschichte der dt. Literatur*, 3, 1, S. 138 f.

⁶⁴Zit. nach Martino, *Barockpoesie, Publikum*, S. 134.

⁶⁵S. oben S. 529 (5.1.3 Leser und Publikum).

Wendepunkt in der Widmungspraxis angesehen.⁶⁶ Die Buchproduktion stieg proportional zum Publikumszuwachs — die Widmungen in den Büchern aber wurden seltener.⁶⁷ Die Gleichzeitigkeit dieser Phänomene — der Anstieg des potentiellen Publikums für schöngeistige Schriften auf der einen Seite, und der Rückgang der Widmungen in diesen Schriften auf der anderen Seite, hat noch keine befriedigende Erklärung gefunden. Zu Anfang stand jedenfalls *nicht* — wie behauptet wurde — ein sich stärkendes Selbstbewußtsein des sich nun auf bürgerliche Werte besinnenden Autors.⁶⁸ Der Prozess begann vielmehr, wie Martino zeigte, mit der Abkehr des Adels von der deutschsprachigen Literatur.⁶⁹ Diese für die Lage des Schriftstellers im 18. Jahrhundert so folgenreiche Veränderung sollte auch zu einer Neuorientierung im Widmungswesen führen.

Das Einverständnis von Intelligenz und Adel auf kulturellem und politischem Gebiet (Lohenstein und Nesselrode!), das in den Wid-

⁶⁶Cf. Haferkorn, Zur Entstehung der bürgerlich-literarischen Intelligenz, 1974, S. 141 und S. 163 f.

⁶⁷Martino, Barockpoesie, Publikum, S. 134.

⁶⁸„Parallel zum Übergang vom Verlags- zum Urheberrecht ging das bis dahin gebräuchliche Dedikationswesen als mittelbare Entlohnung zugunsten der unmittelbaren Honorierung literarischer Produkte durch den Verleger zurück. Der Rückgang dieser nachträglichen und außerwirtschaftlichen Honorierung — sie hielt sich bis zum Ende des 18. Jahrhunderts — ist am Schwinden der den Werken vorangestellten Widmungen und Vorreden zu beobachten. Sie wurden seltener [...] je mehr sich das *Selbstbewußtsein* des Schriftstellers stärkte.“

(Haferkorn, Zur Entstehung der bürgerlich-literarischen Intelligenz, S. 206, Hervorhebung nicht im Text).

⁶⁹„Die politische Klasse schreibt und spricht französisch, liest fast ausschließlich Texte oder Übersetzungen in Französisch [...] sie ignoriert und verachtet die deutsche Kultur und Literatur (Friedrich II. bildet den aufsehenerregenden Fall). Die Zeiten, in denen die herrschenden Fürsten und Herzöge sowie die Fürsten, Grafen und Barone des Reiches und der niedere Adel sich in Zusammenarbeit mit der bürgerlichen Intelligenz der deutschen Sprache und Literatur annahmen, gehören jetzt der Vergangenheit an.“

(Martino, Barockpoesie, Publikum, S. 142).

mungen dieser Zeit Ausdruck gefunden hat, war nun nicht mehr gegeben. Dieser Wandel, der schließlich zum Positionswechsel der ‘Skribenten’ führte, wurde aber zunächst durchaus nicht als Fortschritt empfunden, sondern wegen seiner Auswirkungen auf die schreibende Intelligenz heftig beklagt. Die „Mächtigen der Erde“ waren nun immer weniger willens oder in der Lage, das „Schicksal“ des „Gelehrten“ zu verbessern: und erst diese Erfahrung machte es für die „Gelehrten“ notwendig, „durch *sich selbst* für ihr und ihrer Kinder Wohl besorgt zu seyn.“⁷⁰ Diese Erfahrung war es auch, die die ‘Skribenten’ lehrte, mit Widmungen an die „Mächtigen der Erde“ zurückhaltender zu werden.

„Fürwar, welcher heutiges Tages *der* Meynung Bücher schreibt, und sie hernach *dediciret* auf Hoffnung viel dadurch zu erlangen, der irret weit und kan sich selbst häßlich betrügen [...] unsere Zeiten bringens nicht anders mit sich, da der mehrere Theil [der Herren] nicht mer begert gute *ingenia* zu foviren, sondern vielmehr zu vexiren und zu drucken [= drücken]“,

klagte Polykarpus Leyser schon 1605.⁷¹ Immerhin sah er zu seiner Zeit noch einen Ausweg aus diesem Dilemma: die Widmung an seine „gnädigste Herrschafft, von denen ich ohne des meinen Sold und Aufenthalt habe“, also an seine Dienst- und Brotherren.⁷²

Diese Art der Beziehung liegt auch noch Widmungen zugrunde, die Autoren des 18. Jahrhunderts verfaßt haben: z. B. bei Wieland, als er seinen Widmungsbrief zu ‘Horazens Briefen’ an den Herzog Carl August von Weimar schrieb. Eine Verpflichtung zur Widmung wurde von den Autoren freilich nicht mehr empfunden und von den Brotherren nicht mehr erwartet.

Die adlige Elite hatte sich aus ihrer Gönnerfunktion für Literatur

⁷⁰Berichte der allgemeinen Buchhandlung der Gelehrten vom Jahre 1781, S. 160 f. Zit. nach Berg, Die Selbstverlagsidee bei deutschen Autoren im 18. Jahrhundert, AGB VI, 1966, Sp. 1387.

⁷¹Zit. nach Tacke, De Dedicacionibus Librorum, 1733, S. 48.

⁷²Zit. nach Tacke, De Dedicacionibus Librorum, 1733, S. 49.

und Literaten zurückgezogen, rühmliche Ausnahmen gab es freilich immer noch.⁷³ Die Gönnerpatronage wurde dadurch zu einer eher seltenen Erscheinung, so daß dieser Anlaß zur Widmung keine große Rolle mehr spielen konnte. Auch die Schriftstellerpatronage, die vereinzelt an die Stelle des Mäzenatentums der Adligen trat, hinterließ im Widmungswesen des 18. Jahrhunderts keine mit den Auswirkungen des Mäzenatentums im 17. Jahrhundert vergleichbaren Spuren.⁷⁴

Was blieb dann noch übrig, wenn auch die Gönnerschaft Einzelner die Kluft zwischen literarischer Intelligenz und Adel nicht zu überbrücken vermochte? Für die Literatur: die Wendung an neue Leserschichten, an ein allgemeines Publikum, für die Widmung aber bedeutete der Verlust des besonderen Publikums, der adligen Elite, den Anfang vom Ende. Zum Schritt an die 'Welt' taugte nun nichts weniger als eine Widmung, die nur *einen* genau bestimmten Adressaten aus dem Leserkreis hervorhebt. Das Geleitwort für das Buch vertraute man nunmehr allein der Vorrede an, die sich von jeher an alle Leser des Buchs richtete. Nur so ist zu erklären, warum die Vorrede im 18. Jahrhundert keineswegs im selben Maß aus den Büchern verschwand wie die Widmung.⁷⁵

⁷³Z. B. den Erzbischof von Mainz, Karl Theodor von Dalberg und seinen Bruder Wolfgang Heribert von Dalberg, der zeitweilig das Nationaltheater von Mannheim leitete. (Adressat von Schillers Widmung zu 'Kabale und Liebe' 1784!).

⁷⁴Gleim war wohl der bekannteste Mäzen unter den damaligen Schriftstellern, cf. Haferkorn, S. 212. Für Wieland war es Bodmer, in dessen Haus in Zürich er zwei Jahre (1752–54) verbrachte. Ihm und Breitinger ist die zweite Auflage der 'Poetischen Schriften' gewidmet, wie Wieland am Ende seines „Vorberichts“ (1770) anmerkt: „Uebrigens wiede ich diese Gedichte meinen alten und ehrwürdigen Freunden, dem Herrn Canonicus Breitinger, und dem Herrn Professor Bodmer, in Zürich, zum öffentlichen Zeichen der dankbaren Erinnerung an die unverdiente Güte, womit sie mich in meinen glücklichen Jünglingsjahren überhäuft, und der Freundschaft, deren sie mich zu einer Zeit, da die Welt noch nichts von mir wußte, gewürdiget haben“.

(Wieland, Poetische Schriften, Vorbericht, Akademie-Ausgabe 1, 3, S. 298).

⁷⁵Dagegen Haferkorn: „Die Widmungen und [!] Vorreden wurden überflüssig und tatsächlich ist deren auffälliger Rückgang seit den 60er Jahren zu beob-

Für alle zu schreiben, bedeutete von nun an oft: niemandem zu widmen.

Das Publikum als ein „unsichtbares Kommerzium der Geister und Herzen“ forderte, gerade weil es sich konkret schwer fassen ließ, weit mehr an Tribut als der reale Widmungsempfänger, dessen Ansprüche an Autor und Werk mit der Widmung schon zufriedengestellt waren.⁷⁶ Auch das Publikum wollte — wie der Widmungsempfänger — „Komplimente“ sehen, darüberhinaus aber verlangte es vom Autor unbedingte Unterwerfung unter sein Urtheil.⁷⁷ Einen spielerischen Umgang mit seinem Publikum konnte sich ein Barockautor wie Stieler (als ‘Filidor’) noch leisten.⁷⁸ Nun

achten.“

(Zur Entstehung der bürgerlich-literarischen Intelligenz, S. 164, cf. ebenda S. 206).

⁷⁶Herder, *Sämmtliche Werke*, hg. Suphan, 13, S. 5.

Cf. Haferkorn, S. 164.

⁷⁷„Ein sehr abgeschmacktes Compliment“ nennt es Lessing, wenn sich der Autor aus falscher Bescheidenheit vor dem Publikum zielt:

„Ich würde dem Publico ein sehr abgeschmacktes Compliment machen, wann ich ihn [sc. den Beifall] ganz und gar nicht verdient zu haben, bekennen wollte.“ (Lessing, *Schriften*, Dritter Theil, 1754, Vorrede, *Sämtliche Schriften*, hg. Lachmann u. Muncker, 5, S. 267).

Lessing sagt über das Publikum theatralischer Stücke: „Es komme nur, und sehe und höre, und prüfe und richte. Seine Stimme soll nie geringschätzig verhöret, sein Urtheil soll nie ohne Unterwerfung vernommen werden.“

(Lessing, *Hamburgische Dramaturgie*, Ankündigung, *Sämtliche Schriften*, hg. Lachmann u. Muncker, 9, S. 182.)

⁷⁸Bezeichnend für die jeweilige Epoche und für die Absichten ihrer Autoren sind die unterschiedlichen Verwendungen desselben Vorredenmotivs bei Stieler und Wieland. Beide kündigen, sollte ihr Werk gefallen, eine Fortsetzung an. Stieler spricht zu seinen Lesern so:

„Merke ich/ daß meine Venus dir beliebig seyn wird/ so setze ich dir zu gefallen meine Feder noch wol weiter an/ wo nicht: kan ichs auch wol bleiben lassen.“

(*Geharnschte Venus*, 1660, Vorrede, ND S. [7].)

Wieland so:

„Wir würden dem zweyten Theile, dessen Ausgabe von der Aufnahme des ersten abhängen wird, den Vortheil der Neuheit und den Lesern zu gleicher Zeit ein künftiges Vergnügen rauben, wenn wir den Inhalt desselben vor der

sollte aus dem Spiel in vielen Fällen bitterer Ernst werden, da ja nunmehr die schriftstellerische Existenz von der Aufnahme des Werks beim Publikum abhängig war. Schillersches Pathos („Das Publikum ist mir jetzt alles, mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter“) ist dazu freilich nicht immer notwendig.⁷⁹ Mit großer Einmütigkeit werden nun aber doch in den Vorreden Absichtserklärungen abgegeben, die nichts weiter als Ergebnisadressen an den „Souverain“ Publikum vorstellen. Hier geschieht mehr als nur ein Wechsel der obersten Instanz: vom Freund und Gönner in der Widmung zum allgemeinen Publikum in der Vorrede. Die Wendung ans Publikum signalisiert dabei mitunter noch deutlich ihre Herkunft von der Wendung an den Widmungsempfänger.

„Mit diesen Gesinnungen überreichen wir unsern Freunden und Lesern diesen zweyten Band unsers Hamburgischen Theaters“ — bis in die Einzelheiten der Formulierung (hier: der Überreichungsformel) geht die Übernahme der Redewendungen, die auf die Widmung und ihren Adressaten gemünzt waren, in den Kontext der Vorrede.⁸⁰ Der „Idee des Lesers“ — dem idealisierten Publikum — kommen nun dieselben Funktionen zu wie zuvor dem Idealtyp des Widmungsempfängers: Das Publikum wird als „Muse“ und

Zeit bekannt machen.“

(Wieland, *Agathon*, Erster Theil, 1766, Vorbericht, S. [13]).

Ein zweiter Teil des ‘*Agathon*’ ist nie erschienen. Cf. das Urteil Lessings über ‘*Agathon*’: Lessing begründet die enttäuschende Rezeption damit, daß er „für das deutsche Publicum noch viel zu früh geschrieben zu seyn scheint“.

(Lessing, *Hamburgische Dramaturgie*, 69. Stück, *Sämtliche Schriften*, hg. Lachmann u. Muncker, 10, S. 80.)

Auch über eine Fortsetzung der ‘*Geharnschten Venus*’ ist nichts bekannt, obwohl sie offenbar bei ihren zeitgenössischen Lesern Anklang gefunden hat. (S. *Geharnschte Venus*, ND hg. Zeman, Nachwort S. 17)

⁷⁹Schiller, *Ankündigung der Rheinischen Thalia*, *Deutsches Museum* 2, Leipzig 1784, S. 565.

⁸⁰*Hamburgisches Theater* 2, Hamburg 1777, Vorrede, S. IV.

Cf. Lichtenberg: „Hier überreiche ich dem deutschen Publikum das erste Heft einer Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche“.

(Lichtenberg, *Schriften und Briefe* 3, *Hogarthische Kupferstiche*, Vorrede, S. 660).

„Gehilfin“ des Autors verstanden.⁸¹

5.2.3 INTENDIERTES PUBLIKUM UND WIDMUNGSPRAXIS

Mit der programmatischen Absage an den Einzelnen als bestimmenden Faktor im literarischen Leben und der Einsetzung eines nun erst entstehenden allgemeinen Publikums an dessen Stelle ergaben sich neue Probleme, die den Autor auf dem Weg zum „freien“ Schriftsteller begleiteten. Die Frage, für wen man schreiben solle und könne, wenn die Art der Lektüre nicht mehr standesspezifisch festgelegt und so ein fest umrissener Rezipientenkreis nicht mehr gegeben war, stellte sich immer dringlicher.

Das Wort „Publikum“, schrieb Herder 1765, sei „oft ein Räthselhafter Name“ — blieb es doch meist eine unbekannte Größe für den Autor.⁸² Aus der Unkenntnis über die Zusammensetzung dieses Publikums und der Unsicherheit über seinen öffentlichen oder privaten Charakter erwuchs das Unbehagen des Schriftstellers bei diesem Begriff:

„Wo soll man stehen, um sich von diesem Publikum richten zu laßen? Auf dem Markt, oder in Privat-Häusern?“⁸³

Schon aus diesen Gründen wurde klar, daß das zunächst emphatisch begrüßte allgemeine Publikum, das für die ökonomische Existenz des Schriftstellers auch unbedingt benötigt wurde, keineswegs den Vorstellungen des Schriftstellers von seinem idealen Publikum genügen konnte. „Wir schreiben“, so seufzte Wieland, „ins weite Blaue, für alle Menschen und für die liebe Nachwelt — und eben dadurch für niemand“.⁸⁴ Freilich gab es literarische Kunstgriffe, um den Kontakt mit dem Leser, der verlorenzugehen

⁸¹Hamann, *Sämtliche Werke*, hg. Nadler, 2, S. 348.

⁸²Herder, *Sämtliche Werke*, hg. Suphan, 1, S. 20.

⁸³Herder, *Sämtliche Werke*, hg. Suphan, 1, S. 20.

Cf. Kiesel / Münch, *Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert*, S. 169.

⁸⁴Wieland, *Teutscher Merkur*, 4. Heft, 1776, S. 75.

drohte, wiederherzustellen, und gerade Wieland setzte sie virtuos ein (so z. B. in der Vorrede zum ‘Agathon’, dessen Fortsetzung er von der „Aufnahme“ beim Leser abhängig machte).⁸⁵ Eine Garantie für den Erfolg boten sie allerdings nicht — wie die zunächst enttäuschende ‘Agathon’-Rezeption zeigte, die Wieland bewog, auf den angekündigten zweiten Teil zu verzichten.⁸⁶ Die Versuche, den unbekanntem Leser zur Mitarbeit am literarischen Werk zu bewegen, wurden aber keineswegs aufgegeben, sondern vor allem in den Zeitschriften (im Falle Wielands: im ‘Teutschen Merkur’) weiterverfolgt.⁸⁷

Mit wechselndem Erfolg wird nun versucht, mit der unbekanntem und ungreifbaren Menge von Lesern Kontakt aufzunehmen (auch auf dem Weg der Subskription konnte dies geschehen) und gleichsam ‘Lesepädagogik’ für die neu hinzugewonnenen Publikumsschichten, vor allem Frauen und Jugendliche, zu betreiben.⁸⁸ Fast unbemerkt geschieht parallel dazu Erstaunliches: die theoretisch schon verabschiedete Begrenzung des Leserkreises von Kennern und Freunden wird praktisch wieder in ihre Rechte eingesetzt. Dies bedeutete in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch einmal eine Chance für die Widmung.

⁸⁵Wieland, Agathon, 1766, „Vorbericht“, S. [13].

Cf. auch den „Vorbericht“ zum ‘Cyrus’ (1759), in dem Wieland sein Werk zum literarischen Experiment erklärt: „Der Verfasser setzt diese Probe von einem weitläufigen und langwierigen Werke, welche ungefehr den vierthen Theil desselben ausmacht, den Augen des Publici aus, um den *Geschmack* der *Leser* zu sondieren“.

(Wieland, Cyrus, Akademie-Ausgabe 1, 3, S. 88, Hervorhebung nicht im Text).

⁸⁶S. oben S. 541 f. mit Anm. 78.

⁸⁷Schon die ‘Moralischen Wochenschriften’ zeigen diese Tendenz. Cf. Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur, 3,1, S. 270 und 273.

⁸⁸S. Kiesel/Münch, Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert, S. 168.

WIELANDS WIDMUNGSBRIEFE ZU 'IDRIS UND ZENIDE' UND 'MUSARION'

Auch nach 1762/63, dem Zeitpunkt der Herausgabe der 'Poetischen Schriften' und des 'Agathon', behält Wieland die Gewohnheit bei, von Fall zu Fall seinen Werken eine Widmung mit auf den Weg zu geben. Der für die „Welt“ geschriebene 'Agathon' freilich blieb ohne Widmung (sein anonymes Erscheinen hätte ohnedies eine Widmung nach der Regel nicht zugelassen). 1768/69 verfaßt Wieland zu 'Idris und Zenide' und 'Musarion' zwei Widmungstexte, deren Publikumsintentionen geradezu rückschrittlich anmuten.⁸⁹ Die bereits als nicht mehr zeitgemäß erkannte Nebenstundenpoetik wird anscheinend rehabilitiert und die alte Rechtfertigung, Dichtung diene nur zur Unterhaltung guter Freunde, wird wieder neu bekräftigt.⁹⁰

Bei näherer Betrachtung hat sich aber doch — im Vergleich zu der Zeit vor 1760 — in diesen beiden Widmungstexten einiges gewandelt, und wenn auch wieder die Nebenstudentopik ins Spiel kommt, so in dem neuen Licht der persönlichen Erfahrung Wielands, die im 'Vorbericht' von 1762 noch fehlte. Trotz seiner „unpoetischen Umstände“ sei es gelungen, wie Wieland im Widmungstext zu 'Idris und Zenide' sagt, neben „Stand und Beruf, worinn ich mich seit acht Jahren befinde“, zu seinem „eigenen Vergnügen“ die poetische Produktion fortzusetzen.⁹¹ „So groß der Reiz ist, den diese Art von Ergötzung für mich hat“, setzt er hin-

⁸⁹Wieland, Idris und Zenide, Widmungsbrief von 1768, „An Herrn P. R. in E.“, Akademie-Ausgabe 1, 7, S. 13–18.

Wieland, Musarion, Widmungsbrief von 1769, „An Herrn Creyßteuereinnehmer Weisse in Leipzig“, Akademie-Ausgabe, 1, 7, S. 157–160.

⁹⁰„Ich kann [...] mit Wahrheit sagen, daß ich meine Gedichte publicire, wie Herr Jourdain beyrn Moliere seine Seidenzeuge verkaufte; er wollte für keinen Krämer angesehen seyn; er ließ nur einige Stücke für seine gute Freunde ausmessen“.

(Wieland, Idris und Zenide, Widmung, Akademie-Ausgabe, 1, 7, S. 13). Cf. oben S. 533 mit Anm. 49 (5.2.1 Veränderung der Publikumsintentionen).

⁹¹Wieland, Akademie-Ausgabe, 1, 7, S. 14.

zu, „so kann ich doch kein Geschäfte daraus machen“, und deshalb verlangt er, „als ein bloßer Dilettante“ in der Dichtkunst milder beurteilt zu werden „als ein anderer, der die poetische *Hederam* [= lat. ‘Efeu’] vor sein Haus ausgehängt hat, oder dafür besoldet ist, ein Dichter zu seyn“.⁹²

Die Dichtkunst zu seiner eigentlichen Profession zu machen, ist Wieland bis jetzt nicht gelungen, und um „wie Horaz in seinem Sabino und Pope in seinem Twickenham“ „dieser glücklichen Unabhängigkeit und Muße“ zu genießen, die es möglich macht, „für die Unsterblichkeit zu arbeiten“, fehlt ihm (noch!) der Mäzen, den er später in Carl August von Sachsen-Weimar finden sollte.⁹³ „Ich lebe“, bekannte Wieland dann als Pensionempfänger von des Herzogs Gnaden, nachdem seine Rolle als Erzieher zu Ende war, „in einer erwünschten Freiheit von öffentlichen Geschäften, den Musen und mir selbst ein unscheinbares, aber glückliches Leben; begünstigt mit der Gnade meiner guten Fürsten und der Liebe vieler Rechtschaffnen“.⁹⁴

Noch war es aber nicht soweit: jetzt empfand Wieland noch das Drückende seiner Lage als Schriftsteller: „Prätensionen an die Welt“ zu machen, hält er daher für verfehlt.⁹⁵ Er kehrt offenbar zurück zum Kreis der guten Freunde und belegt dies mit der Geste der Widmung an einen Vertreter dieses literarischen Kenner- und Freundeskreises, Riedel in Erfurt. Ob Wieland die Rolle des widmungsschreibenden Nebenstunden-Poeten in vollem Ernst wiederaufnahm, oder ob er sie nur versuchsweise wieder

⁹²Wieland, Akademie-Ausgabe, 1, 7, S. 14.

⁹³Wieland, Akademie-Ausgabe, 1, 7, S. 14.

⁹⁴Wieland an Tobias Philipp von Gebler, 1. 9. 1782, Wieland, Briefwechsel 8, 1, S. 29. Cf. Sengle, Wieland S. 280.

Diese Zufriedenheit hatte auch ihre materielle Ursache: Carl August zahlte ihm statt der vereinbarten Pension das volle Gehalt weiter, die nicht unbedeutende Summe von 1000 Talern jährlich.

⁹⁵Wie er es mit ‘Agathon’ sehr wohl versucht hatte! („*Agathon* ist das erste Buch, das ich für die Welt schreibe“).

S. oben S. 535 mit Anm. 54 (5.2.1 Veränderung der Publikumsintentionen).

spielte, sei dahingestellt — daß zu seiner Zeit die Widmungskonvention überhaupt fragwürdig geworden war, dessen war er sich wohl bewußt.⁹⁶

Wielands Haltung gegenüber seinem Publikum war damals nichts weniger als eindeutig: neben Widmungen an einzelne Freunde, die er um ihr literarisches Urteil bittet, gibt es — in anderen Schriften! — Vorreden mit dem Anspruch, sich „den Meisten zu empfehlen“.⁹⁷ Diese Diskrepanz in den Publikumsintentionen teilt Wielands Werke in zwei Klassen: in Werke, die für den „feinern Theil des Publici“, und Werke, die für die „mittelmäßigen Leute“ [gemeint: Angehörige des Mittelstands] gemacht sind.⁹⁸ Konnte es zu einer Angleichung zwischen diesen beiden gegensätzlichen Publikationsebenen kommen?⁹⁹ Das war für Wieland die entscheidende

⁹⁶Die herkömmliche Widmung an gekrönte Häupter jedenfalls lehnt er ab: „Ich meines Orts, obwohl ich au bout du compte nur ein armer Teufel bin und acht liebe Kinder zu ernähren habe, habe den Kaisern und Königen nicht ein einziges Wort zu sagen. [...] Sie haben ihren Lohn dahin und bedürfen keines Weihrauchs von mir.“ (An Sophie von La Roche, 29. 7. 1781, Sophie von La Roche in Briefen, S. 239).

Auch die „Zueignungsschrift“ zu ‘Der goldene Spiegel’ hat widmungskritische Züge.

Die satirische Intention dieser Widmung, die sich gegen „die Herren Könige, die Herren Ministers, und die Priesterschaft“ richte, bliebe aber gerade diesen verborgen: „Zu gutem Glücke lesen die Reges und Reguli unsrer Nation nichts, oder nichts deutsches.“

(Wieland an Reich, 9. März 1771, Wieland, Briefwechsel 4, S. 271).

⁹⁷Wieland, Abderiten, Einleitung zum 2. Teil, Akademie-Ausgabe, 1, 10, S. 5.

⁹⁸Zur ersteren Klasse zählt Riedel Wielands ‘Idris’, s. Riedel, Briefe über das Publikum, 1768, vierter Brief an Wieland, hg. Feldmeier, S. 46.

Zu letzteren rechnet Wieland seinen ‘Mercur’: „Aber der Mercur soll hauptsächlich unter den *mittelmäßigen* Leuten sein Glück machen und macht es auch“.

(Wieland an Jacobi, 2. 11. 1775, Briefwechsel 5, S. 434).

Obendrein setzt Wieland hinzu:

„Die Briefe, die ich von allen Enden her von lauter mittelmäßigen Leuten kriege, beweisen, daß ich den rechten Weg gehe.“

(Wieland an Jacobi, 2. 11. 1775, Briefwechsel 5, S. 434 f.).

⁹⁹Die beiden „Publikationsebenen“, der Leserkreis, der vom professionellen

Frage, ob das Publikum seiner Schriften in Zukunft überall zu finden sei oder ob es weiterhin regional und sozial begrenzt bleiben müsse.

Einstweilen läßt Wieland anscheinend die Bemühungen um einen erweiterten Publikumskreis auf sich beruhen und besinnt sich auf die Widmung an Freunde, die dem Charakter der Verserzählungen als einer intimen epischen Kleinform auch angemessen scheint.

Aber verhielt es sich wirklich so?

Die Widmungsadressaten zu 'Idris' und 'Musarion' — Friedrich Just *Riedel* und Christian Felix *Weisse* — waren, wie der Ton der Widmungsbriefe es nahelegen könnte, keineswegs alte Freunde Wielands. Wieland unterhielt erst seit Ende 1767 einen Briefwechsel mit Riedel, und von einer persönlichen Bekanntschaft mit Weisse kann erst seit 1770 die Rede sein.¹⁰⁰ Auch der vorausgehende briefliche Kontakt mit Weisse war — im Gegensatz zur lebhaften Korrespondenz mit Riedel — mehr als spärlich. Beide Adressaten aber waren wegen ihres Wirkens in Mitteldeutschland (Riedel Professor in Erfurt, der als Theaterdichter bekannte Weisse Kreissteuereinnahmer in Leipzig) für Wieland unentbehrlich, um seine Biberacher Isolation zu überwinden.¹⁰¹ Riedel stellte für

Buchhandel erfaßt wird und der Leserkreis, der dem Autorwillen im engeren Sinne entspricht (persönliche Freunde und literarische Bekannte des Verfassers), bleiben streng getrennt (so Ungern-Sternberg, Wieland, Sp. 1295).

¹⁰⁰„Riedel hatte die Beziehung im Dezember 1767 durch die Übersendung seines damals eben erschienenen Buchs 'Denkmal des Herrn Johann Nicolaus Meinhard' (Jena 1768) eingeleitet“.

(Riedel, Briefe über das Publikum, hg. Feldmeier, Nachwort S. 147).

Juni 1770 unternahm Wieland die Reise nach Leipzig. Im Juli schreibt er dann: „Ich bin also in Leipzig gewesen, Mein liebester Freund, und habe in ihrem und meinem Weisse einen sehr liebenswürdigen Mann kennen gelernt, einen Mann, der zu denen gehört, mit welchen ich wünschte mein Leben zuzubringen.“

(Wieland an Gleim, 21.(?) Juli 1770, Wieland, Briefwechsel 4, S. 171).

Ein Brief Weisses an Wieland oder von Wieland an Weisse ist nicht erhalten, s. Wieland, Briefwechsel 3, S. 547.

¹⁰¹Cf. Sengle, Wieland, 1949, S. 246.

Wieland Verbindungen zu mittel- und norddeutschen Schriftstellerkreisen her (u. a. zu Weisse, Gleim, Kästner und Klotz).¹⁰² Diese Möglichkeiten dürften für ihre Wahl zu Widmungsadressaten den Ausschlag gegeben haben, denn ihre Hilfe war zur Erweiterung des literarischen Markts der Schriften Wielands mehr als wertvoll.

Die beiden Widmungstexte schweigen von den propagandistischen Funktionen, die Wieland seinen Adressaten zugedacht hatte. Ja, Wieland versucht im Gegenteil den Anschein zu erwecken, als sei die Zielrichtung dieser seiner Dichtungen so esoterisch wie nie zuvor und er deshalb an der Aufnahme durch ein größeres Publikum nicht sonderlich interessiert:

„genug für mich, wenn Musarion und ihr Verfasser allen denen lieb ist, und es immer bleiben wird, welche in diesen Zügen ihre eignen erkennen. Weiter wird mein stolzester Wunsch niemals gehen“.¹⁰³

Diese und ähnliche Bemerkungen sollen die Unbekümmertheit des Nebenstunden-Poeten um sein Publikum vortäuschen — die Wirklichkeit sah für Wieland freilich anders aus. Aber auch im Spiel mit der widmungsüblichen Rhetorik — und viel mehr darf man in diesen Äußerungen wohl nicht sehen — wird es manchmal unvermittelt ernst: wenn über den unsicheren Status eines Schriftstellers in Deutschland Klage geführt wird. Diese seine „angeborene Leidenschaft für die allzu verführerischen Künste der Musen,“ sei, „zumal in Deutschland, so geschickt“, „ihren Besitzer in einem Hospital verdorren zu machen“.¹⁰⁴

Riedel aber — „mein Freund“ titulierte ihn Wieland in der Widmung — verstand sehr wohl, was Wieland mit der Widmung zu ‘Idris’ bezweckt hatte. Riedel bewährte sich in der Rolle des eifrigen Propagandisten Wielands, womit er schon als erster Rezensent

¹⁰²Cf. Sengle, Wieland, S. 246.

¹⁰³Wieland, Musarion, Widmung, Akademie-Ausgabe, 1, 7, S. 158.

¹⁰⁴Wieland, Idris und Zenide, Widmung, Akademie-Ausgabe, 1, 7, S. 14.

der ‘Musarion’-Ausgabe von 1768 begonnen hatte.¹⁰⁵ In den ebenfalls 1768 — kurz nach ‘Idris’ — erschienenen „Briefen über das Publikum“ lobte Riedel Wieland und seine Werke dann so sehr, daß dieser ihm dann doch bedeutete, etwas weniger wäre mehr gewesen.¹⁰⁶

„Weisse“ dagegen, „der liebenswürdigste Mann von der Welt“, bekundete wenig Neigung, die ihm von Wieland zgedachte Rolle weiterhin zu erfüllen.¹⁰⁷ Weisse hatte Wieland für ‘Musarion’ und die nachfolgenden Schriften einen neuen, gut honorierenden Verleger vermittelt, über einen weiteren freundschaftlichen Umgang von Weisse und Wieland ist aber nichts bekannt.¹⁰⁸

AUTOR, ADRESSAT UND LESER IM ‘MUSARION’-WIDMUNGSBRIEF

Der „Vorbericht in Form eines Briefes an Freund Weisse“ — wie Wieland selbst seinen Widmungsbrief zu ‘Musarion’ nennt — hat

¹⁰⁵ „In kurzer Zeit wird dieses Gedicht in den Händen aller Freunde der Dichtkunst [...] seyn“, prophezeite er.

S. Wieland, *Musarion*, hg. Anger, Nachwort S. 72.

¹⁰⁶ „Ein Genie erwachte zu dieser Zeit, mit welchem wir allen Ausländern Trotz bieten können“. Bei dieser Gelegenheit spielt Riedel auch auf die Widmung zu ‘Idris’ an, die seinen Namen leider nur mit der Initiale „R.“ kenntlich machte: „Ich schmeichele mir, daß mein Name wenigstens mit dem ersten Buchstaben auf die Nachwelt kommen wird, da mein Freund es für gut befunden hat, ihn seinem Idris vorzusetzen“.

(Riedel, *Briefe über das Publikum*, hg. Feldmeier, Siebenter Brief an Kästner, S. 93).

Wieland an Riedel: „dagegen bekenne ich Ihnen eben so aufrichtig, daß ich von einem Manne, wie Sie, gerne so gelobt bin, wie Sie mich auf der 64^{sten} und 84^{sten} Seite gelobt haben. Noch angenehmer würde mir’s gewesen seyn, wenn Sie es dabey, oder à peu près, hätten bewenden lassen; denn ich besorge, daß Ihr Eifer für meinen Ruhm, der sich auf fast allen Blättern zeigt, Ihnen den Vorwurf einer allzu partheylichen Freundschaft zuziehen, und mir vielleicht dadurch bey manchen wunderlichen Leuten nachtheilig seyn möchte.“

(26. 10. 1768, Wieland, Briefwechsel 3, S. 550).

¹⁰⁷ Wieland an Jacobi, 21. Juli 1770, Briefwechsel 4, S. 170.

¹⁰⁸ Der Verleger war Philipp Erasmus Reich in Leipzig.

Wieland aus mehr als einem Grund Kopfzerbrechen bereitet.¹⁰⁹ Immer wieder kommt er im Briefwechsel — vor allem mit Riedel — auf Weisse, Musarion und seine Widmung zu sprechen.¹¹⁰ Wieland kommt auch dann noch auf dieses Thema zurück, als der aktuelle Anlaß — Wieland hatte Riedel mit der Kontaktaufnahme zu dem ihm persönlich noch unbekanntem Weisse betraut — sich bereits erledigt hatte. Was war Wieland so wichtig an ‘Musarion’ und dem Widmungsbrief?

‘*Musarion*’ wurde von Wieland aus seiner übrigen poetischen Produktion herausgehoben: endlich habe er etwas hervorgebracht, „dem ich Leben genug zutrauen darf, um alsdann noch zu seyn, wenn wir gekommen seyn werden, quo pius Aeneas, quo Tullus dives et Ancus“, wie er den Unsterblichkeitstolos im Widmungsbrief anklingen läßt (gemeint ist: zu den Toten).¹¹¹ Nach der Jugendproduktion bis 1762, die er in der Vorrede zu den ‘Poetischen Schriften’ aufkündigte, und dem Experiment mit ‘Agathon’ von 1766 hat Wieland nun — 1768/69 — mit ‘Musarion’ eine weitere Etappe in seinem Selbstverständnis als Schriftsteller erreicht: schrieb er zuerst nur für sich und etliche gute Freunde, so wagte er sich mit ‘Agathon’ an die „Welt“, mit ‘Musarion’ aber — die er, wie er gesteht, seinen „Zeitgenossen nicht völlig gönne“ — traut er sich zu, bei der *Nachwelt* im Gedächtnis zu bleiben.¹¹² Der vorgebliche Rückzug mit dieser Verdichtung in eine esoterische Position hatte gegenüber den Ansprüchen, mit denen ‘Agathon’ aufgetreten war, seine Vorteile: ein „Gedicht“, das „mehr den Grazien und ihren Günstlingen, als dem Geschmack und Genius unserer Zeiten“ gewidmet ist, braucht keineswegs allen zu gefallen.¹¹³

¹⁰⁹Wieland an Riedel, 19. Januar 1769, Briefwechsel 3, S. 568.

¹¹⁰Wieland an Riedel: 2. Juni 1768, Briefwechsel 3, S. 519; 29. Juni 1768, Briefwechsel 3, S. 527; 19. Januar 1769, Briefwechsel 3, S. 568.

Wieland an Bodmer: 16. Mai 1769, Briefwechsel 3, S. 605 (s. unten S. 554, Anm. 123).

¹¹¹Wieland, Akademie-Ausgabe, 1, 7, S. 157.

¹¹²Wieland an Riedel, 2. Juni 1768, Briefwechsel 3, S. 519.

¹¹³Wieland, Akademie-Ausgabe, 1, 7, S. 158.

Dennoch (oder gerade deshalb?) wurde ‘Musarion’ „mit unglaublichem Beifall“ der Zeitgenossen aufgenommen.¹¹⁴ Von 1769 bis 1784 gelangten allein zehn Ausgaben dieses Werks auf den Buchmarkt. Der Erfolg kündigte sich schon zum Zeitpunkt der Abfassung des Widmungsbriefs (datiert: 15. März 1769) an, der die zweite (Pracht-)Ausgabe des erstmalig 1768 in schlichtem Oktav erschienenen Werks begleitete. Wieland scheut sich nicht, im Widmungstext zweimal auf die günstige Aufnahme dieses Werks bei der literarischen Kritik (obwohl er zugibt, Weisse damit nichts Neues zu sagen) hinzuweisen.¹¹⁵ (Weisse ist ja einer der ersten positiven Rezensenten der ‘Musarion’, die ihm „so vorzüglich gefallen hat“!)¹¹⁶

Wielands literarischer Erfolg mit ‘Musarion’, der, wie der Widmungsbrief anzeigt, zuerst von den mitteldeutschen Schriftstellerkreisen ausging, ist aber nicht — oder doch nur zum wenigsten — auf schon bestehende freundschaftliche Verbindungen zurückzuführen. Diese Interpretation scheint Wieland zwar selbst nahelegen, aber diese Äußerung ist Ausdruck der in Widmungen gebotenen Bescheidenheit, mit der ein Autor von sich und seinem Werk zu sprechen hat.¹¹⁷ „Die Hälfte der Energie seiner [= Weis-

¹¹⁴Nach Goethes Urteil, s. Musarion, hg. Anger, Nachwort S. 72.

¹¹⁵„Ich gestehe es Ihnen also [...] daß ich, seitdem Ihr vollgültiger Beifall und das günstige Urtheil so vieler anderer Kenner, welches ich für eine Art von Gewähr für die Stimme aller guten Köpfe ansehen kann“ und: „Sie wissen, mein Freund, daß ich überhaupt Ursache habe, über die Aufnahme, dieses mehr den Grazien und ihren Günstlingen, als dem Geschmack und Genius unsrer Zeiten gewidmeten Gedichts, vergnügt zu seyn; man sagt mir, daß sogar diejenige unter den Journalisten, welche mir bisher keine Ursache gegeben haben, mich ihrer Billigkeit oder Bescheidenheit zu rühmen, [...] sich von den Reizungen unsrer schönen Griechinn haben verführen lassen, günstiger von ihr zu sprechen, als ich erwartet hatte.“

(Wieland, Musarion, Widmung, Akademie-Ausgabe, 1, 7, S. 157 und 158).

¹¹⁶Wieland, Musarion, Widmung, Akademie-Ausgabe, 1, 7, S. 157.

Als weiteren Beurteiler der ersten Stunde nennt Wieland an dieser Stelle seinen neuen Verleger Reich.

¹¹⁷„wenn ich Ihren Beyfall, mein vortrefflicher Freund, für ebenso gerecht, als gütig halten dürfte“

ses] Ausdrücke auf Rechnung der Freundschaft“ zu setzen, dazu bestand auch wenig Anlaß bei dem geringen Grad der Bekanntheit, der Wieland und Weisse verband: „Zu meiner Schande sey es gesagt, daß ich beynahe nichts von Herrn *Weißens* Umständen weiß“. ¹¹⁸ Das hält Wieland aber nicht davon ab, dem Urteil des „Herrn W**“ (zusammen mit dem Riedels) nunmehr Entscheidungsgewalt über seine beiden neuesten Werke zuzusprechen. ¹¹⁹

Die Erklärung für diesen ungewöhnlichen Schritt, einen Mann, mit dem man zunächst nur durch Vermittlung Dritter in Kontakt ist, zum Buchpaten zu wählen und ihn dadurch vor andern auszuzeichnen, liegt in den damaligen Publikumsintentionen des Autors. Wieland war gerade dabei, sich ein nicht mehr nur auf Süddeutschland begrenztes, konkretes Publikum zu schaffen (für die „Welt“ zu schreiben, war ein doch etwas zu unbestimmtes Ziel gewesen). Daß es zu diesem Zeitpunkt möglich war, zeigte ihm das erste positive Echo aus Mitteldeutschland, dessen Publizisten über Anschluß an literarisch führende Kreise in Norddeutschland verfügten. ¹²⁰

Weisse war aber nicht irgendein Repräsentant des sich durch vielfältige Verbindungen auszeichnenden Leipziger literarischen Lebens, sondern seine Person stand im Mittelpunkt einer langjährigen Literaturfehde, in der der Süden gegen den Norden antrat. Der alte Bodmer, Wielands Lehrer und Mäzen seiner Schweizer Jahre, hatte Weisse zum Hauptopfer seines Frontalangriffes auf die jüngere Schriftstellergeneration ausersehen, und war selbst von scharfen Repliken nicht verschont geblieben. ¹²¹ Jüngst hatte sich auch Riedel auf Wielands Wink in die Fehde eingeschaltet

(Wieland, Akademie-Ausgabe, 1, 7, S. 157).

¹¹⁸Wieland an Riedel, 29. Juni 1768, Briefwechsel 3, S. 527.

¹¹⁹„Indessen bleibt es dabey: Ihr und Herrn W** [= Weisses] Urtheil soll entscheiden, ob Idris, so wie er ist, sich unter die Augen der Kenner wagen dürfe“, Wieland, Idris und Zenide, Widmung, Akademie-Ausgabe, 1, 7, S. 13.

¹²⁰Cf. Sengle, Wieland S. 246 f.

¹²¹Riedel, Briefe über das Publikum, hg. Feldmeier, Nachwort, S. 152.

und Weisse gegen Bodmer verteidigt.¹²²

In diesem Kampf klar und öffentlich Stellung zu beziehen, war für Wieland notwendig geworden, um nicht Bodmers Isolation teilen zu müssen. Seine Parteinahme, die er im Text des Widmungsbriefs geschickt mit dem Mantel der überparteilichen Freundesliebe bedeckt, hätte er kaum wirkungsvoller demonstrieren können als durch die Wahl Weisses zu seinem Widmungsadressaten.¹²³

Nicht dem Menschen Weisse, obwohl er so oft als „Freund“ bezeichnet wird, nicht dem Schriftsteller, sondern Weisse als dem Vertreter einer literarischen Richtung, die das Publikum schon auf ihrer Seite hat, gilt die Widmung.

Der Wunsch nach Einigkeit und Harmonie unter den Schriftstellern, die sich doch vom „großen Haufen der Unwissenden und Narren“ (dem ungebildeten Publikum!) durch den „Einfluß der Musen und Grazien“ unterscheiden sollten, bleibt — am Ende des Widmungsbriefs geäußert — nur schöne Utopie.¹²⁴ Daß dem Harmoniestreben im Leben noch seltener Erfolg beschieden ist als in der Dichtung, weiß auch Wieland. Was Wieland als Schöpfer von ‘Musarion’ gelungen ist, die Versöhnung der philosophischen

¹²²Riedel, Briefe über das Publikum, hg. Feldmeier, 1. Brief an den „Herrn Kreis Steuereinnnehmer Weiße“, S. 19 ff.

Allerdings distanzierte sich Wieland dann wieder von der Schärfe der Kritik Riedels, dem er dann im Widmungsbrief — ohne seinen Namen zu nennen — vorwarf, „unrühmliche Waffen“ gebraucht zu haben.

(Wieland, Musarion, Widmung, Akademie-Ausgabe, 1, 7, S. 159).

¹²³Wieland: „werde ich versucht, den Schmerz öffentlich sehen zu lassen, den ich über die unglückliche Fehde empfinde, welche ein den Musen gehässiger Dämon zwischen meinem alten verdienstvollen Freunde, dem Herrn Bodmer, und dem vortrefflichen Verfasser der Beyträge zum deutschen Theater angezettelt hat.“

(Wieland, Musarion, Widmung, Akademie-Ausgabe, 1, 7, S. 159).

Cf. eine ähnlich lautende Erklärung in einem Brief an Bodmer: „Das Schreiben an Hrn. Weisse, das ich in der neuesten Ausgabe meiner *Musarion* vorge setzt habe, wird ihnen sagen, wie schmerzlich mir die Zwistigkeiten zwischen meinen Alten und meinen jüngern Freunden sind.“

(Wieland an Bodmer, 16. Mai 1769, Briefwechsel 3, S. 605).

¹²⁴Wieland, Musarion, Widmung, Akademie-Ausgabe, 1, 7, S. 160.

Kontrahenten im Ideal der Kalokagathie, kann in der Widmung nicht nachvollzogen werden.¹²⁵ Als Modus, mit dem die Widmung ausklingt, bleibt deshalb nur der Potentialis. In diesen Potentialis ist auch ein gut Teil Wieland'scher Ironie gemischt, denn an die Erfüllbarkeit des Wunsches zu glauben, daß „alle Schriftsteller, wenigstens alle gute, ohne Eifersucht und niedrige Privatabsichten in einem tugendhaften und freundschaftlichen Wetteifer auf ihrer gemeinschaftlichen Laufbahn neben einander fortliefen, einander allezeit Gerechtigkeit widerfahren lassen“, dazu hätte es beim damaligen Stand der Dinge mehr an Naivität bedurft, als Wieland zuzutrauen ist.¹²⁶

Wieland beschließt den Widmungsbrief mit einem Wort, das aufhören läßt: „Ich bin mit *aufrichtigstem* Herzen | Ihr | ergebenster Freund und Verehrer | Wieland“.¹²⁷ Eine Floskel, gewiß — und doch macht sich gerade der Superlativ verdächtig. Zumindes ist er ein Signal dafür, daß Wielands Bekenntnisse auch anders aufgefaßt werden könnten. Wieland jedenfalls zollt gerade der ‘Aufrichtigkeit’ seines eigenen Widmungsbriefs Beifall, indem er an Freund Riedel schreibt:

„Sie werden mit mir zufrieden seyn; denn ich rede durchaus gelassen, und in der Sprache eines Biedermanns, der ich auch bin.“¹²⁸

Wieland, der „Schriftsteller der großen und galanten Welt“, als „Biedermann“ — das erscheint doch recht seltsam.¹²⁹ Wenn er

¹²⁵Cf. Musarion, hg. Anger, Nachwort S. 76.

¹²⁶Wieland, Musarion, Widmung, Akademie-Ausgabe, 1, 7, S. 160.

¹²⁷Hervorhebung nicht im Text.

¹²⁸Wieland an Riedel, 19. Januar 1769, Briefwechsel 3, S. 569.

¹²⁹„Schriftsteller der großen und galanten Welt“ nennt ihn ein angeblicher Baron von der Goltz [d. i. Johann Georg Scheffner] in einem an Wieland gerichteten Entschuldigungsbrief wegen der Wieland höchst unwillkommenen Widmung von dessen ‘Gedichten im Geschmack des Grécourt’.

(Scheffner an Wieland, 6. Dezember 1771, Briefwechsel 4, S. 425).

Zu dieser Widmung Scheffners alias von der Goltz, cf. [G. Schramm], Eine unwillkommene Widmung an Wieland, van Doom, Botschaft und Wandel,

aber in der Rolle eines Biedermannes den Widmungsbrief endet, den er so selbstbewußt als Erfolgsschriftsteller begonnen hatte, hat das einen Grund: er will sein Publikum, zu dem jetzt Anhänger so unterschiedlicher Schriftstellertypen wie Weisse und Bodmer gehören, von seiner moralischen Integrität überzeugen. Dem Kundigen freilich — und einen solchen Leser wünscht sich Wieland — wird die Distanz deutlich, mit der er sich selbst betrachtet, diese „sokratische Ironie“, die er an seiner Titelheldin Musarion als seinem eigenen geistigen Ebenbild rühmt.¹³⁰

„Gewissen harten Köpfen unmerklich“ verbirgt sich auch hinter der biedermännischen Attitüde Wielands das Wissen um die eigene menschliche Schwäche.¹³¹ Die selbstironische Haltung, den „leichten Scherz“, der hinter manchen Äußerungen in diesem Widmungsbrief steht, dürfte wohl auch nicht jeder Leser bemerkt haben, Riedel und Weisse dagegen wohl.¹³²

Die zwei sprachlichen Ebenen dieses Widmungsbriefs zu ‘Musarion’, die vordergründige für alle Leser und die hintergründige, die nur Eingeweihte erkennen können, werden erst auf den zweiten Blick deutlich. Die *Person* seines Adressaten (über die man im Widmungsbrief auch nichts Näheres erfährt) war Wieland offenbar weniger wichtig als dessen Zugehörigkeit zum literarischen Leben. Deshalb glaubte Wieland, mit Weisse *eine* Sprache sprechen zu können: die Sprache literarischer Intimität.¹³³ Sie war a priori nicht geeignet für einen größeren, uninformierten Leserkreis, und doch bleibt auch dieser von den sprachlichen Intentionen des Widmungsbriefes nicht ausgeschlossen. Wielands Koketterie mit dieser Art der Exklusivität, die er im Widmungsbrief auch als Charakte-

S. 44–49.

¹³⁰Sie sei „eine getreue Abbildung der Gestalt meines Geistes“, Wieland, Musarion, Widmung, Akademie-Ausgabe, 1, 7, S. 157.

¹³¹Wieland, Musarion, Widmung, Akademie-Ausgabe, 1, 7, S. 157.

¹³²Wieland, Musarion, Widmung, Akademie-Ausgabe, 1, 7, S. 157.

¹³³Weitere Erklärungen seien deshalb überflüssig, ja „eine kleine Verräthery an der guten Musarion“

(Wieland, Musarion, Widmung, Akademie-Ausgabe, 1, 7, S. 158.).

ristikum seines Werks 'Musarion' behauptet (die nur denjenigen gefallen könne und solle, „denen die Grazien günstig sind“), zielt doch auch — unausgesprochen — auf einen Lesertyp ab, der gerade dadurch gereizt wird, an dieser behaupteten literarischen Exklusivität — durch die Lektüre von 'Musarion' — teilzunehmen. Behält man die Klassifikation von Wielands Schriften in Werke mit zwei unterschiedlichen Publikationsebenen bei, so gehört 'Musarion' — und das zeigt schon die Tatsache der Widmung an — zur ersten, die einen dem Autorwillen entsprechenden Leserkreis hat, der klein, aber fein ist.

„So lange noch Gleim und Geßner leben, so lange ich einen Klotz und einen Riedel zu Lesern habe, so kann ich wie Horaz mit wenigen Lesern zufrieden seyn“.¹³⁴

Diese Aufzählung, in der Weisse als Adressat von 'Musarion' merkwürdigerweise fehlt, nennt diejenigen Schriftsteller, die für Wieland zu dieser Zeit am meisten zählen. Aber trotz aller gegenteiligen Beteuerungen: dies blieb nicht die einzige Publikationsebene von 'Musarion' und den nachfolgenden Schriften. Im Buchhandel und bei der literarischen Kritik erwies sich 'Musarion' als Erfolg, und diese Umstände vergaß ja Wieland keineswegs, im Widmungsbrief zu erwähnen. Dazu kommt, daß mit Weisses Wahl zum Widmungsadressaten die publizistischen Weichen für 'Musarion' gestellt wurden: mehr an Öffentlichkeit für ein Werk zu gewinnen, das vorgeblich von seiner literarischen Exklusivität lebt. Auf dem Weg zu einem Publikumskreis, der die Anonymität der breiten Masse meidend, doch viele gleichgesinnte Leser umfassen soll, bedient sich Wieland wieder eines alten Mittels: der *Widmung*. Die Widmung, die immer schon geeignet war, die Interessen des Nebenstundenpoeten zu vertreten, erweist sich auch für den Schriftsteller auf der Schwelle zur Professionalität noch einmal als wirkungsvoll. Denn nur mit dem sicheren Hintergrund eines bekannten und vertrauten Publikums, der ersten Leser, konnte

¹³⁴Wieland an Riedel, 2. Juni 1768, Briefwechsel 3, S. 519.

damals das unbekannte Publikum gewonnen werden.

Mit dieser zwischenzeitlichen Besinnung auf die Möglichkeiten der Widmung als vermittelnden Organs zwischen den zwei Arten des Publikums war aber keineswegs eine Wende in der Beziehung des Autors zu seinem Publikum verbunden. Auf der Suche nach dem idealen Publikum adaptierte Wieland noch einmal die Gepflogenheiten des Nebenstundenpoeten, zu denen auch die Widmungspraxis gehörte. Im Unterschied zum früheren Nebenstundenpoeten aber blieb Wieland immer daran interessiert, neue Leser zu gewinnen, auch wenn er diesen Aspekt in den Widmungsbriefen zu 'Idris und Zenide' und 'Musarion' seiner Rolle gemäß verschweigt und sich ganz mit einem ausgewählten Kreis von Adressaten seiner Dichtung zufrieden zu geben scheint.¹³⁵ Wielands eigentliche Publikumsintention bestand aber *nicht* darin, guten Bekannten gut Bekanntes zu sagen, wie man vielleicht glauben könnte, hätte man nur seine Widmungsbriefe als Quellen. Er wollte vielmehr aus dem damals immer größer werdenden Kreis der potentiellen Leser sich ein Publikum nach seinem Geschmack schaffen, aber dazu verlangt er auch die tätige Mitarbeit und innere Bereitschaft seiner Leser.

„Wenn ich euern Witz belustigen, und euer Herz unterhalten soll, so kann ich mit der äußersten Billigkeit nicht weniger von euch verlangen, als — daß ihr schon Witz und Herz habet, eh ihr zu lesen anfangt; denn kein Prometheus bin ich nicht.“¹³⁶

Ein ehrlicher Autor kann unverständigen Lesern keinen Verstand geben, und wer amüsiert sein will, muß schon „amüsabel“ sein.¹³⁷

¹³⁵S. unten S. 575 mit Anm. 196 (5.3.2 Lohensteins Leser — Wielands Leser).

¹³⁶Wieland, Beyträge zur geheimen Geschichte der Menschheit, Vorbericht [1770], Akademie-Ausgabe, 1, 7, S. 316.

¹³⁷„Für den verständigen Leser würde die kürzeste [sc. Vorrede] zu lang seyn: und dem unverständigen hilft keine Vorrede, und wenn sie dreyemahl länger wäre als das Werk selbst.“

Wieland, Danischmend, „Keine“[!] Vorrede, Akademie-Ausgabe, 1, 10,

Diese Bemühungen Wielands um ein seinen Werken angemessenes Publikum finden aber gerade *nicht* in seinen Widmungen statt, sondern in seinen Vorreden. Hier wird der Kontakt zum unbekanntem Leser hergestellt und gepflegt, und Wieland weiß sich ganz in seinem Element:

„Auf die Magie verstehe ich mich so ziemlich; aber — zaubern kann ich nicht“.¹³⁸

5.3 DIE 'NEBENSTUNDEN' EINES LOHENSTEIN UND WIELAND

Wandlungen im Selbstverständnis und in der Produktionsweise des Schriftstellers vom 17. zum 18. Jahrhundert

5.3.1 SCHRIFTSTELLER UND NEBENSTUNDEN

„Was ich bey dieser Schrift am seltsamsten gefunden/
Ist/ daß Sie die Geburt der seltenen Neben-Stunden.“

So urteilt ein Schriftsteller und Zeitgenosse Lohensteins, Hans Aßmann von Abschatz, über den dickleibigen 'Arminius'-Roman.¹³⁹ Abschatz verwunderte nicht die dichterische Produktion in den Nebenstunden an sich, sondern ihr Umfang und ihre Intensität, die dem Roman seinen vielbestaunten Charakter gaben.¹⁴⁰

S. 324.

„amüsabel“: Wieland, Beyträge zur geheimen Geschichte der Menschheit, Vorbericht, Akademie-Ausgabe, 1, 7, S. 316.

¹³⁸Mit diesen Worten endet der „Vorbericht“ der 'Beyträge zur geheimen Geschichte der Menschheit'.

(Wieland, Akademie-Ausgabe, 1, 7, S. 316).

¹³⁹Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Abschatz, Ehrengedicht, S. [6].

¹⁴⁰„Was sonst Müh und Fleiß aus hundert Büchern sucht/
Wird hir als im Begriff mit Lust und Nutz gefunden.“

(Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Abschatz, Ehrengedicht S. [7].

„Gewiß ists/ daß gleich wie der grundgelehrte Lohenstein eine lebendige Bibliothec gewesen/ also dieses Buch ein rechter Kern und Auszug seiner gantzen leblosen Bibliothec mit allem Rechte heissen kan.“¹⁴¹

Lohenstein demonstrierte mit dieser seiner letzten Dichtung, die erst posthum 1689 herausgegeben wurde, noch einmal barocke Tradition in Leben und Werk am Ende einer Epoche. Ein Lehr- und Leitsatz dieser Epoche war, daß Dichtung eine Sache der ‘Nebenstunden’ sein könne und solle.

Der Idealtyp des Dichters im 17. Jahrhundert war der allseitig gebildete Welt- und Hofmann, der seine öffentlichen Funktionen mit Eifer wahrzunehmen hatte, und dem daher nur seine spärlichen Mußestunden für die Ausübung der Poesie zur Verfügung standen. Der Syndikus der Stadt Breslau und Kaiserliche Rat Lohenstein repräsentierte diesen Dichtertyp nahezu vollkommen. Die Ansicht, die Beschäftigung mit der Dichtkunst stelle „als blosse Nebendinge einen erleichternden Zeit-Vertreib“ im Gegensatz zu „anderen ernsthaften Dingen“ vor, ist für diese Auffassung der Poesie charakteristisch.¹⁴² In Lohensteins Vorrede zu den ‘Blumen’ dient diese Äußerung zwei Absichten: der Demonstration seiner Bescheidenheit als Dichter *und* der Demonstration seiner Bedeutung im öffentlichen Leben. Was dem Dichter fehlt, kann die Tatsache, daß er in der Hauptsache Staatsmann ist, entschuldigen: der umgekehrte Fall, ein sich als hauptamtlich verstehender Dichter, der seinen öffentlichen Geschäften nur seufzend nachkommt, wäre im 17. Jahrhundert unvorstellbar gewesen.

Erst Wieland spielt seine zeitweilige Rolle als Nebenstundenpoet gezwungenermaßen und empfindet daher seine Biberacher Amtsgeschäfte nicht nur als störend, sondern als eigentlich unvereinbar mit seiner Neigung zu Poesie.¹⁴³

¹⁴¹Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND, Anmerkungen S. 7a.

¹⁴²Lohenstein, Blumen, 1680, Vorrede S. [9].

¹⁴³Freilich legt auch er auf die Feststellung Wert, daß er trotz seiner poetischen Produktivität seinen Amtspflichten gewissenhaft nachgekommen sei:

„Die Erfüllung meiner Pflichten legt mir Arbeiten auf, die nicht nur mit jenen [sc. Neigungen und Beschäftigungen eines Dichters] nicht in der mindesten Verwandtschaft stehen, sondern durch eine natürliche Folge das Feuer des Genie nach und nach auslöschten, und endlich, bey fortdaurender Empfindlichkeit für die zauberischen Reizungen der Musen und der Grazien, ein trauriges Unvermögen, ihrer Gunstbezeugungen zu genießen, zurück lassen.“¹⁴⁴

Nun, so weit kam es zum Glück nicht: Wieland wußte sich in Biberach zu arrangieren und seine späteren Pflichten in Erfurt und Weimar ließen ihm mehr Freiraum.¹⁴⁵

Eine solche Sprache zu führen, wie es Wieland hier in dem öffentlichen Widmungsschreiben zu 'Idris' tut, wäre einem Barockautor wohl kaum in den Sinn gekommen. Gleichwohl wurde auch im 17. Jahrhundert das Problem schon erkannt:

„Massen die Verrichtung anderer Geschäfte die Poetischen Gedanken hintertreibt/ wie ein trübes Wasser des Angesichts Bildung nicht rein und eigentlich vorweisen kan“,

wie Klaj in seiner 'Lobrede' anzumerken wagt.¹⁴⁶ Ein Mann wie Lohenstein war sich wohl bewußt, daß das Hauptgeschäft die Nebenbeschäftigung mit der Dichtkunst beeinträchtigen könne:

„daß die Ernsthaftigkeit der Rechte/ damit ich in meinen Aemptern meist beschäftigt gewest/ gleichsam eine gewisse

„Aber vielleicht ist nicht allen, die mich lesen, gleich bekannt, daß 'Agathon', 'Don Silvio' und 'Musarion' zu einer Zeit geschrieben worden, da die Canzley der löblichen, damals ziemlich unruhigen, Reichsstadt B. [= Biberach] auf meinen schwachen Schultern lag. Dem ungeachtet wurden meine Herren und Oberrn so wenig von den Arbeiten meiner Nebenstunden gewahr, daß einige von ihnen erst zu Wien erfuhren, daß ich ein Schriftsteller sei.“

(Wieland, *Der Deutsche Merkur*, 1. Bd., 1773, Vorrede des Herausgebers, S. X).

¹⁴⁴Wieland, *Idris und Zenide*, Widmung, Akademie-Ausgabe 1, 7, S. 14.

¹⁴⁵S. unten S. 583 mit Anm. 226 (5.3.3 Utopie und Wirklichkeit).

Cf. Doering, Heinrich, C. M. Wieland, 1840, S. 178 f.

¹⁴⁶Klaj, *Lobrede*, *Redeatorien* S. [388]).

Säure an sich hat; welche denen Getichten was von ihrer Liebligkeit zubenehmen scheint“.¹⁴⁷

Auch Logau machte sich Gedanken über das Verhältnis der Rechte, seiner Profession, zur Dichtkunst, seiner Passion. Diskrepanzen wie Lohenstein sah Logau dabei allerdings nicht, im Gegenteil, beides sei gut miteinander vereinbar, behauptet er: die Dichtkunst dürfe wohl zu ihrer Zeit von den sauren Pflichten ablenken und das Leben versüßen.¹⁴⁸ Seinem „Leser“ präsentiert sich Logau als wahrer Nebenstundenpoet: am Tage fehle ihm die Zeit zum Reimen.

„Wisse / daß mich mein Beruff eingespannt in andre Schranken /
Was du hier am Tage siehst / sind gemeinlich Nacht-Gedanken.“¹⁴⁹

¹⁴⁷Lohenstein, Blumen, 1680, Vorrede S. [9].

¹⁴⁸„... So sey es mir vergunt/
Auff daß der Zeiten Weh/ darinnen wenig Grund
Zum from seyn übrig ist/ ich etwas mag besüßen
Durch das/ was jeder Zeit für ein gerühmtes wissen
Geschätzt ward vnd wird: Man lasse mir die Lust
Die/ wo sie wenig bringt/ noch weniger doch kost.“
(Logau, Sinn-Getichte, [1654], 1,5,3, Poeterey, S. 97).
Cf. auch den Anfang dieses Sinngedichts:
„MAn hält mir nicht für gut die Poesie zu üben/
Das Buch/ das grosse Buch/ darinnen aufgeschriben
Der Römer langes Recht/ solt eher meine Hand
Durchsuchen/ daß darauff sich gründe mein Verstand.“
(Logau, Sinn-Getichte, [1654], 1,5,3, Poeterey, S. 96).
Eine weitere Rechtfertigung gibt Logau dann am Ende dieses Gedichts:
„Jch diene wem ich kan/ bin eines jeden Knecht/
Doch daß mir über mich bleibt vnverrücket mein Recht.
Hierzwischen laß ich nun zur Zeit mit vnterlaufen
Die viel-gefüsten Reim vnd führe sie zu Hauffen
Für gute Freunde hin; gefallen sie? Gar wol!“
(Logau, Sinn-Getichte, [1654], 1,5,3, Poeterey, S. 97 f.).
Cf. zu Logaus Poesieverständnis auch unten S. 571, Anm. 179 und 182.

¹⁴⁹Logau, Sinn-Getichte, [1654], 3, 8, 59, Von meinen Reimen, S. 147.

Auch Lohenstein habe den Tag den politischen „Geschäften“ vorbehalten, so daß nur die „Nacht“ für Geselligkeit und schriftstellerische Tätigkeit übrig blieb.¹⁵⁰ *Nur* Dichter zu sein, schien im 17. Jahrhundert kaum erstrebenswert.

„denn ich gar wol weiß / das es mit der Poeterey alleine nicht auß gerichtet sey / vnd weder öffentlichen noch Privatämptern mit versen könne vorgestanden werden“,¹⁵¹

erklärt Opitz. Im selben Sinne sagt Lohenstein in der Lobrede auf Hofmannswaldau:

„Zwar nichts anders als tichten können/ ist eben so viel als ein Kleid allein von Spitzen tragen. Die Weißheit und ernste Wissenschaften müssen der Grund/ jenes der Ausputz seyn/ wenn ein gelehrter Mann einer Corinthischen Seule gleichen soll“.¹⁵²

Dem Dichter des 17. Jahrhunderts lag es — wie dem Dichter der Antike — fern, „sonst nichts als ein Poet“ sein zu wollen; auch Wieland hat zunächst diesen Verlust an öffentlicher Wirksamkeit, den er am Poeten seiner Zeit feststellte, beklagt.¹⁵³

Vor der Beschäftigung mit der Dichtkunst kam im 17. Jahrhundert die gewissenhafte Erfüllung der öffentlichen Ämter und Pflichten. Der soziale Rang und das gesellschaftliche Ansehen hing allein von letzteren ab, denn die Klasse der Dichter bildete

¹⁵⁰Zedler schreibt über Lohenstein:

„Er widmete den Tag den Geschäften/ so ihm wegen des gemeinen Wesens auff dem Halse lagen/ den Studien aber und seinen Freunden schenkte er die Nacht.“

(Zedler 18, Sp. 279b).

Ähnlich auch Helwich, s. unten S. 585 mit Anm. 229.

¹⁵¹Opitz, Buch von der Deutschen Poeterey, 1624, ND, Widmung S. 3.

¹⁵²Hofmannswaldau, Übersetzungen und Getichte, 1689, Lohenstein, Lob-Rede, 1679, S. [15 f.].

¹⁵³Im Vorbericht zu den 'Poetischen Schriften' (1762):

„Bey uns ist ein Poet gemeinlich sonst nichts als ein Poet; Sophokles commandierte mit dem Perikles die Griechischen Völker.“

(Wieland, Poetische Schriften, 1762, Akademie-Ausgabe 1, 3, S. 295).

noch keinen eigenen Stand. Im Wesentlichen sorgte der Beruf für den Lebensunterhalt. Noch für Gottsched galt die Poesie — trotz bezahlter *Casualcarmina* — als „Brotlose Kunst“. Mit diesem Argument reiht sich Gottsched noch in die Klasse der Nebenstundendichter ein.¹⁵⁴ Zuerst werden die offiziellen Funktionen eines Mannes gewürdigt, dann erst dessen Leistungen auf dem Gebiet der Musen, oft mit dem ausdrücklichen Hinweis, daß sie nur in den „wenig übrigen Stunden“ entstanden seien.¹⁵⁵ Die Lob- und Leichreden, die Ehrengedichte und Epikeden des 17. Jahrhunderts halten sich an diese Reihenfolge. Je bedeutender die offizielle Funktion der Persönlichkeit war, die dargestellt wird, desto mehr wird betont, wie wenig Zeit ihr übrig blieb. Ja, die Beschäftigung mit der Dichtkunst sei — folgt man dieser Auslegung — nicht mehr als eine Bemühung um sinnvolle Gestaltung sonst verlорner Zeit:

„Denn er [= Lohenstein] schätzte die vergebens hinstreichende Zeit mit dem weisen Demetrius vor den kostbarsten Verlust [...] Daher erwehlte er ihm außer seinen Ampts- und andern Verrichtungen eine beständige und immerwehrende

¹⁵⁴Gottsched, Versuch einer Critischen Dichtkunst, Vorrede zur 1. Auflage, AW 6, 2, S. 404.

S. oben S. 421 f. mit Anm. 83 (4.1.2 Der Widmungsbrief an Gottfried Lange).

¹⁵⁵„Massen Er dieses alles bloß zu obgemeldter vornehmer Personen und guten Freunde eigenen Gefallen und Vergnügung/ in denen/ wegen seines mühsamen Amptes häufigen Geschäfte und schwerer Rechts-Händel/ wenig übrigen Stunden [...] geschrieben“.

(Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Vorrede, S. [5 f.]

Ähnlich auch J. von Lohenstein (der Bruder!):

„Was ihm übrig blieb gönnete Er zum Theil unserer gebundenen reinen Mutter-Sprache/ darunter *Cleopatra*, *Agrippina*, *Epicharis*, *Sophonisbe* und *Ibrahim* nebst seinen geistlichen Gedancken und die Lobschrift der [sic!] letzten vortreflichsten Brigischen Hertzogs *George Willhelms* gnugsames Zeugniß geben kan.“

(Lohenstein, Ibrahim Sultan ... und andere Poetische Gedichte, 1701, Lebens-Lauff, S. 11).

Arbeit/ die ihm nach des Himmels Bewegung oder Sonnen-Lauff gleichsam in einem unauffhörlichen Zirckel führte“,

äußert der Verfasser des 'Vorberichts' über Lohensteins Arbeitsweise am 'Arminius'.¹⁵⁶ Der Zeitmangel eines solchen Schriftstellers wie Lohenstein wird von Neukirch allerdings auch schon kritisch gesehen.¹⁵⁷

Wieland äußert sich 1782 abschätzig gegenüber der noch geltenden Praxis der Nebenstundenpoesie. Die Schriftstellerei fordert für ihn den ganzen Menschen:

„Wer nur alsdann Verse macht, wenn er sonst auf der Gotteswelt nichts zu thun weiß, wird gradeso ein Dichter seyn wie einer, der sich nur in verlorren Stunden mit Mahlerei abgeben wollte, ein *Raffael* sein würde.“¹⁵⁸

Die „Liebe zur Muse“ ist ihm nun „eine ernsthafte Leidenschaft“, kein Zeitvertreib mehr für die „verlorren Stunden“.¹⁵⁹ Mehr als 10 Jahre zuvor, im Widmungsbrief zu 'Idris und Zenide', hatte Wieland noch das Gegenteil behauptet und sich selbst zum Nebenstundenpoeten stilisiert.¹⁶⁰ Damals nannte er 'Idris' „ein Spielwerk, mit dem ich seit etlichen Jahren mich in verlorren Stunden

¹⁵⁶Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Vorrede, S. [7].

¹⁵⁷Neukirch erinnert daran, „daß es um die deutsche Poesie sehr wohl beschaffen/ und wenig zu ihrer vollkommenheit mehr übrig wäre: Allein [...] daß es dem Herrn Opitz noch an zierligkeit/ dem Herrn v. Hoffmannswaldau an ernsthaftigkeit/ dem Herrn v. Lohenstein aber an zeit gemangelt“.

(Neukirch, Anthologie 1, 1697, ND, Vorrede S. 17).

¹⁵⁸Wieland, Briefe an einen jungen Dichter, 1. Brief, 1782 = Sendschreiben an einen jungen Dichter, Sämtliche Werke 24, ND, S. 12 f.

¹⁵⁹„Was ich Ihnen hier sage, bleibt unter uns. Bewahren mich die Grazien, daß sie die Herren, die ihre verlorren Stunden so gut zu benutzen wissen, in ihrem Zeitvertreibe beeinträchtigen wollte! — Genug, *Sie*, mein junger Freund, sind, zu Ihrem Glück oder Unglück, Keiner von dieser Kategorie. *Ihre* Liebe zur Muse ist eine ernsthafte Leidenschaft, die das Schicksal Ihres Lebens entscheiden wird.“ (Wieland, Sendschreiben an einen jungen Dichter, Sämtliche Werke 24, ND, S. 13.)

¹⁶⁰S. oben S. 546 (5.2.3 Intendiertes Publikum und Widmungspraxis).

amüsirt habe“.¹⁶¹ Diese Äußerung hätte auch 100 Jahre früher von einem Barockpoeten getan werden können: und in der Tat berichtet man von Lohenstein ganz Ähnliches über seine Arbeitsweise am ‘Arminius’.

„Sie [sc. die Arbeit am ‘Arminius’] war ihm ein rechtes Spielwerck; also/ daß man wol mit Warheit betheuern kan: daß ihm solche niemals einigen Schweiß ausgepreßt/ noch etwan Verdruß oder Ungeduld erwecket hat. Denn er war in der Arbeit überaus glücklich; Er wuste ihm die schwersten Sachen dergestalt leicht und annehmlich zu machen: daß ihn etwas zu verfertigen fast wenig oder gar keine Mühe gekostet“.¹⁶²

Freilich, auch die Unterschiede in der Zuordnung des Wortes ‘*Spielwerk*’ sollten nicht übersehen werden: bei Wielands ‘*Idris*’ handelt es sich wirklich um ein kleines, Fragment gebliebenes Werk, Lohensteins ‘*Arminius*’ dagegen ist eine auf zwei Bände angelegte Großform des höfisch-historischen Romans. Wielands ‘*Spielwerk*’ wird als „eine Kleinigkeit, deren Verfasser deßwegen keinen Anspruch an einiges wirkliches Verdienst um die menschliche Gesellschaft zu machen hat“, bezeichnet.¹⁶³ Lohensteins ‘*Spielwerk*’ hingegen wird als eine Arbeit genannt, die Lohenstein „wie alle seine Sachen/ niemals vor etwas geachtet/ was der Welt mitzutheilen würdig sei“.¹⁶⁴ Beide ‘*Spielwerke*’ aber weisen — von der Warte des Nebenstundenpoeten aus betrachtet — doch wieder erstaunliche Gemeinsamkeiten auf.

Ein grundlegender Unterschied zwischen Wielands und Lohensteins Nebenstundendichtung bleibt: Wieland versteht sich während seiner Biberacher Amtsjahre als Nebenstundendichter

¹⁶¹Wieland, *Idris und Zenide*, Widmung, Akademie-Ausgabe 1, 7, S. 16.

¹⁶²Lohenstein, *Arminius* 1, 1689, ND, Vorrede, S. [7].

¹⁶³Wieland, *Idris und Zenide*, Widmung, Akademie-Ausgabe 1, 7, S. 16.

Cf. Maler, *Der Held im Salon*, 1973, S. 35 („*Spielwerk*“ ist nach alexandrinischer Kunstauffassung *jede* Beschäftigung mit der Dichtkunst!).

¹⁶⁴Lohenstein, *Arminius* 1, 1689, ND, Vorrede, S. [5].

auf Zeit („in so unpoetischen Umständen“).¹⁶⁵ Für Lohenstein dagegen bleibt die Nebenstundenpoetik in allen Werken Zeit seines Lebens verbindlich — sie ist die ihm einzig mögliche Produktionsweise von Dichtung. Sie war auch die gesellschaftlich allein anerkannte, wie das geradezu ängstliche Bemühen des zeitgenössischen Arminius-Herausgebers verrät, der Lohenstein als Schriftsteller dadurch zu rechtfertigen sucht, daß dieser nur seine Nebenstunden der Dichtkunst gewidmet habe.

„Schließlich aber wolle ja niemand meinen: daß unser Uhrheber [= Lohenstein] die Zeit nur bloß allein an dieses Werck oder seine Poetische Getichte gewendet habe“.¹⁶⁶

‘Spielwerk’ war die Beschäftigung mit der Dichtkunst dem Barockpoeten allemal, gleich, ob es sich um eine hohe oder um eine niedere Gattung der Dichtkunst handelte, ob letztere den Leser nur belustigen oder erstere ihn belehren *und* belustigen wollte, wie es beim ‘Arminius’ der Fall war.¹⁶⁷ Das heißt aber nun keinesfalls, daß ein Mann wie Lohenstein seine „Neben-Arbeit“ als Schriftsteller nicht ernst genommen hätte.¹⁶⁸ Er schätzt sich selbst als Poeten weder zu hoch noch zu niedrig ein, wie er in seiner Vorrede zu den ‘Blumen’ kundtut:

¹⁶⁵Wieland, Idris und Zenide, Widmung, Akademie-Ausgabe 1, 7, S. 14.

¹⁶⁶Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Vorrede, S. [11].

„Wer von seiner andern Arbeit und Ampts-Verrichtungen Zeugnis begehret/ denselben wollen wir nicht allein an das *Breßlauische Rath-Hauß*/ und den berühmten Welt-klugen Herrn *Frantz Freyherrn von Nesselrode*/ den Mäcenas dieser Zeit/ sondern auch an die jenigen/ so ihn gekennet/ gewiesen haben“, fährt der Verfasser des Vorberichts an dieser Stelle fort.

¹⁶⁷Und zwar — laut Vorbericht — zur Belustigung für den kleinen, zum Nutzen für den großen Kreis des Publikums: „Massen Er dieses alles bloß zu obgemeldter vornehmer Personen und guten Freunde eigenen Gefallen und Vergnügung [...] geschrieben“;

„Das Absehen dieser Arbeit wird der kluge Leser gleichfals leicht wahrnehmen können: daß er der Welt dadurch einen guten Nutzen zu schaffen getrachtet“.

(Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Vorrede, S. [5] f.

¹⁶⁸Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Vorrede, S. [2].

„Ob ich nun zwar von diesen Getichtten selbst wenig Wercks mache; am wenigsten aber unter dieselben zu rechnen bin/ von welchen Cicero sagt: daß ieder Tichter der beste zu seyn ihm einbilde; zumal da allezeit meine wichtigere Geschäfte mir hiermit viel Zeit zu verschwenden verbothen/ sondern mir selbte nur als blosse Neben-dinge einen erleichternden Zeit-Vertreib/ nicht aber eine beschwerliche Bemühung abgeben/ so habe ich mich doch nicht überwinden können/ andere ernsthafte Dinge so hoch zu achten: daß ich meine Getichte/ wie Plato die seinigen/ zuverbrennen hette für rühmlich geachtet“. ¹⁶⁹

Eine so extreme Mißachtung der eigenen Dichtung war Lohensteins Sache nicht, er entschließt sich im Falle der ‘Blumen’ (wie zuvor bei seinen Trauerspielen!) zur eigenhändigen Publikation. Daß ein Nebenstundenpoet dieser Zeit seine Werke selbst herausbrachte, war nicht selbstverständlich. Hofmannswaldau z. B., Praeses der Stadt Breslau, als Mensch und Politiker Lohensteins Vorbild, hat diesen Schritt an die Öffentlichkeit mit seinen poetischen Werken nur zögernd und spät gewagt. „Seine eigene Werke“ habe Hofmannswaldau aus „Bescheidenheit“, nicht aus „Mißgunst bißher der Welt vorenthalten“, behauptet Lohenstein. ¹⁷⁰ Bescheidenheit in der Einschätzung der eigenen Werke ist ein Kennzeichen jedes Nebenstundenpoeten. Immerhin, je bescheidener einer von sich als Dichter denkt, desto günstiger wird das Urteil der Welt über ihn ausfallen:

„Die gelehrte Welt wird in ihren Schrifften ihm [= Hofmannswaldau] so viel mehr Ehren-Seulen aufrichten; so viel weniger er derselben in seinem Leben verlangte“. ¹⁷¹

¹⁶⁹Lohenstein, Blumen, 1680, Vorrede, S. [2] und [3].

¹⁷⁰Hofmannswaldau, Übersetzungen und Getichte, 1689, Lohenstein, Lob-Rede, 1679, S. [38].

¹⁷¹Hofmannswaldau, Übersetzungen und Getichte, 1689, Lohenstein, Lob-Rede, 1679, S. [37] f.

Der Nebestundendichter Lohenstein verwirft ein anonymes Erscheinen — im 17. Jahrhundert keine Seltenheit — für seine 'Blumen'. Das Verhältnis des Nebestundendichters zu seinem Publikum wäre eben *nicht* anonym:

„weil ich noch kein Buch weiß/ dessen verschwiegener Fertiger nicht in weniger Zeit kund worden wäre“.¹⁷²

Lohenstein zeigt sein Selbstbewußtsein als Mensch und Dichter auch durch seine Publikationspraxis: er zeichnet mit seinem Namen. Als weitere Beweggründe, die ihn zur Veröffentlichung trieben, nennt er in der Vorrede der 'Blumen' seine schon im Umlauf befindlichen Gedichte, denen fehlerhafte Zuschriften und Umwidmungen auf andere Personen hinzugefügt worden waren, in ihrer ursprünglichen Gestalt bekanntzumachen (zu 'autorisieren').¹⁷³

Das „Ehren-Lob“ eines Lohenstein für seine Zeit besteht darin — und in dieser Reihenfolge! — daß „er so wol ein grosser Rechtsgelehrter und kluger Staats-Mann/ als sinnreicher Poet gewesen“.¹⁷⁴

¹⁷²Lohenstein, Blumen, 1680, Vorrede, S. [7].

¹⁷³„Diesemnach ich gleichsam zu meiner Vertheidigung diß an den Tag zu legen genöthiget worden; was ich für meinen Brutt erkenne; wormit ich mich der Untersteckung frembder Kinder befreyete.“

(Lohenstein, Blumen, 1680, Vorrede, S. [2]).

Ähnliches widerfuhr auch Hofmannswaldau mit seinen Gedichten, wodurch er sich zur eigenhändigen Publikation genötigt sah:

„Es würde auch/ wie ich es höchlich betheure/ schwerlich einige Silbe von mir in das öffentliche Licht kommen seyn/ wenn nicht etliche vorwitzige Leute/ theils von mir selbst erfundene/ theils aus andern Sprachen übersetzte Wercke (so vielmahl hin und wieder übel abgeschrieben und dergestalt verkehret worden/ daß ich meine eigene Kinder nicht mehr kennen können) sich unterstanden/ mir zum Schimpff/ und ihnen zum Nutzen durch den Druck bekant zu machen/ dardurch ich endlich mit Verdruß genöthiget worden/ ein und das andere Stücke dergestalt herauß zu geben.“

(Hofmannswaldau, Übersetzungen und Getichte, 1689, Vorrede S. [1 f.]).

¹⁷⁴Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Vorrede S. [12].

1725 hält Weichmann bereits eine andere Reihenfolge in diesem traditionellen Lob ein:

„Sie sind nicht allein ein Poet, sondern ein Christl. Poet, und nicht allein dieses, sondern auch ein grosser Stats-Mann, und dabey ein sehr

Er habe „die kurtzen Jahre seines Lebens/ so wol vor die Stadt/ als die jenigen/ die sich seinem Rath und Beystandes anvertrauet/ treulich und redlich gearbeitet/ seine gröste Lust in der Arbeit [= Beruf] gesucht“. ¹⁷⁵

Hat der Verfasser der Arminius-Vorrede hierin recht, so könnte damit *der* entscheidende Unterschied in der Arbeits- und Lebensauffassung zwischen einem Lohenstein und Wieland als Nebenstundenpoeten bezeichnet sein. Wieland, der seine Amtstätigkeit wohl gewissenhaft erfüllt, sie aber wegen ihrer negativen Auswirkungen auf seine poetische Produktion zuweilen heftig beklagt, möchte zu den Männern gehören, die „ihr Leben, oder wenigstens (wenn ihnen nicht mehr erlaubet ist,) die angenehmsten Stunden ihres Lebens den Musen und der Philosophie gewidmet haben“, die die „Würde ihrer Bestimmung, und die Größe der Vortheile, die in ihrer Gewalt sind, empfinden“. ¹⁷⁶

Die poetische „Bestimmung“ wird von nun an als Wert empfunden, der die Berufarbeit unterzuordnen sei. Gerade dies ist aber in dem Maße, wie es Wieland wünschenswert erscheint, nicht möglich, und so kommt es zu einem Konflikt zwischen seinen poetischen Interessen und den Pflichten seines Amtes. Er sei gezwungen, schreibt Wieland, „in einem Amt, das in dem vollkommensten Kontrast mit den Neigungen und Beschäftigungen eines Liebhabers des Wahren und Schönen steht, mein Leben hinzuschleppen“. ¹⁷⁷ Er schafft sich eine Gegenwelt zu den „unendlichen Mißbehaglichkeiten meiner größtenteils mit Dingen, die meiner Natur zuwider sind, beschäftigten Lebensart“, die Gegenwelt der poeti-

tief-Gelehrter.“

(Weichmann, Poesie der Nieder-Sachsen 1, 1725, Widmung, S. [10]). So spricht Weichmann seinen Adressaten Barthold Heinrich Brockes an, den Verfasser des vielbändigen und vielgelesenen 'Irdischen Vergnügens in Gott'.

¹⁷⁵Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Vorrede S. [12].

¹⁷⁶Diese Klage führte er u. a. in der Widmung zu 'Idris und Zenide', s. oben S. 561 mit Anm. 144.

Wieland, Musarion, Widmung, Akademie-Ausgabe 1, 7, S. 160.

¹⁷⁷Wieland an Riedel, 2. Jan. 1768, Wieland, Briefwechsel 3, S. 491.

schen Einbildungskraft („Ich kann nur durch Empfindungen und Vorstellungen glücklich seyn“).¹⁷⁸

Lohenstein, gleich, ob er tatsächlich oder nur in den Augen seines Chronisten „seine größte Lust in der Arbeit gesucht“ hat, war jedenfalls ein Konflikt Amt – Poesie unbekannt. Die Poesie, so schreibt er in der Vorrede zu den 'Blumen', bedürfe keiner Verteidigung, „welchem alle die beypflichten/ welche nicht das Jahr seines Frühlings/ und das Leben seiner Jugend berauben wollen“.¹⁷⁹

Die Poesie gehört also für den Nebenstundendichter Lohenstein organisch zu seiner Welt — wie der Frühling zum Jahr und die Jugend zum Leben. Aber ein Jahr mit nichts als Frühling und ein Leben mit nichts als Jugend wäre wie ein nur der Poesie gewidmetes Leben eine Sache, bei der das Wesentliche fehlt.

Die Dichtkunst hat demnach nur in den „Erholungsstunden“ als „angenehmste Ergötzung“ ihre Berechtigung, und ihr Nutzen ist dann 'hygienischer' Art.¹⁸⁰ Lohenstein habe, so berichtet sein Chronist, in den

„wenig übrigen Stunden/ besonders aber meistens in seinem Gicht- oder Geduld-Bette zum Zeitvertreib und Gemüths-Beruhigung geschrieben/ und zuweilen ihnen [sc. guten Freunden] etwas davon mitgetheilet/ die sich denn mit dessen Durchlesung nichts weniger/ als er mit der Arbeit belustiget/ und ihn immer mehr aufgemuntert haben“.¹⁸¹

Auch Wieland sucht bei den Musen Vergessen (wörtlich „süßes Vergessen“!), aber nicht, wie Lohenstein, von körperlichen Gebre-

¹⁷⁸Wieland an Riedel, 15. Dez. 1768, Wieland, Briefwechsel 3, S. 559.

¹⁷⁹Lohenstein, Blumen, 1680, Vorrede S. [7].

Cf. Logau, der die Poesie so verteidigt:

„Jsts etwan vngesund/ auff Speisen die da nähren/
Zu Zeiten frisches Obst erquicklich zu verzehren?“

(„Speisen, die da nähren“ stehen für die Rechtsgeschäfte, „frisches Obst“ für die Poesie.)

(Logau, Sinn-Getichte, [1654], 1,5,3, Poeterey, S. 96).

¹⁸⁰Wieland, Idris und Zenide, Widmung, Akademie-Ausgabe 1, 7, S. 14.

¹⁸¹Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Vorrede, S. [6].

chen, sondern „von den Mühseligkeiten des geschäftigen Lebens“, d. h.: seines Amtes.¹⁸² Die Wirkung, die der Dichtkunst zugesprochen wird, ist in beiden Fällen eine von den Widrigkeiten des Lebens ablenkende: geändert hat sich aber, was einer solchen Kompensation bedarf, für Lohenstein ist es eine Krankheit, für Wieland der Zustand seiner Berufstätigkeit.

„Diß aber weiß ich wohl: daß diese kluge Schrift
So/ wie Erasmus Werck/ aus kranker Hand entsprossen“,

schreibt Neukirch in seinem Ehrengedicht zum zweiten Teil des ‘Arminius’.¹⁸³ Die Muße der Nebenstunden war für Lohenstein niemals ein Idyll wie für Wieland, sondern ein Freiraum, der von menschlicher Unzulänglichkeit geprägt war. Die für die Dichtung verbleibende Zeit war eine für das tätige Leben untaugliche und von den Wechselfällen des Lebens überschattete:

„weil unser *Lohenstein*/ bey Kranckheit und bey Sorgen/
Ihm offters auch die Zeit zum Schreiben muste borgen“.¹⁸⁴

Wielands Schilderung der Umstände, unter denen er zu dichten pflegt, klingt dagegen eher beneidenswert. Er habe

„ganz nahe an unserer Stadt [= Biberach], aber doch in einem
etwas einsamen Orte, ein artiges Gartenhaus gemiethet, wo
ich die angenehmste Landaussicht von der Welt habe“,

so schreibt er und fährt fort:

„Hier bringe ich des Sommers meine meisten müßigen Stun-
den zu, solus cum sola, aber ganz allein mit den Musen, Fau-
nen und Grasnymphen, denen ich von Zeit zu Zeit einige im

¹⁸²Wieland, Idris und Zenide, Widmung, Akademie-Ausgabe 1, 7, S. 14.

Ganz anders Logau, der den hygienischen Effekt der Poesie auch den Amtsgeschäften zugute kommen läßt:

„Die edle Poesie ermuntert Sinn und Geist/
Daß er greift an mit Lust/ was schwer und wichtig heist.“

(Logau, Sinn-Getichte, [1654], 1,5,3, Poeterey, S. 96).

¹⁸³Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND, Neukirch, Ehrengedicht, S. [6].

¹⁸⁴Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND, Neukirch, Ehrengedicht, S. [6].

Gesicht habe, welche auch den enthaltsamsten Einsiedler unversucht [sic!] lassen würden [...] Ich sehe Mühlen, Dörfer, einzelne Höfe; ein langes angenehmes Thal, das sich mit einem zwischen Bäumen hervorragenden Dorfe mit einem schönen, schneeweißen Kirchthurm endet, und über demselben eine Reihe ferner blauer Berge, aus denen im Abendstrahl *Horn*, ein uraltes, seit Kurzem von den jetzigen Besitzern neu aufgebautes Schlößchen herausglänzt. Das alles macht eine Aussicht, über der ich Alles, was mir unangenehm seyn kann, vergesse, und, mit diesem Prospekt vor mir, sitze ich an einem kleinen Tische, und — reime“.¹⁸⁵

5.3.2 LOHENSTEINS LESER — WIELANDS LESER

Die unterschiedlichen Produktionsbedingungen, denen Lohenstein und Wieland unterworfen waren, erklären einiges von Wesen und Absicht ihrer betreffenden Dichtwerke. Lohenstein schreibt in seinem „Gicht- oder Geduld-Bette“ den ‘Arminius’, guten Freunden zuweilen daraus mitteilend, Wieland dichtet seinen ‘Idris’ in der Einsamkeit eines Gartenhauses mit angenehmer Aussicht auf die von Menschenhand kultivierte und genutzte Natur. Zur „Belustigung“ und „Unterweisung“ von „Standes-Personen“ sei der ‘Arminius’ nützlich.¹⁸⁶ Der kommunikative Charakter dieses Werks steht im Kontrast zu dem quasi intimen Charakter des anderen Werks, in dem der Leser Wielands Titelheld ‘Idris’ in eine weltferne Idylle folgt. Im günstigsten Fall sollte sich der Leser in einer ähnlichen Situation befinden wie der Autor bei der Produktion: die Lektüre sollte ihm eine „Aussicht“ eröffnen, die ihn alles Unangenehme vergessen läßt. Zur Lektüre von Wielands Werken gehört genauso Muße wie zu ihrer Verfertigung („Beschäftigte Le-

¹⁸⁵Wieland an Riedel, 24. Aug. 1768, Wieland, Briefwechsel 3, S. 545 f.

¹⁸⁶Tentzel, Wilh. Ernst (Hrsg.), Monatliche Unterredungen 1, 1689, S. 520 (S. 510–531: Rezension des 1. Teils des ‘Arminius’).

ser sind selten gute Leser“!).¹⁸⁷ „Wer mit Vergnügen, mit Nutzen lesen will, muß gerade sonst nichts anders zu thun noch zu denken haben“.¹⁸⁸ Erst dann kann der Autor den Leser ins Reich der Phantasie entführen.

„Durch ein verwickeltes Gewinde
 Von Feerey und Wundern fortgeführt,
 Sey, wer dich liest, besorgt, wie er heraus sich finde,
 Und nahe stets dem Ziel — indem er es verliert:
 Er fühle, daß Natur sogar in Märchen rührt,
 Und daß Geschmack und Witz mit allem sich verbinde.
 Er folge sonder Zwang, wohin die Fantasie
 Ihn führt, lächl’ oft, und gähn’, ist’s möglich, nie.“

Diese Leseanweisung gibt Wieland im ersten Gesang von ‘Idris und Zenide’.¹⁸⁹

Der ‘Arminius’ erfordert einen ganz anderen Umgang mit dem Leser. Gerade dem Adel gezieme es, „daß Er in das feine Gold guter Sitten und Wissenschaften versetzt werde“.¹⁹⁰ „Der Scharffsinnige und von allem [sic!] Wissenschaften angefüllte Arminius“ sei — so Lohensteins Bruder — Lohensteins Vermächtnis für die Nachwelt.¹⁹¹ ‘Arminius’ habe das „Absehen“, „junge Standes-Personen“ „gleichsam spielende und unvermerckt oder sonder Zwang auf den Weg der Tugend [zu] leiten“.¹⁹² Lohenstein will, indem er unterhält, belehren und dies bei einem schon feststehen-

¹⁸⁷Wieland, Geschichte der Abderiten 1,1, Sämtliche Werke 19, ND, S. 6.

¹⁸⁸Geschichte der Abderiten 1,1, Sämtliche Werke 19, ND, S. 6.

¹⁸⁹Wieland, Idris und Zenide, Erster Gesang, Akademie-Ausgabe 1, 7, S. 19.

¹⁹⁰Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Vorrede, S. [3].

¹⁹¹„Der Scharffsinnige und von allem [sic!] Wissenschaften angefüllte Arminius aber wird ihm/ wenn Er auch schon Staub und Asche sein wird/ bey erlangtem Tages-Liechte vor aller Nachwelt das Lebens-Licht wieder anzünden.“

Lohenstein, Ibrahim Sultan ... und andere Poetische Gedichte, 1701, Lebens-Lauff, S. [11].

¹⁹²Dies bekundet Christian Wagner in der Vorrede zum ‘Arminius’, der sich dabei auf Lohenstein selbst beruft.

Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Vorrede, S. [6].

den Interessentenkreis: beim adligen und womöglich noch jungen, erziehungsbedürftigen Leser.

Wieland dagegen setzt bei seinen Verserzählungen allein auf die „angenehme Unterhaltung“ seines Publikums, das er sicher zu recht bei den Gebildeten vermutet.¹⁹³ Für das „Vergnügen des müßigen Theils der Welt“ zu arbeiten, empfand er als seinen Beruf — ohne freilich genau angeben zu können, welche gesellschaftlichen Gruppierungen sich damit erfassen ließen.¹⁹⁴ Unbesorgt darum erklärt er sich bereit, die Dichtkunst notfalls auch ohne Publikum zu betreiben:

„Du machst, o Muse, doch das Glück von meinem Leben,
Und hört dir niemand zu, so singst du mir allein.“¹⁹⁵

Diese Sicht literarischer Abgeschiedenheit von „Welt“ und „Kenner“, die aus der Not fast eine Tugend macht, wäre Lohenstein und seinem Umkreis nicht in den Sinn gekommen.¹⁹⁶ Noch in seinem „Gicht- oder Geduld-Bette“ ist Lohenstein auf die Mitteilung seiner literarischen Hervorbringungen bedacht. Wenn er auch seine „Gedichte“ „theils zu meiner eignen Vergnügung/ theils gutten Freinden zu Liebe gefertigt“ hat, so ist der 'Arminius'-Roman jedenfalls kein Werk, das ein in der Einsamkeit Lebender hätte er-

¹⁹³ „in Werken, deren Hauptzweck eine angenehme Unterhaltung des gebildeten Theils des Publikums ist“.

Wieland, *Amadis*, 1771, Vorbericht, *Sämmtliche Werke* 4, ND, S. XIV.

¹⁹⁴ Wieland, *Horazens Briefe*, Einleitung, 1. Brief in: *Horaz, Episteln*, lat. u. dt., RK 1963, S. 14.

¹⁹⁵ Wieland, *Idris und Zenide*, Erster Gesang, Akademie-Ausgabe 1, 7, S. 21.

¹⁹⁶ Diese Verse aus dem ersten Gesang von 'Idris und Zenide' (s. die vorige Anmerkung) zitiert Wieland auch in 'Briefe an einen jungen Dichter', 1. Brief. Die dem Zitat unmittelbar vorangehenden Verse lauten:

„Gefällst du nicht, stimmt Welt und Kenner ein
Dich deines Dienst's zu überheben,
So mag dein Trost in diesem Unfall seyn,
Daß du bey süßser Müh mir viele Lust gegeben.“
(Wieland, *Sendschreiben*, *Sämmtliche Werke* 24, ND, S. 37).

S. Wieland, *Idris und Zenide*, Erster Gesang, Akademie-Ausgabe 1, 7, S. 20.

dichten, oder als einsamer Leser hätte recht würdigen können.¹⁹⁷ ‘Arminius’ gehört der „Welt“, nicht seinem Verfasser oder dem einzelnen Leser, das war schon den Zeitgenossen unmittelbar nach Lohensteins Tod klar.¹⁹⁸ Die erste Absicht Lohensteins, „dieses alles bloß zu obgemeldter vornehmer Personen und guten Freunde eigenen Gefallen und Vergnügung“ geschrieben zu haben, widerspricht diesem Befund nur scheinbar: gerade diese Freunde (man denke nur an Nesselrode oder Hofmannswaldau) repräsentieren barocke ‘Welt’ in besonderem Maße.¹⁹⁹

Wieland beklagt in Biberach die Trennung von Freunden, Lesern und Anregern literarischer Werke.²⁰⁰ Bei einem Autor wie Lohenstein hätte eine ähnliche Isolation wahrscheinlich das Ende aller Produktion bedeutet. „Der *kluge* Leser“, den der Verfasser des ‘Vorberichts’ für den ‘Arminius’ als wünschenswert voraussetzt, bewirkt für „diese kluge Schrift“ weit mehr als man sonst von einem Leser erwarten kann.²⁰¹ Dieser Leser ist als Freund des Autors und (oder) Auftraggeber des ‘Arminius’ schon an der Entstehung und Ausführung des Werks beteiligt.²⁰² Und schließlich: „der Klugheit Lehren“, die im ‘Arminius’ „im vollen Strome kwel-

¹⁹⁷Lohenstein, Blumen, 1680, Vorrede, S. [1].

¹⁹⁸Der ‘Vorbericht an den Leser’ zum 1. Teil des Arminius beginnt so:

„Hochgeneigter Leser. Hier stellet sich/ unser vor etlichen Jahren gethanen Vertröstung nach/ nunmehr der Großmüthige *Arminius* auf den Schau-Platz der Welt.“

(Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Vorrede S. [1].)

¹⁹⁹„Massen Er dieses alles bloß zu obgemeldter vornehmer Personen und guten Freunde eigenen Gefallen und Vergnügung [...] geschrieben“.

Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Vorrede S. [5] f.

²⁰⁰Biberach bedeutete für ihn im Nachhinein „eine Zeit, da ich am äussersten Ende des südlichen Deutschlandes in gänzlicher Abgeschiedenheit von unserem Parnaß und ohne alle litterarische Verbindung lebte“.

(Wieland, Sendschreiben, Sämmtliche Werke 24, ND, S. 37).

²⁰¹Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Vorrede S. [6]. Hervorhebung nicht im Text.

Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND, Neukirch, Ehrengedicht, S. [6].

²⁰²Als Grund für Lohensteins Wahl des ‘Arminius’-Stoffes nennt der Verfasser des Vorberichts:

len“, sind durch einen Freund — einen 'klugen Leser' — vollendet worden, da Lohenstein das letzte Buch des 'Arminius' nicht mehr selbst fertigstellen konnte.²⁰³

„Daß aber auch die Welt den Schatz genissen kan/
Ist dieses Buches Schluß ersetzt durch Freundes Hände.“²⁰⁴

Wieland dagegen schätzt die allzu klugen Leser für seine Vers- und anderen Erzählungen gar nicht mehr so sehr. („Aber, wer wollte auch Bücher schreiben, wenn alle Leser so gelehrt wären als der Autor?“ heißt es hier.²⁰⁵) Für 'Idris', der — im Gegensatz zum 'Arminius' — aus *inneren* Gründen Fragment blieb, wünscht er sich jedenfalls nicht den bloß klugen, sondern den innerlich beteiligten Leser als Vollender:

„Den weisen Leuten, welche nie
Wie unserm Helden war erfuhren,
Nicht den *Catonen* nur, sogar den *Epikuren*
Von kaltem Blut und träger Phantasie,
Klingt nichts so schal, als die Figuren

„daß vornehmlich so wol einige hohe Standes-Personen/ als andere vertraute Freunde ihn hierzu veranlasset und ersuchet: daß Er von unsern Deutschen/ gleich wie andere Völcker von ihren Helden/ auch etwas gutes schreiben möchte“.

(Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Vorrede, S. [2]).

²⁰³Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Abschatz, Ehrengedicht, S. [8].

„Endlich ist zu mercken/ daß in denen ersten siebenzehen Büchern nichts als Lohensteins Arbeit zu finden/ das letzte Buch aber von einer andern Hand hinzugethan sey.“

(Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND, Anmerkungen, S. 22b).

Lohensteins Bruder, Johann (= Hans) Caspar von Lohenstein (Verfasser des „Lebens-Lauffs“ und eines Ehrengedichts zu 'Arminius' I), hatte die Fertigstellung des 'Arminius' übernommen, war aber selbst damit wohl aus äußeren wie inneren Gründen überfordert. Ein „D. Christian Wagner, Theol. Doctor in Leipzig“ hat dann den 'Arminius' „auf Begehren“ „vollends zu Ende gebracht“.

(Lohenstein, Johann Caspar von, Edler Personen Eröffnete Grüffte, hg. Pfeiffer, 1718, S. 101).

²⁰⁴Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Abschatz, Ehrengedicht, S. [8].

²⁰⁵Wieland, Abderiten 1,1, Sämtliche Werke 19, ND, S. 7.

Verliebter Schwärmerey. Gut, ich verschone sie:
 Der Pinsel fällt mir willig aus den Händen;
 Wer Lust hat mag das Bild und — dieses Werk vollenden!²⁰⁶

Der ‘Arminius’ — für den Druck mit einem Schluß versehen — gibt sich das Ansehen eines Ganzen, während ‘Idris’ — der mit diesen Worten endet — mit seinem Fragmentcharakter geradezu kokettiert.

Der müßige und teilnehmende Leser eines Wieland und ‘der kluge Leser’ eines Lohenstein lesen nach einer jeweils anderen Methode. Der müßige Leser wird sich seiner Lektüre intensiver widmen können als der kluge, der nur ‘*Nebstunden*’-Leser sein will und kann.²⁰⁷ Letzterer ist wahrscheinlich eher geneigt auszuwählen als ersterer, der alles — wenn nicht auf einmal, so doch immer in der psychischen Disposition der Muße, die Ruhe und Genuß verspricht — liest. Gewiß, „der muß ein Monstrum memoriae seyn, der über dem letzten Buch des Arminii sich noch erinnert, was er in den ersten gelesen“ — aber die Lektüre konnte ja wiederholt werden.²⁰⁸ Die vielen Episoden im ‘Arminius’-Roman lassen darauf schließen,

²⁰⁶Wieland, Idris und Zenide, Schluß des 5. Gesangs, Akademie-Ausgabe 1, 7, S. 154.

²⁰⁷Auch Lohenstein wird von seinem Vorredner als ‘Nebstundenleser’ dargestellt:

„In Ermangelung derselben [sc. gelehrte Leute] aber waren gute Bücher seine unzertrennliche Gefärthen; und war ihm nicht möglich einen einzigen Augenblick müßig zu seyn.“

(Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Vorrede S. [7]).

Mit dieser Begründung (Unfähigkeit zur Muße!) wird auch Lohensteins Nebstundenpoetentum gerechtfertigt: „Denn er schätzte die vergebens hinreichende Zeit mit dem weisen Demetrius vor den kostbarsten Verlust [...] Daher erwählte er ihm außer seinen Ampts- und andern Verrichtungen eine beständige und immerwehrende Arbeit/ die ihm nach des Himmels Bewegung oder Sonnen-Lauff gleichsam in einem unauffhörlichen Zirckel führte.“

(Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, 1689, ND, Vorrede S. [7]).

S. oben S. 564 mit Anm. 156 (5.3.1 Schriftsteller und Nebstunden).

²⁰⁸Heidegger, Gotthard, Mythosopia romantica oder Discours Von den so benannten Romans, 1698, Zit. n. Theorie und Technik des Romans im 17. und 18. Jahrhundert, 1, 1970, S. 59.

daß für Lohenstein nicht die Einheit der Erzählung, sondern die Vielfalt der Ereignisse in seiner Darstellungsweise Vorrang hatte. So konnte er auch dem einen Leser dies, dem anderen das zur unterhaltenden Belehrung bieten. In den „Monatlichen Unterredungen Einiger Guten Freunde Von Allerhand Büchern“ (1689/90), einer frühen Rezensionszeitschrift, wird mit einer auswählenden Lektüre des 'Arminius' gerechnet, wenn auf verschiedene Stellen verwiesen wird.²⁰⁹ Den 'Arminius' im Ganzen zu lesen, hatte dagegen auch für Zeitgenossen seine Schwierigkeiten.²¹⁰

Die damals herrschende „Intensität des Lesens“ — die Bücher wurden im 17. Jahrhundert nicht nur einmal, sondern mehrmals gelesen — läßt verstehen, warum ein 'Arminius' bei den Zeitgenossen in hohem Ansehen stand.²¹¹ Noch Gottsched rechnete mit

²⁰⁹Z. B.: „Nicht weniger Sinn- als Lehr-reich sind die Reden und Exempel vom Wechsel und Veränderung der Liebe/ welche p. 127 sq. . . .“

([Tentzel], Monatliche Unterredungen 2, 1960, Rez. des 2. Teils des 'Arminius', S. 508).

Der Verfasser der „Allgemeinen Anmerckungen“ zum 'Arminius' gibt diese Leseanweisungen:

„Sonsten ists wohl am besten/ wenn man ein Buch lesen will/ daß man es von Anfang biß zu Ende lese/ und ehe nicht urtheile/ als biß man aus dem Beschluß den völligen Verstand und Absehen derer vorhergehenden Dinge wohl begriffen habe.“

Aber auch für ein eklektisches Leseverfahren zeigt er Verständnis und macht hierfür Vorschläge:

„Jedennoch aber wenn iemand anderer Meinung wäre/ und erst ein Stück aus dem Buch lesen wolte/ welches seinem Sinn gleichförmig wäre/ und ihn/ in Hoffnung dergleichen mehr zu finden/ das gantze Buch durchzulesen nöthigen könnte/ so kan demselben auch gerathen werden.“ [Es folgen Stellenangaben] (Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND, Anmerkungen, S. 22a).

²¹⁰Neukirch bedauert dies:

„Ich weiß wohl / daß die wenigsten ihnen die mühe nehmen / dieses herrliche buch durchzulesen.“

Auch deshalb verweist er auf die Einzelheiten des 'Arminius':

„artige / kurtze und geistvolle dinge“ habe Lohenstein hier „ersonnen“.

(Neukirch, Anthologie 1, 1697, ND, Vorrede S. 14.)

²¹¹Intensität des Lesens: Cf. Engelsing, Der Bürger als Leser, S. 183.

Über das Leseverhalten cf. auch Kiesel/Münch, Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert, S. 170.

einem solch intensiven Leseverhalten, wenn die Schrift den Ansprüchen des Lesers an Inhalt und Form Genüge leistet.²¹² Überdies: mit der spruchreichen Lohensteinschen Schreibart zeigt der Schatz erst seinen wahren Wert:²¹³

„Wer sich gelehrt/ verliebt/ und Stats-klug weisen wil/
Siht was Er nur verlangt in Reden und Getichten.“²¹⁴

Die wiederholte Lektüre wird auch zu besserem Verständnis empfohlen:

„Ferner wer etwas aufs erstemahl nicht verstehet/ der lese es
zum andern und drittenmahl/ es wird versichert die Mühe
des Nachsinnens durch den merckwürdigen Verstand schon
bezahlet werden.“²¹⁵

Wielands Wunsch-Leser ist dagegen ein Leser, der sich auf das Werk als Ganzes einläßt.

Wieland behauptete, er könne „wie Horaz mit wenigen Lesern zufrieden seyn“, „so lange noch Gleim und Geßner leben, so lange ich einen Klotz und Riedel zu Lesern habe“.²¹⁶ Damit bekennt er

²¹² „Ein nützliches Buch bringt seinem Urheber, und einem ganzen Volke, ohne Zweifel desto mehr Ehre, je mehr es gelesen wird. Nun werden aber sinnreiche Schriften in gebundener und ungebundener Rede ohne Zweifel sehr häufig gelesen, oft wiederholet, ja fast auswendig gelernet; indessen daß andere, die zwar auch nützliche Dinge in sich enthalten, aber keine anmuthige Schreibart haben, mit Würmern, Staub und Schimmel zu streiten pflegen.“

(Gottsched, Lob- und Gedächtnißrede auf Martin Opitz von Boberfeld, Gottsched, Gesammelte Reden, AW 9, 1, S. 172).

²¹³ „daß nemlich Lohensteins Schreib-Art sehr Spruchreich sey“ ([Tentzel], Monatliche Unterredungen 2, Rez. des 2. Teils des ‘Arminius’, S. 507).

²¹⁴ Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Abschatz, Ehrengedicht, S. [7].

²¹⁵ Lohenstein, Arminius 2, 1690, ND, Anmerkungen, S. 22b.

²¹⁶ Wieland an Riedel, 2. Juni 1768, Wieland, Briefwechsel 3, S. 519.

Wieland zitiert damit seine eigene Horaz-Übersetzung (Horaz, Satiren 1, 10, 73 f.):

„Und, mit wenig Lesern zufrieden, [sc. muß du lernen] nicht der Menge zu Gefallen schreiben.“

(Wieland, Gesammelte Schriften, 2, 4, Horazens Satiren 1, 10, S. 550.)

sich auch zum Wahlspruch des Horaz nachfolgenden Nebenstundenpoeten, der von Weckherlin bis Schiller lautet:

„Mach es *wenigen* recht, *vielen* gefallen ist schlimm.“²¹⁷

Seine Wunsch-Leser hat Wieland somit namentlich bekanntgegeben, wenn auch nur privat seinem damaligen liebsten Briefpartner, Riedel, dem Widmungsadressaten von 'Idris'. Es ist der Kreis literarischer „Kenner“, deren positives Urteil über 'Idris' und 'Musarion' Wieland zu dieser Zeit erfreut hatte.²¹⁸ Diesen wenigen Kennern dachte Wieland dann die Aufgabe zu, seine Werke bei einem weiteren Publikumskreis einzuführen.²¹⁹ Der erste, literarisch-intime Leserkreis dieser Verserzählungen blieb aber für Wieland die entscheidende Instanz in literarischen Fragen, wie seine Widmungen zu 'Idris' und 'Musarion' zeigten. Wer sonst als die „Günstlinge“ der „Grazien“ könnten — wie Wieland es wünscht — in den Zügen Musarions und ihres Verfassers „ihre eignen erkennen“?²²⁰

Wielands Wunsch-Leser zeichnet nicht nur geistige Nähe zum Verfasser aus, sondern eine derartige Affinität zum Wesen seiner Hauptfigur, daß eine gefühlsmäßige Identifizierung mit dieser Hauptfigur, die wiederum als eine Spiegelung des Autors zu sehen

²¹⁷Schiller, Werke, Nationalausgabe, 1, S. 302, 'Wahl'.

Weckherlin:

„Gefallen solt du gar nicht allen/

Vihlen gefallen ist zuvihl“.

(Weckherlin, Gedichte, hg. Wagenknecht, 'An mein Buch', S. 25).

S. oben S. 422 mit Anm. 87 (4.1.2 Der Widmungsbrief an Gottfried Lange).

²¹⁸S. Widmungsbriefe zu 'Idris und Zenide' und 'Musarion':

„ob Idris, so wie er ist, sich unter die Augen der Kenner wagen dürfe“

(Wieland, Akademie-Ausgabe 1, 7, S. 13),

„daß ich, seit dem Ihr vollgültiger Beyfall, und das günstige Urtheil so vieler andrer Kenner“

(Wieland, Musarion, Widmung, Akademie-Ausgabe 1, 7, S. 157).

²¹⁹S. oben S. 548 mit Anm. 101 (5.2.3 Intendiertes Publikum und Widmungspraxis).

²²⁰Wieland, Musarion, Widmung, Akademie-Ausgabe 1, 7, S. 158.

ist, möglich wird.²²¹ Der Autor, sein Held und sein Leser sind durch wechselseitige Entsprechungen so miteinander verbunden, daß der eine sich im andern wiedererkennen kann. Die Gräfin von Wartensleben schreibt an Wieland über ihre Lektüre des ‘Agathon’:

„Ich wenigstens muß Ihnen bekennen, daß ich mich lieber habe, seitdem ich Sie lese“.²²²

5.3.3 UTOPIE UND WIRKLICHKEIT

Wieland liegt soviel an der Gemeinschaft des Autors mit dieser Art von Lesern (den „Günstlingen“ der „Grazien“), daß er nicht übel Lust hat, sich mit ihnen in eine Art *Utopie* zurückzuziehen, „um fern vom festen Lande, mitten in den Wogen des Meeres, ein kleines Völkchen von Glücklichen zu stiften“.²²³ Fern von der Welt, wie seine Titelhelden Idris oder Amadis, erträumt sich Wieland das Glück in einer geschützten Idylle. Sein Glück heißt aber nicht Leben wie bei seinen Helden, sondern — Poesie. Von der Teilnahme gleichgesinnter Freunde und Leser (die selbst auch literarisch hervortreten!) verspricht er sich eine uneingeschränkte

²²¹Nicht nur bei ‘Musarion’, auch bei ‘Agathon’ ist dies der Fall:

„Dem allen ungeachtet habe ich vor etlichen Monaten einen Roman angefangen, welchen ich die Geschichte des Agathon nenne; Ich schildre darinn mich selbst, wie ich in den Umständen Agathons gewesen zu seyn mir einbilde, und mache ihn am Ende so glücklich, als ich zu seyn wünschte.“

(Wieland an Zimmermann, 5. Jan. 1762, Wieland, Briefwechsel 3, S. 61).

²²²Wartensleben an Wieland, Anfang März 1770, Wieland, Briefwechsel 4, S. 100.

²²³„wenn wir dereinst nach Lampedusen u.s.w.“, Anmerkung zum ‘Neuen Amadis’, 11. Gesang Nr. 4, Zitat nach Diderot, Wieland, Sämtliche Werke 4, ND, S. 236.

Cf.: „Wie wäre es, wenn wir alle mit einander nach Juan Fernandez, oder nach des guten Diderot seiner Lampeduse zögen, und eine kleine Kolonie von glücklichen Leuten anlegten?“

(Wieland an Riedel, 4. Febr. 1768, Wieland, Briefwechsel 3, S. 499).

Ähnlich auch: Wieland an Gleim, 6. Juli 1771, Wieland, Briefwechsel 4, S. 315.

Bestätigung seiner Autorintentionen, wie sie vor allem Riedel in der Tat leistete.²²⁴ Von der Seelenverwandtschaft mit diesem seinem eifrigsten Leser war Wieland eine Zeit lang zutiefst überzeugt:

„Ich liebe Sie mehr, als ich jemals einen vom Weibe Gebornen geliebt habe; denn niemals habe ich noch den gefunden, dessen Seelengesicht dem *meinigen so ähnlich* gesehen hätte, als das Ihrige“.²²⁵

Das Ideal des idyllischen Privatdaseins, das genug Muße für die Beschäftigung mit der Dichtkunst bietet, wurde von Wieland aber nicht nur als schöne Utopie gesehen: das Streben nach der Verwirklichung dieses Ziels erklärt einen guten Teil seiner Aktivitäten, die ihn berufliche Veränderungen suchen lassen. Als Pensionsempfänger des Herzogs scheint Wieland dann endlich seinem Ideal sehr nahegekommen zu sein, wenn er über seine persönlichen Umstände schreibt:

„Ich lebe in einer erwünschten Freiheit von öffentlichen Geschäften, den Musen und mir selbst ein unscheinbares aber glückliches Leben; begünstigt mit der Gnade meiner guten Fürsten und der Liebe vieler Rechtschaffnen; umgeben von einer zahlreichen um mich her theils aufblühenden theils noch erst aufkeimenden Familie [...] kurz, vergnügt mit meinem Los und ohne andre Wünsche für die Zukunft, als jene bescheidnen, die ich mit meinem Horaz gemein habe“.²²⁶

Freilich, die Kommunikation mit Freunden und Lesern, die ihm in Biberach so fehlte, ließ auch in Weimar zu wünschen übrig und blieb auf gelegentliche Besuche und Briefwechsel beschränkt. Das

²²⁴In seinen 'Briefen über das Publikum', 1768, z. B. 7. Brief an den Herrn Hofrath Kästner (über Wieland): „Ein Genie erwachte zu dieser Zeit, mit welchem wir allen Ausländern Trotz bieten können“.

(Riedel, Briefe über das Publikum, hg. Feldmeier, S. 93).

²²⁵Wieland an Riedel, 10. 8. 1768, Wieland, Briefwechsel 3, S. 531.

²²⁶Wieland an Tobias Philipp von Gebler, 1. Sept. 1782, Wieland, Briefwechsel 8, 1, S. 29.

Wesentliche seiner Idyllen-Idee ließ sich aber auch am neuen Ort verwirklichen: „die Freiheit, *mit sich selbst* und *für sich selbst* zu leben“. Sie wurde ihm „nötiger“, „je weiter er im Leben fortrückte“, wie Wieland von ‚seinem‘ Horaz sagt und damit eigentlich nur sich selbst meint.²²⁷

Nichts lag dagegen Lohenstein und seinem Freundeskreis ferner als solche Rückzugsgedanken. Zwei seiner besten Freunde und Leser, Hans Assmann von Abschatz (der Verfasser des Ehrengedichts zum ‚Arminius‘!) und Christian Hofmann von Hofmannswaldau, sind wie Lohenstein aktive Politiker in Schlesien. Hofmannswaldau Praeses der Stadt Breslau, Abschatz Landesbestellter des Herzogtums Liegnitz. Diese beiden werden von Lohenstein (ohne namentliche Nennung!) in den Anmerkungen zur ‚Sophonisbe‘ als Übersetzer von Guarinis ‚Pastor fido‘ erwähnt:

„Zwey große Landes-Leute/ derer verträulichen Freindschaft ich mich so sehr als Schlesien sich ihrer hohen Gaben und Verdienst zu rühmen habe.“²²⁸

Das ist alles, was Lohenstein von den beiden hier zu sagen weiß. Die öffentliche Funktion dieser Freunde erscheint Lohenstein jedenfalls so wichtig, daß sie auch in einer Kurzcharakteristik wie dieser nicht fehlen darf. Dichtung und Politik konnten im 17. Jahrhundert durchaus neben- und miteinander betrieben werden, die Priorität der Amtsgeschäfte galt dabei als selbstverständlich. Dar- aus ergab sich allerdings — glaubt man den Quellen — ein schier

²²⁷Wieland, Einleitung zum 7. Brief an Mäcenaz, Horaz, Episteln lat. und deutsch, S. 69.

„In Horaz sah er ein Spiegelbild, aus dem er im Laufe der Jahre seine eigenen Züge immer deutlicher und besser erkannte. Seine Beschäftigung mit dem römischen Dichter ist eine Art Charakterstudium, das von den eigenen seelischen Bedingungen ausging und wieder auf ihn selbst zurückwirkte.“

(Horaz, Episteln lat. und deutsch, Nachwort Wirth, S. 275).

Cf. Stemplinger, Wielands Verhältnis zu Horaz, Euphorion 1906, S. 473–490.

²²⁸Lohenstein, Sophonisbe, 1680, A.T., Anm. 2, 511.

Cf. Asmuth, Bernhard, D. C. von Lohenstein, M 97, 1971, S. 14.

unfaßbares Arbeitspensum für Lohenstein: nur die Nacht oder die Krankheit ließen ihm übrige Stunden für die Beschäftigung mit der Poesie.²²⁹ Obendrein nutzte er oft auch noch die Nachtstunden, so wird berichtet, für Bemühungen um das Gemeinwohl, was die Poesie zu einer Nebenbeschäftigung in Nebenstunden machte:

„Sein Sorgen/ Tag und Nacht/ war Kirche/ Land und Stadt/
lies dennoch ihn dabey auf Neben-Sachen sinnen“.²³⁰

Diese rastlose Lebensweise forderte letztlich ihren Tribut: Lohenstein starb bereits mit 48 Jahren „durch einen unvermuteten Schlag-Fluß“, wie sein Bruder berichtet.²³¹

Die Idee, „für sich selbst zu leben“, konnte freilich erst ein Autor des 18. Jahrhunderts, der durch die Aufklärung zu einem Bewußtsein seiner Individualität gelangt war, fassen. Aber war die politische Passivität, die im Ideal des idyllischen Privatdaseins zum Ausdruck kommt — Wielands poetische Utopie trägt auch die Züge einer privaten Idylle! — nicht ein allzu bequemer Ausweg aus dem Dilemma, in dem sich der bürgerliche Schriftsteller im 18. Jahrhundert befand?²³²

²²⁹Von Lohenstein hieß es:

„Is cum tempus posceret, splendidus erat et liberalis, patiens et laboriosus, in *summas reipublicae curas diem, in studia atque amicorum officia noctes insumens*, temporibus simulando et dissimulando callidissime inseruiens.“

(Helwich, *De vita et scriptis Danielis Caspari a L.*, 1702, S. 97, zit. nach Asmuth, Lohenstein, M 97, S. 13, Hervorhebung nicht im Text).

„Wenn es die Zeit erforderte, war er freigiebig und großzügig, geduldig und arbeitsam, wobei er den Tag auf die höchsten Staatsgeschäfte, die Nächte auf die Wissenschaften und auf den Umgang mit seinen Freunden verwendete, sich auf sehr kluge Weise durch Nachahmen und Verbergen nach den Verhältnissen richtend.“

²³⁰Lohenstein, Ibrahim Sultan ... und andere Poetische Gedichte, 1701, An die Lohe, Epicedium.

²³¹Lohenstein, Ibrahim Sultan ... und andere Poetische Gedichte, 1701, Lebens-Lauff, S. [12].

²³²Cf. Hauser, Arnold, *Sozialgeschichte der Kunst und Literatur*, 1975, S. 622 und 623 (Deutschland und die Aufklärung).

Dieser Gefahr war sich Wieland durchaus bewußt. Neben der Flut von Klagen, die er aus seiner Vaterstadt Biberach, dem „Anti-Parnaß“, an seine Freunde sendet, steht doch auch seine hellsichtige Beurteilung der Wirkungen, die das „praktische Leben“ „in der damals sehr unruhigen Reichsstadt Biberach“ auf ihn hatte:²³³ er sei „aus den *Wolken* auf die *Erde*“ herabgestiegen, und dies habe „eine Wiederherstellung meiner Seele in ihre natürliche Lage“ zur Folge gehabt.²³⁴

„Was am meisten beigetragen hat, diese Verwandlung, oder wenn Sie wollen, diese Herstellung meiner ursprünglichen Gestalt, woraus die Magie des Enthusiasmus mich gedrängt hatte, zu bewirken, das ist hauptsächlich die Unzahl von Mißgeschick, Noth und Plagen, die mich seit der Rückkehr in mein Vaterland verfolgt haben. Da fühlte ich das Nichts all der großen Worte, all der glänzenden Phantome, die in einer süßen Einsamkeit oder an der Seite einer Guyon oder Rowe so verführerische Reize haben für ein empfindbares Herz wie das meinige“.²³⁵

Erst die Berührung mit der Wirklichkeit in Biberach ließ Wieland seinen eigenen Ton in der Dichtung der Zeit finden: nun entstanden die ‘heroisch-komischen’ *Versepen* und der *Seelenroman* seiner selbst, ‘*Agathon*’.

Nie zuvor und niemals später war allerdings für Wieland die Spannung zwischen Wunsch und Wirklichkeit seiner Dichterexistenz so groß wie in den ersten Jahren in Biberach: er dachte damals (1762)

²³³ „Biberach ist ungeachtet verschiedner nicht geringer Vortheile, die mir daselbst gewiß sind, schlechterdings der Ort nicht wo ich bleiben kan, und je baldër ich aus diesem Anti-Parnaß erlößt würde, je besser wär’s für mich.“

(Wieland an Zimmermann, 11. Febr. 1763, Wieland, Briefwechsel 3, S. 152).

²³⁴ Wieland an L. Meister, zit. nach Gruber, *Wielands Leben* 3, S. 340 f.

²³⁵ Wieland an Zimmermann, 8. Nov. 1762, Wieland, Briefwechsel 3, S. 129 f., im Original französisch.

Deutsch zit. nach Gruber, *Wielands Leben* 3, S. 342.

ja sogar an eine Beendigung seiner poetischen Laufbahn.²³⁶ Daß es zu dieser äußersten Konsequenz doch nicht kam, hat mehrere gute Gründe: Aufmunterung durch neue und alte Freunde und Leser und die nicht nachlassende Liebe zur Dichtkunst.²³⁷ Dazu fand er neue Sujets, die sich in beschränkter Zeit und gewandelter Stimmung ausarbeiten ließen: so gewann mit 'Musarion' die Philosophie der Grazien Gestalt und mit 'Idris' und 'Amadis' die 'romantische' Poesie des Märchens.

In der Ausgabe letzter Hand seiner „Sämmtlichen Werke“ bestätigt Wieland dann die Sonderstellung seiner Biberacher Dichtungen, indem er (von sich in der 3. Person sprechend!) wie folgt urteilt:

„Diese Spiele mit seiner Muse waren in seiner damahligen Lage, im eigentlichen Verstande, *curarum dulce lenimen*: und wenn es allgemein wahr wäre, daß *verstholner Weise erzeugte* Kinder schöner und geistreicher wären, als andre, so müßten

²³⁶Wieland, Vorbericht Poetische Schriften 1762, s. oben S. 534 mit Anm. 51 (5.2.1 Veränderungen der Publikumsintentionen).

²³⁷Ermunterungen erhielt Wieland u. a. von Sophie von La Roche und dem Kreis um den Grafen Stadion in Warthausen, zu dem Wieland von Biberach aus Zutritt fand.

Als Wielands Motto in Biberach könnten die 'Idris' – Verse gelten:

„Du machst, o Muse, doch das Glück von meinem Leben,

Und hört dir niemand zu, so singst du mir allein“. (Wieland, Idris und Zenide, Akademie-Ausgabe 1, 7, S. 21).

Diese Verse zitiert Wieland auch in seinen „Briefen an einen jungen Dichter“ (1782) als Quintessenz seines eigenen Dichterlebens. Er habe, so bekennt er an dieser Stelle, mit dem Musendienst „mehr für mich selbst als für andere gethan“.

(Wieland, Sendschreiben, Sämmtliche Werke 24, ND, S. 36 f.).

Auf die „Glückseligkeit“, die ihm die Dichtkunst gewährt, „deren Macht ich in den widrigsten Umständen meines Lebens erfahren habe“, beruft Wieland sich auch in einem Brief an Geßner:

„Es ist im buchstäblichen Sinne wahr, was ich im Eingange des Idris zu meiner Muse sage:

‘Du machst, o Muse, doch das Glück von meinem Leben’—“.

(Wieland an Geßner, 29. August 1766, Wieland, Briefwechsel 3, S. 407).

seine in der Kanzley der Reichsstadt *Biberach* entstandenen Gedichte nicht geringe Vorzüge vor den übrigen haben.“²³⁸

Noch ohne die „erwünschte Freyheit von öffentlichen Geschäften“ hatte Wieland solches geleistet, von der Zukunft erhoffte er sich aber noch mehr: ein größeres Publikum und öffentliche Anerkennung seiner Bemühungen.²³⁹ Sobald er diesen Zielen Schritt für Schritt näherkommt (schon als Professor in Erfurt und erst recht dann als Prinzenenerzieher in Weimar) geht seine Rolle als Nebenstundenpoet, die er neun Jahre lang (1760–69) freiwillig-unfreiwillig gespielt hatte, zu Ende. Damit endet dann auch Wielands Vergleichbarkeit mit Lohenstein als Nebenstundenpoet.

Wieland, dem im Gegensatz zu Lohenstein ein langes Leben beschieden war (er starb 1813 als Achtzigjähriger!), scheint sich Versuchen, ihn eindeutig zu beurteilen, durch seine menschlichen und poetischen Wandlungen mit gewissem Erfolg entzogen zu haben. Er hinterließ nicht wie Lohenstein Werke, die nach den Gesetzen der Poesie wie der Politik alle in *eine* Richtung zu weisen schienen, sondern Werke, die nach-, aber auch nebeneinander verschiedene Publikumskreise ansprechen sollten. Das führte freilich bisweilen zu Mißverständnissen, aber dies mußte in Kauf genommen werden, wollte man wie Wieland die Dichtung zum Beruf und das Publikum zum Leser machen. Letzteres Ziel hatte Wieland, selbst nach Lessings Urteil „der vollkommenste Leser den ich mir denken kann“, erreicht, und darin lag vielleicht seine größte Bedeutung für die nachfolgende Schriftstellergeneration.²⁴⁰

„Die Wirkungen Wielands auf das Publicum waren ununterbrochen und dauernd. Er hat sein Zeitalter sich zugebildet, dem Geschmack seiner Jahresgenossen sowie ihrem Urtheil

²³⁸Wieland, Bruchstücke von *Psyche*, 1767, Vorrede, Akademie-Ausgabe 1, 7, S. 207.

²³⁹Die Hoffnung auf das Wiener Akademieprojekt des Kaisers sind die wichtigsten Themen, die Wieland in den ersten Weimarer Jahren beschäftigten.

²⁴⁰Lessing an Wieland, 2. Sept. 1772, Wieland, Briefwechsel 4, S. 624.

eine entschiedene Richtung gegeben“,
 rühmt Goethe in seinem Nachruf auf Wieland.²⁴¹
 Im „Kampf gegen die gemeine Wirklichkeit“

(„er lehnt sich auf gegen alles, was wir unter dem Wort Philisterei zu begreifen gewohnt sind, gegen stockende Pedanterei, kleinstädtisches Wesen, kümmerliche äußere Sitte, beschränkte Kritik, falsche Sprödigkeit, platte Behaglichkeit, anmaßliche Würde, und wie diese Ungeister, deren Name Legion ist, nur alle zu bezeichnen sein mögen“),

den Wieland in Biberach begonnen hatte, fand er zu sich selbst, und das hieß auch: zu seiner Vielseitigkeit.²⁴²

Der „Kampf gegen die gemeine Wirklichkeit“ wurde auch — mit anderen Mitteln — unter den veränderten Lebensumständen in Weimar fortgeführt. Gleich nach seiner Ankunft gründete Wieland die Zeitschrift „Der Deutsche Merkur“ (Januar 1773), in der ihm nun ein überregional wirkendes Organ für diesen Kampf zur Verfügung stand. Hier betrieb er Literaturkritik und philosophische Aufklärung, hier sind auch seine Übersetzungen und die 'Abderiten' zuerst erschienen. In der Vorrede zum 'Merkur' rechnet er indirekt mit Biberach ab.²⁴³ Gewidmet ist die spätere Aus-

²⁴¹Goethe, Zu brüderlichem Andenken Wielands, Goethe, WA 1, 36, S. 317.

²⁴²Weiter heißt es an dieser Stelle:

„er findet sich in der Klemme zwischen dem Denkbaren und dem Wirklichen, und indem er beide zu gewältigen oder zu verbinden Mäßigung anrathen muß, so muß er selbst an sich halten, und, indem er gerecht sein will, vielseitig werden.“

(Goethe, Zu brüderlichem Andenken Wielands, WA 1, 36, S. 322).

²⁴³Und zwar dadurch, daß er dem Leser die Parallele Biberach – Abdera nahelegt:

„Aber vielleicht ist nicht allen, die mich lesen, gleich bekannt, daß *Agathon*, *Don Silvio* und *Musarion* zu einer Zeit geschrieben worden, da die Canzley der löblichen, damals ziemlich unruhigen, Reichsstadt B*** auf meinen schwachen Schultern lag. [...] Ich war damals weit entfernt so einsam zu seyn, als mein Freund *Zimmermann* aus gewissen vermeinten Ähnlichkeiten der Stadt *Abdera* mit der Stadt *** geschlossen hat“.

(Wieland, Der Deutsche Merkur 1, 1773, Vorrede S. X).

gabe des ‘Merkur’ dem Kaiser, geschrieben ist er für das ganze Publikum deutscher Nation.²⁴⁴ Wieland hat freilich noch Zweifel, ob dieser ehrgeizige Vorsatz, das gesamte deutsche Publikum zu erreichen, gelingen kann.²⁴⁵

Biberach und seine Nebenstundenpoesie für Freunde und Kenner war in seiner Funktion als Zwischenstation auf dem Weg zum Publikum *aller* literarisch Interessierten bald vergessen. In der Ausgabe der „Sämmtlichen Werke“ von 1794 ff. hat Wieland dann die in Biberach geschriebenen Widmungsbriefe zu ‘Idris’ und ‘Musion’ nicht mehr abdrucken lassen, während Widmungen zu anderen Werken durchaus noch einmal hier erscheinen durften. Die Freundschaft zu Riedel war ja recht unrühmlich an der Wiener Intrige gegen letzteren gescheitert.²⁴⁶ Die ‘Freundschaft’ zu Weis-

²⁴⁴Auf dem Titelblatt steht: „Der Teutsche Merkur vom Jahr 1781. Ihre Römisch-Kayserlichen Majestät zugeeignet“.

Beim ‘Neuen Teutschen Merkur vom Jahre 1790’ entfällt diese Widmung wieder.

²⁴⁵„Der *deutsche Merkur* macht gegenwärtig eines der literarischen Phänomene aus, welche die Aufmerksamkeit des lesenden Publikums beschäftigen. Ich habe etwas unternommen, das vielleicht über meine Kräfte geht; denn wie soll ich es anfangen, um eine so große Menge von Lesern, die an Fähigkeit, Denkart und Geschmack so unendlich verschieden sind, zugleich zu befriedigen? [. . .] Indessen da ich nun einmal über den Rubikon gegangen bin, will ich mein Möglichstes thun, um das Abentheuer glücklich zu bestehen.“

(Wieland an Tobias Philipp von Gebler, 7. Juni 1773, Wieland, Briefwechsel 5, S. 123).

²⁴⁶Der Augustiner-Pater Jordan Simon — er war wegen Verleumdungen gegen Wieland und Riedel von Erfurt in Ungnade geschieden — hatte aus Rache Riedel und einige andere (auch wiederum Wieland!) der Freigeisterei und des Epicuräismus angeklagt. Dieser Vorwurf wurde Riedel — trotz eines gegenteiligen Attests der Kurmainzer Regierung — am Wiener Kaiserhof zum Fallstrick: von nun an ging es steil bergab. Von der Stellung als Kaiserlicher Rat in Wien, die er soeben (1772) angetreten hatte, behielt er nur noch den Titel, Funktionen und Besoldung wurden gestrichen.

Die Korrespondenz mit Wieland (den Riedel über seine wahre Lage allerdings auch im Unklaren gelassen hatte) versiegt schließlich ganz. 1785 ist Riedel in Wien geistig umnachtet gestorben.

Cf. Riedel, Briefe über das Publikum, hg. Feldmeier, Nachwort S. 149 f.

se dagegen war eigentlich nie der Rede wert gewesen. Die Spuren des Biberacher Wieland blieben auch in dieser Ausgabe letzter Hand bewahrt. Als Mensch und Schriftsteller zieht Wieland im 'Vorbericht' dieser Ausgabe folgende Bilanz über sich selbst:

„Die Geschichte seiner an Materie und Form so mannigfaltigen Werke ist zugleich die Geschichte seines Geistes und Herzens, und in gewissem Sinne, seines ganzen Lebenslaufs.“²⁴⁷

„in gewissem Sinne“ — dieser hier sehr angebrachte Vorbehalt Wielands soll einem wohl naheliegenden Mißverständnis dieser Äußerung vorbeugen: Leben und Werk Wielands sind durchaus *nicht* als eine Einheit zu sehen, sondern stehen in einem dialektischen Verhältnis zueinander.

Der Rückzug in die Utopie der Dichtung, der ja auch eine Absege an die gemeine Tageswirklichkeit bedeutete, macht dies für die Biberacher Lebens- und Werkepoche Wielands deutlich. Aber auch später, als kein solch drückendes Amt mehr sich zwischen ihn und seine Musen stellen konnte, bestand die Diskrepanz zwischen seinem Leben und seinen Schriften weiter. Als Prinzenenerzieher schrieb er auf einmal fürs allgemeine Publikum, und für die 'Welt', für die er nach seinem eigenen Urteil nie gemacht war, schrieb er in der Einsamkeit seiner Idylle.²⁴⁸

Die Geschichte seiner Werke ist die Geschichte seines Geistes und Herzens, das sich aber mit der ihn umgebenden Wirklichkeit des äußeren Lebens so gut wie nie in Einklang befand. Vielleicht gerade deshalb suchte Wieland sein Leben und seine Wahrheit in der Dichtung. Er beschrieb nicht, was er erlebte, sondern er wünschte zu erleben, was er beschrieb. Nie war er glücklicher als wenn er

²⁴⁷Wieland, Sämtliche Werke 1, ND, Vorbericht S. IV.

²⁴⁸„Ich bin, schrieb er, nicht für das, was man Welt heißt, gemacht. Alle ihre Ergötzungen sind innerliche Plagen für mich, ob ich gleich aus Gefälligkeit daran Antheil nehme, und vergnügt dabei scheine. Ich rede von den besten und unschuldigsten Ergötzungen, die ich in der hiesigen großen Welt haben kann.“

(Gruber, Wielands Leben 2, S. 291).

allein mit seiner Muse war.

„Freiheit, Muße, Einsamkeit, einen Freund und eine Freundin nahe bei mir, und die Natur vor mir, — das ist die Situaizon, nach der mich dürstet, und zu der ich nie gelangen werde. Ist auch ein Glücklicher auf diesem Erdboden?“²⁴⁹

Dieser Wunsch und sein Bestreben, ihn zu verwirklichen, überstand alle seine Wandlungen in seiner mehr als 60-jährigen Schriftstellerlaufbahn. Die Einheit in der Mannigfaltigkeit seiner Werke war seine Persönlichkeit.

„Nur in dem, was der Mensch thut, zu thun fortfährt, worauf er beharrt, darin zeigt er Charakter, und in diesem Sinne hat es keinen festern, sich selbst immer gleichern Mann gegeben als Wieland.“²⁵⁰

5.3.4 ‘ARMINIUS’ UND ‘IDRIS’

Während Lohenstein als Schriftsteller und geadelter Magistratsbeamter sich dafür eingesetzt hatte, die Interessen des Vaterlandes mit den Interessen eines aufgeklärten Absolutismus zu vereinen und dafür mit ‘Arminius’ das passende Sujet gefunden hatte, sah Wieland als Bürger und Schriftsteller den aufkommenden Nationalismus mit Sorge. Wieland hielt daher die ‘Hermann’-Dichtungen, die zu dieser Zeit (1773) wieder in Mode kamen, für „gefährlich“. Fürchtete er doch, die Bardenpoesie seiner Zeit werde „den kriegerischen, blutdurstenden Geist und die patriotische Wuth dieser alten Barbaren durch die Magie der Dichtkunst verschönern und zu Tugenden und Heldenthum adeln“.²⁵¹ „Die

²⁴⁹Gruber, Wielands Leben 2, S. 291.

Wielands Schilderung der Umstände, unter denen er in Biberach tatsächlich zu dichten pflegte, kommt dieser Wunschsituation schon recht nahe.

S. oben S. 572 mit Anm. 185 (5.3.1 Schriftsteller und Nebenstunden).

²⁵⁰Goethe, Zu brüderlichem Andenken Wielands, WA 1, 36, S. 335.

²⁵¹Zusätze des Herausgebers zu: [Christian Heinrich Schmid], Ueber den gegenwärtigen Zustand des deutschen Parnasses (5), Deutscher Merkur 2, 2, Mai 1773, S. 184.

Musen, als getreue Gehülfinnen der Philosophie, sind dazu bestimmt [...] die ungestümen Leidenschaften nicht anzuflammen, sondern zu besänftigen“, „uns den Wert der häuslichen Glückseligkeit und den Reiz der Privattugenden [...] in rührenden Gemälden vorzustellen“. ²⁵² Für dieses Dichtungsverständnis war nichts ungeeigneter als der 'Hermann'-Stoff.

Wieland hatte als siebzehnjähriger sich selbst an einem 'Hermann'-Epos in Hexametern versucht. Damals (1751), als Wieland sein Manuskript anonym an Bodmer sandte, war Lohensteins 'Arminius' noch keineswegs vergessen. Allerdings diente dieser Roman den maßgeblichen Literaturkritikern der Zeit — Bodmer, Breitinger und Gottsched — wegen seiner 'unnatürlichen' (= 'Lohensteinischen'!) Schreibart hauptsächlich als Steinbruch für negative Beispiele. ²⁵³ Wie Lohensteins Zeitgenossen prophezeit hatten, war dessen Nachruhm eng mit der Rezeption des 'Arminius' bei der Nachwelt verbunden.

„Der Scharffsinnige und von allen Wissenschaften angefüllte *Arminius* aber wird ihm/ wenn Er auch schon Staub und Asche sein wird/ bey erlangtem Tages-Liechte vor aller Nachwelt das Lebens-Licht wieder anzünden.“ ²⁵⁴

Solange sich das Gottschedische neue Stilideal noch nicht durchgesetzt hatte war diese Rezeption überwiegend positiv. 'Arminius' galt lange als hervorragendstes Beispiel seiner Gattung. ²⁵⁵

Die Aufgabe der Dichtung konnte aber Mitte des 18. Jahrhunderts nicht mehr lauten, einen Helden von der Art des 'Arminius' zu verherrlichen. Wieland versuchte sich an einem 'Herrmann', der aus Lohensteins Geist und Klopstocks Versart entstehen soll-

²⁵²Zusätze des Herausgebers zu: Ueber den gegenwärtigen Zustand des deutschen Parnasses (5), Deutscher Merkur 2, 2, Mai 1773, S. 184.

²⁵³Bodmer, Wielands späterer Protektor, hatte als 'Rubeen' in den 'Discoursen der Mahler' den 'Arminius' in einem satirischen Dialog persifliert.

²⁵⁴Lohenstein, Ibrahim Sultan ... und andere Poetische Gedichte, 1701, Lebens-Lauff, S. [11].

²⁵⁵Cf. Asmuth, D. C. von Lohenstein, M 97, S. 71.

te.²⁵⁶ Dieser Versuch scheiterte auch am Typ dieses Helden, der als Herrscher mit Geschichtsrepräsentanz dem Ideal des 17. Jahrhunderts entspricht.²⁵⁷ Sein tragisches Schicksal wäre — nach Wielands Meinung — auch eher einer dramatischen als einer epischen Behandlung entgegengekommen.²⁵⁸ Die Zeiten der „Schwülstigen Arminii“ waren vorbei — der *komische* Held wird zur Antwort des Rokoko auf den Tugend-Heros des Barock.²⁵⁹

Wieland schuf später im ‘Idris’ ein Gegenstück zum ‘Arminius’: Kein „KriegsGott“ handelt hier, sondern ein „Amor“, dessen Abenteuer sich allein aus der Verstrickung in private Gefühle ergeben.²⁶⁰ Gewiß, auch im ‘Arminius’ verzichtet der Autor nicht auf „Liebes-Beschreibungen“ (= Liebesgeschichten), aber hier stehen sie *nicht* für sich selbst, sondern dienen dazu, den Leser „gleichsam spielende und unvermerkt“ an ernsthafte und nützliche Dinge heranzuführen.²⁶¹

²⁵⁶Cf. Wieland, Hermann, Einl. F. Muncker, 1882, Einleitung S. X f.

²⁵⁷Cf. Maler, Der Held im Salon, S. 44.

²⁵⁸„Mein Herrmann ist die Frucht einer gewissen Jugendhizze, ein übereiltes Werck, das den Früchten in Gewächshäusern gleicht. Ihr Hochedelgebohnen werden es ihm nur alzu sehr angemerckt haben, daß es ihm an einem richtigen Grundrisse fehlet. Ich war zu ungeduldig und ungeschickt einen zu machen, und da ich dem Mahler in der Fabel des Herrn Gellerts gleiche, So will ich meinen KriegsGott austreichen. Überhaupt habe ich einen etwas ungeschickten Helden gewählt. Dasjenige was wir aus den Römischen und Griechischen Geschichtschreibern von ihm wissen macht ihn sehr unfähig den Helden einer Epopee abzugeben. Sein Ende ist hierzu zu tragisch.“

(Wieland an Bodmer, 29. Oktober 1751, Wieland, Briefwechsel 1, S. 23).

²⁵⁹Dusch, ‘Schooßhund’, 1756. Zit. nach Maler, Der Held im Salon, S. 65.

²⁶⁰„KriegsGott“: S. Anm. 258.

„Er glih in Stahl dem Freund der Göttin von Cythere,

Und ohne Rüstung schien’s, als ob er Amor wäre.“

(Wieland, Idris und Zenide, 1. Gesang, 13, Akademie-Ausgabe 1, 7, S. 21).

Dieser zweite Eindruck war zweifellos der richtige!

²⁶¹„Dahero unser Lohenstein auf die Gedancken gerathen: ob man nicht unter dem Zucker solcher Liebes-Beschreibungen auch eine Würtze nützlicher Künste und ernsthafter Staats-Sachen/ besonders nach der Gewohn- und Beschaffenheit Deutschlands/ mit einmischen/ und also die zärtlichen Gemüther hierdurch gleichsam spielende und unvermerckt oder sonder Zwang auf den

Die Schilderungen im 'Idris' dagegen sind offenbar auch ohne solche Rechtfertigung zu genießen:

„Man lese dich, man suche nichts dabey
 Als wie man angenehm sich um die Zeit betrüge.“²⁶²

Freilich schleicht sich der Nutzen doch noch durch die Hintertür ein:

„Ergetzen ist der Musen erste Pflicht,
 Doch spielend geben sie den besten Unterricht.“²⁶³

So lautet Wielands Maxime für sein komisches Epos, die in ihrem letzteren Teil hinwiederum sich in nichts von den Absichten eines 'Arminius' unterscheidet.

Die Liebe freilich ist im 'Idris' Selbstzweck: die Bekanntschaft mit ihren verschiedenen Formen (dargestellt durch sehr unterschiedliche Liebespaare) erziehen den Helden zur Liebe. „Die Quintessenz aller Abentheuer der Amadise und Feen-Mährchen“ folgt „unter diesem frivolen Ansehen“ aber doch einem philosophischen Plan.²⁶⁴ Die „Entwicklung der geheimsten Federn des menschl[ichen] Herzens“ war Wielands Absicht, und um diese sichtbar zu machen, war nichts geeigneter als — Liebesgeschichten.²⁶⁵

Die Liebeshändel eines 'Arminius' haben auch eine öffentlich-politische Komponente, 'Idris' dagegen liebt und handelt nur für sich allein. Seine Weltferne entspricht ziemlich genau der Lage, in der sich sein Dichter Wieland damals befand, als er von sich sagte, er „lebe von der Gelehrten und politen Welt so abgeschieden als in

Weg der Tugend leiten/ und hingegen ihnen einen Eckel vor andern unnützen Büchern erwecken könnte.“

(Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Vorrede S. [6]).

²⁶²Wieland, Idris und Zenide, 1. Gesang, Akademie-Ausgabe 1, 7, S. 19.

²⁶³Wieland, Idris und Zenide, 1. Gesang, Akademie-Ausgabe 1, 7, S. 19.

²⁶⁴Der Stoff zu 'Idris' geht auf den Plan einer philosophischen Geschichte der Liebe zurück.

Cf. Gruber, Wielands Leben 3, S. 444.

²⁶⁵Wieland an Geßner, 21. Juli 1766, Wieland, Briefwechsel 3, S. 396.

irgend einer Clause in Tyrol“. Infolgedessen „bekümmere“ er sich „gerade so viel um die Welt, als sie sich um mich bekümmert“.²⁶⁶ Lohenstein dagegen lebte und wirkte mitten in der gelehrten Welt seiner Vaterstadt Breslau:

„Deßwegen hielt er iederzeit gleich dem berühmten Engelländer Bradfort/ die Unterredung mit gelehrten Leuten/ die er fast täglich zu seinen Besuchern wünschte und auch hatte/ vor eine Erqvickung der Seelen/ und sahe es überaus gerne/ wenn sie an seinem Tische vor lieb nahmen/ und durch kluge Gespräche ihm seine Speisen würtzten.“²⁶⁷

Verdankt der ‘Arminius’ seine Entstehung nicht auch dieser ganz anderen Lebensweise seines Autors in den ‘Nebstunden’? Auch bei einem Schriftsteller des 17. Jahrhunderts wären vielleicht die Umstände, unter denen er schrieb, stärker zu beachten, als es bisher zu geschehen pflegte. Die Disputation als die spezifische Aufbauform dieses Romans könnte nicht zuletzt auf die täglichen Unterredungsgewohnheiten Lohensteins zurückzuführen sein.²⁶⁸ Auch Lohensteins juristische Bildung dürfte ihm die Disputation nahegelegt haben.

Man lese nur die Widmungen zu ‘Arminius’ und ‘Idris’, wenn man einen ersten Eindruck von dem betreffenden Werk und seinem sozialen Umfeld gewinnen will. Wenn die Widmung zum ‘Arminius’ auch nicht von Lohenstein selbst stammt, sondern von seinem Sohn, so wird in ihr doch Geist und Intention Lohensteins spürbar.²⁶⁹ Der Welthaltigkeit der ersteren (von Deutschland, Eu-

²⁶⁶ Wieland an Zimmermann, 19. März 1767, Wieland, Briefwechsel 3, S. 436.

²⁶⁷ Lohenstein, Arminius 1, Vorrede S. [7].

²⁶⁸ Cf. Kafitz, Lohensteins ‘Arminius’. Disputatorisches Verfahren und Lehrgehalt in einem Roman zwischen Barock und Aufklärung, 1970.

²⁶⁹ S. oben S. 396 mit Anm. 702 (3.3.5 Zur Funktion von Trauerspiel und Widmung).

Lohensteins Sohn Daniel Caspar behauptet in der Widmung zum ‘Arminius’ jedenfalls, er setze die Absichten seines Vaters fort, indem er dem Nachfolger des ursprünglich vorgesehenen Adressaten, dem Sohne des großen Kurfürsten *Friedrich Wilhelm* von Brandenburg-Preußen, *Friedrich III.*, den

ropa und seinen Fürsten geht hier die Rede) steht die Weltflucht der letzteren gegenüber; den Künsten der Rhetorik, mit der erstere prunkt, steht der leichte Scherz der Ironie in letzterer gegenüber. Die Schriftsteller sind verschieden wie ihre bevorzugten Lebensformen in den Nebenstunden, aber ohne das Vorbild von Werken wie 'Arminius' wäre ein 'Idris' nicht zustande gekommen, ohne das traditionelle Muster vom Nebenstundenpoeten nicht Wielands Neuinterpretation dieser Spezies und seine Versuche, diesen Status hinter sich zu lassen.

Die Widmungen ändern sich in dem Maße, wie sich die Voraussetzungen für den Schriftsteller der Nebenstunden verändern, und sie werden schließlich in ihrer Funktion als aussagekräftige Texte fast ganz verschwinden, wenn Schriftstellerei zum Hauptberuf geworden ist.

'Arminius' widme.

(Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Widmung, S. [3]).

Auch ist der Stil des Sohnes in dieser Widmung noch nahe dem des Vaters. So schreibt er z. B., daß er den 'Arminius' „zum schuldigsten Opfer/ nebst seinem Herten/ als der besten Beylage/ in aller Unterthänigkeit“ liefere.

(Lohenstein, Arminius 1, 1689, ND, Widmung, S. [3]).

„zumal wenn das Hertze die Beylage ist, als welches ich vielmehr als folgende Reymen aufopfere und ersterbe“, hatte Lohenstein selbst sich in der Widmung zum 'Ibrahim Sultan' verabschiedet.

(Lohenstein, Ibrahim Sultan, 1673, Widmung, T.T., S. 102).

KAPITEL 6

ZUSAMMENFASSUNG

WIDMUNGSWESEN, TRAUERSPIEL, DRAMA UND VERSERZÄHLUNG IM 17. UND 18. JAHRHUNDERT

WIDMUNG IM 17. JAHRHUNDERT

Die Buchwidmung des 17. Jahrhunderts ist im allgemeinen eine Widmung an einen Gönner, der das Werk ideell und materiell honorieren soll. Die Hoffnung auf angemessene Belohnung ist eine Triebfeder der Widmung. Daher ist die Widmung an einen Adressaten höheren Standes die Regel. Diese Voraussetzung bedingt auch den Stil der Widmung, der sich den höfischen Gepflogenheiten anpassen muß. Die Regeln der Rhetorik, die für den Brief der Zeit gelten, der vor allem das 'aptum' zu wahren hat, sind auch für die Widmungen in Briefform verbindlich. Das Briefformular wird in Anrede und Unterschrift auch für Gedichtwidmungen beibehalten.

Die Widmung ist nicht eines von vielen einleitenden textuellen Rahmenstücken des barocken Buchs, sondern ein 'Hauptstück' dieses Einleitungszeremoniells für den Leser. Neben der Vorrede (und oft anstatt dieser) ist die Widmung das umfang- und inhaltsreichste Rahmenstück. Sind Widmung *und* Vorrede vorhanden, kommt die Widmung zuerst.

Die Widmung kann wie die Vorrede für den Leser eine Einführung

in das Werk leisten. Darüber hinaus soll sie den Leser für Werk und Autor einnehmen, indem er über den Adressaten angesprochen wird. Die *captatio* des Lesers nimmt in der Widmung des 17. Jahrhunderts den Weg über den repräsentativen Adressaten.

DIE WIDMUNG IN DER HÖFISCHEN GESELLSCHAFT

Die Widmung des 17. Jahrhunderts geht aus dem gesellschaftlichen Leben der Zeit hervor. Die 'repräsentative Öffentlichkeit', in der dieses Leben stattfindet, bedingt auch das Wesen der Widmung. Die Widmung wird im Buch veröffentlicht und dokumentiert auch, daß der Autor innerhalb der gesellschaftlich gültigen Normen zu leben und zu handeln weiß. Der Schutz eines „Großen“, unter den der Autor sein Werk durch die Widmung stellt, signalisiert dem Leser, daß die Interessen von Autor und Adressat übereinstimmen. Autor, Adressat und Publikum sind im 17. Jahrhundert in einem kommunikativen Prozeß verbunden, der nur funktioniert, wenn alle Teilnehmer die Prinzipien der höfischen Gesellschaft als Prämissen akzeptieren. Im 17. Jahrhundert gehört ein großer Teil aller Widmungsadressaten zum Umkreis des Hofes. Im Interesse des hochgestellten Adressaten hat der Widmungsbrief vor allem kurz zu sein. Ein langer Brief würde ja den Adressaten seinen wichtigeren öffentlichen Aufgaben entziehen.¹ Das Maß des Widmungsbriefs zum Trauerspiel ist beim Folio-Format ein Bogen (vier Seiten), es wird aber zu anderen Gattungen auch überschritten.

Das gewidmete Werk wird in der höfischen Gesellschaft als Gabe

¹Diese Begründung findet sich schon bei Horaz:

„... in publica commoda peccem,
si longo sermone morer tua tempora, Caesar.“

„Da hieße es am Gemeinwohl freveln, wollte ich durch langes Briefgespräch, mein Kaiser, deine Zeit in Anspruch nehmen.“

Horaz, Episteln 2, 1, an Augustus. Sämtliche Werke Lat. und Deutsch, hg. Färber.

oder Geschenk gesehen, das mit der Hoffnung auf eine Gegengabe erbracht wird. Das Werk, das mit der Widmung überreicht wird, wird mitunter explizit als Gabe bezeichnet.²

Als Gegengabe wurde vom Adressaten eine Belohnung erwartet, die die Existenz des Autors sichern helfen sollte: Geld, Geschenke, Ämter und Würden. Diese Belohnung wurde umso dringender erhofft, je ungesicherter der Status des Autors war. Die Dichtung als Kunst ging auch im 17. Jahrhundert „nach Brot“.³ Freilich bewahren eigenes Einkommen, Ämter und Würden Trauerspiel-dichter wie Gryphius und Lohenstein davor, ihre Dichtung durch die Widmung feilbieten zu müssen.

„Über dis habe ich aus der Tichter-Kunst niemals ein Handwerck gemacht/ weniger davon Auffenthalt oder Gewien zu suchen von nöthen gehabt“.⁴

Der Adressat als Gönner war freilich umso erwünschter, je weniger Zugang der Dichter zu der Gesellschaft hatte, die er erreichen wollte. Der „arme Dichter“ befand sich oft in einer materiell prekären Situation. Daher wird dem Gönner, der sich erkenntlich gezeigt hat, als Gegengabe Nachruhm versprochen.⁵ Die „Großen“ dieser

² „So möge denn Eure Durchlaucht diese kleine Gabe in eben dem Sinne entgegennehmen, in dem ich sie überreiche.“

Machiavelli, *Der Fürst*, hg. Rippell, Widmung, S. 5.

Cf. die Widmungsinskription „D. D.“ (= donum dedi).

³ „Muß gleich die Kunst nach Brot jetzt gehen,
Wie man von ihr verächtlich schwätzt,
So will ich dennoch bey ihr stehen,
Weil sie mich inniglich ergetzt.“

Dach, *Gedichte* 1, hg. Ziesemer, S. 68.

⁴ Lohenstein, *Blumen*, 1680, Vorrede S. [8].

⁵ „Wer armen Dichtern reich und schenckt,
Ihr Elend kleidet, speist und tränckt,
Der wird in dieses Buch getragen,
Und wenn der göttliche Poet
Der Weißheit hohes Fest begeht,
Mit Ehr und Ruhme nachgeschlagen.“
Günther, *Sämtliche Werke* 3, S. 48.

Welt soll, so wünscht es der Dichter in seinem Interesse, wenigstens die „Begierh der Unsterblichkeit“ in die Mäzenatenrolle treiben.⁶ In der repräsentativen Gesellschaft des 17. Jahrhunderts hat auch die ästhetische Kommunikation repräsentativen Charakter, besonders deutlich wird dies an der Widmungspraxis der Zeit.⁷ Die vom Autor geäußerten Widmungsmotive sind nicht privater Natur, sondern die Beweggründe zielen auf öffentliches Interesse ab.⁸ Das wichtigste Thema des Widmungsbriefs ist das *Adressatenlob*. Der Widmungsbrief besteht zu einem guten Teil aus Panegyrik.⁹ Gegenüber der Aufmerksamkeit, die dem Adressaten im Widmungsbrief zuteil wird, tritt das gewidmete Werk in den Hintergrund: davon ist oft weniger die Rede.¹⁰

Dies gilt *nicht* im Falle der Trauerspielwidmung des 17. Jahrhunderts. Die Gattung steht hier — neben dem Adressaten — im Zentrum des Interesses.

Beim Adressatenlob heißt es, das rechte Maß zu halten, ohne zu schmeicheln. Mitunter ist es auch erlaubt, wie Logau fordert, „die Pflicht ins Lob [zu] verstecken“.¹¹ Der Adressat wird gelobt nicht

⁶Opitz, Acht Bücher Deutscher Poematum, 1625, Widmung, S. [9].

⁷Cf. Martino, Lohenstein, S. 149.

⁸„Es kann seyn, daß einer seinem Werke durch den vorgesetzten Namen eines Großen, desto mehr Ansehen verschaffen will; es kann seyn, daß es aus wahrer Hochachtung geschieht“.

(Allgemeines Real-Wörterbuch, 7, s. v. Dedication, S. 3.)

⁹„I am not ignorant of the Common Form of Poetical Dedications, which are generally made up of Panegyricks“

Congreve, William, Love for Love, 1695, Widmung. Bloomsbury Dictionary of Dedications, S. 75.

¹⁰„Zum andern, müssen wir den patron rühmen, und des einhalts unseres buches fast nicht gedencken“ fordert Neukirch.

Neukirch, Anweisung zu Teutschen Briefen, 1746, S. 291.

¹¹„Meistens lobt man alle Fürsten/ wie sie leben/ weil sie leben; Sind es dann nicht Heucheleyen? Nein; es ist gar recht vnd eben [...]

Also kan man dann die Pillen/ die sonst bitter wollen schmecken/ Scheinlich machen vnd vergolden/ vnd die Pflicht ins Lob verstecken.“
Logau, Sinn-Getichte, [1654], 2,2,56, Lob-Sprecher, S. 43.

wie er ist, sondern wie er sein sollte. Gerade dadurch aber verweist ihn der Autor auf die Rolle, die ihm zukommt, er wird zum Beispiel gebenden Muster, z. B. durch den Hinweis auf „Wohlthätigkeit“.¹² Das Lob in der Widmung wird benutzt, um den Adressaten nach den Wünschen des Dichters zu beeinflussen. Das Fürstenlob kann also auch ein pädagogisches Ziel haben, das dem öffentlichen Interesse dient. Der Widmung ist insofern auch eine der Satire ähnliche Funktion zu eigen: satirische Texte sollen doch, wie z. B. Moscheroschs ‘Philander’, Fürsten und Herren zur Warnung und Besserung dienen.

Die „Warheit“ der Satire sei, so behauptet Moscherosch, standesübergreifend: sie sei „allen Menschen“ eine „Artzney“. In fürstlichen „Hohen Sachen“ sei die „Warheit“ aber auch vonnöten. Moscherosch will mit seiner Widmung die satirische Funktion der „Warheit“ unterstützen. Die „Warheit“ der Satire ist auch die „Warheit“ der Widmung zur Satire und gilt somit besonders auch für Fürsten und Herren.

Die rechte Art, in der Widmung zu loben, kann im 17. Jahrhundert also durchaus höfisch *und* kritisch sein. Die Widmung wird als ‘Fürstenspiegel’ benutzt.

NACHRUHM DURCH DEN DICHTER

Auf dem Vermögen, kraft ihrer Dichtung den ‘großen Herren’ Unsterblichkeit zu verleihen, beruht auch das Selbstbewußtsein der Poeten im 17. Jahrhundert. Von Opitz bis Lohenstein haben die Dichter diese Argumentation als Rechtfertigung ihrer Dichtung gesehen und auch in ihrer Gelegenheitsdichtung immer wieder darauf verwiesen.

¹²Lohenstein beschreibt diese Fürstentugend so:

„womit Menschen sich allein vergöttern und ihren Vorzug vor der niedrigen Welt weisen können“.

Lohenstein, Gratian, 1675, Widmung S.[14 f.].

„Hab’ ich mit berühmter Zungen
 Deinem Haus’ und Dir gesungen
 Was kein Rost der Zeit verzehrt,“

erinnert Dach seinen Adressaten, den großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm.¹³

Dichtung verleiht Dauer — und dies bedeutet, daß der Dichter schon im Diesseits das Mittel hat, der Vergänglichkeit aller Sachen zu begegnen. Die Poesie sucht im Vergänglichen das Bleibende — „Was bleibet aber, stiften die Dichter“.¹⁴ Mit dieser Fähigkeit lockt der Dichter auch den Adressaten der Widmung an und bezieht ihn in seine Dichtung ein. Die Taten des Helden werden in der Dichtung dargestellt, die Taten des Adressaten in der Widmung. Der Nachruhm, den der Dichter seinem Adressaten verheißt, ist als ein wichtiges Argument in die Widmung eingegangen. Immer wieder berufen sich die Dichter seit Opitzens beispielgebendem Widmungsbrief zu den ‘Acht Büchern deutscher Poematum’ (1625) auf das Wesen *dieser* Unsterblichkeit.

Lohenstein hat mit dem Bild des am Grabe Achills seufzenden Alexander die Abhängigkeit des Helden vom poetischen Vermögen des Dichters klargelegt, und dies in einem Widmungsbrief. Nicht seine Taten machen den Helden unsterblich, sondern der rühmende Dichter: so wurde Achill erst durch Homer berühmt. Gedächtnis und Erinnerung zu verleihen, ist Aufgabe derer, die als namhafte Dichter die Feder führen: auch Moscherosch als Satiriker ist sich seiner Trümpfe sicher:

„Dan was man schreibet das bleibet.“¹⁵

Der selbstbewußte Dichter des 17. Jahrhunderts kann durch die Dichtung Ruhm und Gedächtnis versprechen — und er tut dies am besten auch in der Widmung. Die Beziehungen zwischen Autor, Adressat, Werk und Nachruhm macht die Widmung nicht nur

¹³Dach, Unterthänigste letzte Fleh-Schrift an Seine Churfürstliche Durchlaucht. Dach, Gedichte 2, hg. Ziesemer, S. 262.

¹⁴Hölderlin, Andenken, Sämtliche Werke und Briefe, hg. Knaupp, 1, S. 475.

¹⁵Moscherosch, Gesichte Philanders 1, 1650, Teutsche Zugabe S. 701.

sichtbar, sondern sie liegen ihr, wie dem Werk, zugrunde. So kann der Dichter in der Widmung mit Stolz vor seinen Adressaten und in seinem Werk vor die Öffentlichkeit treten.

Der historische Stoff der Trauerspiele (aber auch der eines Arminius-Romans) ist besonders geeignet, die Ziele barocker Dichtung zu erhellen: Das Vergangene zu beschreiben, um das Gedächtnis für die Nachwelt zu stiften.

WIDMUNG ZU TRAUERSPIEL UND DRAMA IM 17. UND 18. JAHRHUNDERT

„Fürsten und Herren gehören Fürstliche sachen“ — diese Regel war für das 17. Jahrhundert verbindlich. Ein Verstoß dagegen mußte eigens gerechtfertigt werden, wie dies Moscherosch im Falle seiner Satire-Widmung der ‘Gesichte’ auch tut.¹⁶ Die Trauerspiele des 17. Jahrhunderts *waren* „Fürstliche sachen“. So erwiesen sie sich als würdig, einem hohen Adressaten gewidmet zu werden. Das einem solch hohen Adressaten gewidmete Trauerspiel des 17. Jahrhunderts macht deutlich, wie sehr diese Art der Dichtung selbst Teil der ‘repräsentativen Öffentlichkeit’ war.

Schon Opitz hat den Trauerspielen ihren hohen Rang in der Dichtung zugewiesen.¹⁷

Seit Opitzens Seneca- und Sophokles-Übersetzungen bestand der Wunsch, die Gattung Trauerspiel in deutscher Sprache zu etablieren und sie zur ersten aller Gattungen werden zu lassen. Diese Ziele wurden erreicht, ihre Durchsetzung geschah nicht zuletzt mittels der *Widmung* zum Trauerspiel.

Das *Trauerspiel* des 17. Jahrhunderts zählt nicht nur zur ‘hohen’ Literatur, sondern es erweist sich als Leitgattung der Barockli-

¹⁶Moscherosch, *Gesichte Philanders* 1, 1650, Widmung S. [6] (im Original gesperrt gedruckt!).

¹⁷„Die Tragedie ist an der maiestet dem Heroischen getichte gemeße . . . “
Opitz, *Buch von der Deutschen Poeterey*, 1624, ND, S. 20.

teratur. Das Trauerspiel hat auch eine besonders repräsentative Funktion in der höfischen Gesellschaft: Sein Schauplatz ist der Hof, auch am Hof wird es gelesen oder aufgeführt. Der Dichter gibt diesen Trauerspielen zudem höfische Adressaten. Die Widmungsadressaten dieses Trauerspiels stehen so im Zentrum der Aufmerksamkeit. Das Publikum, dessen Interesse mit der Widmung an solche Adressaten geweckt ist, soll aber keineswegs auf Leute, die selbst am Hof leben oder höfische Verbindungen haben, beschränkt bleiben. Der Autor vertraut auf die Propagandawirkung seines höfischen Adressaten bei dem Publikum, das er auch und vorzüglich erreichen möchte: das Publikum der gebildeten Stände. Das literarische Publikum der Zeit, das er für sein Werk gewinnen möchte, erreicht der Autor beim gedruckten Werk zuerst durch die Widmung. Die kulturelle und geistige Homogenität, die zwischen dem Autor und seinem Publikum besteht, führt zu einer vollkommenen Angemessenheit der Werke des ersteren gegenüber dem Erwartungshorizont des letzteren.¹⁸ Der Widmungsadressat, der zwischen Autor und Publikum tritt, braucht im Idealfall nicht einmal mehr zwischen beiden Kräften zu vermitteln: Er repräsentiert als „erster Leser“ in geistigem Einverständnis mit dem Autor das Publikum.

Wie politisch *Lohensteins* höfische Trauerspiele gelesen werden sollen, dafür geben seine Widmungstexte zur ‘*Sophonisbe*’ und zum ‘*Ibrahim Sultan*’ die Beispiele. Erst durch die Widmungen zur ‘*Sophonisbe*’ an Nesselrode, des Kaisers Kammerherrn, und zum ‘*Ibrahim Sultan*’ an Kaiser Leopold selbst wird gleich im Eingang des Werks der historische Stoff der Trauerspiele mit der politischen Gegenwart verbunden. Weitere sichtbare Stellen dieser Verbindung sind in der ‘*Sophonisbe*’ die Reyen, im ‘*Ibrahim Sultan*’ außerdem der „Inhalt des Schau-Spiels“ und der Prolog, der Kupfertitel und das Titelblatt. Besonders bedeutsam sind in beiden Trauerspielen in dieser Hinsicht die Schlußreynen.

¹⁸Martino, Lohenstein, S. 171.

Mit all diesen textuellen und bildlichen Stücken, die zu den Trauerspielen gehören, ist die jeweilige Widmung eng verknüpft. Am kunstvollsten hat Lohenstein dieses Verfahren, die Widmung an die politische Aussage des Werks zu ketten, im 'Ibrahim Sultan' angewendet. Insofern stellt dieses „Schauspiel“ 'Ibrahim Sultan' und sein Widmungsbrief sogar noch eine Steigerung gegenüber der 'Sophonisbe' und deren Verswidmung vor.

Beide Widmungstexte Lohensteins zeigen: so soll Geschichte im 17. Jahrhundert gelesen und wieder fruchtbar gemacht werden. Das dichterische Andenken steht nicht für sich, sondern aus dem rechten Geschichtsbewußtsein soll die Zukunft mitgestaltet werden: das wollen *alle* Trauerspielwidmungen Lohensteins an die höchsten Adressaten seiner Zeit erreichen. (Dies gilt auch für die nicht mehr von Lohenstein selbst ausgeführte Widmung zum 'Arminius'.)

An den Beispielen der Verswidmung zur 'Sophonisbe' und des Widmungsbriefs zum 'Ibrahim Sultan' hat sich gezeigt, daß Lohensteins Widmungen zu den Trauerspielen gehören und sie auf besondere Weise erklären. Auch der Geist seines übrigen Werks — der Lyrik und des Romans — wird in diesen Widmungen spürbar. Vor allem aber weisen diese Widmungen den Weg zum rechten Verständnis des Trauerspiels in seiner Zeit.

Die Widmungen zum Trauerspiel, die hier vorgestellt wurden, beginnen 1625 mit der Widmung zu Opitzens 'Trojanerinnen' und enden 1769 mit der Widmung zu Klopstocks 'Hermanns Schlacht'. In diesen 144 Jahren hat sich viel bewegt: die Widmungen zu Trauerspiel und Drama spiegeln diese Wandlungen wider. Nicht nur das Selbstverständnis des Autors und das dramatische Konzept ändern sich in diesem Zeitraum, sondern mit diesen auch die Widmungsweise.

Das Geschichtsdrama des 18. Jahrhunderts hat in den literarischen Gattungen der Zeit einen anderen Stellenwert als das Trauerspiel des 17. Jahrhunderts. Jenes Drama stellt eine in der deutschen Literatur bereits etablierte Gattung dar, die nach neuen Inhal-

ten sucht. Die Widmungen zu jenem Geschichtsdrama sind nicht mehr im selben Maß auf die Gattung bezogen wie im 17. Jahrhundert, sondern sie vertreten vielmehr die persönlichen Interessen des Autors. Das zeigt sich deutlich bei Klopstock, der die Widmung zur 'Hermanns Schlacht' benutzt, um sein Konzept einer literarisch produktiven Schriftstellereistenz durchzusetzen. Immerhin zeigen die Widmungen zu Geschichtsdramen des 18. Jahrhunderts auch, daß diese Gattung noch soviel Gewicht besaß, daß die ihr beigegebenen Widmungen mit dem Interesse einer weiteren Öffentlichkeit rechnen konnten.

FUNKTIONSWANDEL DER WIDMUNG

Im 16. und 17. Jahrhundert erschien die Mehrzahl der literarischen Werke nicht ohne Widmung. Seit ca. 1760 gehen die Widmungen jedoch deutlich zurück.¹⁹ Schon gegen 1730 werden Widmungen an vornehme Persönlichkeiten immer seltener.²⁰ Das Dedikationswesen wurde nicht mehr als einzige Möglichkeit gesehen, eine Honorierung zu erreichen, sondern der Schriftsteller suchte und fand neue Wege, seine Werke entlohnen zu lassen. So werden die Forderungen immer lauter, der Schriftsteller solle für seine Werke angemessen bezahlt werden. Außerdem versuchte der Schriftsteller hin und wieder, durch Selbstverlag und Subskription sich selbst stärker am Ertrag seiner Schriften zu beteiligen. Mit der Entstehung des literarischen Marktes im 18. Jahrhundert eröffneten sich für ihn dazu erst die Möglichkeiten, wie man an den Beispielen Wielands und Klopstocks nachvollziehen kann.

Der Dichter des 17. Jahrhunderts bezieht sein Selbstbewußtsein aus seinen Ämtern und Funktionen, seinen Pflichten, die er in der Gesellschaft erfüllt. *Nur* Dichter zu sein, erschien ihm nicht

¹⁹Cf. Haferkorn, Zur Entstehung der bürgerlich-literarischen Intelligenz, S. 164.

²⁰Cf. Martino, Lohenstein, S. 152.

erstrebenswert. Der Dichter als ‘Gelehrter’ widmet sich nur in seinen „wenig übrigen Stunden“ der Dichtung, und zwar zur „Vergnügung“ „vornehmer Personen und guter Freunde“.²¹ Nur die Nebenstunden bleiben für die Beschäftigung mit der Dichtkunst, weil die Hauptbeschäftigung Vorrang hat. Die Dichtung im 17. Jahrhundert verdankt ihre Entstehung und Rechtfertigung ihrer gesellschaftlichen Eingebundenheit. Dichtung hat den Zweck, „vornehmer Leute gunst und liebe“ zu „suchen“.²² Nichts anderes wollen auch die Widmungen. Sie sind für den Nebenstundendichter ein wirkungsvolles Mittel, seinen Zielen, die er in der Dichtung verfolgt, Nachdruck zu verleihen. Dichtung und Widmung sind im 17. Jahrhundert denselben Funktionen verpflichtet.

Zwischen dem höfisch orientierten Dichter des 17. Jahrhunderts und dem freien Schriftsteller des 18. Jahrhunderts steht der „ständische“ Dichter. Seine Werke waren an ein bekanntes Lesepublikum innerhalb der Ständegesellschaft gerichtet. Dieser Dichter am Beginn des 18. Jahrhunderts befindet sich in einer Übergangsphase: Er konnte nicht mehr auf Gönner und noch nicht auf angemessene Honorierung durch den Buchhandel hoffen.²³ Gottsched als Repräsentant dieses Dichtertyps findet noch bürgerliche und adlige Gönner, die seine aufklärerischen Interessen unterstützen sollen. Die Funktion der Widmung ist in dieser Zeit freilich schon einer Wandlung unterworfen, die auch in den Widmungen zur Sprache kommt: Es werden nicht mehr — wie noch im 17. Jahrhundert — ‘Fürsten und große Herren’ um Schutz für Autor und Werk gebeten, sondern die ‘Kenner’ um ihr Urteil über das Werk. Der neue Typ des Widmungsadressaten ist für Gottsched der „Kenner und Liebhaber“. Dieser ‘Kenner’ hat sich für die Adressatenrolle sowohl öffentlich wie literarisch qualifiziert: stellt er doch im Idealfall den „Kenner der Welt und guter Schriften“ vor. Noch Wieland widmet nach diesem von Gottsched

²¹Lohenstein, Arminius I, 1689, ND, Vorrede, S. [5] f.

²²Opitz, Buch von der Deutschen Poeterey, 1624, ND, S. 56.

²³Cf. Wittmann, Geschichte des deutschen Buchhandels, S. 143.

vorgegebenen Beispiel: seine Adressaten sollen über den Wert des Werks entscheiden. Schon Harsdörffer hatte gefordert, man solle „die Bücher“ „denen zuschreiben“, „welche derselben Inhalt verstehen/ belieben und gerne lesen“, und dies blieb ja auch die Voraussetzung für die Kennerwidmung.²⁴ Der Widmungsadressat im 18. Jahrhundert ist nicht nur ‘erster Leser’, sondern auch ‘erster Kenner’ und Kritiker. Die öffentliche Repräsentativität des Adressaten („Hoheit und Macht in der Welt“) ist nicht mehr das einzige Kriterium. Die literarische Kennerschaft kommt hinzu und nimmt im 18. Jahrhundert immer mehr die Stelle der Repräsentativität ein. Dieses Verfahren, das erstmals vom Stand des Adressaten unabhängig ist, gibt der traditionellen Widmung im 18. Jahrhundert eine neue Richtung. Noch einmal kann die Widmung ihre vermittelnde Funktion zwischen Autor und angestrebtem Publikum erfüllen.

Solange „wenige Leser“ vom Autor erwünscht waren — und sie waren es von Horaz bis Wieland — hatte auch der Brauch Bestand, einen dieser „wenigen Leser“ auszuzeichnen und ihm das Werk zu widmen. Sogar Schiller hat den Anspruch, es nur „wenigen“ recht zu machen, noch nicht aufgegeben: die Widmungen seiner Jugenddramen ‘Fiesko’ und ‘Kabale und Liebe’ zeugen davon.

Klopstock befand sich in einer Phase des Übergangs vom ständischen zum freien Schriftsteller: Noch widmet er einem hochgestellten Leser- und Kennerkreis, er will aber durch ihn die unbekannte Öffentlichkeit erreichen, wie seine Widmung zur „Hermanns Schlacht“ zeigt. Der erste Teil seines Widmungsbriefs „An den Kaiser“ ist de facto nicht nur an seinen Adressaten, sondern auch an das deutsche Publikum gerichtet. Diese Intention zeigt an, welche Wege der Autor mit der Widmung in Zukunft gehen wird. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde durch die Kommerzialisierung des Literaturbetriebs die Beziehung zwischen Autor und

²⁴Harsdörffer, *Poetischer Trichter* 3, ND, Widmung, S. [6].

Leser anonym. Die in Deutschland nur wenig geübte Patronage ging weiter zurück. Damit entfiel auch ein bestimmter Adressatenkreis und mit ihm der Anreiz zu widmen. Der freie Schriftsteller am Ende des Jahrhunderts kann schließlich ganz auf Widmungen verzichten. Er kennt sein Publikum im einzelnen nicht mehr und muß das Urteil über seine Schriften fortan der öffentlichen Meinung überlassen.

Der Funktionswandel der Widmung im 18. Jahrhundert geht mit einem Funktionswandel der Dichtung Hand in Hand. Die Widmung im 17. Jahrhundert konnte des Einverständnisses des Adressaten und des Lesers gewiß sein; das Werk als Gabe war mit einer Gegengabe zu honorieren. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ging dieser Zusammenhang verloren, der Dichter schrieb nun für ein ihm unbekanntes Publikum, für die „Welt“. Der Fürst und Gönner hatte, von wenigen Ausnahmen abgesehen, seine Rolle für Dichter und Dichtung eingebüßt.

Am Ende des 18. Jahrhunderts erstarkt das Selbstbewußtsein des Dichters gegenüber seinem Publikum. „Nicht am Strahl der Fürstengunst“, wie Schiller sagt, will er sich mehr orientieren, sondern selbst vor sein Publikum treten.²⁵ Diese Kommunikation findet dann in der Vorrede statt, die Widmung in ihrer früheren Form wird somit überflüssig.

Auch Trauerspiele und Dramen des späten 18. und des 19. Jahrhunderts werden mitunter noch gewidmet. Freilich sind diese Widmungen unter anderen Voraussetzungen entstanden und haben ihre allgemeine gesellschaftliche Bedeutung verloren. Die Widmung wird auch in dieser hohen Gattung zu einer privaten Mitteilung eines Autors an einen Adressaten ohne öffentliche Relevanz. Der

²⁵ „Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Medizäers Güte
Lächelte der deutschen Kunst,
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürstengunst.“
Schiller, Werke, Nationalausgabe, 2, 1, S. 408.

Funktionswandel der Widmung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war ein Faktor, der zu dieser Entwicklung geführt hat. Diesen Funktionswandel zu beschreiben, versucht diese Arbeit; die weitere Entwicklung der Trauerspielwidmung darzustellen, ist nicht mehr ihre Aufgabe.

ANHANG
WIDMUNGSTEXTE

MOSCHEROSCH, WIDMUNG ZU ‘GESICHTE PHILANDERS VON SITTEWALD’²⁶

[Titelblatt]

Wunderliche und warhafftige
Gesichte
Philanders von Sittewald /
Das ist
Straff-Schriften
Hanß-Michael Moscherosch
von Wilstädt.
In welchen
Aller Weltwesen / Aller Mänschen
Händel / mit ihren Natürlichen Farben der
Eitelkeit / Gewalts / Heucheley / Thorheit bekleidet / of-
fentlich auff die Schau geführet / als in einem
Spiegel dargestellt und gesehen werden.
Erster Theil.
Von Ihme zum letztern mahl aufgeleget / ver-
mehret / gebessert / mit Bildnüssen gezieret / und
Männiglichen unvergreifflich zulesen

²⁶Text nach Moscherosch, Gesichte Philanders 1, 1650.

in Truck gegeben.
 [Verleger-Signet]
 Straßburg /
 Bey Johan-Philipp. Mülsen
 und Josias Städeln.
 MDCL

[Widmung]

S. [1]

Dem Durchlächtigsten
 Hochgebornen Fürsten und
 Herrn / Herrn
 Karle Gustav
 Pfaltzgraven bey Rhein / in
 Bayern / zu Gülch / Cleve und Berg
 Hertzogen; Graven zu Veldentz / Span-
 heim / der Marck und Ravensburg /
 Herrn zu Ravenstein:
 Der Königlichen Majestat
 und Kron Schweden
 über Dero Heer und Staat
 in Teutschland
 Höchstverordnetem Generalissimo:
 In der Hochlöblichen
 Fruchtbringenden Gesellschaft
 Dem Zunehmenden
 Meinem Genädigsten Fürsten und Herrn.

S. [2]

Durchlechtigster Hoch-
 geborner Fürst / Genä-
 digster Herr.

*ES ist heüt zehen Jahr / alß ich bey starckem gefröst mit einem
 Feur-Rohr die Saar / einen Fluß im Westreich / abwärts gegen ei-*

ner offenen Quellen zu / unfern GeroltzEck im Waßgau / nach etwas Wilds gehen wollen: daß mir unterwegs / nechst der Drudden-Eiche genant / eine stimme ohnwissend woher mit disen worten

Hie ist Wildbert!

Zugleich auch ein weisser Kissling-Stein auf das Eiß geworffen vorgekommen / an wessen bemerkung ich eine ablange Schachtel mit der Obschrift

Wildbert!

unter dem Eiß ohnverhofft ersehen.

Mich / der ich beides die ursach und bedeütung der stimme / wie auch was in diser Schachtel verborgen seyn mögen / gern gewußt / triebe der wunder alß fast / daß ich mich an dem Ufer hinab gewagt / und so selten und | seltzam ding zu beschauen / S. [3]
das Eiß gebrochen die Schachtel ergriffen / und / doch nicht sonder gefahr / herauß gezogen / an Land geworffen.

In dem aber der fluß diser Gegend fast tieff / und das Eiß bey vorgehabter bearbeitung erschällert einen bruch gewonnen / und in sorgen stunde / daß neben meinem Rohr / so mir ohne fürsehens abzu ins wasser entsuncken / auch ich noth leiden wirde; schrye mir vorige unerkannte stimme wider zu

Halte dich an den Palmenbaum!

Wiewohl ich nun wußte daß diser orten und Landes art andere alß Stech-Palmen mit zusuchen / so ersahe ich doch nächst dem ufer den allerädelisten Stammen / einen recht *Frucht-bringenden Palmenbaum!* aber vil zu Hoch / dan daß an Denselbigen ich mich halten / und Dessen in der Nidere drunden hätte getrösten dörfen. Es erzeigte sich aber / ohn alles hoffen / und bey so ungewohnlicher Jahrs-zeit / ein schön grünend Gewächß mit Früchten der Edelen Bundten *Spielbönlein* / welches sich an der Palme hinauf schlingend / Derselbigen Zweige zusehends umfasst / und Sie zu sonderbahrer genädigen hülf[e] von Ihrer Höhe ernider zu mir brachte / also daß an Denselbigen ich mich halten / auf Land kommen / erhalten / und der augenscheinlichen gefahr / darein mich der Vorwitz und gelüste zu disem neuen Wildbert gebracht / ent- S. [4]

rinnen können.

So bald ich nun des wegs wider versichert und mit meiner Schachtel nach hause gekommen / fandte ich darin ein scharff-zugerichtetes Trächler-Eisen / und ein Buch mit Sittig-grünen seidin banden / auf dessen weisser decke ruckswerts-oben stunde mit vergüldeten Buchstaben

Alles zu Nutzen.

unden ab

Hohe Sachen.

vorher zu

Warheit.

Endes

Wildbert.

Darauß ich nachsinnend geschlossen / daß die Warheit / insonders von Hohen sachen / so selten als Wildbert / und in jedermans Herberg nicht zufinden; Oder doch mit falschem vermisch und S. [5] Einbaiß so verbittert / so | verwürtzt / so verpfeffert seye / daß ihro der recht geschmack und eingeatete anmuth schwerlich mag abgewonnen werden. Darumb dan dises / zu vorhien bey uns unbekante / so zusagen wilde Wildbert / zu kosten und zugeniesen / ich bald hernach bereitet / zugerichtet / und vorgetragen / so gut alß es die Kunst- und Kosten-lose zeiten / der mangel Geräths / und meine ohne das unmüssige hände vermöget / und alß vil ich (gleichwol ohne erspahrung dessen was mit bezuckern und vergulden / zu besänfftigung und besüssigung seiner ungeschlichtigkeit / dienlich war) nach meiner wenigen wissenschaft bin erfahren gewesen.

Genädigster Fürst und Herr /

E. Hochfürstl. Durchl. auf ungewohnte neue weise / und mit einem Traum unterthänigst zu begrüßen / hab auß ertheilter des *Höchstgeehrten Nehrenden* Fürstlichen Gnaden / nunmehr in Gott seeligst ruhenden / und von dero mir zugelegter Namens-Freyheit S. [6] allein / ich mich erkühnen dörrfen. | Dan wa die *Hochlöbliche*

Fruchtbringende Gesellschaft sich von dero Uralt Teütschen Hochheit / bey Erster Vorlage diser Gesichte / nicht so tieff herunter begeben: und mich / der ich auf dises gefährliche Eiß gewaget / entgegen alle widrige und ungleiche begenussen gefristet hätte / würde ich mich noch jetzt noch immermehr ermuthet haben / *E. Hochfürstl. Durchl.* Deren sich gantz Teutschland wegen verrichteter Königlicher Thaten höchstverpflichtet erkennen muß / ein so ungeschmacktes mageres Gericht bey zubringen: Und Dero *Hochfürstl.* Weltberühmtestem Namen so gering-fügige ungeschickte Schrifften / alß ich thue / zuzuschreiben. *Fürsten und Herren gehören Fürstliche sachen; und frevelt der über alle massen / der einer hohen Personengüldige dinge beyträgt.* Es haben aber des *Höchstgeehrten Nehrenden* Fürstliche Genaden sich solche Schrifften in Genaden so belieben lassen / und meine mir selbst erkante unwürdigkeit mit Teütsch-Fürstlicher gewogenheit durch unseren *Edelen Spielenden* zu denen Löblichsten Palm-zweigen so erfürgezogen.

Und in die *Hochlöbliche Fruchtbringende Gesellschaft* / unter zween Churfürsten / vier und dreissig Hertzogen / acht und zwanzig Fürsten / drey und dreissig Graven / vilen Herren / Ritters und Edelen / mit übersendung des Gesellschaft-Kleinods von der Nidere so erhoben; daß ich der unterthänigsten Hoffnung gelebe / *E. Hochfürstl. Durchl.* auß angeborner des *Großmächtigsten und Großmüthigsten Gustavs* Königlicher Sanfftmütigkeit / (durch die Er sich die allerklugeste / und die Er mit Waffen nit bezwingen wollen / unterwürffig gemacht / und zu seinen Diensten gezogen hat) als ein Kunst- und Tugend-berümtter Held / dise meine Fruchtbringende Schertz-Gedichte und Schertz-Gesichte (welche in ihrer maß / auch in Fürstlichen Hohen sachen ohne nutzen nicht seyn mögen) gleich etwas fremdes anzunehmen / und / wie ich demütig bitte / mit Fürstlichen augen anzusehen genädigst geruhen werden.

In Königliche Fürstliche Kunst-kammern gehören Fürstliche / Herrliche / und ungleichliche dinge: die Fürstliches begnügen /

und bey andern ein wunder erwecken können; Schlechte sachen
 S. [8] lassen sich in solchen Zimmern nit wol finden; | doch hat / bey so
 Königlich- und Fürstlichem Schatz / der arme Feder-wisch auch
 seinen gewissen ort hinder der thüre / und kan man dessen nicht
 gar entberen / will man anderst daß die kostbare sachen jemahlen
 entstäubet / / und bey ihrer zierde sollen erhalten werden. Dise
 Gesichte seind ein so genanter Federwisch / mit welchem das unreine
 an seinem ort also abgeführt und abgefegget wird / daß auch
 Fürsten und Herren hie was denck- und merck-würdiges werden
 zubeschauen / zulesen / zubetrachten und zuachten haben.

Gott der Ewige / Allein-Mächtige und Unüberwindliche

Der / welcher die wallenden Wellen umschlossen

Daß selbe nicht ausser dem Ufer geflossen

Und über das Drockne sich häufig ergossen.

wolle mit seinen Himmelischen Genaden *Anhalten* / über *E. Hochfürstl Durchl. und Dero Königlichem Hause mit Zunehmender Majestat* schalten und walten. Er wolle *E. Hochfürstl. Durchl.* zu befestigung des Allgemeinen beständigen Friedens / und des H. Teütschen Reiches / vätterlich erhalten.

S. [9] Und endlich / nach vollendetem Königlichem Siegen / wie vor jetzt hundert Jahren Dero Uranherrn König Gustaven / bey Königlicher Weißheit / in Freüden und Frieden

Und nach selbst eignem wunsch / vernüget lassen alten.

Die Hochlöbliche Fruchtbringende Gesellschaft (in deren Edelen Palmenbaums unverwesliche Rinde mein Name eingeschnitten) zwischen dem Unteütschen vermischten wesen / in ihren *Gewünschten* Vorhaben *Vilgekörnet* vermehren: Deroselben auch füran *untadeliche* Freüde / und *Befreyende* Förderer bescheren. Die Feinde *Zwingend* zerstören. Die Hohnsprechende *Mildrend* bekehren. Den Eigensinnigen *Einrichtend* wehren. Auf daß wir gesamter hand / als die *Wohlgerathene* / hie lernen und lehren / was zu forderist zu Außbreitung des Grossen Gottes ewigem Lob und Preiß / und zu des *Durchleuchtigsten Zunehmenden* Königlichen

Ehren wird reichen mögen.

Held Gustav nechst künfftiger König der Schweden
Macht unsere Teütschen alß Traumende Reden /
Befreyend sie von den bluttriefenden Feden.

S. [10]

Die güldine zeiten
Sich wider herleiten

Und enden des Krieges früh-zeitiges Töden.

Der Höchste belohne
Auß Göttlichem Throne

Den Pfältzischen Löwen mit Schwedischer Krone.

E. Hochfürstl. Durchl.

Geben in Straßburg
im Hennenberger-Hofe
auf Karle Tag 1650.

Unterthänigster Gehorsamster

Diener
Hanß-Michel Moscherosch /
Bey der Hochlöblichen
Fruchtbringenden Gesellschaft
Der Traumende.

LOHENSTEIN, WIDMUNG ZU ‘SOPHONISBE’²⁷

[Titelblatt]

S. 243

Daniel Caspers
 von
 Lohenstein
 Sophonisbe
 Trauerspiel
 Breßlau /
 Auf Unkosten JEsaiæ Fellgibels /
 Buchhändlers aldar.
 1680

[Widmung]

S. 244

Dem Hoch- und Wolgebohrnen
 Herren
 Herren Frantz
 Freyherren von Nesselrode /
 Und der freyen Standes-Her-
 schafft Drachenberg / Herren zu Stein /
 Ehrenstein / Herten und Praußnitz &c. &c. Der
 Röm. Käyserl Majest. würcklichen Cämmerern,
 Chur-Fürstl. Cöllnischen Erb-Marschall /
 Geheimen Rathe / Fürstlichem Bergischen
 Erb-Cämmerern / wie auch Statthaltern
 im Vest Recklingshausen.
 Meinem Genädigen Herren.

NImm dieses Trauerspiel zum Opfer von mir an /
 Du ander Cyneas und Nestor unser Zeiten /

²⁷Text nach Lohenstein, Sophonisbe, A.T., S. 243–252.

- Nachdem mein Armuth dir nichts bessers liefern kan;
 Vergnügt sich doch selbst Gott an schlechten Kleinigkeiten.
 Zudem / dein hoher Geist hält selbst von Musen viel / 5
 Und regt mit eigner Hand des Föbus Seiten-Spiel.
- Ihr Nymfen umb die Lipp' und den beliebten Rhein /
 Die ihr vor Freude hüpfft / wenn euer Orpheus spielet / S. 245
 Müßt auf den Oder-Strom nicht eyfersichtig seyn /
 Wenn dieser seinen Geist und Regung in sich fühlet. 10
 Sind doch zehn Jahre schon vom Leben abgemeyht;
 Seitdem er ihm und uns die Leyer hat geweiht.
- Seitdem ihm Schlesien vergnügter / als Corinth
 Alciden hat das Recht der Bürger angetragen.
 So viel umb unsern Strand gelehrte Schwanen sind / 15
 Die hört man ingesamt viel seines Ruhmes sagen.
 Was ihm nun wird gewehrt durch meine schwache Hand /
 Ist ein geringer Zinß für unser Vaterland.
- Ich liefer nur ein Spiel. Jedoch welch Cato mag
 Nur immer ernsthaft seyn / und alle Spiele schelten? 20
 Die Weißheit bildet sich nicht stets auf einen Schlag;
 Ja Tugend muß oft selbst nur in der Larve gelten.
 Wer Schertz und Ernst vermischt / und mit der Klugheit spielt /
 Hat oftermals zu erst den rechten Zweck erzielt.
- Ist der Natur ihr Werck nicht selbst ein stetig Spiel? 25
 Der Sterne Lauf beschämt den Klang der süßen Seiten.
 Der Thier-Kreiß steckt so wol der Sonne nicht ein Ziel /
 Als er ihr Lusthauß ist / darinnen sich zu breiten.
 Bald küst sie Fisch und Krebs / bald Bock und Wassermann /
 Henckt Widdern Tulipen / dem Löwen Eeren an. 30
- Bald scheint der Mohnde rund / bald sätzt er Hörner auf /
 Bald ist er Silber-weiß / bald röthet er die Flecken /
 Bald richtet er nach Sud / bald Nordwärts seinen Lauf /
 Heckt in den Muscheln Perln / und Purper in den Schnecken.
 Bald schwellet er das Meer / bald träncket er das Land; 35
 Sein Wesen und sein Thun ist Spiel und Unbestand.

- Auch hat die Luft ihr Spiel mit Sternen / die vergehn;
 Mit Dünsten / die sie hat aus Thal und See gezogen.
 Apellens Pinsel mahlt nichts in der Welt so schön /
- 40 Als Titans Rosen-Hand die feuchten Regenbogen.
 Was stellen Wolcken nicht für Bilder an den Tag?
 Ihr Spiel und Zeit-Vertrieb ist Blitz und Donnerschlag.
 Was treibt der Wind für Spiel nicht mit der wilden Flutt?
 Der Sturm mit Well und Meer / und diese mit den Schiffen?
- S. 246: 45 So daß der Abgrund selbst bald seinen Schlund aufthut;
 Bald muß des Himmels Dach von Saltz und Schaume trieffen.
 Es wechselt Flutt und Epp / und bald verschlingt die See /
 Was sie vor alter Zeit hob prächtig in die Höh.
 Dort überschüttet sie mit Perlen ihre Schoos;
- 50 Hier spielt sie Agstein ab / und kurzweilt mit Korallen.
 Wer schätzt die Wasser-Künst in Brunnen nicht für groß?
 Wem liebkost nicht ihr Spiel / wenn sie von Bergen fallen /
 Durch Klippen brechen durch / wenn sie mit Ertzt und Glutt
 Verschwistern ihren Schnee / vermählen ihre Flutt?
- 55 Wie spielt nicht die Natur auf Erden? Nicht ein Blatt
 Des einen Baumes gleicht des andern Laub und Rinden.
 Kein Vogel ist / der nicht gantz andre Federn hat;
 Was ist für Unterscheid in Früchten nicht zu finden?
 Was sind für Bildungen nicht Steinen eingedrückt?
- 60 Mit wie viel Farben sind die Blumen nicht geschmückt?
 Ein Nacht-Wurm spielt so schön als Gold und Flamme nicht /
 Kein Zevxes kan nicht nach der Raupe Rücken mahlen.
 Beschämt ein Kefer doch der Edelsteine Licht;
 Wiewol auch diese spielen mit Blitz und Sonnen-Strahlen.
- 65 Kurtz: die Natur hat nie nichts an das Licht gebracht /
 Sie hat mit selbigem ihr auch ein Spiel gemacht.
 Der wilden Thiere Thun ist nichts nicht als ein Spiel;
 Der Wallfisch lasset sich das Meerschwein nicht beschämen /
 Er spielt / wie dieses stets mit Menschen spielen wil.
- 70 Was pflegt für Spiel nicht Aff und Eichhorn fürzunehmen?

- Der Elefant hats Spiel so wol als Gemen lieb;
 Der Bien und Ameis Müh ist nur ihr Zeit-Vertrieb.
 Für allen aber ist der Mensch ein Spiel der Zeit.
 Das Glücke spielt mit ihm / und er mit allen Sachen. 75
 So bald der Himmel uns das Tagelicht verleiht /
 Pfl egt Amm und Mutter ihr aus ihm ein Spiel zu machen.
 So bald man ihm nicht mehr die Armen windelt ein /
 Muß Tocken-Spiel sein Thun / die Wieg ein Schauplatz seyn.
 Er lernt mit Spielen gehn / wenn ihm ein hölzern Pferd /
 Ein Gängelwagen dient zur Kurtzweil und zur Stütze. 80
 Der Wolfs-Zahn wird ihm auch zum Spiele mehr gewehrt /
 Als daß er ihm soll seyn zum Zähne-Hecken nütze. S. 247
 Man bringt mit Kurtzweil ihm das erste Lallen bey /
 Und zeugt ihm: daß ein Spiel sein gantzes Leben sey.
 Des Menschen Spiel nimmt auch stets mit dem Alter zu / 85
 Der Ball / die Küglichen / geseiffte Wasser-Blasen /
 Der Triebe-Kugel Schertz / mit samt der blinden Kuh /
 Das Springen übern Hutt / das Schauen durch die Glasen /
 Ist ein unschuldig Spiel / ja selbst der Einfalt Kind /
 Dem böse Lust und List nicht eingemischet sind. 90
 Das erste Trauerspiel / das ihm Verdruß erweckt /
 Hegt das verhaßte Hauß / das man die Schule nennet /
 Wo Kunst und Tugend ihm ein weites Ziel aussteckt /
 Wol dem! der hier mit Lust und hurtig darnach rennet!
 Denn der erreicht es nicht / der ihm zur Zentner-Last 95
 der Weißheit Lehren macht / sie spielende nicht fasst.
 Der Kegel / Karte / Brett und Würffel höher hält /
 Als das so süsse Spiel der holden Castalinnen;
 Der mit der theuren Zeit verspielet Seel und Geld /
 Und ohne Frucht das Oel des Lebens läßt verrinnen. 100
 Das Spiel der Schule weist vergnüglicher uns an;
 Wie ieder in der Welt vernünftigt spielen kan.
 Wiewol auch derer viel / die ihnen bilden ein:
 Daß sie das beste Spiel gefaßter Künste machen;

105 Daß sie der Weißheit Hertz / der Klugheit Meister seyn /
 Mit ihrer Gauckeley sind würdig zu verlachen.
 Wer niemals thöricht spielt / die Klugheit oft verstellt /
 Aus Thorheit Vorthail macht / ist Meister in der Welt.

Was für ein blindes Spiel fängt aber mit uns an

110 Der Jugend erster Trieb / ihr wallendes Geblütte?
 Die Lust / die man mit Fug auch Marter nennen kan /
 Verrücket die Vernunft / verstelltet das Gemütte.
 Man stellt kein Schauspiel auf / daß nicht die Raserey /
 Der Liebe Meisterin / im gantzen Spiele sey.

115 Denn diese Närrin macht ihr alle Larven für;
 Sie wandelt sich in Hund / in Aff / in Fuchs / in Pfauen.
 Die Wollust ist die Cirz' / und auch ein Abgott ihr /
 Doch pflegt ihr leicht für dem / was sie geküßt / zu grauen.
 Ja unter allen ist kein lächerlicher Spiel /

S. 248: 120 Als wenn ein Sauer-Topf und Graubarth buhlen wil.

Der Ehrgeitz folgt der Lieb auf hohen Steltzen nach /
 Und ängstiget die Welt mit bluttgen Trauer-Spielen.
 Sie hält für Zeit-Vertrieb Raub / Morden / Brand und Ach /
 Wenn sie ihr Absehn nur des Herrschens kan erzielen;

125 Der Krieg / dem doch der Tod stets aus den Augen sieht /
 Ist selber in ein Spiel sich zu verstelln bemüht.

Wer Lieb und Ehrsucht wil aufs grimmste spielen sehn /
 Betrachte Masaniß' und Sophonisbens Thaten;
 Sie zeucht die Mutter aus / das Glücksspiel zu verdrehn /

130 Und wil ihr eigen Kind auf glimmen Rösten braten;
 Vermina wird ein Weib / sie ein geharnschter Mann /
 Weil keines unvermummt sein Spiel vollenden kan.

Die für den Ehmänn itzt aus Liebe sterben wil /
 Hat in zwey Stunden sein' und ihrer Hold vergessen.

135 Und Masanissens Brunst ist nur ein Gauckelspiel /
 Wenn er der / die er früh für Liebe meint zu fressen /
 Den Abend tödtlich Gift als ein Geschencke schickt /
 Und / der erst Buhler war / als Hencker sie erdrückt.

- So spielet die Begierd und Ehrgeitz in der Welt!
 Alleine sucht man nicht selbst Ehrsucht aus den Spielen? 140
 Wie prangt ein Fechter nicht / wenn er den Sieg erhält /
 Und todtschlägt nur zur Lust / nicht Gall und Zorn zu kühlen?
 Ja / wer sich nicht zu Rom in hohen Würden schaut /
 Dem kan die Aufsicht nicht der Spiele sein vertraut.
- Man legt den Spielen Recht und grosse Freyheit bey / 145
 Der Schauplatz prangt von Gold und Helffenbein und Seide.
 Ja Nero selber spielt und läßt es Edlen frey /
 Ein Rathsherr mag sehn zu in eines Bürgers Kleide.
 Wer bey den Griechen nie in Spielen hat gesiegt /
 Der hat kein Ehren-Ampt ie zu verwalten krieget. 150
- Kein Gastmahl kan zu Rom sein prächtig angestellt /
 Ob Erde / Meer und Luft hierzu ihr Vieh gleich schlachten /
 Wenn Menschen-Leichen ihm nicht werden zugesellt /
 Und nicht der Fechter Blut besudelt ihre Trachten.
 Doch spielt die Wollust nicht nur / wenn sie essen wil / 155
 Gebrauchet doch der Geist den Hunger für ein Spiel. S. 249
- Man duldet Durst und Frost / laufft durch das wüste Meer /
 Verspielet selber sich umb nichts nicht zu gewinnen /
 Hohlt aus zwey Indien unnütze Waren her /
 Und Steine / daß wir uns zum Spiele putzen können / 160
 Indem die Eitelkeit der Hoffart Pflaumen streicht /
 Verschwendungen die Hand / der Wollust Zunder reicht.
- Das Rathhauß selber ist der Eitelkeiten Sitz /
 Auf dem die Boßheit sich verummummet mit Gesätzen.
 Man schärfft mehr auf Betrug als Rechte seinen Witz / 165
 Und der / der uns steht bey / strebt selbst nach unsern Schätzen.
 Man mittet fremden Zorn umb ein geringes Geld /
 Das der Gerechtigkeit vielmal die Wage hält.
- Kein Leben aber stellt mehr Spiel und Schauplatz dar /
 Als derer / die den Hof fürs Element erkohren. 170
 Wer heute mehr als Fürst / des Königs Schoos-Kind war /
 Hat gegen Abende schon Würd und Gunst verlohren.

- Gold / Purper / Lorbeer-Krantz verfällt in Staub und Grauß /
 Man sticht die Augen gar des Keyzers Vater aus.
- 175 Des Hofes Schau-Gerüst ist auswerts zwar Rubin /
 Man spielt wie Diamant / trägt kostbar Wurm-Gespinnste.
 Gelüftet aber dich den Vorhang weg zu ziehn /
 Ist dis Gepränge nichts / als Schmüncke / Nebel / Dünste.
 Oft ist ein madicht Leib in Purper eingehüllt /
- 180 Und weniger als Nichts / was Ohr und Augen füllt.
 Doch spielt bey Hofe nicht nur Glück und Eitelkeit /
 Wenn sie wie Bäll und Wind die albern Menschen handeln.
 Die Laster sind verlarvt hier in der Tugend Kleid;
 Und Raupen sieht man sich in Seiden-Würmer wandeln.
- 185 Die Heucheley flößt Gift für Milch und Honig ein /
 Verläumbdung aber wirfft die Unschuld übers Bein.
 Dein Beyspiel aber hat / Mecænas / uns gelehrt:
 Daß auch der Hof Gestirn und solche Lichter leide;
 Die's Glücke nicht verrückt / kein Finsternüs versehrt /
- 190 Daß Tugend unbefleckt besteh in Würd und Seide;
 Daß Höflichkeit nicht steck aufrichtge Seelen an /
- S. 250 Daß Spiel und Weißheit sich gar schicklich paaren kan.
 Die Mosel und die Maaß / der Ister und der Rhein /
 Die Waal / der Friedens-Platz / wird auch der Nachwelt sagen /
- 195 Ein Redner deines Ruhms / der Klugheit Zeuge seyn;
 Was zu gemeiner Ruh du Guttes beygetragen;
 Wie klug und tapfer du die Bothschafft fürgestellt;
 Umb Deutschland dich verdient / und umb die halbe Welt.
 Zwey Dinge sind in dir / O Nestor! Wunders werth;
- 200 Daß Klugheit sich in dir mit Redligkeit vermählet /
 Daß sie sich mit Betrug nie zu verhülln begehrt;
 Daß Vorsicht ohne Falsch nie ihren Zweck verfehlet.
 Da Arglist insgemein itzt Staats-verständig heist /
 Und schlimm zu spielen sich die gantze Welt befeist.
- 205 Was wundert aber uns? daß sich der Mensch verstellt /
 Unmenschliche Begierd und wilde Regung fühlet?

- Furcht / Hofnung / Freude / Zorn für schöne Larven hält?
 Nachdem man auch so gar mit Gott und Andacht spielet /
 Den heiligen Gottes-Dienst zu einer Kurtzweil macht;
 Beym Opfer Tänzze hegt / und zum Gebete lacht. 210
- Wenn Elis Jupitern sehr hoch verehren wil /
 So muß gantz Griechenland ihm fechten / rennen / ringen /
 Sein allergrößtes Fest ist ein Olympisch Spiel;
 Apollo wird verehrt im Pythischen mit Springen.
 Rom hat dem Pluto gar den Schauplatz eingeweiht / 215
 Dianens Feyer ist der Fechter Grausamkeit.
- Des Bachchus Heiligthum und des Neptun Altar
 War in der Rennebahn aufs prächtigste gebautet.
 Weil beyder Gottes-Dienst so Lauf als Schauspiel war;
 Und dieser Aufsicht ward meist Priestern anvertrauet? 220
 Wenn auch die grimme Pest die Römer überfiel /
 Versöhnete man Gott durch ein kurtzweilig Spiel.
- Nicht anders ward Mercur von Gallien verehrt;
 Pan von Arcadien / Saturnus von den Mohren.
 Wie itzt die Herrschenssucht noch bluttig spielen lehrt / 225
 Wie manches Reich durch Schein der Andacht geht verlohren /
 Wie man mit Eyden spielt / mit Gottes-Dienste schertzt /
 Hat Ilium erfahn / und Deutschland nicht verschmertzt.
- Wie nun der Sterblichen ihr gantzer Lebens-Lauf S. 251
 Sich in der Kindheit pflegt mit Spielen anzufangen / 230
 So hört das Leben auch mit eitel Spielen auf.
 Wie Rom denselben Tag mit Spielen hat begangen /
 An dem August gebohrn; so wird mit Spiel und Pracht
 Auch der Entleibten Leib in sein Begräbnüs bracht.
- Ja Rom hat gar den Tod selbst in ein Spiel verkehrt / 235
 Wenn Knechte durch Gefecht aufopfern Blutt und Leben /
 Wo durch die Glutt der Leib der Keyser wird verzehrt /
 Und wenn der Rath dem Volck ein Mahl und Spiel wil geben.
 Doch hat Acastus schon Begräbnüs-Spiel erdacht /
 Und Theseus in den Schwung die Trauer-Lust gebracht. 240

- Der blinde Simson bringt sich spielend in das Grab;
 Und unsre kurtze Zeit ist nichts als ein Getichte.
 Ein Spiel / in dem bald der tritt auf / bald jener ab;
 Mit Thränen fängt es an / mit Weinen wirds zu nichte.
- 245 Ja nach dem Tode pflegt mit uns die Zeit zu spielen /
 Wenn Fäule / Mad' und Wurm in unsern Leichen wühl'n.
 Ein Spiel ist übrig noch / das Ruhm und Nachwelt hält
 Den Todten / die ihr Spiel des Lebens wol vollendet.
 Wenn man ihr ertzten Bild in einen Schauplatz stellt /
- 250 Sie zu verewigen der Berge Marck verschwendet;
 Wenn Cimon nach Athen des Theseus Beine bringt /
 Und Sophocles sein Lob in Trauer-Spielen singt;
 Wenn sich Themistocles selbst nicht zu spielen schämt /
 Und seine Tapferkeit auf Schau-Gerüsten preiset.
- 255 Der Vorwelt Tugend wird nicht besser eingesämt
 Der Jugend / als wenn man ihr ein schön Beyspiel weiset;
 Denn kein Porphyren Bild / kein Alabastern Grab
 Mahlt / wie Euripides / die alten Helden ab.
 Wer kein Empfinden hat / wird durch ein Spiel geregt;
- 260 Wil Alexandern nicht so Aug als Hertz zerflüssen?
 Dem Pheræ niemals hat sein eisern Hertz bewegt /
 Wenn er Polixenen soll sehn ihr Blutt vergüssen.
 Wenn der / der nichts nicht fühlt / sich über Pein beschwert /
 Als Hecuba für Leid in einen Hund sich kehrt.
- 265 Was wendete nicht Rom auf Schauspiel' und Athen?
 S. 252 Wiewol hat sie bedacht Lycurgus in Gesätzen?
 Das Bild des Aeschylus hieß er zur Schau stehn;
 Den Sieg des Sophocles ließ er in Marmel etzen.
 Kein Krieg in Griechenland der kostete so viel /
- 270 Als Aristophanens sein Frosch- und Wolcken-Spiel.
 Zwar Sophonisben fehlt so Glantz als Kostbarkeit;
 Doch Nesselrodens Ruhm kan sie so schätzbar machen:
 Daß ihr Gedächtnüs wird bestehn für Neid und Zeit;
 Und dis mein Trauerspiel wird der Verläubder lachen.

Denn seine Tugend wird der Nachwelt Beyspiel seyn;
Europa sich ihm selbst zum Schau-Platz weihen ein.

275

LOHENSTEIN, WIDMUNG ZU 'IBRAHIM SULTAN'²⁸

[Titelkupfer mit Umschrift]

S. 92 Castus Amor Cygnis Vehitur, | Venus improba Corvis.

[Titelblatt]

S. 99

IBRAHIM SULTAN

Schauspiel

auf die

glücklichste Vermählung

beyder Röm. Käyser- wie auch zu Hun-
garn und Böheim Königl. Majestäten/

Herrn/ Herrn

LEOPOLDS

und

Frauen/ Frauen

CLAUDIA

FELICITAS

Ertzherzogin von Oesterreich
auß allerunterthänigster Pflicht
gewiedmet

durch

Daniel Caspern von Lohenstein.

Leipzig/

bey Johann Christoph Kanitzen/ Buchhändl. in Breßlau
Druckts Johann Köler/ Im Jahr 1673.

[Widmung]

S. 100

Allerdurchlauchtigster Großmächtig-
ster/ Unüberwindlichster²⁸Text nach Lohenstein, Ibrahim Sultan, T.T., S. 92 und S. 99–102.

Römischer Käyser/
 auch zu Hungarn und Böhheim König/
 Allernädigster Käyser/ König
 und Herr.

5

Tugend und Glückseligkeit sind die zwey Angel-Sterne des Erdbodens. Wer diese zwey grosse Weltgestirne mit einander vereinbart/ reichert mit der einen Hand biß an das Ende des Mittags/ mit | der andern biß zu der eusersten Nord-Spitze. Er behauptet die Herrschaft der Welt/ und übermeistert die Gesetze der Natur. Die erstere wird unter dem Sinnenbilde des Löwen/ von *Ew. Käyser- und Königl. Majest.* die andere durch den Nahmen dero *Allerdurchlauchtigsten Gemahlin* fürgebildet; Gleich als wenn es | die Freude der Welt über dero glücklichsten Vermählung zu erwecken nicht genug wäre: daß ohne diß die Glückseligkeit nichts minder als die Gütigkeit dem hochlöblichsten Ertzt-Hause Oesterreich/ wie der köstliche Geruch den Musch-Ziegen angebohren ist/ und man weniger Ertzt-Hertzoge ohne grosse Tugenden/ als Paradiß-Vögel mit | Füßen gesehen hat; Und derogestalt die göttliche Versehung ihre geheime Weissagungen durch die klaren Buchstaben so deutlicher Nahmen entziffern wolte. Denn daß auch Nahmen nichts minder Merckmahle künftiger Begebenheiten/ als die Gestirne Andeutungen bevorstehender Witterung sind/ hat Franckreich von seinen unglückseligen | Henrichen/ Schottland von seinen Jacobern/ Pohlen von seinen Casimirn mit Thränen; Oesterreich und Spanien aber von seinen ruhmwürdigsten Ferdinanden mit Gold und Purpur aufgezeichnet. Ja Deutschland/ welchem dißfals der gestirnte Himmel mißgönnen muß: daß es an seinen Ertzt-Herzogen eitel Sonne ohne Finsternüsse ge|habt/ hat über dieser Vermählung so vielmehr zu frolocken/ weil diese glücklichse CLAUDIA mit ihrem Nahmen die Geheimnisse auffschleust/ die das Verhängniß für so vielen Jahren in sein Geheimbuch von dieser Heyrath aufgeschrieben/ und den Vorschmack der güldnen Zeit verkündigt/ die die Nachwelt mit uns genießen sol.

10

15

20

25

30

S. 101:35 | Denn in Warheit/ die Vermählungen hoher Häupter haben auf die Völcker einen nachdrücklichern Einfluß/ als die Vereinbarung guter oder böser Sterne über die Welt. Und die Schiffer dörffen sich so sehr nicht beym Ungewitter über dem Anblick der zwey verschwisterten Glück-Sternen/ des Castors und der Helenæ; als
 40 die Welt bey ieszigen | Sturmwinden über die Vereinbarung beider Oesterreichischen Sonnen vergnügen.

So vieler Völcker frolockendem Zuruffen/ erkühne/ *unüberwindlichster Käyser*/ ich mich nun auch/ nicht so wohl ein würdiges Opfer/ als ein verächtliches Kennzeichen meiner aller-
 45 unter|thänigsten Pflicht-Schuld bezzusetzen. Denn wie sol ein so grosser Käyser ietzt einen ihm anständigen Redner oder Tichter finden? da der grosse Alexander in dem blühenden Griechenlande schon über den Abgang eines Homerus geseufzet; und unserer danckbarern Vorfahren Unwissenheit der uhralten deutschen Helden Wunder-Wercke | unter den Staub der Vergessenheit
 50 vergraben lassen?

Ich überliedere Fußfällig ein Schauspiel/ nicht so wohl/ weil die gantze Welt einen Schauplatz/ die Menschen die Spielenden/ ihr Leben das Spiel/ der Himmel den urtheilenden Zuschauer fürstellet; als weil *Ew. Käyserl. Majest.* Helden-Thaten in diesem grossen
 55 | Schauplatze ein Beyspiel aller vollkommenen Fürsten/ und ein anbethens-würdiges Vorbild der Vollkommenheit bey der Nachwelt zu seyn; dero Allerdurchlauchtigste Gemahlin aber den vom Käyser Augustus der wiederkommenden Glückseligkeit gewiedmeten Tempel/ ja köstlicher Ertzt und einen herrlichern Stand
 60 verdienen/ als welches die | Heydnischen Käyser zum Bilde der güldenen Glückseligkeit verschmeltzten/ und in ihr Schlawffgemach zu ihrem Ab-Gotte aufsetzten. Wiewohl *Ew. Käyserl. Majest.* mehr güldne Glückseligkeit nicht nur dero Schlawffgemach/ sondern so gar die Seele zu ihrem Heiligthume erlanget. Ein Ertztes
 65 nes Glücks-Bild wahrsagte dem träumen|den Galba sein künftiges Käyserthum; wie vielmehr haben wir von dieser Glückseligkeit *Ew. Käyserl. Majest.* Stammes und Reiches Außbreitung zu hoffen.

Galba setzte solch todtes Bild zu Tusculum | für einen Ab-Gott S. 102
 auf/ und opferte selbtem Monatlich; wie viel Hecatomben wer-
 den wir nun nicht der von *Ew. Käyserl. Majest.* auf|gethröneten 70
 lebendigen Glückseligkeit schuldig werden?

Diß Schauspiel entwirfft die Gemüths-Flecken und die zu un-
 serer Zeit sichtbare Verfinsterung eines Oßmannischen Mohnden;
 umb durch *Ew. Käyserl. Majest.* Gegensatz der Welt für Augen
 zu stellen: wie jene zwar durch stetige Herrschens-Sucht sich auf-
 blähen; | die Sonnen von Oesterreich aber aller Vergrösserung 75
 überlegen sind; und *Ew. Käyserl. Majest.* nicht nur durch de-
 ro Kriegs-Strahlen/ welche die Rabe und Neutra mit so vielem
 Türckischem und dem Sultan Ibrahim selbst nah-anverwandtem
 Blute angeröthet/ des Machmets Monden verfinstern; sondern
 auch durch dero reine Flam|men jene beschämen: daß Liebe nichts 80
 minder ohne böse Lust/ als Rosen ohne Dornen/ Diamanten ohne
 Flecken/ und Gold ohne Kupfer seyn könne.

Die Corinthier entschuldigten die Kühnheit ihres dem gros-
 sen Alexander angebothenen Bürgerrechts: sie hätten es vorhero
 nieman|den/ als dem Hercules angetragen; ich aber verdeckte mei- 85
 ne Vermässenheit damit: daß für mir noch keiner *Ew. Käyser- und*
Königl. Majest. ein so grosses Geschencke geliefert/ welches nicht
 ebenfalls für einen solchen HERRN zu unwürdig gewest/ und
 daß mehrmahls grosse Könige sich an einer Hand voll Wasser/
 | wie GOTT an einem Lothe Weyrauch vergnüget; zumal wenn 90
 das Hertze die Beylage ist; als welches ich vielmehr als folgende
 Reymen aufopfere und ersterbe *Ew. Käyser- und Königl. Majest.*

Aller-unterthänigst-gehorsamster
 Knecht

Daniel Casper von Lohenstein.

GOTTSCHED, WIDMUNG ZU 'STERBENDER CATO'²⁹

[Titelblatt]

Joh. Christ. Gottscheds
 Prof. der Poes. in Leipzig,
 Sterbender
 CATO
 ein Trauerspiel,
 nebst
 einer Critischen Vorrede,
 darinnen
 von der Einrichtung desselben
 Rechenschaft gegeben wird.
 Leipzig,
 Zu finden in Teubners Buchladen.
 1732.

[Widmung]

S. [1]

Dem
 MAGNIFICO
 Hochedelgebohrnen Vest- u. Hoch-
 gelahrten Herrn,
 HERRN
 D. Gottfried Langen,
 JCTO.
 Sr. Königl. Majestät in Pohlen
 und Churfürstl. Durchl. zu Sachsen hoch-
 bestallten Hof- und Justitz-Rath, des gemeinschaftl.
 Chur- und Fürstl. Sächsischen Ober-Hof-Gerichts
 wie auch des geistl. Consistorii und Schöp-
 penstuhls zu Leipzig hochverdien-

²⁹Text nach Gottsched, *Sterbender Cato*, 1732.

ten Assessorn,
 wie auch
 der Stadt Leipzig ältestem und itziger Zeit
 regierendem Bürgermeister,
 meinem insonders hochgeschätzten
 Gönner.

Magnifice, Hochedelgebohrner,
 insonders hochzuehrender
 Herr Hofrath,

S. [2]

MEin sterbender Cato hat auf mehr als eine Art das Recht, sich mit einer römischen Freyheit zu Eurer Hochedelgebohrnen Magnificenz zu nähern, und sich einen Geneigten Anblick von Denenselben auszubitten.

Nichts ist billiger, als daß man gelehrte Werke denen hauptsächlich zueignet, die Verstand und Fähigkeit genug besitzen, von ihrem Werthe und Unwerthe ein Urtheil zu fällen. Es ist weder den Bücherschreibern noch ihren Schriften zuträglich, wenn sie in die Hände derjenigen verfallen, die bey aller ihrer Hoheit und Macht in der Welt, dennoch die Einsicht nicht haben, die zu gründlicher Beurtheilung | ihrer Bemühungen gehöret. Da nun die Gabe der Unterscheidung in freyen Künsten so gemein nicht ist, als sich wohl die meisten einbilden, die ihren verderbten Geschmack vor den unbetrüglichen Probierstein darinnen ansehen: So kan ja ein Scribent nicht getadelt werden, der seine Arbeiten Kennern derselben; ja wo möglich, Meistern in der Kunst vor die Augen bringet.

S. [3]

So wenig ich meinen Urtheilen sonst zutraue, so fest bin ich gleichwohl versichert, daß man mir wenigstens bey dieser Zueignungsschrift, in der Wahl Eurer Hochedelgebohrnen, keinen Fehler vorrücken wird. Mein Cato gehört unter die Zahl poetischer Schriften, und ich habe mir zu seinem Richter einen Poeten erwehlet, der sich vorlängst in öffentlichem Drucke den Beyfall unsers Vaterlandes erworben, und den allergrößten Dichtern desselben den

Vorzug würde streitig gemacht haben, wenn ihn nicht wichtigere Hofgeschäfte von dieser rühmlichen Bahn zeitig zurücke geruffen hätten.

S. [4] Und was das meiste ist, so sind Eure Hochedelgebohrnen fast der einzige unter den itztlebenden Dichtern in Deutschland, der sich die | Tragische Poesie, diese fast ins Vergessen gerathene Gattung der hohen Dichtkunst, hat angelegen seyn lassen. Dero unvergleichliche Übersetzung des ersten Meisterstückes, so der Französische Sophocles, nunmehr fast vor hundert Jahren geliefert, hat unsrer Deutschen Schaubühne zum ersten Muster gedienet, wie man ein poetisches Trauerspiel abzufassen habe. Roderich und Chimene hat schon unzehlichemal den Beyfall aller Kenner bey uns erhalten, und nicht ein wenig zu Verbesserung des Geschmacks in theatralischen Gedichten beygetragen. Und da dieses Trauerspiel vor mehr als dreyßig Jahren an dem Hofe eines hocherleuchteten Schutzherrn der Musen, des Durchlauchtigsten Anton Ulrichs, viele Bewunderer gefunden: So hat michs um so viel mehr wunder genommen, daß nach der Zeit sich fast niemand in Dero Fußtapfen zu treten unterstanden; indem die göttliche Melpomene unter uns Deutschen kaum einen einzigen Verehrer gefunden.

S. [5] Ich rede hier von einem nicht minder geschickten Dichter und ansehnlichen Manne, dem trefflichen Herrn von Führer, der itzo sowohl als Eure Hochedelgebohrnen an dem Ruder seiner Republik sitzt, und sich nicht schämet das Nürnbergische Stadtpflegereamt und Patriciat mit dem Nahmen eines Poeten vereinbaret zu haben. Sein gleichfalls aus dem großen Corneille übersetzter Cinna ist ebener massen eine Zierde unsrer Schaubühne geworden: Und der Cid Eurer Hochedelgebohrnen hat also an demselben einen würdigen Nachfolger gefunden.

So rühmlich nun durch ein paar so grosse Vorgänger die Bahn geworden, darauf ich mich gewaget habe: So groß ist gleichwohl die Verwegenheit, daß ich mich denenselben nachzufolgen unterstehe. Sollte man sich nicht scheuen, sich mit dem grösten Poeten von Frankreich gleichsam in einen Wettstreit einzulassen; dessen

scharffsinnige Übersetzer auch im Deutschen gewiesen haben, wie hoch es ein erhabener Geist in Schauspielen dieser Art bringen könne, und wie geschickt unsre Sprache sey, die Majestät und Schönheit der Französischen zu erreichen? Ich gestehe es, dieser Einwurf würde mich noch diesen Augenblick schüchtern machen, wenn ich den sterbenden Cato ganz vor mein eigenes Werk ausgeben | wollte. Da ich aber das meiste darinnen theils von einem Engelländer, theils von einem Franzosen entlehnet habe: So mögen Addison und Des-Champs selbst zusehen, wie sie aus diesem Wettstreite mit Ehren zurücke kommen wollen. S. [6]

Ich habe aber noch eine andere Ursache, Eurer Hochedelgebohrnen Magnificenz dieses mein Trauerspiel zu wiedmen und zuzueignen. Dieser Deutsche Cato erkennet das edle Leipzig vor seine Vaterstadt, und würde wohl niemals das Licht erblicket haben, wenn sein Verfasser nicht Gelegenheit gehabt hätte, die hiesige Schaubühne kennen zu lernen. Wie nun E. E. Rath allhier, sich in allen Stücken rühmlichst angelegen seyn lasset, nicht nur den wahren Nutzen der Stadt und die Wohlfahrt des gemeinen Wesens, sondern auch das Vergnügen seiner Bürger zu befördern; und also dem Exempel unsers unvergleichlichen Augusts so viel möglich nachzufolgen: So hat auch der hiesige Schauplatz fast jährlich neue Vortheile und mehrere Vergünstigungen von demselben erhalten; und wird also den Anwachs seiner Vollkommenheit fast lediglich dem Schutze und guten | Geschmacke einer so weisen Obrigkeit zu danken haben. S. [7]

Eure Hochedelgebohrnen haben gar zu viel Theil an diesem allen, als daß man es denenselben nicht auf eine besondere Art zuschreiben könnte: Da Sie nicht nur einen blossen Kenner und Liebhaber der theatralischen Poesie, nicht nur einen Meister in Trauerspielen; sondern auch itzo ein regierendes Oberhaupt der ganzen Stadt abgeben. Wie viel gutes hat sich die Deutsche Schaubühne unter einer solchen Regierung nicht noch zu versprechen! Sie bedarf den Beystand und Schutz ihrer Obern itzo um so viel mehr, da sie kaum aus ihrer Verwirrung hervorzublicken anfängt; und

das rohe Wesen ins Vergessen gerathen lasset, darinnen man sie ohne ihr Verschulden gelassen, und welches sie bisher so verächtlich gemacht hat.

Eure Hochedelgebohrne Magnificenz wissen es vor sich schon, wie viel auswärtige berühmte Städte unter andern auch auf eine wohleingerichtete Schaubühne halten: Als wodurch nicht nur viele Fremde dahin gelocket, sondern die Einwohner selbst auf
 S. [8] eine unschuldige Weise vergnüget werden. Denn | daß ich Paris und London mit Stillschweigen übergehe; so ist ja bekannt, daß Amsterdam und Haag, Straßburg und Lyon, und andere mehr, Jahr aus Jahr ein dieser sinnreichen und nützlichen Zeitkürzung genießen, und solches mit unter ihre Vorzüge zehlen. Warum sollte nun Leipzig, welches diesen allen, ja fast dem alten Athen an Witz und Artigkeit nichts nachgiebet, dieser Zierde entbehren? Und warum sollten nur Thalia und Melpomene unter uns keinen anständigen Aufenthalt finden; da alle ihre übrigen Schwestern seit undenklichen Jahren allhier ihren beständigen Sitz gehabt?

Nach der Gewohnheit, die in Zueignungsschriften eingeführet ist, hätte ich hier die beste Gelegenheit, Euer Hochedelgebohrnen eine völlige Lobschrift zu machen, und so viele treffliche Eigenschaften an Denenselben zu rühmen; dadurch sich Dieselben vorlängst die Gnade grosser Minister, ja unsers allergnädigsten Königes selbst zu wege gebracht; unserm werthen Leipzig aber die allerersprißlichsten Dienste geleistet haben. Allein da dero Verdienste bey Hofe und in der Stadt so bekannt sind, daß sie ein
 S. [9] jeder ohne mich ein|sieht: So darf ich weder Dero Bescheidenheit dadurch überlästig werden, noch durch eine schwache Erzählung dessen, was jedermann in Sachsen weit besser selbst siehet, meine eigene Unfähigkeit im Loben verrathen.

Erlanget mein Cato das Glück, von Eurer Hochedelgebohrnen sowohl im Lesen, als in der Vorstellung selbst eines erwünschten Beyfalles gewürdiget zu werden: So wird mich die Mühe nicht dauren, so ich auf die Ausarbeitung desselben gewandt; und ich werde mit aller Hochachtung mich jederzeit nennen

Eurer Hochedelgebohrnen
Magnificenz,
Meines hochzuehrenden Herrn
Hofraths

Leipzig,
den 9. Aug. 1732.

gehorsamsten
und ergebensten Diener,
Der Verfasser.

KLOPSTOCK, WIDMUNG ZU 'HERMANNS SCHLACHT'³⁰

[Titelblatt]

Hermanns
Schlacht
Ein Bardiet für die Schaubühne
Mit Römischkaiserl. und Churfürstl. Sächsis. allergnädigsten
Privilegiis.
Hamburg und Bremen.
Bey Johann Henrich Cramer. 1769.

[Widmung]

S. [1]

An den
Kaiser

S. [2] Ich übergebe Unserm erhabnen Kaiser dieses vaterländische Gedicht, das sehr warm aus meinem Herzen gekommen ist. Nur Hermann konnte seine Schlacht wärmer schlagen. Sie, gerecht, überdacht, und kühn, wie jemals eine für die Freyheit, und deutscher, als unsre berühmtesten, ist es, die gemacht hat, daß wir unerobert geblieben sind.

S. [3] Niemanden, oder dem Kaiser mußte ich ein Gedicht zuschreiben, dessen Inhalt uns so nah angeht. Und diese Zuschrift soll zu denen seltnen gehören, welchen man ihr Lob glaubt. Was sage ich ihr Lob? Wenn der Geschichtschreiber redet; so lobt nicht er, sondern die That. Und ich darf That nennen, was beschlossen ist, und bald geschehen wird.

Der Kaiser liebt sein Vaterland, und das will Er, auch durch Unterstützung der Wissenschaften, zeigen. Nur dieß darf ich sagen.

S. [4] Aber ich wage es noch hinzu zu setzen, daß Er die Werke, welchen Er Unsterblichkeit zutraut, | bey den Bildnissen derer,

³⁰Text nach Klopstock, Hermanns Schlacht, 1769.

die sie geschrieben haben, aufbewahren wird.

Mit gleichen Gesinnungen schätzte Karl der Große die Wissenschaften, indem er die Geschichte zu seiner Wegweiserinn machte, die Bewegung der Gestirne untersuchte, die Sprache bildete, und die Gesänge der Barden nicht länger der mündlichen Ueberlieferung anvertraute; sondern sie aufschreiben ließ, um sie für die Nachkommen zu erhalten.

Die Zeiten Karls waren seiner nicht würdig; ihr eigner geringer Nachlaß, und der Verlust des von ihm gesammelten älteren, zeigen dieses genug: Ob es unsre Josephs waren, entscheiden zwar nur die künftigen; aber wir dürfen doch, wie mir es vorkommt, gute Ahndungen von dieser Entscheidung haben. S. [5]

Ich kenne keinen stärkern Ausdruck der Verehrung, mit dem ich mich, bey Ueberreichung dieses Gedichts, *Ew. Kaiserlichen Majestät* nähern könnte, als daß ich meinem Vaterlande, und *Ew. Majestät Selbst* zu dem, was Sie für die Wissenschaften thun wollen, Glück wünsche. Niemals bin ich stolzer auf mein Vaterland gewesen, als bey dieser Vorstellung. Und mich deucht, ich höre schon mit dem frohen Beyfalle Aller, welche von Werthe urtheilen können, | die unentweihte Leyer der Dichtkunst erschallen; und sehe die Geschichte aufstehn, sie den goldnen Griffel nehmen, und sich dem daurenden Marmor nahen. Dieser ganze Erfolg wird desto gewisser seyn; je gerechter es ist, die, welche sich zudrängen, zu entfernen, und je edler, die aufzusuchen, die unbekannt zu seyn glauben. Diese wird die schönste der Blumen in dem Kranze *Ew. Kaiserlichen Majestät* seyn. S. [6]

Ich würde es nicht wagen, hier von mir zu reden, wenn ich nicht zugleich *Ew. Majestät* den Namen eines großen Mannes nennen könnte. Ich war wenigen bekannt, und ich konnte den Grafen Bernstorff gar nicht: dennoch war | Er es, der mich zu dieser Zeit einem Könige empfahl, dessen Andenken mir auf immer theuer und unvergeßlich seyn wird. S. [7]

Ich bin mit jeder Empfindung der Aufrichtigkeit und des Vergnügens, welche die freyeste Verehrung hat,

Ew. Kaiserlichen Majestät

allerunterthänigster
Friedrich Gottlieb Klopstock.

WIELAND, WIDMUNG ZU 'IDRIS UND ZENIDE'³¹

[Titel]

Idris und Zenide
Ein romantisches Gedicht
Fünf Gesänge 1767.

S. 13

[Widmung]

An Herrn P. R. in E.

Hier haben Sie dann, mein Freund, diesen Idris, für welchen Sie, aus einigen Probestücken, ein so günstiges Vorurtheil gefaßt haben. So wenig ich sonst für die Spiele meiner launischen Muse partheyisch bin; (Ihre Kunstrichter wissen, daß dieses kein bloßes Vorgeben ist) so gestehe ich Ihnen doch, unter uns, daß es mich eine kleine Ueberwindung kosten würde, wenn Ihnen das Ganze (wenn man anders diese fünf Gesänge ein Ganzes heißen kann) weniger gefallen würde, als was Sie davon schon gesehen haben. Indessen bleibt es dabey: Ihr und Herrn W** Urtheil soll entscheiden, ob Idris, so wie er ist, sich unter die Augen der Kenner wagen dürfe.

Sollte, wie mir eine geheime Ahnung sagt, Ihr Urtheil mehr meinen Wünschen, als vielleicht den Verdiensten meines irrenden Ritters entsprechen, so werden Sie mir, weil ich doch am meisten dabey Gefahr laufe, erlauben, meinen übrigen Freunden, oder wem dieses Gedicht sonst in die Hände fallen mag, vorher einige kleine Nachrichten zu geben, wodurch sie bewogen werden mögen, es mit einiger Nachsicht anzusehen.

Von den Kunstrichtern oder Journalisten (denn ich sehe, daß diese zween Namen bey unsern Landsleuten einerley Bedeutung haben) erwarte und erbitte ich keine Gelindigkeit. Ich habe mir

³¹Text nach Wieland, Idris und Zenide, Akademie-Ausgabe, 1, 7, S. 13–16.

bereits die Freyheit genommen, mich dieser Herren wegen in der neunten und zehnten Stanze des ersten Gesangs zu erklären. Alles, was ich noch hinzu sagen könnte, würde zu viel seyn. Ich bin, wie Sie wissen, seit einiger Zeit noch so ganz leidlich davon gekommen; und das ist alles, was ein Autor verlangen kann, der sich niemalen hat einfallen lassen, bey lebendigem Leibe schon zu einem classischen Schriftsteller erhoben zu werden. Ein Autor, sagte ich? — Aber ist es denn so ausgemacht, daß ich in diese Classe gehöre, weil ich das Unglück oder die Schwachheit gehabt habe, von einigen meiner Aufsätze gedruckte Copeyen machen zu lassen? Folgt es so richtig daraus, daß ich deßwegen Prätionen an die Welt mache, oder daß sie einige an mich zu machen hat? — Alles, mein Freund, was ich Ihnen hierüber sagen kann, ist, daß ich mich in diesem Stücke mit Priorn, einem meiner Lieblinge, in einerley Falle befinde. Ich kann, wie er, mit Wahrheit sagen, daß ich meine Gedichte publicire, wie Herr Jourdain bey dem Moliere seine Seidenzeuge verkaufte; er wollte für keinen Krämer angesehen seyn; er ließ nur einige Stücke für seine gute Freunde ausmessen. Ich sehe eben nicht, warum ich als Poet von Profession behandelt werden sollte; weil ich, in der That, von meiner Kindheit an, wider Willen und Dank meiner Obern, gerne Reime ghascht, und endlich auch, die Musen mögen wissen auf wessen Antrieb, Reime, und mit Erröthen gesteh ich es, auch Hexameter habe drucken lassen. Die Wahrheit ist, daß ich, ungeachtet der Aehnlichkeit, welche mir eine ebenso frühzeitige als heftige Leidenschaft für die Dichtkunst mit dem Ovid, | Tasso, Pope, und andern großen Dichtern (worunter ich beynahe auch den Marino genennet hätte) zu weißagen schien, dennoch durch einen bloßen Zufall veranlaßt worden bin, einer so gefährlichen Neigung mehr nachzuhängen, als ich gethan hätte, wenn man im sechszehnten Jahre fähig wäre, zu denken, wie man zwanzig Jahre später gedacht zu haben wünschet. Zu gutem Glücke war die bis zum Lächerlichen übertriebene Strenge, womit gewisse damalige, zum Theil eben so jugendliche Kunstrichter die unreifen Ausgeburten eines jungen Menschen, der seinem

Gefühl und seiner Einbildungskraft noch nicht gebieten konnte, zu beurtheilen würdigten, die schlimmste Folge meines damaligen Irthums. Schlimmere hätte der allzupartheyliche Beyfall einiger Freunde, und einer gewissen Art von Lesern, welche einen beträchtlichen Theil des Publici ausmacht, nach sich ziehen können. Allein, daß ich dieser Gefahr glücklich entgangen sey, beweisen die Urtheile, die ich selbst über meine jugendlichen Poesien, in der neuen Auflage, so im Jahr 1762. zu Zürich davon gemacht wurde, gefällt habe, und, wie ich hoffe, meine neuern Versuche.

Indessen hat es sich eben so zufälliger Weise gefügt, daß diese angeborne Leidenschaft für die allzuverführerischen Künste der Musen, welche, zumal in Deutschland, so geschickt ist, ihren Besitzer in einem Hospital verdorren zu machen, in den Umständen, worein mich mein Schicksal gesetzt hat, wohlthätig für mich geworden ist. Sie ist die angenehmste Ergötzung meiner Erholungsstunden, und wenn ich so sagen kann, der Nepenthe, mit dem ich von Zeit zu Zeit ein süßes Vergessen der Mühseligkeiten des geschäftigen Lebens einschlürfe. Unterschiedliche Verhältnisse gestatten nicht, mich umständlicher hierüber zu erklären. Genug, daß der Stand und Beruf, worinn ich mich seit acht Jahren befinde, derjenige zu sein scheint, der unter allen möglichen den stärksten Absatz mit den Neigungen und Beschäftigungen eines Dichters macht. Die Erfüllung meiner Pflichten legt mir Arbeiten auf, die nicht nur mit jenen nicht in der mindesten Verwandtschaft stehen, sondern durch eine natürliche Folge das Feuer des Genie nach und nach auslöschen, und endlich, bey fortdauernder Empfindlichkeit für die zauberischen Reizungen der Musen und der Grazien, ein trauriges Unvermögen, ihrer Gunstbezeugungen zu genießen, zurück lassen. In so unpoetischen Umständen bleibt mir wohl nichts übrig, als mir die seltnen und kurzen Besuche, die mir die Muse verstohlener Weise giebt, zu meinem eigenen Vergnügen so lange und so gut zu nutze zu machen, als — ich kann. So groß der Reiz ist, den diese Art von Ergötzung für mich hat, so kann ich doch kein Geschäfte daraus machen; kurz, mein Freund, ich bin

gewissermaßen berechtigt, als ein bloßer Dilettante, dem es nicht einfällt, den Meistern der Kunst den Vorzug streitig zu machen, etwas mehr Nachsicht zu erwarten, als ein anderer, der die poetische *Hederam* vor sein Haus ausgehängt hat, oder dafür besoldet ist, ein Dichter zu seyn, oder wie Horaz in seinem *Sabino*, und Pope in seinem Twickenham dieser glücklichen Unabhängigkeit und Muße genießet, in welcher ein Mann von Genie den stolzen Gedanken haben kann, für die Unsterblichkeit zu arbeiten.

Die Kunstrichter schütteln, wie ich sehe, die Köpfe; ich ersuche sie, zu thun was sie wollen, und übrigens versichert zu seyn, daß ich, als ein Liebhaber der Kunst und des Schönen überhaupt, Ihnen allezeit für Erinnerungen verbunden seyn werde, die mich lehren, wie ich es besser machen kann. Die Beobachtung, die der weise Beurtheiler des Agathon in der allgemeinen Bibliothek gemacht hat, daß ich schnell arbeite, ist, mit seiner Erlaubniß, nichts
 S. 15 weniger als richtig; wollte der Himmel, daß einige | Leute nicht hastiger urtheilten, als ich arbeite. Es sind nun fünf Jahre, daß ich über diesen unwürdigen Idris an meinen Nägeln kraue; und wenige Journalisten in der Welt können sich eine Vorstellung von der unendlichen Mühe machen, die ich mir geben mußte, um diesem Gedicht das Ansehen von Leichtigkeit und die Politur zu geben, welche man, wie ich mir schmeichle, in den meisten Stanzen desselben nicht vermissen wird. Ich strebe nach Correction und nach einem so großen Grade von Vollkommenheit, als mir zu erreichen nur immer möglich seyn kann; nicht, um die armselige Belohnung davon zu tragen, dem großen Haufen, der seinen Tadel oder Beyfall durch fremde Machtsprüche bestimmen läßt, als ein unverbessertes Muster angepriesen zu werden: sondern weil ich die Kunst liebe, und weil die Flecken in meinen eignen Werken, so bald ich sie gewahr werde, mein Auge wenigstens so sehr beleidigen, als des strengsten Kunsttadlers seine. Aus diesem Grunde, und aus diesem allein, wünsche ich von wahren Aristarchen beurtheilt zu werden; aus diesem Grunde würden Beurtheilungen meinen Dank erhalten, in denen, statt allgemeiner und in schallreichen Aus-

drücken daher strömender Lobpreisungen, Grund gegeben würde, warum dieses schön, oder jenes tadelhaft ist — Doch, ich bitte die Kunstrichter um Vergebung, daß ich, unbedachtsamer Weise, mir das Ansehen gebe, als ob ich ihr Handwerk — denn so etwas scheint es doch bey vielen zu seyn — besser verstehe, als sie selbst. Was ich vorhin sagte, ist in der That ein bloßer Commentarius über die obbemeldte zehente Stanze, und ich erkläre mich ein für allemal, daß meine Absicht nicht ist, ein Hornissennest wider mich aufzureizen.

Nach diesen allgemeinen Vorerinnerungen, welche, wenn ich bitten dürfte, für diese und alle meine künftige Poesien (denn ich besorge selbst, daß mich die wunderliche Neigung, meine Grillen zu reimen, nur mit dem Athem verlassen wird) gelten sollten, habe ich von dem Idris selbst nur wenig zum voraus zu sagen. Daß es eine abentheurliche Composition von Scherz und Ernst, von heroischen und comischen Ingredienzien, von Natürlichem und Unnatürlichem, von Pathetischem und Lächerlichem, von Witz und Laune, ja sogar von Moral und Metaphysik, und doch bey allem dem weder weniger noch mehr als ein gereimtes Feenmärchen, und der Pendant zu den vier Facardins des Grafen Anton Hamilton ist: alles dieses, und noch viel andres, werden die Kenner ohne mein Erinnern bemerken, weil es wirklich das ist, was einem jeden zuerst in die Augen fallen muß. Ich gestehe Ihnen aufrichtig, mein Freund, daß mich der Berggeist Capriccio, welchen der Graf Lemene so gut kannte, bey dieser Unternehmung weiter geführt hat, als ich anfangs zu gehen gedachte. Ich weis selbst nicht, wie mir der Einfall kam, einen Versuch zu machen, ob unsre Sprache nicht eben so wohl, als die Italiänische, zu Gedichten in *ottave rime* — aber zu bessern, als des alten Uebersetzers von Tassos Jerusalem — geschickt sey; und in wie weit es mir gelingen könnte, in einem solchen Versuch eben diejenige Art von Schönheiten zu bringen, welche uns unser vortrefflicher Landsmann Meinhard — auf dessen allzufrühes Grab ich hier eine freundschaftliche Thräne fallen lasse — an den besten welschen Dichtern kennen gelehrt

hat, besonders diejenige, um derentwillen Ariost schon lange mein gewöhnliches Taschenbuch ist. Genug, ich hatte diesen Einfall; ich erfand mir ein Stüjet dazu, welches dieser Art von Bearbeitung fähig wäre; ich ordnete einen Plan an; ich fieng endlich an zu arbeiten. Das Vergnügen, unzählige Schwierigkeiten zu überwinden, welche diejenigen sich selbst, wenn sie wollen, vorzählen mögen, denen unsere Sprache und der Mechanismus dieser Art von Versen bekannt ist, reizte | mich unvermerkt, ein größeres Stück von meinem Entwurf auszuführen, als ich anfangs wagen durfte mir vorzusetzen; und das gieng so lange fort, bis endlich diese fünf Gesänge zu Stande kamen, welche nunmehr zeigen werden, in wie weit mir meine Absicht gelungen ist.

Die Schwierigkeiten, deren ich erwähnte, würden unüberwindlich gewesen seyn, wenn ich mir in der Länge und Kürze der Zeilen, und in der Vermischung derselben, nicht eine Freyheit erlaubt hätte, welche die Natur unserer Sprache zu erfordern schien. Ich fand aber bald, daß dasjenige, was anfangs ein Werk der Nothwendigkeit gewesen war, eine reiche Quelle von musikalischen Schönheiten sey, wo durch die Monotonie der welschen *ottave rime*, welche in unsrer Sprache aus bekannten Ursachen ungleich weniger erträglich gewesen wäre, glücklich vermieden, und ein vollkommener Rythmus, eine immer abwechselnde, oft nachahmende, und allezeit das Ohr ergötzende Harmonie in dieser Versart gebracht werden könne; kurz, daß das Mechanische meiner Stanzas dadurch einen wirklichen Vorzug vor den Italiänischen erhalte. Ob Kenner eben so davon urtheilen werden, wird die Zeit lehren. Ich meines Orts wünschte etwas dazu beytragen zu können, den mechanischen Theil unsrer Poesie schwerer, und, wo möglich, so schwer zu machen, daß neunzehn Zwanzigtheile von meinen geliebten Brüdern in Apollo sich gelegenheitlich entschließen müßten, in Prosa zu schreiben, oder auch gar nicht zu schreiben, wenn sich eine andere Art von Beschäftigung oder Zeitvertreib für sie ausfündig machen lassen sollte.

Die Wahl des Sūjet dieses Gedichts zu rechtfertigen, möchte vielleicht schwerer fallen. Ein Feenmärchen in fünf Gesängen, oder vielmehr, wenn es vollendet werden sollte, in zehen, wird in vieler Augen anstößig genug seyn. Und doch ist der Orlando Furioso, der Stolz und die Lieblingslectur der Welschen, im Grunde nichts anders, als eine Kette in einander geschlungener Feenmärchen. Wem dasjenige, was ich hierüber in der dritten und sechsten Stanze gesagt habe, kein Genüge thut, dem habe ich weiter nichts zu sagen. Ihnen aber, mein Freund, darf ich wohl im Vertrauen entdecken, daß ich, aus Gründen, von welchen mir leicht seyn sollte, ein hübsches dickes Buch zu schreiben, von Doctor Swiftens Motto, *vive la baggabelle*, in dem ganzen mir wohl bekannten Umfang desselben nicht wenig halte. Es giebt Märchen, in denen bey allem Ansehen von Ungereimtheit und Frivolität, ein gut Theil mehr gesunde Vernunft steckt, als in hundert sehr ernsthaften Folianten und Quartbänden, die, mit dem Bildniß ihres Verfassers in einer feyrlichen Perücke gezieret, mit einem eben so feyrlichen Titel, die Erwartung des leichtgläubigen Lesers ganze Alphabete durch betrügen. Indessen gestehe ich Ihnen doch gerne, mein Freund, daß ich dieses Spielwerk, mit dem ich seit etlichen Jahren mich in verlorren Stunden amüsirt habe, ungeachtet aller der moralischen, psychologischen, gynäkologischen, politischen und sogar theologischen Weisheit, die darinn verborgen liegt, für nichts bessers gebe, als es ist, für eine Kleinigkeit, deren Verfasser deßwegen keinen Anspruch an einiges wirkliches Verdienst um die menschliche Gesellschaft zu machen hat; und eben darum hoffe ich auch, sehr leicht Verzeihung zu erhalten, daß Idris ein Fragment ist, und es vermuthlich so lange bleiben wird, bis sich etwan einmal drey Kunstrichter und drey Prüden mit einander einverstehen sollten, in einer namentlich unterzeichneten Bittschrift mich um die Ergänzung desselben zu ersuchen. Ich bin u. s. w.

B. den 30. des Brachmonats 1768

W.

WIELAND, WIDMUNG ZU 'MUSARION'³²

S. 157

An Herrn Creyßsteuereinnehmer Weisse in Leipzig.

Unser schätzbarer Freund, Herr Reich, schreibt mir, daß er der Versuchung nicht widerstehen könne, etliche Ballen holländisches Papier, die ihm neulich angekommen, zu einer neuen Ausgabe unserer Musarion anzuwenden. Er sieht sich gewissermaßen als den Pflegevater dieser Schülerinn der Grazien an, und ist parteyisch genug für seine angenommene Tochter, sie so niedlich geputzt sehen zu wollen, als nur immer möglich ist.

Ob ihre Liebenswürdigkeit diese kleine Schwärmerey rechtfertige, würde, wenn ich Ihren Beyfall, mein vortrefflicher Freund, für eben so gerecht, als gütig halten dürfte, keine Frage mehr seyn. Und warum sollte ich aus lauter Bescheidenheit gegen das Urtheil eines Weisse so unbillig seyn, ein Mißtrauen in den Werth desjenigen zu setzen, was ihm gefallen, und, wenn ich auch die Hälfte der Energie seiner Ausdrücke auf Rechnung der Freundschaft setze, so vorzüglich gefallen hat? — Nein, es würde nicht Bescheidenheit, Gleißnerey würde es seyn; und von dieser Sünde wenigstens wird mich, wie ich hoffe, Herr Ziegra selbst freysprechen.

Ich gestehe es Ihnen also, mein liebenswürdiger Freund, daß ich, seit dem Ihr vollgültiger Beyfall, und das günstige Urtheil so vieler andrer Kenner, welches ich für eine Art von Gewähr für die Stimme aller guten Köpfe ansehen kann, mein eignes Gefühl über diesen Punkt gerechtfertiget hat, daß ich erfreut bin, meine Absicht nicht verfehlt, und nach so vielen allzu unvollkommenen Versuchen endlich etwas hervorgebracht zu haben, dem ich Leben genug zutrauen darf, um alsdann noch zu seyn, wenn wir gekommen seyn werden, *quo pius Aeneas, quo Tullus dives et Ancus*.

Denn weil ich nun einmal im Bekennen bin, so gestehe ich Ihnen auch, daß dasjenige, was man sonst von allen Schriftstellern

³²Text nach Wieland, Musarion, Akademie-Ausgabe, 1, 7, S. 157–160.

sagt, „daß sie sich selbst, sogar wider ihren Willen, in ihren Werken abbilden“, in diesem Gedichte eine meiner Absichten war. Ich wollte, daß eine getreue Abbildung der Gestalt meines Geistes (die von einigen, theils aus Blödigkeit ihres eignen, theils aus zufälligen Ursachen, vielleicht auch aus Vorsatz und Absichten, mißkannt worden ist) vorhanden seyn sollte; und ich bemühet mich, Musarion zu einem so vollkommenen Ausdruck desselben zu machen, als es neben meinen übrigen Absichten nur immer möglich war. Ihre Philosophie ist diejenige, nach welcher ich lebe; ihre Denkart, ihre Grundsätze, ihr Geschmack, ihre Laune sind die meinigen. Das milde Licht, worinn sie die menschlichen Dinge ansieht; dieses Gleichgewicht zwischen Enthusiasmus und Kaltsinnigkeit, worein sie ihr Gemüth gesetzt zu haben scheint; dieser leichte Scherz, wodurch sie das Überspannte, Unschickliche, Schimärische, (die Schlacken, womit Vorurtheil, Leidenschaft, Schwärmerey und Betrug, beynahe alle sittlichen Begriffe der Erdbewohner zu allen Zeiten, mehr oder weniger verfälscht haben,) auf eine so sanfte Art, daß sie gewissen harten Köpfen unmerklich ist, vom wahren abzuschneiden weiß; diese sokratische Ironie, welche mehr das allzustrenge Licht einer die Eigenliebe kränkenden oder schwachen Augen unerträglichen Wahrheit zu mildern, als ändern die Schärfe ihres Witzes zu fühlen zu geben sucht; diese Nachsicht gegen die Unvollkommenheiten der menschlichen Natur — | welche, (lassen Sie es uns ohne Scheu gestehen, mein Freund,) mit allen ihren Mängeln doch immer das liebenswürdigste Ding ist, das wir kennen. — Alle diese Züge, wodurch Musarion einigen modernen Sophisten und Hierophanten, Leuten, welche den Grazien nie geopfert haben, zu ihrem Vortheile so unähnlich wird — diese Züge — ja mein liebster Freund, sind die Lineamenten meines eignen Geistes und Herzens, und ich wage es, um so dreister es zu sagen, da sich unter unsern Zeitgenossen, und in der That unter den Menschen aller Zeiten, keine geringe Anzahl befindet, denen ein moralisches Gesichte, das dem ihrigen so wenig gleicht, nothwendig häßlich vorkommen muß. Von Herzen gern sey ihnen

S. 158

das Recht zugestanden, davon zu urtheilen, wie sie können: genug für mich, wenn Musarion und ihr Verfasser allen denen lieb ist, und es immer bleiben wird, welche in diesen Zügen ihre eigenen erkennen. Weiter wird mein stolzester Wunsch niemals gehen; und so wünsche ich, wie Sie sehen, nichts als was ich gewiß bin, zu erhalten, oder Helvetius und die Erfahrung müssen Unrecht haben.

Sie wissen, mein Freund, daß ich überhaupt Ursache habe, über die Aufnahme, dieses mehr den Grazien und ihren Günstlingen, als dem Geschmack und Genius unsrer Zeiten gewidmeten Gedichts, vergnügt zu seyn; man sagt mir, daß sogar diejenige unter den Journalisten, welche mir bisher keine Ursache gegeben haben, mich ihrer Billigkeit oder Bescheidenheit zu rühmen, (einen einzigen ausgenommen, der eher ein Gegenstand des Mitleidens, als der Peitsche würdig scheint, womit er zeither von einem mehr als juvenalischen Satyr gezüchtigt worden ist) sich von den Reizungen unsrer schönen Griechinn haben verführen lassen, günstiger von ihr zu sprechen, als ich erwartet hatte. Bey alle dem deucht mich doch, daß selbst die wenigen unter den öffentlichen Beurtheilern, welche gewohnt sind zu denken, ehe sie schreiben, vielleicht nicht Muße gehabt haben, sich die Philosophie der Grazien genau genug bekannt zu machen, um den wahren Plan, den Zusammenhang der Grundsätze, und die eigentlichen Absichten dieses Gedichts, (außer derjenigen, wovon ich Ihnen vorher sagte) zum Gebrauche der Bedürftigen richtig genug zu entwickeln. Ich rede hier von einer bessern Art von Köpfen, als es die schulgerechten Philosophen *vel quasi* sind, von denen geschrieben stehet:

Die Herren dieser Art blendt oft zu vieles Licht,
Sie sehn den Wald vor lauter Bäumen nicht.

Es ist unnöthig, mich hierüber deutlicher zu erklären; ich erwähne dessen auch nur, um Ihnen zu sagen, was mich beynahe veranlaßt hätte, eine kleine Verrätherey an der guten Musarion zu begehen, und alles zu entdecken, was diejenigen, denen die

Grazien günstig sind, schon lange wissen, und was nur denen verborgen bleibt, die nichts davon wissen sollen, weil Musarion

Nicht ihres gleichen zu entzücken

gemacht worden ist. Indem ich Ihnen dieses sage, habe ich die Ursache schon angegeben, warum ich den ersten Gedanken, eine so überflüssige Arbeit zu thun, wieder unterdrücke. Und hier werde ich versucht, eine andere Verrätherey zu begehen, und Ihnen eine kleine Stelle aus einer gewissen P s y c h e, die Ihnen nicht ganz unbekannt ist, abzuschreiben, welche das, was ich itzt in Gedanken habe, besser ausdrückt, als ich es auf andre Weise thun könnte. Mir deucht diese Versuchung so unschuldig, daß ich, um sie los zu werden, am besten thun werde, ihr zu unterliegen. Hier ist die Stelle:

Man weiß, daß Pilpai, Trismegist,
Und Plato selbst sich oft herabgelassen,
Was von der Geisterwelt zu sagen räthlich ist,
In eine Art von Mährchen zu verfassen,
Wobey, so blau sie auch beym ersten Anblick sind,
Der beste Kopf genug zu denken findt.

S. 159

Die Mode war in jenen alten Tagen
Die tiefe Weisheit gern in Bildern vorzutragen;
Und klüglich wie uns deucht; denn ungebrochnes Licht
Taugt ganz gewiß für blöde Augen nicht.

Die Wahrheit läßt sich nur Adepten
Gewandloß sehn; und manches schwache Haupt,
Das ungestraft sie anzugaffen glaubt,
Erfährt das Loos der alten Nympholepten,
Und läßt, indem es gafft, für einen Augenblick
Zweydeut'ger Lust, sein Bißchen Witz zurück.

Ein Schleyer, wie der Morgenländer
Um seine Dame zieht, nicht eben siebenfach,
Doch auch so gläsern nicht wie coische Gewänder,
Verhütet sehr bequem dergleichen Ungemach.

Liebhaber, die mit Witz Geschmack verbinden,
 Gewinnen noch dabey: Sie finden
 In einem Putz, der weder schwimmt noch preßt,
 Viel schönes sehn, doch mehr errathen läßt,
 Die Wahrheit, so wie andre Schönen,
 Nur desto reizender. Den andern Erdensöhnen
 Gefällt doch wenigstens die schöne Stickerey,
 Der reiche Stoff, der Farben Spiel und Leben,
 Sie würden um den Putz die Dame selber geben,
 Und was verlören sie dabey?

Und das ist nun alles, was ich, bey Gelegenheit der gegenwärtigen Ausgabe, über Musarion zu sagen habe, und vielleicht schon mehr, als ein Verfasser von sich selbst und seinen Werken sagen sollte. Doch ehe ich mich von Ihnen beurlaube, mein theurester Freund, werde ich versucht, den Schmerz öffentlich sehen zu lassen, den ich über die unglückliche Fehde empfinde, welche ein den Musen gehässiger Dämon zwischen meinem alten verdienstvollen Freunde, dem Herrn Bodmer, und dem vortrefflichen Verfasser der Beyträge zum deutschen Theater angezettelt hat. Ich weiß es nur zu wohl, mein würdiger Freund, daß Sie der leidende Theil sind; mit freundschaftlichem Unmuth habe ich den Angriffen, über welche sich Ihre Muse zu beschweren hat, aus einer Entfernung, die mich außer Stand setzte, sie zu verhindern, zugesehen; aber ich gestehe Ihnen: mit gleich lebhaftem Unmuth sehe ich, mit was für unrühmlichen Waffen Sie von einigen Ungenannten (die für ihren eigenen Ruhm nicht besser sorgen können, als wenn sie unbekannt bleiben) sind gerochen worden. Die Sachen sind zu meinem empfindlichsten Bedauern so weit gekommen, daß mir nicht mehr S. 160 | erlaubt ist, stille zu schweigen, ohne auf der einen oder andern Seite ehrwürdige Pflichten zu verletzen.

Für dießmal, und da mit der enge Raum dieses Schreibens keine ausführliche Erklärung gestattet, begnüge ich mich, mit einem Wunsche zu schließen, von dem ich gewiß bin, daß er auch der Ih-

rige ist. Möchten doch die Männer, die ihr Leben, oder wenigstens, (wenn ihnen nicht mehr erlaubt ist,) die angenehmsten Stunden ihres Lebens den Musen und der Philosophie gewidmet haben, möchten sie die ganze Würde ihrer Bestimmung, und die Größe der Vortheile, die in ihrer Gewalt sind, empfinden! Wir glücklich, wie groß, wie unabhängig würden sie seyn, wie wenig der Gunst der Könige nöthig haben, und wie ehrwürdig selbst in den Augen der Großen der Welt könnten sie sich machen, wenn ihr Herz eben so gut, als ihr Kopf wäre: wenn der Einfluß der Musen und Grazien, auch ihr sittliches Gefühl, wenn ihr Geschmack auch ihre Gesinnungen verfeinert und verschönert hätte; wenn sie durch einen edlen Stolz sich zu groß dünkten, zu den niederträchtigen Leidenschaften des Pöbels und ihren verächtlichen Ausbrüchen herabzusinken, und indem sie einander selbst auf alle mögliche Art verkleinern, bey dem großen Haufen der Unwissenden und Narren, der den Erdboden bedeckt, die Wissenschaften und die liebenswürdigen wohlthätigen Künste der Musen verächtlich zu machen. Wieviel würden sie, wieviel würde die Gesellschaft und in der Folge die menschliche Natur selbst, die von dem höchsten Grade der Verschönerung, deren sie fähig ist, noch so weit entfernt scheint, durch die Erfüllung dieses Wunsches gewinnen, wenn alle Leute von Genie und Talenten, alle Gelehrte, alle Schriftsteller, wenigstens alle gute, ohne Eifersucht und niedrige Privatabsichten in einem tugendhaften und freundschaftlichen Wetteifer auf ihrer gemeinschaftlichen Laufbahn neben einander fortliefen, einander allezeit Gerechtigkeit wiederfahren ließen, jedes neu aufkeimende Talent mit Vergnügen willkommen hießen, und anstatt es zu schrecken und niederzuschlagen, es auf alle mögliche Weise aufzumuntern bedacht wären — Kurz! Wenn sie einander so liebten und ehrten, wie alle Leute, welche selbst Verdienste haben, und daher auch Verdienste sollen schätzen können, zu thun schuldig sind, und wie gewiß alle wahrhaftig schöne Seelen durch eine Art von innerlicher Nothwendigkeit zu thun angetrieben werden.

Lassen Sie uns, liebster Freund, fortfahren, die Ungläubigen durch unser Beyspiel zu überzeugen, daß dieser Wunsch keine platonische Grille sey.

Ich bin mit aufrichtigstem Herzen

Ihr
ergebenster Freund und
Verehrer
Wieland.

Warthausen, den 15. März 1769.

BIBLIOGRAPHIE

ABKÜRZUNGEN

ADB = *Allgemeine Deutsche Biographie*

A.T. = Lohenstein, *Afrikanische Trauerspiele*, hg. Just

AW = Ausgewählte Werke

E = Erstdruck

GA = Gesamtausgabe

KN = Signatur der Handschriften des Klopstock-Nachlasses in der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg

ND = Neudruck

RE = Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft

RL = Reallexikon der Deutschen Literaturgeschichte

R.T. = Lohenstein, *Römische Trauerspiele*, hg. Just

RUB = Reclams Universal-Bibliothek

T.T. = Lohenstein, *Türkische Trauerspiele*, hg. Just

WA = Weimarer Ausgabe

TEXTE

Alciatus, Andreas, *Emblematum Libellus*, 1542, ND Darmstadt, 1967.

Alles mit Bedacht, Barockes Fürstenlob auf Herzog August, 1579–1666, hg. Martin Bircher und Thomas Bürger. Wolfenbüttel, 1979.

- Anhalt-Köthen, Fürst Ludwig von, *Der Fruchtbringenden Gesellschaft Nahmen/ Vorhaben/ Gemähle und Wörter*, 1646. Die Fruchtbringende Gesellschaft, Quellen und Dokumente, Bd. 1, hg. Martin Bircher. München, 1971.
- Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig, *Die Durchleuchtige Syrerinn Aramena*. Nürnberg, Teil 1: 1669, 1678; Teil 2: 1679; Teil 3: 1671; Teil 4: 1672; Teil 5: 1673.
- Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig, *Octavia*. Bd. 1, Nürnberg, 1685.
- Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig, *Die Römische Octavia*. Bd. 1, Nürnberg, 1711.
- Beccau, Joachim, *Zuläßige Verkürtzung müßiger Stunden, Bestehend in allerhand Geistlichen Gedichten*. Hamburg, 1719.
- Beccau, Joachim, *Zuläßige Verkürtzung müßiger Stunden, Bestehend in allerhand Weltlichen Poë sien*. Hamburg, 1719.
- Beer, Johann, *Die vollkommene Comische Geschicht des Corylo*. o. O., 1679. Sämtliche Werke 3, hg. van Ingen und Roloff. Bern, 1986.
- Beer, Johann, *Corylo 2 (Anderer Theil)*. 1680, Sämtliche Werke 3, hg. van Ingen und Roloff. Bern, 1986.
- Beer, Johann, *Der kurzweilige Bruder Blau-Mantel*. 1700, hg. Kremer. Nachdrucke deutscher Literatur des 17. Jahrhunderts, 29.
- Beer, Johann, *Der verliebte Europeer*. Wien, 1682.
- Beer, Johann, *Der verliebte Oesterreicher*. 1704, hg. Hardin. Nachdrucke deutscher Literatur des 17. Jahrhunderts, 21.
- Beer, Johann, *Printz Adimantus und der Königlichen Princeßin Ormizella Liebes-Geschicht*, 1679, hg. Hans Pörnbacher. RUB, Stuttgart, 1967.
- Beer, Johann, *Die teutschen Winter-Nächte & Die kurzweiligen Sommer-Täge*. 1682 und 1683, hg. Richard Alewyn, Frankfurt, 1985.
- Beer, Johann, *Jucundi Jucundissimi wunderliche Lebens-Beschreibung*. o. O., 1680.

- Beer, Johann, *Des Simplicianischen Welt-Kuckers Oder Abentheuerlichen Jan Rebhu Erster Theil*. 1679, Sämtliche Werke 1, hg. van Ingen und Roloff, Bern, 1981.
- Beer, Johann, *Des Simplicianischen Welt-Kuckers Oder Abentheuerlichen Jan Rebhu Anderer Theil*. [1678], Sämtliche Werke 1, hg. van Ingen und Roloff, Bern, 1981.
- Beer, Johann, *Des Simplicianischen Welt-Kuckers Oder Abentheuerlichen Jan Rebhu Dritter Theil*. [1679], Sämtliche Werke 1, hg. Van Ingen und Roloff, Bern, 1981.
- Beer, Johann, *Des Simplicianischen Welt-Kuckers Oder Abentheuerlichen Jan Rebhu Vierdter und letzter Theil*. 1679, Sämtliche Werke 1, hg. van Ingen und Roloff, Bern, 1981.
- Bellin, Johan, *Etllicher der hoch-löblichen Deutsch-gesinneten Genossenschaft Mitglieder Sende-schreiben*, 1. Teil. Hamburg, 1647.
- Besser, Johann von, *Schriften*, hg. König. Leipzig, 1732.
- Biondi, Frantz, *Eromena*, Teil 1–4, übers. Stubenberg. Nürnberg, 1656–59.
- Biondi, Frantz, *Eromena*, Teil 1–4, übers. Stubenberg. Nürnberg, 1667.
- Birken, Sigismund von, *Teutsche Rede-bind und Dichtkunst oder Kurze Anweisung zur Teutschen Poesy*. Nürnberg, 1679.
- Bohse, August [= Talander], *Der allzeitfertige Brieffsteller, Oder Ausführliche Anleitung, wie so wohl an hohe Standes-Personen als an Cavalliere, Patronen, gute Freunde [. . .] ein geschickter Brieff zu machen und zu beantworten*. Franckfurt und Leipzig, 1692.
- Bohse, August [= Talander], *Talanders getreuer Wegweiser zur Teutschen Rede-Kunst und Briefverfassung*. Leipzig, 1692.
- Bohse, August [= Talander], *Des Galanten Frauenzimmers Secretariat-Kunst, oder Liebes- und Freundschafts-Briefe*. Leipzig, 1696.
- Bohse, August [= Talander], *Gründliche Einleitung zum [!] Teutschen Briefen*. Jena, 1700.

- Bohse, August [= Talander], *Gründliche Einleitung zum [!] Teutschen Briefen*. Jena, 1716.
- Brockes, Barthold Heinrich, *Irdisches Vergnügen in Gott*, hg. Christian Friedrich Weichmann. Teil 1 und 2, Hamburg, 1724 und 1727.
- Buchholtz, Andreas, *Herkules und Valiska Wundergeschichte*. Braunschweig, o. J.
- Buchholtz, Andreas, *Der Christlichen Königlichen Fürsten Herkuliskus Und Herkuladisla [...] Wunder-Geschichte. Zum andernmahl nebenst dem Herkules heraußgegeben*. Braunschweig, 1676.
- Buchner, August, *Anleitung zur Deutschen Poeterey*, hg. von Otho Prätorius. Wittenberg, 1665.
- Buchner, August, *Kurzer Weg-Weiser zur Deutschen Tichtkunst*, hg. M. Georg Göz. Jena, 1663.
- Bürger, Gottfried August, *Briefe von und an G. A. Bürger*, hg. Adolf Strodttmann, 2. Berlin, 1874.
- Castiglione, Baldesar, *Das Buch vom Hofmann*, übersetzt und erläutert Fritz Baumgart. München, 1986.
- Catulli Veronensis liber, rec. Mauritius Schuster. Teubner, Leipzig, 1958.
- Catull, *Liebesgedichte*. Lateinisch und Deutsch, neu übers. und hg. von Otto Weinreich. Reinbek bei Hamburg, 1960.
- Cervantes, Saavedra, Miguel de, Gesamtausgabe in 4 Bd., hg. Anton M. Rothbauer.
Bd. 1: *Exemplarische Novellen, Die Mühen und Leiden des Persiles und der Sigismunda*. Stuttgart, 1963.
Bd. 2: *Don Quijote de la Mancha*. Stuttgart, 1964.
- M. Tullius Cicero, *Epistularum ad familiares libri XVI*. Lateinisch-deutsch ed. Helmut Kasten. München, 1964.
- Claudius, Matthias, *Asmus omnia sua secum portans oder Sämmtliche Werke des Wandsbecker Bothen*, 1. und 2. Theil. Hamburg und Wandsbeck, 1775.

- Comenius, Johann Amos, *Spielschule* [*Schola ludus*], hg. Jakob Redinger. Frankfurt, 1659 (lat./dt.).
- Coste, Ganthier de Calprenèdes, *Des Durchleuchtigsten Pharamunds curiöse Liebs- und Helden-Geschicht*, 1. Teil, übers. Johann Philipp Pernauer. Nürnberg, 1688.
- Cramer, Carl Friedrich, (Hrsg.), *Klopstock, Er; und über ihn*, Dritter Theil, 1751–1754. Dessau, 1782.
Vierter Theil, 1755. Leipzig und Altona, 1790.
Fünfter Theil, 1755. Leipzig und Altona, 1792.
- Cramer, Carl Friedrich, *Klopstock, In Fragmenten aus Briefen von Tellow an Elisa*. Hamburg, 1777.
- Czepko, Daniel von, *Geistliche Schriften*, hg. Werner Milch. Breslau, 1930.
- Czepko, Daniel, *Sämtliche Werke*, hg. Hans-Gert Roloff und Marian Szyrocki. Lyrik in Zyklen, 1, 1 und 1, 2. Berlin und New York, 1989.
- Dach, Simon, *Gedichte*, hg. Walther Ziesemer. Bd. 1–4, Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft 4–7, Halle a. S., 1936–1938.
- De Monte Major, H. J., *Diana*, übers. Harsdörffer. Teil 1–3, 1646. ND Darmstadt, 1970.
- Droste-Hülshoff, Annette von, *Geistliches Jahr in Liedern auf alle Sonn- und Festtage* [E: Gedichte, 1838]. Hist.-krit. Ausgabe, Bd. IV, 1, hg. Winfried Woesler, Geistliche Dichtung, Text. Tübingen, 1980.
- Du Refuge, *Kluger Hofmann*, übers. Durch ein Mitglied der hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft [= G. Ph. Harsdörffer]. Frankfurt und Hamburg, 1655.
- Eichendorff, Joseph von, *Der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts in seinem Verhältniß zum Christenthum*. Sämtliche Werke, hg. Hermann Kunisch, 8, 2. Regensburg, 1965.
- Feind, Barthold, *Deutsche Gedichte Erster Theil*. Stade, 1708.
- Fielding, Henry, *Die Geschichte des Tom Jones, eines Findlings*. Sämtliche Romane, hg. Norbert Miller, Bd. 2. München, 1966.

- Fleming, Paul, *Teutsche Poemata*. Lübeck, o. J. [1646].
- Fürer von Heimendorf, Christoph, *Christliche Vesta und irdische Flora*. [Nürnberg], 1702.
- Geßner, Salomon, Briefe an [Vincenz Bernhard von] Tscharner nebst zwei Briefen des Prinzen Ernst zu Mecklenburg an Geßner und eine Ode Geßners auf die Geburt des Prinzen von Wales. In: Richard Hamel, *Mittheilungen aus Briefen der Jahre 1748–68 an Vincenz Bernhard von Tscharner*. Rostock, 1881.
- Goethe, Johann Wolfgang von, *Zu brüderlichem Andenken Wielands*, 1813. Goethes Werke, hg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar, Weimarer Ausgabe, 1. Abtheilung, 36. Weimar, 1893, S. 311–346.
- Goethe, Johann Wolfgang von, *Dichtung und Wahrheit*. Goethes Werke, hg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar, Weimarer Ausgabe, 1. Abtheilung, 26–29. Weimar, 1889–1891.
- Goethe, Johann Wolfgang, *Briefwechsel mit Marianne und Johann Jakob Willemer*, hg. Hans-J. Weitz. Frankfurt a. M., 1986.
- [Gottsched, Johann Christoph], *Beyträge zur Critischen Historie der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, herausgegeben von Einigen Mitgliedern der Deutschen Gesellschaft in Leipzig*. 2 Bde., Leipzig, 1733/34.
- [Gottsched, Johann Christoph], *Herrn Heinrich Anshelm von Ziegler und Kliphäusen Asiatische Banise, Beyträge zur Critischen Historie der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit*. 2. Bd., Leipzig, 1733, S. 274–292.
- Gottsched, Johann Christoph, *Sterbender Cato, ein Trauerspiel*. Leipzig, 1732.
- Gottsched, Johann Christoph, *Sterbender Cato*, 1732, hg. Horst Steinmetz. RUB, Stuttgart, 1964.
- Gottsched, Johann Christoph, *Der sterbende Cato* [10. Aufl. 1757]. Gottsched, *Ausgewählte Werke 2, Sämtliche Dramen*, hg. Joachim Birke. Berlin und New York, 1970.

- Nachwort: [Köllner], Nachricht von den Schicksalen dieses sterbenden Cato in Frankreich und Deutschland
- Gottsched, Johann Christoph, *Gedichte*, hg. Schwabe. Leipzig, 1736.
- Gottsched, Johann Christoph, *Gedichte, 1. und 2. Theil*, 2. Aufl., hg. Schwabe. Leipzig, 1751.
- Gottsched, Johann Christoph, *Iphigenia, ein Trauerspiel*. o. J. *Thalestris, ein Trauerspiel*. o. J. Ausgewählte Werke 3, Sämtliche Dramenübertragungen, hg. J. Birke. Berlin und New York, 1970.
- Gottsched, Johann Christoph, Lob- und Gedächtnißrede auf den Vater der deutschen Dichtkunst, Martin Opitz von Boberfeld, 1739. *Gesammelte Reden*, Teil 1. Ausgewählte Werke 9, 1, bearb. Rosemarie Scholl. Berlin und New York, 1976, S. 156–192.
- Gottsched, Johann Christoph, *Gesammelte Reden*, Teil 1 und 2. Ausgewählte Werke 9, 1 und 9, 2, hg. P. M. Mitchell, bearb. Rosemarie Scholl. Berlin und New York, 1976.
- Gottsched, Johann Christoph, *Die Deutsche Schaubühne nach den Regeln und Exempeln der Alten*.
Erster Theil: Leipzig, 1742; Zweyter Theil: Leipzig, 1741; Dritter Theil: Leipzig, 1741.
- Gottsched, Johann Christoph, *Schriften zur Literatur*, hg. Horst Steinmetz. RUB, Stuttgart, 1972.
- Gottsched, Johann Christoph, *Versuch einer Critischen Dichtkunst*, 1. und 2. Teil [3. Aufl. 1742]. Ausgewählte Werke, hg. J. u. B. Birke, 6, 1 und 6, 2. Berlin und New York, 1973.
- Gottsched, Johann Christoph, *Versuch einer Critischen Dichtkunst*, 4. Aufl. Leipzig, 1751. ND Darmstadt, 1962.
- Gottsched, Johann Christoph, *Versuch einer Critischen Dichtkunst*, Variantenverzeichnis. Ausgewählte Werke, hg. J. u. B. Birke, 6, 3. Berlin, 1973.
- Gottsched, Johann Christoph, *Versuch einer Critischen Dichtkunst*, Kommentar, hg. P. M. Mitchell. Ausgewählte Werke,

- hg. J. u. B. Birke, 6, 4. Berlin, 1978.
- Gottsched, Johann Christoph, *Nöthiger Vorrath zur Geschichte der Dramatischen Dichtkunst, oder Verzeichniß aller Deutschen Trauer- Lust- und Sing-Spiele, die im Druck erschienen*. Leipzig, 1757.
- Gracian, Balthasar, *Handorakel und Kunst der Weltklugheit*, hg. Arthur Hübscher. RUB, Stuttgart, 1964.
- Greiffenberg, Catharina Regina von, *Geistliche Sonnette, Lieder und Gedichte*. 1662, Sämtliche Werke in zehn Bänden, Bd. 1, hg. Martin Bircher und Friedhelm Kemp, Nachdruck [o. O.], 1983.
- Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von, *Lebensbeschreibung der Ertzbetrügerin und Landstörtzerin Courasche*. [1670], hg. Wolfgang Bender. Gesammelte Werke in Einzelausgaben, Tübingen, 1967.
- Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von, *Dietwalts und Amelinden anmuthige Lieb- und Leids-Beschreibung*. 1670, hg. Rolf Tarot. Gesammelte Werke in Einzelausgaben, Tübingen, 1967.
- Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von, *Des Vortrefflich Keuschen Josephs in Egypten Lebensbeschreibung*. 1671, hg. Wolfgang Bender. Gesammelte Werke in Einzelausgaben, Tübingen, 1968.
- Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von, *Der seltzame Springinsfeld*. 1670, hg. Franz Günter Sieveke. Gesammelte Werke in Einzelausgaben, Tübingen, 1969.
- Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von, *Die Verkehrte Welt*. 1672, hg. Franz Günter Sieveke. Gesammelte Werke in Einzelausgaben, Tübingen, 1973.
- Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von, *Des Abenteuerlichen Simplicissimi Ewig-währender Calender*. 1671, hg. Klaus Haberkamm, Konstanz, 1967.
- Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von, *Galgen-Männlin, Kleinere Schriften*, hg. Rolf Tarot. Gesammelte Werke in Einzelausgaben, Tübingen, 1973.

- Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von, *Des Durchleuchtigen Prinzen Proximi und Seiner ohnvergleichlichen Lympidae Liebs-Geschicht-Erzählung*. 1672, hg. Franz Günter Sieveke. Gesammelte Werke in Einzelausgaben, Tübingen, 1967.
- Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von, *Satyrischer Pilgram*, 1667, *Satyrischer Pilgram Anderer Theil*, 1667, hg. Wolfgang Bender. Gesammelte Werke in Einzelausgaben, Tübingen, 1970.
- Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von, *Der Abentheurliche Simplicissimus Teutsch und Continuatio des abentheurlichen Simplicissimi*. 1669, hg. Rolf Tarot, 2. Aufl. Gesammelte Werke in Einzelausgaben, Tübingen, 1984.
- Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von, *Das wunderbarliche Vogelnest*. Erster Teil, 1672, Zweiter Teil, 1675, hg. Rolf Tarot. Gesammelte Werke in Einzelausgaben, Tübingen, 1970;
- Gruber, J. G., *C. M. Wielands Leben*: siehe
Wieland, Christoph Martin, *Sämmtliche Werke*. 14 Bde. (in 45 Teilbd.), Leipzig, 1794–1811, ND 1984.
- Gryphius, Andreas, *Cardenio und Celinde, Oder Unglücklich Verliebete. Trauer-Spiel*. Deutscher Gedichte/ Erster Theil, Breßlaw, 1657.
- Gryphius, Andreas, *Cardenio und Celinde oder Unglücklich Verliebete*, hg. Rolf Tarot. RUB, Stuttgart, 1968.
- Gryphius, Andreas, *Catharina von Georgien oder Bewehrete Beständigkeit. Trauer-Spiel*. Deutscher Gedichte/ Erster Theil, Breßlaw, 1657.
- Gryphius, Andreas, *Um ein merckliches vermehrte Teutsche Gedichte*. Breßlau und Leipzig, 1698.
- Gryphius, Andreas, *Kirchhoffs-Gedancken*. Deutscher Gedichte/ Erster Theil, Breßlaw, 1657.
- Gryphius, Andreas, *Oden und Epigramme*, hg. Marian Szyrocki. Gesamtausgabe der deutschsprachigen Werke, 2. Tübingen, 1964:
Oden. Das erste Buch 1643

- Oden. Das zweite Buch 1650
 Oden. Das dritte Buch 1657
 Oden. Das vierte Buch oder Tränen über das Leiden Jesu Christi 1657.
 Epigramme. Das erste Buch 1643
 Epigramme 1663.
- Gryphius, Andreas, *Großmüttiger Rechts-Gelehrter/ oder sterbender Aemilius Paulus Papinianus. Trauer-Spil*. Breßlaw, 1659.
- Gryphius, Andreas, *Großmütiger Rechtsgelehrter oder Sterbender Aemilius Paulus Papinianus*, hg. Ilse-Marie Barth. RUB, Stuttgart, 1965.
- Gryphius, Andreas, *Sonette*, hg. Marian Szyrocki. Gesamtausgabe der deutschsprachigen Werke, 1. Tübingen, 1964:
Lissaer Sonette 1637.
Sonette. Das erste Buch 1643.
Sonette. Das zweite Buch 1650.
Sonette aus dem Nachlaß 1698.
Sonn- und Feiertagssonette 1639.
Sonn- und Feiertagssonette, zweite Fassung 1657.
Sonette. Das dritte Buch.
Sonette. Das vierte Buch.
- Gryphius, Andreas, *Trauerspiele* 1, hg. Hugh Powell. Gesamtausgabe der deutschsprachigen Werke, 4. Tübingen, 1964:
Carolus Stuardus A, 1657.
Carolus Stuardus B, 1663.
Papinianus, 1659.
Trauerspiele 2, hg. Hugh Powell. Gesamtausgabe der deutschsprachigen Werke, 5. Tübingen, 1965:
Leo Armenius, 1650.
Cardenio und Celinde, 1657.
Trauerspiele 3, hg. Hugh Powell. Gesamtausgabe der deutschsprachigen Werke, 6. Tübingen, 1966:
Felicitas, 1657.
Die Gibeoniter, 1698.

- Catharina von Georgien*, 1657.
- Gryphius, Andreas, *Trauerspielen und Sonnetten*, 1663. Trauerspiele, hg. Hermann Palm, Bibliothek des literarischen Vereins 162. Tübingen, 1882.
- Gryphius, Christian, *Poetische Wälder*. Frankfurt und Leipzig, 1698.
- Gryphius, Christian, *Poetische Wälder*. Faksimiledruck der Ausgabe von 1707, hg. und eingeleitet James N. Hardin und Dietrich Eggers. Nachdrucke deutscher Literatur des 17. Jahrhunderts, 24. Bern, Frankfurt a. M. und New York, 1985.
- Günther, Johann Christian, *Sämtliche Werke*, hg. Wilhelm Krämer, Bd. 1–6. Leipzig, 1930–1937.
- Hallmann, Johann Christian, *Die Sinn-reiche Liebe oder Der glückseelige Adonis und Die Vergnügte Rosibella Pastorell*. Trauer- Freuden- und Schäffer-Spiele. Breßlau, o. J. [1684].
- Hallmann, Johann Christian, *Leich-Reden/ Todten-Gedichte und aus dem Italiänischen übersetzte Grab-Schriften*. Franckfurt und Leipzig, 1682.
- Hallmann, Johann Christian, *Mariamne, Trauer-Spiel*. Breßlau, 1670.
- Hallmann, Johann Christian, *Trauer- Freuden- und Schäffer-Spiele: Die Sinn-reiche Liebe Oder Der Glückseelige Adonis Und Die Vergnügte Rosibella Pastorell, Adelheide, Antiochus und Stratonica, Catharina, Heraclius, Sophia, Theodoricus Veronensis*. Breßlau, o. J. [1684].
- Hallmann, Johann Christian, *Trauerspiele 1: Theodoricus Veronensis*, 1684; *Mariamne*, 1670 und 1684. *Sämtliche Werke 1*, hg. Gerhard Spellerberg. Berlin u. New York, 1975.
- Hallmann, Johann Christian, *Trauerspiele 2: Sophia*, 1671 und 1684; *Catharina*, 1684; *Liberata*, 1700. *Sämtliche Werke 2*, hg. Gerhard Spellerberg. Berlin und New York, 1980.
- Hallmann, Johann Christian, *Siegprangende Tugend Oder Getreue Urania, Lust-Spiel*. Breßlaw, 1667.

- Hamann, Johann Georg, *Sämtliche Werke*, hg. Josef Nadler, 2: Schriften 1758–1763. Wien, 1950.
- Hamburgisches Theater* Bd. 1–4, hg. Friedrich Ludwig Schröder. Hamburg 1776–1781.
- Happel, Eberhard Werner, *Der Ungarische Kriegs-Roman*. [1], Hamburg, 1685.
Deß Ungarischen Kriegs-Romans Anderer Theil. [2], Hamburg, 1685.
- Harsdörffer, Georg Philipp, *Frauenzimmer Gesprächspiele*
 1. Teil, 1644, hg. Irmgard Böttcher. Deutsche Neudrucke, Reihe Barock, hg. Trunz, Bd. 13. Tübingen, 1968.
 2. Teil, 1657, hg. Irmgard Böttcher. Deutsche Neudrucke, Reihe Barock, hg. Trunz, Bd. 14. Tübingen, 1968.
 3. Teil, 1643, hg. Irmgard Böttcher. Deutsche Neudrucke, Reihe Barock, hg. Trunz, Bd. 15. Tübingen, 1968.
 4. Teil, 1644, hg. Irmgard Böttcher. Deutsche Neudrucke, Reihe Barock, hg. Trunz, Bd. 16. Tübingen, 1968.
 5. Teil, 1645, hg. Irmgard Böttcher. Deutsche Neudrucke, Reihe Barock, hg. Trunz, Bd. 17. Tübingen, 1969.
 6. Teil, 1646, hg. Irmgard Böttcher. Deutsche Neudrucke, Reihe Barock, hg. Trunz, Bd. 18. Tübingen, 1969.
- Harsdörffer, Georg Philipp, *Nathan und Jotham: Das ist Geistliche und Weltliche Lehrgedichte*. Nürnberg, 1650.
- Harsdörffer, Georg Philipp, *Nathan und Jotham: das ist Geistliche und Weltliche Lehrgedichte*. Bd. 1 und 2, 1659, hg. Guillaume van Gemert. Frankfurt a. M., 1991.
- Harsdörffer, Georg Philipp, *Der Grosse Schauplatz Lust- und Lehrreicher Geschichte*. Frankfurt, 1664.
- Harsdörffer, Georg Philipp, *Der Teutsche Secretarius, Das ist: Allen Cantzleyen/ Studir- und Schreibstuben nutzliches/ fast nothwendiges/ und zum drittenmal vermehrtes Titular- und Formularbuch*. Nürnberg, 1656.
- Harsdörffer, Georg Philipp, *Des Teutschen Secretarii: Zweyter Theil: Oder Allen Cantzleyen/ Studier- und Schreibstuben*

- dienliches Titular- und Formularbuch*. Nürnberg, 1659.
- Harsdörffer, Georg Philipp, *Der Teutsche Secretarius, Das ist: Allen Cantzleyen/ Studir- und Schreibstuben nutzliches/ fast nohtwendiges/ und zum drittenmal vermehrtes Titular- und Formularbuch I*, 1656. ND Hildesheim und New York, 1971.
- Harsdörffer, Georg Philipp, *Der Teutsche Secretarius, Zweyter Theil: Oder Allen Cantzleyen/ Studier- und Schreibstuben dienliches Titular- und Formularbuch II*, Nürnberg, 1659. ND Hildesheim und New York, 1971.
- Harsdörffer, Georg Philipp, *Poetischer Trichter*, ND Darmstadt, 1969.
- Erster Teil, 1650.
- Poetischen Trichters zweyter Theil*, 1648.
- Deß Poetischen Trichters Dritter Theil*, 1653.
- Haugwitz, August Adolph von, *Prodromus Poeticus, Oder: Poetischer Vortrab/ bestehende aus unterschiedenen Trauer- und Lust-Spielen/ Sonnetten/ Oden/ Elegien/ Bey- oder Überschriften und andern Deutschen Poetischen Gedichten*. (Maria Stuarda, Soliman, Flora). Dresden, 1684.
- Haugwitz, August Adolph von, *Prodromus Poeticus, Oder: Poetischer Vortrab*, 1684, hg. Pierre Béhar. Deutsche Neudrucke, Reihe Barock. Tübingen, 1984.
- Herder, E. G. von, *Johann Gottfried von Herders Lebensbild*, Briefwechsel 3, 1 (März 1770 – Anfang Mai 1773). Erlangen, 1846.
- Herder, Johann Gottfried von, *Sämmtliche Werke*, hg. Bernhard Suphan. Berlin, 1877–1913.
- Bd. 1, Berlin 1877; Bd. 13, Berlin 1887.
- Hille, Karl Gustav von [= Der Unverdrossene], *Der Teutsche Palmaum: Das ist/ Lobschrift Von der Hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft Anfang/ Satzungen/ Vorhaben/ Namen/ Sprüchen/ Gemählen/ Schriften und unverwelklichem Tugendruhm*, 1647. Die Fruchtbringende Gesellschaft, Quellen und Dokumente, Bd. 2, hg. Martin Bircher. München, 1970.
- Hölderlin, Friedrich, *Hyperion I und II*, Frankfurter Ausgabe, Bd.

- 10, hg. D. E. Sattler. Frankfurt, 1982.
- Hölderlin, Friedrich, *Sämtliche Werke und Briefe*, hg. Michael Knaupp, Bd. 1 und 2, München, 1992; Bd. 3, München, 1993.
- Hönn, Georg Paul, *Betrugs-Lexicon*. 1761, ND hg. Herbedé. München, 1977.
- Hofmannswaldau, Christian Hofmann von, *Deutsche Rede-Ubungen [...] Nebst beygefügtten Lob-Schriften vornehmer Standes Personen, entworffen von Christian Gryphio*. Leipzig, 1702.
- Hofmannswaldau, Christian Hofmann von, *Deutsche Übersetzungen und Getichte*. Breßlau, 1689.
- Quintus Horatius Flaccus, *Briefe*, erklärt von Adolf Kiessling, bearbeitet von Richard Heinze. 6. Aufl., Berlin, 1959.
- Quintus Horatius Flaccus, *Opera*, rec. Friedrich Klingner. Leipzig (Teubner), 1959.
- Horaz, *Episteln*. Lateinisch und deutsch, übersetzt und erläutert C. M. Wieland, hg. Gerhard Wirth, Rowohlt's Klassiker, 1963.
- Horaz, *Sämtliche Werke, Lateinisch und deutsch*, hg. Hans Färber, 8. Aufl., München, 1979.
- Jacobi, Friedrich Heinrich, *Auserlesener Briefwechsel*, 2 Bde. 1. Bd.: Briefe 1762–1789. Leipzig, 1825.
- Kästner, Abraham Gotthelf, Betrachtungen über Gottsched's Charakter, 1767. *Gesammelte Poetische und Prosaische Schönwissenschaftliche Werke*, 2. Theil. Berlin, 1841, S. 165–172.
- Klaj, Johann, *Aufferstehung Jesu Christi in jetzo neuübliche hochteutsche Reimarten verfasset*. Nürnberg, 1644.
- Klaj, Johann, *Freudengedichte, Der seligmachenden Geburt Jesu Christi zu Ehren gesungen*, [1650], hg. Martin Keller. Phil. Studien und Quellen 53. Berlin, 1971.
- Klaj, Johann, *Friedensdichtungen und kleinere poetische Schriften*, hg. Conrad Wiedemann. Tübingen, 1968.
- Irene* 1650,
Geburtstag deß Friedens 1650,
Augusti Buchneri Joas 1642,
Weynacht-Liedt 1644,

- Andachts-Lieder* 1646,
Trauerrede über das Leiden seines Erlösers 1650.
- Klaj, Johann, *Schwedisches Fried- und Freudenmahl, zu Nürnberg den 25. des Herbstmonats*. Nürnberg, 1649.
- Klaj, Johann, *Redeatorien und „Lobrede der Teutschen Poeterey“*, hg. Conrad Wiedemann. Deutsche Neudrucke, Reihe Barock, hg. E. Trunz. Tübingen, 1965.
Aufferstehung Jesu Christi, 1644
Höllen- und Himmelfahrt Jesu Christi, 1644
Herodes der Kindermörder, 1645
Harsdörffers Brief an Klaj zum 'Herodes',
Der leidende Christus, 1645
Engel- und Drachen-Streit, o. J.
Freudengedichte Der seligmachenden Geburt Jesu Christi, o. J. [1650]
Lobrede der Teutschen Poeterey, 1645.
- Kleist, Heinrich von, *Sämtliche Werke und Briefe*, 2 Bde., hg. Helmut Sembdner. München, 1964.
- Klopstock, Friedrich Gottlieb, *Eine Beurtheilung der Winkelmannischen Gedanken über die Nachahmung der Griechischen [sic!] Werke in den schönen Künsten*.
Cramer, Johann Andreas (Hrsg.), *Der nordische Aufseher*, Bd. 3, Kopenhagen und Leipzig, 1761, 150. Stück, S. 197–204.
- Klopstock, Friedrich Gottlieb, *F. G. Klopstocks sämtliche Werke, ergänzt in 3 Bd. durch seinen Briefwechsel*, hg. Hermann Schmidlin. Bd. 1, Briefe. Stuttgart, 1839.
- Klopstock, Friedrich Gottlieb, *Briefe 1738–1750*, hg. Horst Grommeyer.
Klopstock, *Werke und Briefe*, Abt. Briefe, 1. Berlin und New York, 1979.
- Klopstock, Friedrich Gottlieb, *Briefe 1767–1772*, hg. Klaus Hurlbusch.
Klopstock, *Werke und Briefe*, Abt. Briefe, 5, 1, Text. Berlin und New York, 1989.

- Klopstock, *Werke und Briefe*, Abt. Briefe, 5, 2, Apparat, Kommentar. Berlin und New York, 1992.
- Klopstock, Friedrich Gottlieb, *Briefe 1773–1775*, hg. Annette Lüchow.
- Klopstock, *Werke und Briefe*, Abt. Briefe, 6, 1, Text. Berlin und New York, 1998.
- Klopstock, Friedrich Gottlieb, *Briefe 1776–1782*, hg. Helmut Riege.
- Klopstock, *Werke und Briefe*, Abt. Briefe, 7, 1, Text. Berlin und New York, 1982.
- Klopstock, *Werke und Briefe*, Abt. Briefe, 7, 2 und 7, 3, Apparat, Kommentar. Berlin und New York, 1982.
- Klopstock, Friedrich Gottlieb, *Briefe 1783–1794*, hg. Helmut Riege.
- Klopstock, *Werke und Briefe*, Abt. Briefe, 8, 1, Text. Berlin und New York, 1994.
- Klopstock, *Werke und Briefe*, Abt. Briefe, 8, 2, Apparat, Kommentar. Berlin und New York, 1999.
- Klopstock, Friedrich Gottlieb, *Briefe 1799–1803*, hg. Rainer Schmidt.
- Klopstock, *Werke und Briefe*, Abt. Briefe, 10, 1, Text. Berlin und New York, 1999.
- Klopstock, Friedrich Gottlieb, *Briefe von und an Klopstock*, hg. J[ohann] M[artin] Lappenberg. Braunschweig, 1867.
- Klopstock, Friedrich Gottlieb, *Die deutsche Gelehrtenrepublik*, Bd. 1: Text, hg. Rose Maria Hurlebusch. Klopstock, *Werke und Briefe*, Abt. Werke, 7, 1. Berlin und New York, 1975.
- Klopstock, Friedrich Gottlieb, *Fragment aus einem Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts*, Handschrift (= Beylage I). Hamburger Klopstock-Ausgabe, KN 44, 2, Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg.
- Klopstock, Friedrich Gottlieb, *Hermann und die Fürsten, Ein Bardiet für die Schaubühne*. Hamburg, 1784.
- Klopstock, Friedrich Gottlieb, *Hermanns Schlacht, Ein Bardiet*

- für die Schaubühne*. Hamburg und Bremen, 1769.
- Klopstock, Friedrich Gottlieb, *Hermanns Schlacht*, hg. Richard Hamel. Deutsche National-Litteratur 48. Berlin und Stuttgart, 1884.
- Klopstock, Friedrich Gottlieb, *Hermanns Schlacht, Widmung*, Handschrift (=Beilage II). Hamburger Klopstock-Ausgabe, KN 44, 3, Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg.
- Klopstock, Friedrich Gottlieb, *Klopstock und seine Freunde*. Briefwechsel, hg. Klammer Schmidt. 2 Bde., Halberstadt, 1810.
- Klopstock, Friedrich Gottlieb, *Der Messias*. Halle, 1751.
- Klopstock, Friedrich Gottlieb, *Oden*, hg. F. Muncker und J. Pawel, Bd. 1 und 2. Stuttgart, 1889.
- Klopstock, Friedrich Gottlieb, *Klopstocks Oden und Elegien*. Faksimiledruck der Ausgabe Darmstadt 1771, hg. Jörg-Ulrich Fechner. M 126, Stuttgart, 1974.
- Klopstock, Friedrich Gottlieb, *David, Hermanns Tod*. Sämtliche Werke 10. Leipzig, 1806.
- Kormart, Christoph, *Maria Stuart, Oder Gemarterte Majestät*, Nach dem Holländischen Jost Van Vondels. Hall, 1672.
- Kormart, Christoph, *Die Allerdurchlauchtigste Käyserin Statira oder Cassandra*, [Bd. 1]. Leipzig, 1685.
- Kuhlmann, Quirin, *Lehrreicher Geschicht-Herold*. Jena, 1673.
- Kuhlmann, Quirin, *Lehrreiche Geschichtsgemähld/ oder Beschluß seines Geschichtsheroldes*. Jena, 1673.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm, und Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, Briefwechsel. Hg. Eduard Bodemann, *Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen*, 1888, S. 73-244.
- Lessing, Gotthold Ephraim, *Briefe von Lessing*. 1. Teil (30. Dez. 1743 – 31. Dez. 1771). Sämtliche Schriften, hg. Karl Lachmann, überarb. Franz Muncker, Bd. 17. Leipzig, 1904.
- Lessing, Gotthold Ephraim, *Briefe an Lessing*. 1. Teil (Januar 1746 – 24. Dez. 1770). Sämtliche Schriften, hg. Karl Lachmann, überarb. Franz Muncker, Bd. 19. Leipzig, 1904.

- Lessing, Gotthold Ephraim, *Briefe, die neueste Litteratur betreffend*, 1. T. Sämtliche Schriften, hg. Karl Lachmann, überarb. Franz Muncker, Bd. 8, 3. Aufl., Stuttgart, 1892.
- Lessing, Gotthold Ephraim, *Meine liebste Madam. Gotthold Ephraim Lessings Briefwechsel mit Eva König, 1770–1776*, hg. Günter und Ursula Schulz. München, 1979.
- Lessing, Gotthold Ephraim, *Emilia Galotti*. Sämtliche Schriften, hg. Karl Lachmann, überarb. Franz Muncker, Bd. 2. 3. Aufl., Stuttgart, 1886.
- Lessing, Gotthold Ephraim, *Hamburgische Dramaturgie, Erster Band*. Sämtliche Schriften, hg. Karl Lachmann, überarb. Franz Muncker, Bd. 9. 3. Aufl., Stuttgart, 1893.
- Lessing, Gotthold Ephraim, *Hamburgische Dramaturgie, Zweyter Band*. Sämtliche Schriften, hg. Karl Lachmann, überarb. Franz Muncker, Bd. 10. 3. Aufl., Stuttgart, 1894.
- Lessing, Gotthold Ephraim, *Schriften*, Erster Theil. Berlin, 1753.
- Lessing, Gotthold Ephraim, *Schriften*, Erster Theil, 1753; *Schriften*, Dritter Theil, 1754.
Sämtliche Schriften, hg. Karl Lachmann, überarb. Franz Muncker, Bd. 5., 3. Aufl., Stuttgart, 1890.
- Lichtenberg, Georg Christoph, *Schriften und Briefe*, hg. Wolfgang Promies. Bd. 1: Sudelbücher 1, München, 1968; Bd. 2: Sudelbücher 2, München, 1971; Bd. 3: Aufsätze, Entwürfe, Gedichte, Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche, München, 1972; Bd. 4: Briefe, München, 1967.
- Logau, Friedrich von, [Salomon von Golaw], *Deutscher Sinn-Gedichte Drey Tausend*. Breßlaw, o. J. [1654].
- Logau, Friedrich von, *Sinngedichte*, hg. Ernst-Peter Wieckenberg. RUB, Stuttgart, 1984.
- Lohenstein, Daniel Casper von, *Agrippina, Trauerspiel*. Breßlau, 1665.
- Lohenstein, Daniel Casper von, *Großmüthiger Feldherr Arminius Herrmann, in zwey Theilen*. Leipzig, 1689 [= Teil 1].

- Lohenstein, Daniel Casper von, *Arminius, Anderer Theil*. Leipzig, 1690.
- Lohenstein, Daniel Casper von, *Grossmüttiger Feldherr Arminius* I, II. 1689/90, ND, eingeführt Elida Maria Szarota, Hildesheim u. New York, 1973.
- Lohenstein, Daniel Casper von, *Blumen. Rosen, Himmel-Schlüssel, Hyacinthen*. Breßlau, 1680.
- Lohenstein, Daniel Casper von, *Lyrical, Blumen* 1680, *Erleuchteter Hoffmann* 1685, *nebst Gelegenheitsgedichten*, hg. Gerhard Spellerberg. Tübingen, 1992.
- Lohenstein, Daniel Casper von, *Cleopatra, Trauerspiel*. Breßlau, 1680.
- Lohenstein, Daniel Casper von, *Epicharis, Trauerspiel*. Breßlau, 1689.
- Lohenstein, Daniel Casper von, *Ibrahim Bassa, Trauerspiel*. Breßlau, 1653.
- Lohenstein, Daniel Casper von, *Lorentz Gratians Staats-Kluger Catholischer Ferdinand aus dem Spanischen* übersetzt. Breßlau (Jehna), 1675.
- Lohenstein, Daniel Casper von, *Ibrahim Bassa, Trauerspiel*. Breßlau, 1689.
- Lohenstein, Daniel Casper von, *Ibrahim Sultan, Schauspiel auf die glücklichste Vermählung [...] Herrn/ Herrn Leopolds und Frauen/ Frauen Claudia Felicitas Ertzherzogin von Oesterreich auß allerunterthänigster Pflicht gewiedmet durch Daniel Caspern von Lohenstein*. Leipzig, 1673.
- Lohenstein, Daniel Casper von, *Ibrahim Sultan [...] und andere Poetische Gedichte, Nebenst desselben Lebens-Lauff und Epi-cediis*. Breßlau, 1685.
- Lohenstein, Daniel Casper von, *Ibrahim Sultan [...] und andere Poetische Gedichte, Nebenst desselben Lebens-Lauff und Epi-cediis*. Breßlau, 1689–1701.
- Lohenstein, Daniel Casper von, *Lob-Rede/ Bey [...] Herrn Christians von Hoffmannswaldau [...] Der Röm. Keys. Maj.*

- Raths/ der Stadt Breßlau Hochverdientem Raths-Praesidis [...] Den 30. April Anno 1679 in Breßlau Hoch-Adelich gehaltenem Leich-Begängnisse*, in: Hofmannswaldau, Christian Hofmann von, *Deutsche Übersetzungen und Getichte*. Breßlau, 1689.
- Lohenstein, Daniel Casper von, *Dem Weyland Durchlauchtigen Fürsten und Herrn/ Herrn George Wilhelms Hertzogens in Schlesien [...] gefertigte Lob-Schrift*. Breßlau und Leipzig, 1679.
- Lohenstein, Daniel Casper von, *Sophonisbe, Trauerspiel*. Breßlau, 1680.
- Lohenstein, Daniel Casper von, *Türkische Trauerspiele, Ibrahim Bassa, Ibrahim Sultan*, hg. Klaus Günther Just. Bibliothek des Literarischen Vereins, 292. Stuttgart, 1953.
- Lohenstein, Daniel Casper von, *Römische Trauerspiele, Agrippina, Epicharis*, hg. Klaus Günther Just. Bibliothek des Literarischen Vereins, 293. Stuttgart, 1955.
- Lohenstein, Daniel Casper von, *Afrikanische Trauerspiele, Cleopatra, Sophonisbe*, hg. Klaus Günther Just. Bibliothek des Literarischen Vereins, 294. Stuttgart, 1957.
- Lohenstein, Daniel Casper von, *Sophonisbe (1680)*, hg. Rolf Tarot. RUB, Stuttgart, 1970.
- Lohenstein, Johann Casper von, *Kurtz Entworffener Lebens-Lauff Deß sel. Autoris*. Breßlau, [1685]. Lohenstein, Daniel Casper von, *Ibrahim Sultan [...] und andere Poetische Gedichte*, [1685].
- Lohenstein, Johann Casper von, *Kurtz Entworffener Lebens-Lauff Des sel. Autoris*. Breßlau, 1701. Lohenstein, Daniel Casper von, *Ibrahim Sultan [...] und andere Poetische Gedichte*, 1689–1701.
- Lohenstein, J[ohann] C[asper] von, *Edler Personen Eröffnete Grüffte, Das ist: Unterschiedene Leich-Abdanckungen*, hg. M. Christoph Pfeiffer. Breßlau, 1718.
- Machiavelli, Niccolò, *Il Principe, Der Fürst*, Italienisch / Deutsch,

- übers. und hg. Philipp Rippel. RUB, Stuttgart, 1986.
- Männling, Johann Christoph, *Der Europaeische Helicon, Oder Musen-Berg, Das ist kurtze und deutliche Anweisung zu der Deutschen Dicht-Kunst*. Alten Stettin, 1704.
- Männling, Johann Christoph, *Lohensteinius sententiosus, Das ist: Des vortrefflichen Daniel Caspari von Lohenstein, Sonderbahre Geschichte, curieusee Sachen, Sinn-reiche Reden [...]*. Breßlau, 1710.
- M. Valerius Martialis, *Epigrammaton libri*, rec. W. Heraeus. Ed. corr. curavit Jacobus Borovskij. Teubner, Leipzig, 1976.
- M. Valerius Martialis, *Epigramme, Lateinisch-deutsch*. Herausgegeben und übersetzt von Paul Barié und Winfried Schindler. Zürich, 1999.
- Meister der deutschen Kritik 1*, Von Gottsched zu Hegel, 1730–1830, hg. Gerhard F. Hering. dtv, München, 1961.
- Mencke, Johann Burckhardt, *Zwey Reden von der Charlatanerie oder Marcktschreyerei der Gelehrten*. Leipzig, 1716.
- Moliere, *Die Frauen-Schule, ein Lustspiel*. Des Herrn Molière sämtliche Lustspiele, übers. F. A. Bierling, 2. Ausg., 2. T. Hamburg, 1769.
- Moliere, *Die Männer-Schule, ein Lustspiel*. Des Herrn Molière sämtliche Lustspiele, übers. F. A. Bierling, 2. Ausg., 1. T. Hamburg, 1769.
- De Monte Major, H. J., *Diana*, Teil 1–3, hg. Georg Philipp Harsdörffer, 1646. ND Darmstadt, 1970.
- Morhof, Daniel Georg, *Polyhistor, Literarius, philosophicus et practicus*. 1. Teil, 4. Aufl., Lübeck, 1737.
- Morhof, Daniel Georg, *Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie* [1700], hg. Henning Boetius. Ars poetica, Texte Bd. 1. Berlin und Zürich, 1969.
- Moscherosch, Johann Michael, *Visiones De Don Quevedo, Wunderliche und Warhafftige Gesichte Philanders von Sittewalt [...]* zum andern mahl auffgelegt, von Philander selbst. Straßburg, 1642.

- Moscherosch, Johann Michael, *Visiones De Don Quevedo, Wunderliche und Wahrhaftige Gesichte Philanders von Sittewald*, Straßburg 1642, ND Hildesheim und New York, 1974.
- Moscherosch, Hanß-Michael, *Wunderliche und warhafftige Gesichte Philanders von Sittewald, Das ist Straff-Schriefften Hanß-Michael Moscherosch von Wilstädt*, 1. Teil. Straßburg, 1650.
- Moscherosch, Hanß-Michael, *Gesichte Philanders von Sittewald, Das ist Straff-Schriefften Hanß-Michael Moscheroschen von Wilstädt*, 2. Teil. Straßburg, 1650.
- Moscherosch, Hanß-Michael, *Wunderliche und warhafftige Gesichte Philanders von Sittewald, Das ist Straff-Schriefften Hanß-Michael Moscherosch von Wilstädt*, 1. Teil. Straßburg, 1677.
- Moscherosch, Johann-Michael, *Wunderliche und Wahrhaftige Gesichte Philanders von Sittewald*, 1642, hg. Wolfgang Harms. RUB, Stuttgart, 1986.
- Mühlpforth, Heinrich, *Teutsche Gedichte*. Breßlau / Franckfurt am Mayn, 1686.
- Mylius, Christlob, *Vermischte Schrifften*, hg. von G. E. Lessing. Berlin, 1754.
- Neukirch, Benjamin, *Anthologie, Herrn von Hoffmanswaldau und andrer Deutschen auserlesener und bißher ungedruckter Gedichte*.
 1. Teil, 1697. ND, hg. de Capua und E. A. Philippson. Tübingen, 1961.
 2. Teil, 1697. ND, hg. de Capua und E. A. Philippson. Tübingen, 1965.
 3. Teil, 1703. ND, hg. de Capua und Metzger. Tübingen, 1970.
 5. Teil, 1705. ND, hg. Erika Metzger und Michael Metzger. Tübingen, 1981.
- Neukirch, Benjamin, *Anweisung zu Teutschen Briefen*. Nürnberg, 1746 (8. Aufl.) [E: 1709].
- Neumark, Georg, [= der Sprossende], *Der Neu-Sprossende Teutsche Palmbaum oder Ausführlicher Bericht von der Hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft Anfang / Absehn, Satzun-*

- gen, Eigenschaft und deroselben Fortpflanzung*, 1668. Fruchtbringende Gesellschaft, Quellen und Dokumente, Bd. 3, hg. Martin Bircher. München, 1970.
- Olearius, Adam, (Hrsg.), *Oswald Belings Verdeutschete Waldlieder, Oder 10. Hirten Gespräche Des allerfürtrefflichsten Lateinisch: Poeten Virg. Marons[sic], In deutsche Verse übersetzt* [...]. Schließwig, 1649.
- Omeis, Magnus Daniel, *Gründliche Anleitung zur Teutschen accuraten Reim- und Dicht-Kunst*. Nürnberg, 1704.
- Opitz, Martin, *Aristarchus*, 1617. Gesammelte Werke, Kritische Ausgabe, hg. George Schulz-Behrend, Bd. 1, 1614–1621. Stuttgart, 1968, S. 51–75.
- Opitz, Martin, *Des Griechischen Tragoedienschreibers Sophoclis Antigone, Deutsch gegeben durch Martinum Opitium*. Weltliche Poemata, 1. Teil, 1644. Deutsche Neudrucke, Reihe Barock 2, hg. E. Trunz. 2. Aufl., Tübingen, 1975, S. 245–308.
- Opitz, Martin, *Buch von der Deutschen Poeterey*, 1624. ND, hg. Richard Alewyn, Tübingen, 1963.
- Opitz, Martin, *Dafne*. Breßlaw, [1627].
- Opitz, Martin, *Judith*. Breßlaw, 1635.
- Opitz, Martin, *Judith*. Geistliche Poemata, 1638, hg. Erich Trunz. Deutsche Neudrucke, Reihe Barock 1. Tübingen 1966, S. 86–120.
- Opitz, Martin, *Teutsche Poemata und Aristarchus, Wieder die verachtung Teutscher Sprach*. Straßburg, 1624
- Opitz, Martin, *Acht Bücher Deutscher Poematum, durch ihn selber heraus gegeben*. Breßlau, 1625.
- Opitz, Martin, *L. Annaei Senecae Trojanerinnen, Deutsch übersetzt und mit leichter Auflegung erkleret*. Wittenberg, 1625.
- Opitz, Martin, *Geistliche Poëmata, Von ihm selbst anjetzo zusammen gelesen, verbessert und absonderlich herauß gegeben*. (Breslau), 1638.
- Opitz, Martin, *Weltliche Poemata, zum Viertenmal vermehret und ubersehen, herausgegeben*. Franckfurt am mayn, 1644.

- Opitz, Martin, *Geistliche Poemata*, 1638, hg. Erich Trunz. Deutsche Neudrucke, Reihe Barock 1. 2. Aufl., Tübingen, 1975.
- Opitz, Martin, *Weltliche Poemata*, 1644. 1. Teil, 2. Teil, hg. Erich Trunz. Deutsche Neudrucke, Reihe Barock, 2,3. 2. Aufl., Tübingen, 1975.
- P. Ovidius Naso, *Amores, Epistolae, Medicamina Faciei Femineae, Ars Amatoria, Remedia Amoris*, ed. Rudolfus Ehwald. Teubner, Leipzig, 1888.
- P. Ovidius Naso, *Metamorphoses*, ed. Rudolfus Ehwald. Teubner, Leipzig, 1915.
- P. Ovidius Naso, *Tristia*, hg., übers. und erklärt von G. Luck, Bd. I. Heidelberg, 1967.
- P. Ovidius Naso, *Tristium libri V*, edd. R. Ehwald et F. W. Levy. Teubner, Leipzig, 1922.
- Petrarca, *Dichtungen, Briefe, Schriften*. Auswahl und Einleitung von Hans W. Eppelsheimer. Frankfurt a. M., 1980.
- Peucker, Nicolaus, *Nicolai Peuckers [...] wol klingende, lustige Paucke, Von 100 Sinnreichen Schertz-Gedichten*. Berlin, 1702.
- Picinelli, Philipp, *Mundus Symbolicus*. Coloniae Agrippinae, 1681.
- Rabener, Gottlieb Wilhelm, *Satiren*, Dritter Theil, o. O., 1766; Sechster Theil, o. O., 1766.
- Reifferscheid, Alexander, hg., *Quellen zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland während des siebzehnten Jahrhunderts*, I, Briefe G. M. Lingelsheims, M. Bernegggers und ihrer Freunde. Heilbronn, 1889.
- Riedel, Werner, *Briefe über das Publikum*, 1768, hg. Eckart Feldmeier. Wiener Neudrucke 4, hg. H. Zeman. Wien, 1973.
- Riemer, Johannes, *Johann Riemers neu-aufgehender Stern-Redner*. Leipzig, 1689.
- Riemer, Johannes, *Johann Riemers neu-aufgehender Stern-Redner*, 1689. Werke Bd. 4, hg. Helmut Krause, Vermischte Schriften, Berlin, 1987.
- Rist, Johann, *Die AllerEdelste Belustigung Kunst- und Tugendliebender Gemüther*, 1666. Epische Dichtungen (Die alleredelste

- Torheit, Die alleredelste Belustigung). *Sämtliche Werke* 5, hg. Eberhard Mannack. Berlin und New York, 1974.
- Rist, Johann, *Prosaabhandlungen. Rettung der Edlen Teütschen Hauptsprache*, 1642, *Der Adelige Hausvatter*, 1650. *Sämtliche Werke* 7, hg. Eberhard Mannack. Berlin, 1982.
- Rist, Johann, *Poetischer Schauplatz*. Hamburg, 1646.
- Rist, Johann, *Das Friedejauchtzende Teutschland*. Nürnberg, 1653.
- Rist, Johann, *Das Friedewünschende Teutschland*. o. O., 1647.
- Rist, Johann, *Dramatische Dichtungen. Das Friedewünschende Teutschland*, 1649, *Das Friedejauchtzende Teutschland*, 1653. *Sämtliche Werke* 2, hg. Eberhard Mannack. Berlin und New York, 1972.
- Rist, Johann, *Lob- Trauer- und Klag-Gedicht [...] Des weiland Edlen, Großachtbaren und Hochgelehrten Herren Martin Opitzens*. Hamburg, 1640.
- La Roche, Sophie von, *Ich bin mehr Herz als Kopf, ein Lebensbild in Briefen*, hg. Michael Maurer. München, 1983.
- Rohr, Julius Bernhard von, *Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschaft der großen Herren*. Neue Auflage, Berlin, 1733.
- Saavedra Fajardo, Diego, *Idea principis christiano-politici, 100 Symbolis expressa*. Colon. 1650.
- Saavedra Faxardo, Diego, *Ein Abriss Eines Christlich-Politischen Printzens, Zu CI. Sinn-bildern und mercklichen Symbolischen Sprüchen, [...] nun ins Deutsch versetzt*. Amsterdam, 1655.
- Sandart auf Stockau, Joachim von, *Iconologia Deorum Oder Ab-bildung der Götter, welche von den Alten verehret worden*. Nürnberg, 1680.
- Scaliger, Julius Caesar, *Poetices libri septem*. Lugduni [Lyon], 1561.
- Scaliger, Julius Caesar, *Poetices libri septem*. Lyon, 1561. ND, einged. August Buck, Stuttgart-Bad Cannstatt, 1964.
- [Scheffner, Johann Georg], *Gedichte im Geschmack des Grécourt*. Frankfurt und Leipzig, 1771.

- Schelwig, Samuel, *Timon, oder, Mißbrauch des Reichthums, Auff öffentlichem Schau-Plaze zu Thorn in Preussen vorgestellet*. Thorn, 1671.
- Schiller, Friedrich, Ankündigung der ‚Rheinischen Thalia‘. *Deutsches Museum* 2, Leipzig 1784, S. 564–570.
- Schiller, Friedrich, *Briefe*, Kritische Gesamtausgabe, Bd. 1–7, hg. Fritz Jonas. Stuttgart, 1892–1896.
- Schiller, Friedrich, *Werke*. Nationalausgabe.
Bd. 1, Gedichte (1776-1799), hg. Julius Petersen und Friedrich Beißner. Weimar, 1943.
Bd. 2, 1, Gedichte (1799-1805), hg. Norbert Oellers. Weimar, 1983.
- Schneuber, Johann Matthias, *Gedichte*. Strasburg, 1644.
- Schottel, Justus Georg, *Fruchtbringender Lustgarten*. [1647], ND hg. M. Burkhard. München, 1967.
- Schottel, Justus Georg, *Teutsche Sprachkunst*. Braunschweig, 1651 [E: 1641].
- L. Annaeus Seneca, *Philosophische Schriften, Lateinisch und deutsch*, 5. Band: De clementia, de beneficiis (Über die Milde, über die Wohltaten). Lateinischer Text von François Préchac; herausgegeben und übersetzt von Manfred Rosenbach. Darmstadt, 1989.
- Stieler, Kaspar [= der Spate], *Die Dichtkunst des Spaten*, 1685, hg. Herbert Zeman. Wiener Neudrucke 5, Wien, 1975.
- Stieler, Kaspar [= der Spate], *Der Allzeitfertige Secretarius, [...] nunmehr zum andernmahl [...] herausgegeben Von dem Spaten*. Nürnberg, 1680 [E: 1679].
- Stieler, Kaspar [= der Spathe], *Teutsche Sekretariat-Kunst, heraus gegeben von dem Spathen*. Nürnberg, 1673.
- Stieler, Kaspar [= der Spathe], *Teutsche Sekretariat Kunst, Erster Band, und zweyter Druck, reichlich vermehret*. Nürnberg und Jena, 1681.
- Stieler, Kaspar [= der Spate], *Der Zweyte Band oder Der Vierte Theil Der Teutschen Sekretariat-kunst*. Nürnberg, 1674.

- Stieler, Kaspar [= der Spate], *Der Zweyte Band, oder Vierter Teil Der Teutschen SekretariatKunst* [...] *Der zweyte Druck*. Nürnberg und Jena, 1681.
- Stieler, Kaspar, *Der Teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs, oder Teutscher Sprachschatz*, 1691, Nachwort Stefan Sonderegger, 1. Teil. München, 1968.
- Stieler, Kaspar, *Die Geharnschte Venus oder Liebes-Lieder im Kriege gedichtet*, 1660, hg. Herbert Zeman. München, 1968.
- Stockhausen, Johann Christoph, *Grundsätze wohleingerichteter Briefe. Zweyte Ausgabe*. Helmstädt, 1753 [E 1751].
- C. Suetoni Tranquilli opera, vol. I: *De vita Caesarum libri VIII*, rec. Maximilianus Ihm. Stuttgart, Teubner, 1964.
- Gaius Suetonius Tranquillus, *Leben der Caesaren*, übersetzt und hg. André Lambert. Rowohlts Klassiker, Lateinische Literatur 2, Biographien 7, 1960.
- P. Cornelius Tacitus, *Annalen*, Lat. und deutsch hg. Erich Heller. München und Zürich, 1992.
- [Tentzel, Wilhelm Ernst, (Hrsg.)], *Monatliche Unterredungen einiger guten Freunde von allerhand Büchern*, 1. Leipzig, 1689.
- Theatrum Europaeum*, in Verlag Matt. Merian, Teil I–XXI. Frankfurt am Main, 1662–1738.
- Treuer, M. Gotthilf, *Deutscher Dädalus, oder Poetisches Lexicon, mit einer Vorrede Herrn Augusti Buchners*, Teil 1. Berlin, 1675.
- Ander Theil, Des Deutschen Dädali, Oder Poetischen Lexicons*. Berlin, 1675.
- Tscherning, Andreas, *Deutscher Getichte Fröling*. Breßlaw, 1642.
- Ubeda, Franciscus Lopez de [= Perez, Andres], *Die Landstörzerin Justina Dietzin, Picara genandt*. Frankfurt am Main, 1626.
- Veen, Otto van (Vaenius), *Amorum Emblemata*. Antwerpen, 1608.
- P. Vergili Maronis *Opera*, recognovit Fredericvs Artvrvs Hirtzel. Oxonii, 1966.
- Vico, Giambattista, *Die neue Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker*, 1744, übersetzt Erich Auerbach. RK,

- 1966.
- Voß, Johann Heinrich, *Briefe an Goeckingk 1775–1786*, hg. Gerhard Hay. München, 1976.
- Weckherlin, Georg Rodolf, *Gedichte (1616–1625)*, hg. Christian Wagenknecht. RUB, Stuttgart, 1972.
- Weichmann, Christian Friderich, *Poesie der Nieder-Sachsen*, Bd. 1–3. Hamburg, 1725.
- Weichmann, Christian Friderich, *Poesie der Nieder-Sachsen*, Vierter Theil, hg. J. P. Kohl. Hamburg, 1732.
- Weise, Christian, *Curiöse Gedancken von Deutschen Briefen, Wie ein junger Mensch, sonderlich ein zukünftiger Politicus, Die galante Welt wohl vergnügen soll*. Dreßden, 1691.
- Weise, Christian, *Curiöse Gedancken von Deutschen Briefen, Wie ein junger Mensch, sonderlich ein zukünftiger Politicus, Die galante Welt wohl vergnügen soll*. Leipzig und Dresden, 1701.
- Weise, Christian, *Curiöse Gedancken von Deutschen Versen*. [o. O.], 1692.
- Weise, Christian, *Kurtzer Bericht vom Politischen Näscher, wie nehmlich Dergleichen Bücher sollen gelesen, und Von andern aus gewissen Kunst-Regeln nachgemachet werden*. Leipzig und Zittau, 1680.
- Wieland, Christoph Martin, *Der Neue Amadis*, 1. Bd., Leipzig, 1771.
- Wieland, Christoph Martin, *Auswahl denkwürdiger Briefe von C. M. Wieland*, hg. Ludwig Wieland, Bd. 1 und 2. Wien, 1815.
- Wieland, Christoph Martin, *Wielands Briefwechsel*, hg. Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1963 ff.
- Bd. 1 (1. Juni 1750 – 2. Juni 1760), hg. Hans Werner Seiffert. Berlin, 1963.
- Bd. 2 (Anmerkungen zu Bd. 1), hg. Hans Werner Seiffert. Berlin, 1968.
- Bd. 3 (6. Juni 1760 – 20. Mai 1769), hg. R. Petermann und Hans Werner Seiffert. Berlin, 1975.
- Bd. 4 (25. Mai 1769 – 17. September 1772), hg. Annerose

- Schneider und Peter-Volker Springborn. Berlin, 1979.
Bd. 5 (21. September 1772 – 31. Dezember 1777), hg. Hans Werner Seiffert. Berlin, 1983.
Bd. 8, 1 (Juli 1782 – Juni 1785, Text), hg. Annerose Schneider und Siegfried Scheibe. Berlin, 1992.
Bd. 9, 1 (Juli 1785 – März 1788, Text), hg. Uta Motschmann. Berlin, 1996.
- Wieland, Christoph Martin, Hermann, Einleitung von Franz Muncker. *Deutsche Litteraturdenkmale des 18. Jahrhunderts*, Stuttgart, 1882.
- Wieland, Christoph Martin, *Gesammelte Schriften*, 1. Abt., Werke. Hg. Deutsche Kommission der Kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften. Berlin, 1909–1940.
- Wieland, Christoph Martin, *Geschichte des Agathon*, Erster Theil, Frankfurt und Leipzig, 1766; Zweyter Theil, Frankfurt und Leipzig, 1767.
- Wieland, Christoph Martin, *Gesammelte Schriften*, 2. Abteilung, Übersetzungen, 4. Band, Plinius, Horaz, Lukrez. Berlin, 1913.
Horazens Briefe, 1782, S. 17 ff.
Horazens Satiren, 1786, S. 389 ff.
- Wieland, Christoph Martin, *Idris, Ein heroisch – comisches Gedicht*. Leipzig, 1768.
- Wieland, Christoph Martin, (Hrsg.), *Der Deutsche Merkur*. 1. und 2. Bd., Weimar, 1773.
- Wieland, Christoph Martin, *Musarion oder die Philosophie der Grazien*, hg. Alfred Anger. RUB, Stuttgart, 1966.
- Wieland, Christoph Martin, *Sämmtliche Werke*. 14 Bde. (in 45 Teilbd.) nebst ‚Wielands Leben‘ von J. G. Gruber. Leipzig, 1794–1811. ND, hg. von der Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur in Zusammenarbeit mit dem Wieland-Archiv und Hans Radspieler. Hamburg, 1984.
- Wieland, Christoph Martin, *Der Schlüssel zur Abderitengeschichte*, 1781. Sämmtliche Werke 6, hg. von der Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur. Hamburg, 1984.

- Wieland, Christoph Martin, *Der verklagte Amor*, 1774. Sämtliche Werke 2, hg. von der Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur. Hamburg, 1984.
- [Zesen, Philipp von], *Das Hochdeutsche Helikonische Rosentahl*. Amsterdam, 1669.
- Zesen, Filip [von], *Hoch-deutscher Helikon, oder Grund-richtige Anleitung Zur hoch-deutschen Dicht- und Reim-Kunst*. Wittenberg, 1649.
- Zesen, Filip [von], *Deutsches Helikons dritter teil*. Wittenberg, 1649.
- Zesen, Filip von, *Die Afrikanische Sofonisbe*. Amsterdam, 1647.
- Ziegler, Heinrich Anshelm von: s. Zigler und Kliphausen.
- Zigler und Kliphausen, Heinrich Anshelm von, *Asiatische Banise*, Leipzig, 1707. ND Darmstadt, 1968. Nachwort W. Pfeiffer-Belli.

ALLGEMEINE LITERATUR

- Alewyn, Richard und Sälzle, Karl, *Das große Welttheater. Die Epoche der höfischen Feste in Dokument und Deutung*. Hamburg, 1959.
- Alewyn, Richard, *Der Roman des Barock. Formkräfte der deutschen Dichtung vom Barock bis zur Gegenwart*, hg. Hans Steffen. Göttingen, 1967.
- Alewyn, Richard, *Vorbarocker Klassizismus und griechische Tragödie* [E: 1926]. Libelli 79, Darmstadt, 1972.
- Alewyn, Richard, *Johann Beer, Studien zum Roman des 17. Jahrhunderts*. Palaestra 181. Leipzig, 1932.
- Allgemeine Deutsche Biographie*, Bd. 1–56, 1875–1912, ND Berlin, 1967–1971.
- Arnold, Heinz Ludwig, (Hrsg.), *Friedrich Gottlieb Klopstock*. Text und Kritik, Sonderband. München, 1981.
- Arntzen, Helmut, *Satire in der deutschen Literatur, Geschichte und Theorie*, Bd. 1: Vom 12. bis zum 17. Jahrhundert. Darmstadt, 1989.
- Asmuth, Bernhard, *Daniel Casper von Lohenstein*. M 97, Stuttgart, 1971.
- Asmuth, Bernhard, *Lohenstein und Tacitus*. Stuttgart, 1971.
- Assmann, Aleida, *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München, 1999.
- Barner, Wilfried, *Barockrhetorik, Untersuchungen zu ihren geschichtlichen Grundlagen*. Tübingen, 1970.
- Barner, Wilfried, *Disponibile Festlichkeit, Zu Lohensteins Sophonisbe*. *Das Fest*, hg. Walter Haug und Rainer Warning. Poetik und Hermeneutik 14, München, 1989, S. 247–275.
- Barner, Wilfried, *Rhetorik in Literatur, Unterricht und Politik des 17. Jahrhunderts. Die Welt des Daniel Casper von Lohenstein, Epicharis*, hg. Peter Kleinschmidt, Gerhard Spellerberg und Hanns-Dietrich Schmidt. Köln, 1978, S. 40–49.

- Barthold, F. W., *Geschichte der Fruchtbringenden Gesellschaft*. Berlin, 1848.
- Bauer, Rolf, *Österreich*. München, 1980.
- Bechtold, Artur, *Kritisches Verzeichnis der Schriften Johann Michael Moscheroschs*. München, 1922.
- Benjamin, Walter, *Ursprung des deutschen Trauerspiels*. Frankfurt, 1972.
- Berg, Gunter, Die Selbstverlagsidee bei deutschen Autoren im 18. Jahrhundert *Archiv für Geschichte des Buchwesens* (AGB) 6 (1966) Sp. 1371–1396.
- Besslich, Siegfried, Anrede an das Buch. *Beiträge zur Geschichte des Buches und seiner Funktion in der Gesellschaft, Festschrift für Hans Widmann zum 65. Geburtstag*, hg. Alfred Swierk, Stuttgart, 1974, S. 1–12.
- Betteridge, Harold T., Klopstock in Dänemark. *Beiträge zur deutschen und nordischen Literatur, Festgabe für Leopold Magon*. Berlin, 1958, S. 137–152.
- Betteridge, Harold T., Klopstocks Wendung zum Patriotismus. *Friedrich G. Klopstock, Werk und Wirkung*, Berlin, 1978, S. 179–184.
- Bobé, Louis, Klopstock und Dänemark. *Der Norden* 17 (1940) S. 247–250.
- Bormann, Alexander von, (Hrsg.), *Vom Laienurteil zum Kunstgefühl, Texte zur deutschen Geschmacksdebatte im 18. Jahrhundert*. Deutsche Texte, hg. Gotthart Wunberg, Tübingen, 1974.
- Burger, Heinz Otto, Deutsche Aufklärung im Widerspiel zu Barock und 'Neubarock', 'Dasein heißt eine Rolle spielen', Studien zur deutschen Literaturgeschichte, München, 1965, S. 94–119.
- Callmer, Christian, *Königin Christina, ihre Bibliothekare und ihre Handschriften*. Stockholm, 1971.
- Cho, Kyung-Tae, *Dramen in Versen: eine historische Untersuchung*. Diss. phil. Göttingen, 1994 [Microfiche-Ausg.].

- Corino, Carl, (Hrsg.), *Genie und Geld. Vom Auskommen deutscher Schriftsteller*. Reinbek bei Hamburg, 1991.
- Crüger, Johannes, (Hrsg.), *Joh. Christoph Gottsched und die Schweizer J. J. Bodmer und J. J. Breitinger*. Deutsche-National-Litteratur 42, Stuttgart, [1883].
- Curtius, Ernst Robert, *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*. 7. Aufl., Bern und München, 1969.
- Danzel, Th. W., *Gottsched und seine Zeit*. Leipzig, 1848.
- Doering, Heinrich, *Christoph Martin Wieland*. Wielands Sämtliche Werke, Supplement. Sangerhausen, 1840.
- van Doom, Hendrik, *Botschaft und Wandel, Rezeptionstheoretische und komparatistische Studien zu den deutsch-niederländischen Literaturbeziehungen*. 2., rev. Aufl. Rijnhousen, 1982.
- Dünnhaupt, Gerhard, *Bibliographisches Handbuch der Barockliteratur*. 3 Bde., Stuttgart, 1980/81.
- Dünnhaupt, Gerhard, *Personalbibliographien zu den Drucken des Barock*. Hiersemanns bibliographische Handbücher, Bd. 9. 2. Aufl., 6 Teile, Stuttgart, 1990–1993.
- Düwel, Klaus und Zimmermann, Harro, Germanenbild und Patriotismus in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. *Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde*, hg. H. Beck, H. Jankuhn, H. Wenskus, 1, 1986.
- Dyck, Joachim, *Ticht-Kunst*. Deutsche Barock-Poetik und rhetorische Tradition. 2. Aufl., München, 1969.
- Elias, Norbert, *Die höfische Gesellschaft*. Neuwied und Berlin, 1969.
- Elias, Norbert, *Über den Prozeß der Zivilisation*, 2 Bde. Frankfurt/Main, 1976.
- Engelsing, Rolf, *Der Bürger als Leser, Lesergeschichte in Deutschland 1500–1800*. Stuttgart, 1974.
- Engelsing, Rolf, Die Perioden der Lesergeschichte in der Neuzeit. *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 10 (1970) Sp. 945–1002.
- Fischer, Ludwig, *Gebundene Rede, Dichtung und Rhetorik in der literarischen Theorie des Barock in Deutschland*. Studien zur

- deutschen Literatur, 10. Tübingen, 1968.
- Flemming, Willi, *Andreas Gryphius*. Stuttgart, 1965.
- Flemming, Willi, *Das schlesische Kunstdrama*. Deutsche Literatur in Entwicklungsreihen, Reihe Barock, Barockdrama Bd. 1. Darmstadt, 1965.
- Forster, Leonard, *Dichten in fremden Sprachen* (dt. Übers. von: *The Poet's Tongues, Multilingualism in Literature*), übers. Jörg-Ulrich Fechner. UTB 257, München, 1974.
- Freier, Hans, *Kritische Poetik, Legitimation und Kritik der Poesie in Gottscheds Dichtkunst*. Stuttgart, 1973.
- Fricke, Harald, *Norm und Abweichung, Eine Philosophie der Literatur*. München, 1981.
- Friedrich, Cäcilia, Klopstocks Bardiet 'Hermanns Schlacht' und seine Nachgeschichte. *Friedrich G. Klopstock, Werk und Wirkung*, Berlin, 1978, S. 237–246.
- Frühsorge, Gotthardt, *Der politische Körper, Zum Begriff des Politischen im 17. Jahrhundert und in den Romanen Christian Weises*. Stuttgart, 1974.
- Funk-Kolleg Sprache*, Bd. 2. Frankfurt am Main, 1973.
- Gabler, Hans Jürgen, Der Tod des Mäzens, Politische Rhetorik im Dienste des literarischen Marktes. *Rhetorik im 18. Jahrhundert*, Rhetorik 3, hg. Joachim Dyck u. a., Stuttgart, 1983, S. 35–64.
- Garber, Klaus, *Martin Opitz „der Vater der deutschen Dichtung“*. Stuttgart, 1976.
- Gersdorf, E. G., Beitrag zur Geschichte der Universität Leipzig. *Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft in Leipzig* 5, 1, Leipzig, 1869.
- Geschichte des Deutschen Buchhandels*, hg. Hist. Kommission Leipzig. 4 Bde.
 Bd. 1: Kapp, Friedrich, *Geschichte des deutschen Buchhandels bis in das siebzehnte Jahrhundert*. Leipzig, 1886.
 Bd. 2: Goldfriedrich, Johann, *Geschichte des deutschen Buch-*

- handels vom Westfälischen Frieden bis zum Beginn der Klassischen Litteraturperiode (1648–1740)*. Leipzig, 1908.
- Gies McGuigan, Dorothy, *Familie Habsburg 1273 bis 1918*. Wien und München, 1976.
- Gruber, J. G., *C. M. Wielands Leben*, 1827. ND Hamburg, 1984.
- Habermas, Jürgen, *Strukturwandel der Öffentlichkeit*. Neuwied und Berlin, 1971 [E: 1962].
- Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*,
Bd. 2: Die Literatur des 17. Jahrhunderts, hg. Albert Meier, dtv, München, 1999;
Bd. 3, 1 und 3, 2: Deutsche Aufklärung bis zur Französischen Revolution, 1680–1789, hg. Rolf Grimminger, dtv, München, 1980.
- Hauser, Arnold, *Sozialgeschichte der Kunst und Literatur*. München, 1975.
- Heckmann, Herbert, Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen. *Genie und Geld, Vom Auskommen deutscher Schriftsteller*, hg. Karl Corino, Reinbek bei Hamburg, 1991, S. 48–58.
- Heckmann, Herbert, Johann Christian Günther. *Genie und Geld, Vom Auskommen deutscher Schriftsteller*, hg. Karl Corino, Reinbek bei Hamburg, 1991.
- Heeren, Arn[old] Herm[ann] Lud[wig], *Christian Gottlob Heyne*. Göttingen, 1813.
- Heinsius, Daniel, *De tragoediae constitutione liber*. Leiden, 1643 [E: 1616].
- Henkel, Arthur und Schöne, Albrecht, (Hrsg.), *Emblemata, Handbuch zur Sinnbildkunst des XVI. und XVII. Jahrhunderts*. Ergänzte Neuausgabe, Stuttgart, 1976.
- Herzog, Urs, *Deutsche Barocklyrik*. München, 1979.
- Heusler, Andreas, *Deutsche Versgeschichte*. 3 Bde., Berlin und Leipzig, 1925, 1927, 1929.
- Hildebrandt-Günther, Renate, *Antike Rhetorik und deutsche literarische Theorie im 17. Jahrhundert*. Marburger Beiträge zur

- Germanistik 13, Marburg, 1966.
- Huebner, Der Lausitzer Dichter Aug. Ad. v. Haugwitz. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Königl. Progymnasiums zu Trarbach für das Schuljahr 1884/85. *Deutsche Schulprogramme 1885*, Nr. 417, Trarbach, 1885, S. 1–26.
- Hurlebusch, Rose-Maria und Schneider, Karl Ludwig, *Die Gelehrten und die Großen, Klopstocks „Wiener Plan“*. Wolfenbütteler Forschungen 3, Bremen und Wolfenbüttel, 1977.
- Jöcher, Christian Gottlieb, *Allgemeines Gelehrten-Lexicon*. Bd. 1, 1750 (ND Hildesheim 1960); Bd. 2, 1750 (ND Hildesheim 1961); Bd. 3, 1751 (ND Hildesheim 1961); Bd. 4, 1751 (ND Hildesheim 1961);
- Just, Klaus Günther, *Die Trauerspiele Lohensteins*. Berlin, 1961.
- Kafitz, Dieter, *Lohensteins 'Arminius'. Disputatorisches Verfahren und Lehrgehalt in einem Roman zwischen Barock und Aufklärung*. Stuttgart, 1970.
- Karajan, Th. G. von, Kaiser Leopold I. und Peter Lambeck. *Almanach der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften* 18. Jg., Wien 1867, S. 103–156.
- Kayser, Wolfgang, Lohensteins Sophonisbe als geschichtliche Tragödie. *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 29 (1941) S. 20–39.
- Keil, Robert, *Vor hundert Jahren, Mittheilungen über Weimar, Goethe und Corona Schröter*, 1. Bd. Leipzig, 1875.
- Kiesel, Helmuth, *'Bei Hof bei Höll'*. Untersuchungen zur literarischen Hofkritik von Sebastian Brant bis Friedrich Schiller. Tübingen, 1979.
- Kiesel, Helmuth und Münch, Paul, *Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert*. München, 1977.
- Ketelsen, Uwe-K., Zu Lohensteins Gedicht über den Tod des letzten Piasten, Georg Wilhelms von Liegnitz. *Gedichte und Interpretationen 1, Renaissance und Barock*, hg. Volker Meid. Stuttgart, RUB, 1982, S. 369–378.
- Kindermann, Heinz, (Hrsg.), *Theatergeschichte Europas*

- 3, Theater der Barockzeit. Salzburg, 1959.
- 4, 1: Aufklärung, Romantik, 1. Teil. Salzburg, 1961.
- Kirchner, Gottfried, *Fortuna in Dichtung und Emblematik des Barock*. Stuttgart, 1970.
- Kirschstein, Max, *Klopstocks Deutsche Gelehrtenrepublik*. Berlin und Leipzig, 1928.
- Koschlig, Manfred, *Grimmelshausen und seine Verleger*. Diss. phil. Berlin, 1939.
- Krause, G[ottlieb], *Der Fruchtbringenden Gesellschaft ältester Ertzschrein, Briefe, Devisen und anderweitige Schriftstücke*, hg. nach den Originalen der Herzoglichen Bibliothek zu Cöthen. Leipzig, 1855.
- Kühlmann, Wilhelm und Schäfer, Walter E., *Frühbarocke Stadtkultur am Oberrhein, Studien zum literarischen Werdegang J. M. Moscheroschs (1601–1669)*. Berlin, 1983
- Lausberg, Heinrich, *Elemente der literarischen Rhetorik*. 4. Aufl., München, 1971.
- Lexikon des gesamten Buchwesens*, hg. Karl Löffler und Joachim Kirchner. 3 Bde. Berlin, 1935–37.
- Lexikon des gesamten Buchwesens*, 2. Aufl., hg. Severin Costen, Günther Pflug u. a., Bd. 1–5. Stuttgart, 1987–1999.
- Lunding, Erik, *Das schlesische Kunstdrama*. Kopenhagen, 1940.
- Maler, Anselm, *Der Held im Salon, Zum antiheroischen Programm deutscher Rokoko-Epik*. Studien zur deutschen Literatur 37, Tübingen, 1973.
- Martino, Alberto, Barockpoesie, Publikum und Verbürgerlichung der literarischen Intelligenz. *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 1, hg. Georg Jäger u. a., Tübingen 1976, S. 108–145.
- Martino, Alberto, *Daniel Caspar Lohenstein, Geschichte seiner Rezeption* 1 (1661–1800), übers. Heribert Streicher. Tübingen, 1978.
- Max Emanuel, Kurfürst: *Bayern und Europa um 1700, Zur Geschichte und Kunstgeschichte der Max-Emanuel-Zeit*, hg. Hu-

- bert Glaser. Katalog der Ausstellung, 2 Bde. München, 1976.
- Meyer-Kalkus, Reinhard, *Wollust und Grausamkeit, Affektenlehre und Affektdarstellung in Lohensteins Dramatik*. Palaestra 279, Göttingen, 1986.
- Michelsen, Peter, Der Zeit Gewalt, Andreas Gryphius: Ermordete Majestät Oder Carolus Stuardus. *Geschichte als Schauspiel*, hg. Walter Hinck, Frankfurt am Main, 1981, S. 48–66.
- Müller, Conrad, *Beiträge zum Leben und Dichten Daniel Caspers von Lohenstein*. Breslau, 1882.
- Müller, Hans von, Bibliographie der Schriften Daniel Caspers von Lohenstein, 1652–1748, in: *Werden und Wirken*, Festschrift Hiersemann, hg. Martin Breslauer und Kurt Koehler, Leipzig, 1924, S. 184–261.
- Muncker, Franz, *Friedrich Gottlieb Klopstock, Geschichte seines Lebens und seiner Schriften*. Stuttgart, 1888.
- Muncker, Franz, Beiträge zur deutschen Litteraturgeschichte aus Münchener Handschriften. I: Ein Brief Boies und drei Briefe Klopstocks an Johann Kaspar v. Lippert. *Jahrbuch für Münchener Geschichte* 5 (1894) S. 17–24.
- Nickisch, Reinhard M. G., *Die Stilprinzipien in den deutschen Briefstellern des 17. und 18. Jahrhunderts*. Palaestra 254, Göttingen, 1969.
- Obser, Karl, Klopstocks Beziehungen zum Karlsruher Hofe. *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins*, N.F. 6, Freiburg i. B. 1891, S. 235–262.
- Otto, Karl F., Jr., *Die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts*. Sammlung Metzler 109, Stuttgart, 1972.
- Palm, Hermann, *Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts*. Breslau, 1877.
- Pape, Helmut, Klopstocks Autorenhonorare und Selbstverlagsgewinne. *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 10 (1970) Sp. 1–268.
- Pape, Helmut, *Die gesellschaftlich-wirtschaftliche Stellung Friedrich Gottlieb Klopstocks*. Diss. phil. Bonn, 1962.

- Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft*,
Neue Bearbeitung, hg. Georg Wissowa und Helmut Kroll. Bd.
1 ff., Stuttgart, 1894 ff.
VII, 1, Stuttgart, 1910, Sp. 37, s. v. Fortuna (Otto)
VII, 2, Stuttgart, 1912, Sp. 2824–26, s. v. Helene (Pfuhl)
- Der kleine Pauly. Lexikon der Antike*, hg. K. Ziegler und W.
Sontheimer, 5 Bde. Stuttgart, 1964–1975.
- Perthes, Friedrich Christoph, *Der deutsche Buchhandel als Bedin-
gung des Daseins einer deutschen Literatur*, 1816, hg. Gerd
Schulz. Stuttgart, RUB, 1967.
- Prink, Euchar. Gottlieb, *Leopolds des Grossen, Röm. Käysers
wunderwürdiges leben und thaten aus geheimen Nachrichten
eröffnet*. Leipzig, 1709.
- Ranke-Graves, Robert von, *Griechische Mythologie*, Bd. 1, Quellen
und Deutung; Bd. 2. rowohlts deutsche enzyklopädie, Reinbek
bei Hamburg, 1960.
- Reallexikon der Deutschen Literaturgeschichte*, 4 Bde. Bd. 1–3: hg.
Werner Kohlschmidt und Wolfgang Mohr; Bd. 4: hg. Klaus
Kanzog und Achim Masser. 2. Aufl., Berlin und New York,
1958–1984.
Bd. 1, Brief (W. Grenzmann), Berlin, 1958, S. 186–193.
Bd. 3, Rhetorik (Walter Jens), Berlin, 1977, S. 432–456.
Bd. 4, Trauerspiel (H. Günther), 1984, S. 546–562.
- Reden-Esbeck, Friedrich Johann Frh. von, *Caroline Neuber und
ihre Zeitgenossen*. Leipzig, 1881.
- Reuther, Hans, *Der Carlsberg bei Kassel, Ein Idealprojekt ba-
rocker Gartenarchitektur. Architectura 1976*, S. 47 ff.
- Richter, H[einrich] M[oritz], *Aus der Messias- und Wertherzeit 1*,
Klopstocks Wiener Beziehungen. Wien, 1882.
- Rieck, Werner, *Johann Christoph Gottsched*. Berlin, 1972.
- Rusterholz, Peter, *Theatrum vitae humanae*, Philologische Studi-
en und Quellen 51. Berlin, 1970.
- Schadewaldt, Wolfgang, *Sternsagen*. Insel Taschenbuch 234,
Frankfurt am Main, 1976.

- Schäfer, Walter E., *Johann Michael Moscherosch*. München, 1982.
- Schäfer, Walter Ernst, *Moral und Satire, Konturen oberrheinischer Literatur des 17. Jahrhunderts*. Tübingen, 1992.
- Schings, Hans Jürgen, 'Constantia' und 'Prudentia'. *Zum Funktionswandel des barocken Trauerspiels*. Studien zum Werk Daniel Caspers von Lohenstein, hg. Gerald Gillespie und Gerhard Spellerberg. *Daphnis* 12, H. 2/3, Amsterdam, 1983.
- Schings, Hans Jürgen, *Consolatio Tragoediae, Zur Theorie des barocken Trauerspiels*. Deutsche Dramentheorien, hg. R. Grimm, Bd. I. Frankfurt a. M., 1971.
- Schlegel, J. H., *Abhandlung von andern Tragödien, die auch von Sophonisben handeln, Jacob Thomsons Sophonisba ein Trauerspiel aus dem Englischen übersetzt*. 1758.
- Schöne, Albrecht, *Emblematik und Drama im Zeitalter des Barock*. 2. Aufl. München, 1968.
- Schöne, Albrecht, *Kürbishütte und Königsberg, Modellversuch einer sozialgeschichtlichen Entzifferung poetischer Texte, Am Beispiel Simon Dach*. München, 1975.
- Schöne, Albrecht, (Hrsg.), *Die deutsche Literatur* Bd. 3, Das Zeitalter des Barock. München, 1963.
- Schöne, Albrecht, *Säkularisation als sprachbildende Kraft. Studien zur Dichtung deutscher Pfarrersöhne*. *Palaestra* 226, Göttingen, 1968.
- Scholte, Jan Hendrik, Grimmelshausen und die Illustration seiner Werke. *Zeitschrift für Bücherfreunde* N.F. 4, 1912.
- Schultz, H[ans], *Die Bestrebungen der Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts*. Göttingen, 1888.
- Seeck, Gustav Adolf, Senecas Tragödien. *Das römische Drama*, hg. Eckard Lefèvre, Darmstadt, 1978, S. 378–426.
- Segebrecht, Wulf, Die Dialektik des rhetorischen Herrscherlobs, Simon Dachs *Letzte Fleh-Schrift. Gedichte und Interpretationen* 1, *Renaissance und Barock*, hg. Volker Meid. Stuttgart, RUB, 1982, S. 200–209.
- Segebrecht, Wulf, *Das Gelegenheitsgedicht*. Stuttgart, 1977.

- Sengle, Friedrich, *Wieland*. Stuttgart, 1949.
- Sinapius, Johannes, *Schlesische Curiositäten*. Teil 1 und 2, Leipzig 1720 und 1728.
- Spahr, Blake Lee, *Anton Ulrich and Aramena, The Genesis and Development of a Baroque Novel*. Berkeley and Los Angeles, 1966.
- Spellerberg, Gerhard, Lohensteins Trauerspiele: Geschichtsdenken und Politikverständnis. *Die Welt des Daniel Casper von Lohenstein, Epicharis*, hg. Peter Kleinschmidt, Gerhard Spellerberg und Hanns-Dietrich Schmidt. Köln, 1978, S. 78–92.
- Spellerberg, Gerhard, Zur Sophonisbe Daniel Caspers von Lohenstein. *Literaturwissenschaft und Geschichtsphilosophie*, Festschrift für W. Emrich, hg. H. Arntzen u. a. Berlin und New York, 1975, S. 239–263.
- Spellerberg, Gerhard, *Verhängnis und Geschichte, Untersuchungen zu den Trauerspielen und dem ‚Arminius‘-Roman Daniel Caspers von Lohenstein*. Bad Homburg v. d. Höhe, Berlin und Zürich, 1970.
- Stachel, Paul, *Seneca und das deutsche Renaissancedrama*. Palaestra 46, Göttingen, 1907.
- Stemplinger, E., Wielands Verhältnis zu Horaz. *Euphorion* 1906, S. 473–490.
- Stoll, Christoph, *Sprachgesellschaften im Deutschland des 17. Jahrhunderts*. München, 1973.
- Szarota, Elida Maria, Lohenstein und die Habsburger. *Colloquia Germanica* 3 (1967) S. 263–309.
- Tarot, Rolf, Zu Lohensteins Sophonisbe. *Euphorion* 59 (1965) S. 72–96.
- Theorie und Technik des Romans im 17. und 18. Jahrhundert*, 1, Barock und Aufklärung, hg. Dieter Kimpel und Conrad Wiedemann. Deutsche Texte 16, Tübingen, 1970.
- Ungern-Sternberg, Wolfgang von, Die Armut des Poeten, Zur Berufsproblematik des Dichters im frühen 18. Jahrhundert

- am Beispiel von Johann Christian Günther. *Johann Christian Günther, Text und Kritik* 74/75, S. 85–109.
- Ungern-Sternberg, Wolfgang von, Christoph Martin Wieland und das Verlagswesen seiner Zeit. *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 14 (1974) Sp. 1211–1534.
- Vehse, Eduard, *Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation*, 2. Abtheilung, Oestreich, Bde. 7–12. Hamburg, 1851–1853.
- Verhofstadt, Edward, *Daniel Caspar von Lohenstein: Untergehende Wertwelt und ästhetischer Illusionismus*. Brugge, 1964.
- Verweyen, Theodor, Barockes Herrscherlob, Rhetorische Tradition, sozialgeschichtliche Aspekte, Gattungsprobleme. *Der Deutschunterricht* 28, 2 (1976) S. 25–45.
- Vierhaus, Rudolf, *Deutschland im Zeitalter des Absolutismus 1648–1763*. Deutsche Geschichte 6, 2. Aufl., Göttingen, 1984.
- Vogt, Erika, *Die gegenhöfische Strömung in der deutschen Barockliteratur*. Diss. phil. Gießen, 1932.
- Voßkamp, Wilhelm, *Zeit- und Geschichtsauffassung im 17. Jahrhundert bei Gryphius und Lohenstein*. Bonn, 1967.
- Voßkamp, Wilhelm, Daniel Casper von Lohensteins Cleopatra, Historisches Verhängnis und politisches Spiel. *Geschichte als Schauspiel*, hg. Walter Hinck, Frankfurt am Main, 1981, S. 67–81.
- Wehr, Marianne, *Johann Christoph Gottscheds Briefwechsel*. Diss. phil. Leipzig, 1965.
- Wehrli, Max, *Das barocke Geschichtsbild in Lohensteins Arminius*. Leipzig, 1938.
- Werner, Hans-Georg, Klopstock und sein Dichterberuf. *F. G. Klopstock, Werk und Wirkung*, Berlin 1978, S. 11–41.
- Wichert, Adalbert, *Literatur, Rhetorik und Jurisprudenz im 17. Jahrhundert*. Daniel Casper von Lohenstein und sein Werk. Tübingen, 1991.
- Wieckenberg, Ernst-Peter, *Zur Geschichte der Kapitelüberschrift im deutschen Roman vom 15. Jahrhundert bis zum Ausgang des Barock*. Palaestra 253. Göttingen, 1969.

- Wiedemann, Conrad, (Hrsg.), *Der galante Stil, 1680–1730*. Deutsche Texte, 11. Tübingen, 1969.
- Witkowski, Georg, *Geschichte des literarischen Lebens in Leipzig*. Leipzig und Berlin, 1909.
- Wittmann, Reinhard, *Geschichte des deutschen Buchhandels*. München, 1991.
- Wucherpfennig, Wolf, *Klugheit und Weltordnung, Das Problem politischen Handelns in Lohensteins ‚Arminius‘*. Freiburg, 1973.
- Zedler, Johann Heinrich, *Grosses vollständiges Universal Lexicon aller Wissenschaften und Künste, welche bißhero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden worden*. Halle und Leipzig, 1732–54.
- Zöllner, Friedrich, *Einrichtung und Verfassung der Fruchtbringenden Gesellschaft vornehmlich unter dem Fürsten Ludwig zu Anhalt-Cöthen*. Berlin, 1899.

ANLEITUNGEN ZUR KUNST, WIDMUNGEN ZU SCHREIBEN

- Bohse, August [= Talander], *Der allzeitfertige Brieffsteller, Oder Ausführliche Anleitung, wie so wohl an hohe Standes-Personen als an Cavalliere, Patronen, gute Freunde [. . .] ein geschickter Brieff zu machen und zu beantworten*. Franckfurt und Leipzig, 1692 (Widmungen: S. 317–338).
- Morhof, Daniel Georg, *Polyhistor, Literarius, philosophicus et practicus*. 1. Teil, 4. Aufl., Lübeck, 1737 (Widmungen: S. 294f.).
- Neukirch, Benjamin, *Anweisung zu Teutschen Briefen*. Nürnberg, 1746 (8. Aufl.) [E: 1709] (Widmungen: S. 289–293).
- Stieler, Kaspar [= der Spathe], *Teutsche Sekretariat-Kunst, heraus gegeben von dem Spathen*. Nürnberg, 1673 (Widmungen: S. 999–1001).
- Stieler, Kaspar [= der Spathe], *Teutsche SekretariatKunst, Erster Band, und zweyter Druck, reichlich vermehret*. Nürnberg und Jena, 1681 (Widmungen: S. 1373–1374).
- Stockhausen, Johann Christoph, *Grundsätze wohleingerichteter Briefe. Zweyte Ausgabe*. Helmstädt, 1753 [E 1751], S.393–408: „Von Zueignungs- oder Dedicationschriften“.

LITERATUR ÜBER WIDMUNGEN UND ANDERE RAHMENSTÜCKE

- Barner, Wilfried, *Barockrhetorik, Untersuchungen zu ihren geschichtlichen Grundlagen*. Tübingen, 1970 (Widmungen: S. 227).
- Birt, Theodor, *Das antike Buchwesen in seinem Verhältniss zur Litteratur*. Berlin, 1882.
- Bohatcová, Funktion der Rahmenkompositionen im „wissenschaftlichen“ Buch des 17. Jahrhunderts. *Stadt, Schule, Uni-*

- versität, Buchwesen und die deutsche Literatur im 17. Jahrhundert*, hg. Schöne. München, 1976, S. 549–561.
- The Bookworm*, London, 1888, 1, S. 75, 150–153, 299, 311, 393–396. Articles: Fuller on dedications; “Curiosities of Dedications”; T. N. Postlewaite, Prefaces, Dedications etc.
- Breyll, Jutta, Dedikationen in Text und Bild. *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Bd. 2: Die Literatur des 17. Jahrhunderts, hg. Albert Meier, München, 1999, S. 255–265.
- Brown, Mary Elizabeth, *Dedications, An Anthology of the Forms used from the Earliest Days of Book-making to the Present Time*. New York, 1913.
- Deutsche Encyclopädie oder Allgemeines Real- Wörterbuch aller Künste und Wissenschaften*. 7. Bd., Frankfurt am Mayn, 1783, s. v. Dedication, S. 3.
- Dictionary of Dedications*, hg. Adrian Room. Bloomsbury, 1991 [E: 1990].
- Ehrenzeller, Hans, *Studien zur Romanvorrede von Grimmelshausen bis Jean Paul*. Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur, 16. Bern, 1955. Dazu Schöne, Albrecht, *Anzeiger für dt. Altertum und dt. Literatur* 70 (1957/58) S. 173–178.
- Faber du Faur, Curt von, Monarch, Patron and Poet. *The Germanic Review* 24 (1949), Widmungen: S. 249–264.
- Genette, Gérard, *Paratexte*. Frankfurt und New York, 1992 (Widmungen: S. 115–140).
- Geschichte des Deutschen Buchhandels*, hg. Hist. Kommission Leipzig. 4 Bde.
Bd. 1: Kapp, Friedrich, *Geschichte des deutschen Buchhandels bis in das siebzehnte Jahrhundert*. Leipzig, 1886 (Widmungen: S. 317–323).
- Göpfert, Herbert G., *Vom Autor zum Leser, Beiträge zur Geschichte des Buchwesens*. München, 1977 (Widmungen: S. 158 f.).

- Graefenhain, Rudolf, *De more libros dedicandi apud scriptores Graecos et Romanos obvio*. Diss. phil. Marburg, 1892.
- Grimm, Jacob und Wilhelm, *Deutsches Wörterbuch*, hg. Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Bd. 14, 1, 2, [E: 1893], Leipzig, 1984, Sp. 1413–1433 s. v. ‘widmen’ (Sp. 1427–1429: ‘jmdn ein buch widmen’).
- Haenny, Louis, *Schriftsteller und Buchhändler im alten Rom*. 2. Aufl., Leipzig, 1885. (Dedicationen: S. 115–117)
- Haferkorn, Hans J., Zur Entstehung der bürgerlich-literarischen Intelligenz und des Schriftstellers in Deutschland zwischen 1750 und 1800. *Literaturwissenschaft und Sozialwissenschaften* 3, hg. Bernd Lutz, Stuttgart, 1974, S. 113–275 (Widmungen: S. 163 f. und S. 206–212).
- Janus, M. Daniel Fridericus, *De fatis dedicationum librorvm, sive Von denen Zuschriften derer Gelehrten*. Diss. hist. et litt., Vitembergae, 1718.
- Klenz, Heinrich, Gelehrten-Kuriositäten III. *Zeitschrift für Bücherfreunde* NF 5, 1 (1913) S. 115–120 (‘Seltsame Dedikationen’).
- Leiner, Wolfgang, *Der Widmungsbrief in der französischen Literatur (1580–1715)*. Heidelberg, 1965.
- Lexikon des gesamten Buchwesens*, hg. Karl Löffler und Joachim Kirchner. 3 Bde. Berlin, 1935–37 (Dedikation: Bd. 1, S. 398, Widmungsvorreden: Bd. 3, S. 576 f.).
- Lexikon des gesamten Buchwesens*, 2. Aufl., hg. Severin Costen, Günther Pflug u. a., Bd. 1–5. Stuttgart, 1987–1999 (Schmitz, Wolfgang, Dedikation: Bd. 2, S. 236 f.).
- Moennighoff, Burkhard, *Goethes Gedichttitel*. Berlin und New York, 2000 (Die Widmung S. 35–37).
- Moennighoff, Burkhard, Paratexte. *Grundzüge der Literaturwissenschaft*, hg. H. L. Arnold und H. Detering. München, 1996, S. 349–356.
- Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft*, Neue Bearbeitung, hg. Georg Wissowa und Helmut Kroll. Bd.

- 1 ff., Stuttgart, 1894 ff.
- IV, 2, Stuttgart, 1901, Sp. 2356–59, s. v. Dedicatio (Wissowa)
- Reallexikon der Deutschen Literaturgeschichte*, 4 Bde. Bd. 1–3: hg. Werner Kohlschmidt und Wolfgang Mohr; Bd. 4: hg. Klaus Kanzog und Achim Masser. 2. Aufl., Berlin und New York, 1958–1984.
- Bd. 3, Widmungsgedicht (Gramsch), 1. Aufl., Berlin, 1966, S. 501–503.
- Bd. 4, Widmungsgedicht (I. Denneler), 1984, S. 871–885.
- Rees, J. Rogers, The Romance and Reality of Dedications. *Bibliographer*, October 1884, 6, S. 121–126.
- Riefstahl, Hermann, *Dichter und Publikum in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, dargestellt an der Geschichte der Vorrede*. Diss. phil. Frankfurt a. M., 1935.
- Ruppert, Johannes, *Quaestiones ad historiam dedicationis librorum pertinentes*. Diss. phil., Leipzig, 1911.
- Schlaffer, Hannelore, Vom Gelehrten und seiner Frau, Über Widmungen. *Akzente* 3 (1983) S. 280–285.
- Schottenloher, Karl, *Die Widmungsvorrede im Buch des 16. Jahrhunderts*. Reformationsgeschichtliche Studien und Texte, Heft 76/77, Münster, 1953.
- Schramm, Gabriele, *Untersuchungen zur Widmungsweise der schlesischen Dramatiker im 17. Jahrhundert*. Magister-Arbeit Göttingen, 1973 [masch.].
- [Schramm, Gabriele], Eine unwillkommene Widmung an Wieland. Hendrik van Doom, *Botschaft und Wandel, Rezeptionstheoretische und komparatistische Studien zu den deutsch-niederländischen Literaturbeziehungen*. Rijnhausen, 1982, S. 44–51.
- Steinhausen, Georg, *Geschichte des deutschen Briefes*, 1. Teil, Berlin, 1889; 2. Teil, Berlin, 1891 (Widmungen: S. 147–149).
- Tacke, Friedrich Peter, *Commentatio Historica et Literaria de Dedicatationibus Librorum*. Wolfenbüttel, 1733.
- Wagenknecht, Christian, Buchwesen und Literatur im 17. Jahr-

- hundert. *Stadt - Schule - Universität - Buchwesen und die deutsche Literatur im 17. Jahrhundert*. Barock-Symposion 1974 Wolfenbüttel, hg. Albrecht Schöne, München, 1976, S. 461–469.
- Wagenknecht, Christian, Das Taufen von Begriffen, Am Beispiel der Widmung, Zur Terminologie der Literaturwissenschaft. *Akten des IX. Germanistischen Symposions der Deutschen Forschungsgemeinschaft Würzburg 1986*, hg. Christian Wagenknecht. Stuttgart, 1988, S. 423–436.
- Welzig, Werner, Aspekte barocker Romanregister. *Stadt - Schule - Universität - Buchwesen und die deutsche Literatur im 17. Jahrhundert*. Barock-Symposion 1974 Wolfenbüttel, hg. Albrecht Schöne, München, 1976, S. 562–570.
- Zedler, Johann Heinrich, *Grosses vollständiges Universal Lexicon aller Wissenschaften und Künste, welche bißhero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden worden*. Halle und Leipzig,
Bd. 7, 1734, Sp. 384 s. v. Dedicatio.